This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

e7741.6

Harvard College Library

FROM THE

LUCY OSGOOD LEGACY.

"To purchase such books as shall be most needed for the College Library, so as best to promote the objects of the College."

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Lebenserinnerungen

von

Hermann Dalton.

I.

Aus der Jugendzeit. 1833—58.

Berlin
Verlag von Martin Warneck
1906.

Digitized by Google

~~III. 11591~~

C 7741.6

HARVARD COLLEGE
DEC 28 1907
LIBRARY.

Lucy Osgood fund
(2nd)

Digitized by Google

Dem guten Kameraden der Kindheit und Jugend

meiner einzigen Schwester

Frau General Emma Jungé geb. Dalton

zum siebenzigsten Geburtstag

16. September $\frac{1835}{1905.}$

Digitized by Google

Digitized by Google

Würde es sich um den Werdegang und die Wirksamkeit eines in seinem Berufe hervorragenden, für die Zeitgeschichte und das Leben der evangelischen Kirche bedeutenden, hochverdienten Mannes handeln, so wären die folgenden Blätter sicherlich ungeschrieben geblieben. Der Herr, der in seinem Reiche der Menschen Lebenslose nach seinem Willen fallen läßt, daß wir nur bekennen können: von Gottes Gnade bin ich, was ich bin, weiset dem einen, dem anderen seiner berufenen Knechte einen günstig gelegenen, weit vorgeschobenen Wachtposten an, an dem er ihn Zeuge sein läßt von fesselnden, vor seinen Augen sich abspielenden Vorgängen auf der Weltbühne und im zeitgeschichtlichen Leben der Kirche, vielleicht ihn auch an dem ihm gewiesenen Posten ein klein wenig zur Teilnahme heranzieht. Wem unter diesen Begünstigten von Jugend auf das lebensfrohe Auge für solche Zeugenschaft und ihre Wertung geöffnet und geschärft ist, den habe ich immer für verpflichtet gehalten, wessen er Zuschauer gewesen, dies in der friedevollen Stille des Alters den Zeitgenossen nicht vorzuenthalten. Erweist er sich als aufmerksamer, zuverlässiger Zeuge, dann wird er für den größeren oder kleineren Umkreis seiner Beobachtungen einem späten Geschichtsforscher voraussichtlich lebensvolleren, getreueren Stoff bieten, als er aus trockenen Chroniken und flüchtigen Tagesberichten oder selbst aus amtlichen Aktenstücken gewonnen werden kann. Solcher Verpflichtung versucht in den folgenden Blättern ein Freund der Geschichte nachzukommen, den sein Herr auf günstig gelegenen Posten gestellt und der seit Jahrzehnten die hohe Bedeutung von Lebenserinnerungen zu werten gelernt.

Warum aber der zögernde Schritt und lange Aufenthalt in Mitteilung, wie der begünstigte Wachtposten zu dem ihm bestimmten Dienste durch Kindheit und Jugend erzogen ward?

Digitized by Google

Nicht nur die Redseligkeit, um nicht zu sagen Geschwätzigkeit, des Alters hat über die gefügige Feder Gewalt gewonnen. Häufig habe ich in Lebenserinnerungen zumal von Theologen und Geistlichen schmerzlich vermißt, daß sie rasch über die innere Entwicklung zu dem, was sie geworden, hinweggeeilt, als ob sie die Fußspuren Gottes in ihrer frühesten Lebensführung nicht erfahren oder unbeachtet vergessen hätten. Und doch ist der Knabe der Vater des Mannes. Ein köstlich Ding ist am Abend eines reichen, vielbewegten Lebens, wenn das Auge rückwärts in das im blauen Duft der Ferne verschwimmende Paradies der Kindheit und in eine lichtverklärte goldene Jugendzeit schaut und nun „die schwankenden Gestalten nahen, die frühe einst dem Blicke sich gezeigt". Dem lockenden Zuge Halt zu gebieten und seinen Lichtgestalten zuzurufen: seid's gewesen!, fällt nicht jedem leicht. Es ruht sich so wohl in ihrer anheimelnden, holden Nähe; man sagt sich vielleicht nur allzu rasch, daß auch den anderen, fremden Leuten in ihrer verklärten Nähe wohl zu Mute werden müßte. Der in diesen Blättern seine Lebenserinnerungen mitteilt, den hat Gott in Kindheit und Jugend meist einsame Wege geführt; er hat auf ihnen frühe gelernt, sich von Natur und Geschichte als zwei guten Kameraden auf seiner Wanderschaft das Geleite geben zu lassen. Den bildenden Einfluß der umgebenden Natur auf des Menschen Gemüt habe ich zeitig genug erkannt, um seine heilsame Wirkung auf mich geschehen zu lassen. Schon dem Knaben wurde recht heimelig an einem gewiesenen Wohnorte erst dann, wenn seine Straßen und Häuser ihren steinernen Mund öffneten und die ganze beseelte Landschaft zu erzählen begann, wie die Geschichte, das Leben des Volkes in vergangenen guten und bösen Tagen durch sie hindurchgezogen und bleibende Spuren zurückgelassen, den gegenwärtigen Söhnen und Töchtern von Stadt und Land zur Kräftigung, zur Tröstung, zur Mahnung. So zurückgezogen auch das Leben des Knaben und Jünglings im Elternhaus und in der Schule war, fielen seine Tage doch zum Teil in eine bewegte Zeit, in der die Tagesgeschichte unseres Volkes durch die Straßen der Vaterstadt zog und auch den Knaben schon teilnehmend ergriff, was die Seele des Volkes in der Tiefe bewegte.

Digitized by Google

Was uns deutsche Jungen damals innerlich bewegte, habe ich möglichst lebensfrisch und wahrheitsgetreu wiederzugeben versucht, ebenso das Leben und Weben im Elternhaus, in der Kirche, den Schulen und auf den Hochschulen bis hin an die Schwelle, da der Kandidat an seinen fernen Vorposten geführet ward. Mir ist beim Blick auf die folgenden Blätter, als ob ich den Vorwurf zu hören bekäme, wie wenn tiefwurzelnde Ehrfurcht die trauten Gestalten in Haus und Familie, in Kirche und Schule in zu lichtverklärten Farben schildere. Mag sein und auch — meinetwegen. Wir Kinder sind frühe angehalten worden, nur an der Sonnenseite die Wohnung zu wählen. Es hauset sich da so licht, so warm, so lebensfroh, einerlei ob der Sonnenstrahl in eine bescheidene Dachkammer fällt oder in den behaglichen Wohnraum eines unteren Stockwerkes. Und warum sollten die auf der Sonnenseite geschauten lichten Farben dem Wesen von Land und Leuten nicht besser entsprechen, als wenn sie uns im Schatten und Dunkel stehen?

Doch nun auch genug der Vorrede und den Lebenserinnerungen ein Glückauf bei Antritt ihrer Wanderschaft, wer weiß wohin. Wo sie einen lieben, alten Kameraden und einstigen Weggenossen daheim, in der Vaterstadt und seinen Schulen und Kirchen, auf den Hochschulen antreffen, da mögen sie ihn herzlich grüßen und ihm zurufen: denkst du daran? Nicht wahr: wie war es doch schön?

Herrenalb im Schwarzwald. Villa Waldheim.
20. August 1905.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

1. Aus Vaters Junggesellenzeit 1

(Vater auf Freiers Füßen in Frankfurt am Main 1830 S. 1. — Seine Eltern und Geburt in England S. 7. — Als Knabe in den Vereinigten Staaten S. 9 — Seine Schulung in der Erziehungsanstalt des Rev. Cartwright in London S. 11. — Auf der Göttinger Hochschule 1801 S. 14. — Reisen durch Deutschland S. 17. — Seine Mündigkeitserklärung in Philadelphia S. 19. — Offizier und Gesandter bei der englischen Besitzergreifung des Kaplandes 1806 S. 20. — Reisen und Jagdzüge in Indien S. 23. — Teilnahme an der Schlacht bei Waterloo S. 25. — Reisen durch Europa und weiter nach Zentral-Amerika S. 26. — Rückreise durch China und Rußland S. 27. — Wieder nach Indien und von da nach Süd-Amerika S. 28. — Heimreise durch den Archipel der Freundschaftsinseln über Natal, die Azoren nach Frankreich 1829 S. 29).

2. Erste Lebensjahre 31

(Das junge Ehepaar in Weinheim S. 31. — Übersiedelung nach Offenbach S. 35. — Meine Geburt daselbst am 20. August 1833 S. 36. — Vaters Fabrikanlage und infolge davon Übersiedelung nach Frankfurt S. 40. — Früheste Erinnerung S. 43).

3. In Frankfurt am Main 46

(O du Heimatflur! S. 46. — Das Landschaftsbild von Frankfurt S. 48. — Der Taunus S. 50. — Die Stadt-Promenade S. 53. — Das Straßenbild der Stadt S. 55. — Blick vom Pfarrturm S. 60. — Weihnachten 1837 S. 61. — Grimms Kindermärchen S. 62. — Die Geschichte Josephs nach Bildern der „Klosterbrüder" in der Casa Bartholdy zu Rom S. 68. — Die Bibel S. 72.)

4. Bei den Großeltern in Waldfischbach 76

(Die Hinreise S. 76. — Waldfischbach S. 80. — Der Pfalz Einverleibung in Bayern S. 84. — Waldfischbach Kantons-Hauptort und Leben der dortigen Beamten S. 87. — Der Ortspastor und

Digitized by Google

das religiös-kirchliche Leben in der Pfalz vor 70 Jahren S. 89. — Großvater, Friedensrichter des Kantons, hat über seinen Großsohn zu Gericht zu sitzen S. 93. — Spiele und Spaziergänge in der Umgebung des Orts S. 96. — Familienkunde S. 99. — Mutters Geburt am 8. Februar 1810 S. 101. — Ihre Schulung in Waldfischbach S. 102. — Sie kommt zur weiteren Ausbildung zu ihrer Tante nach Frankfurt S. 103. — Verlobung und Heirat der Tante mit dem Stadtphysikus Dr. Holtzmann S. 103. — Das Frankfurter Schulwesen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts S. 106. — Die Weißfrauenschule S. 108. — Mutters Konfirmation S. 109. — Die Aufklärungszeit S. 110. — Mutters Einführung in die Gesellschaft S. 113. — Die Familie des Bürgermeisters Thomas S. 114, die des Bürgermeisters v. Meyer (Bibel-Meyer) S. 116. — Heimkehr nach Waldfischbach S. 123. — Zweiter Besuch in Frankfurt S. 125. — Unsere Rückkehr zu Vater nach Frankfurt S. 126).

5. Die frühesten Schulgänge 129

(Hey's Fabeln wecken die Lust am Lesenlernen S. 129. — Lenchen Schmidts Kleinkinderschule S. 130. — Nach vier Wochen genug gelernt S. 132. — In der Knabenschule von Geisow S. 133. — Der Religionslehrer Köhnlein S. 134. — Vater erzählt von seiner Begegnung mit Missionar van der Kemp S. 135. — Der Geisow'sche Spielplatz S. 138).

6. Vaters letzte Lebensjahre und Heimgang 141

(Der elterliche Briefschatz S. 141. — Vater besucht mit seinem Jungen eine Kunstreitergesellschaft. S. 144. — Neue Lebenspläne und Reise nach England S. 146. — Vermögensverlust S. 147. — Vaters Heimgang in der Sylvesternacht 1840 S. 149. — Gespensterfurcht und ihre Austreibung S. 151. — Mutter als Witwe S. 156).

7. Hassellaner 161

(Die Knabenerziehungsanstalt von Georg Hassel S. 161. — Ihre Bedeutung im Schulwesen Frankfurts S. 165. — Das Maifest S. 161. — Übergang ins Gymnasium S. 169. Der Phrenologe Scheve 170. — Der Deutschkatholik Ronge S. 171. — Die Wohnung in der Heuwage auf dem Roßmarkt S. 173).

8. Der Gymnasiast 177

(Das Frankfurter Gymnasium S. 177. — Aufnahme in der untersten Klasse und Professor Scholl S. 183. — Professor Guter-

Digitized by Google

mann S. 185. — Professor Kriegk S. 188. — Albert Hendschels früheſter Zeichnenverſuch in der Klaſſe S. 190. — Kleeblatts Schwimmanſtalt und Ernſt Mahners Abhärtungen S. 191. — Ravenſteins Turnanſtalt und ſeine Wanderung zu einer Knabenſchlacht auf dem Feldberg S. 193. — Die Erziehung zur Lebensſatzung: ich will Gottes Wille S. 198).

9. Das Jahr 1848 201

(Die letzte Feier des 18. Oktober in Frankfurt 1847 S. 201. — Die Bedeutung der Befreiungskriege auch für uns damalige deutſche Jungen S. 205. — Die Kunde von dem Aufſtand in Paris 1848 gelangt in die Vaterſtadt und auch zu uns Gymnaſiaſten S. 208. — Selbſt ſchwarz-rot-goldene Schulmappen S. 209. — Die Tage des Vorparlaments S. 211. — Die darauffolgenden der deutſchen Nationalverſammlung in der Paulskirche S. 213. — Unſer Haus an der Eſchenheimer Anlage S. 214. — Seine Mitbewohner: Kreisamtmann Heubner und Dietſch aus Sachſen S. 215, Paſtor Kotſchy aus öſterreichiſch Schleſien S. 217. — Der Malmöer Waffenſtillſtand und der Vorabend des 18. September auf der Pfingſtweide S. 221. — Der 18. September und was ich dabei erlebte (Lichnowsky, Auerswald) S. 222. Die auch uns Gymnaſiaſten merkbaren Folgen des verhängnisvollen Tages S. 226).

10. Die Konfirmation 229

(Spener führt die Konfirmation in Frankfurt ein S. 229. — Das Gepräge des Frankfurter Kirchenweſens und der beiden Brüder aus dem gemeinſamen Haus der Reformation S. 231. — Die veränderte Stellung der beiden evangeliſchen Kirchen ſeit dem zweiten Sakramentsſtreit S. 234. — Spener und ſeine collegia pietatis S. 235. — Auch in Frankfurt löſt der Rationalismus den Pietismus ab S. 236. — Die „Stillen im Lande“ und die „ſchönen Seelen“ S. 237. — Der humane Geiſt der Aufklärung bricht größerer Duldſamkeit die Bahn S. 238. — Die deutſch-reformierte Gemeinde S. 239. — Das Gemeindeleben der lutheriſchen Kirche S. 242. — Pfarrer Konrad Kirchner S. 243. — Der Konfirmandenunterricht bei ihm S. 249. — Die Konfirmation S. 252).

11. Die oberen Gymnaſialklaſſen 256

(Die drei Hauptfächer unſres humanen Gymnaſiums S. 256. Konrektor Schwenck S. 258. — Rektor Vömel S. 265. — Prorektor Rödiger S. 269. — Keine Reifeprüfung S. 273. — Häusliche Arbeiten und Vilmars Geſchichte der deutſchen National-

Digitized by Google

Literatur S. 276. — Fußwanderungen S. 283. — Abenteuer in Straßburg S. 287. — Feierliche Klassenversetzung und Schulentlassung S. 289. — Übergang zur Hochschule und der Schwester Verheiratung S. 293).

12. Auf der Hochschule in Marburg 299

(Marburger Landschaftsbild S. 299. — Der civis academicus tritt in keine Verbindung ein S. 304. — Die Marburger Hochschule S. 307. — Professor Henke S. 313. — Professor Gildemeister und Ranke S. 319. — Tholucks und Müllers Lehre von der Sünde S. 323. — Professor Thiersch S. 326. — Professor Vorländer und Zeller S. 331. — Karl Justi S. 335. — Studentenstreiche S. 343).

13. Auf der Hochschule in Berlin 350

(Durch Thüringen nach Dresden S. 350. — Ankunft in Berlin S. 354. — Wohnung in der Dorotheen- und Französischen Straße S. 355. — Wanderungen in der Stadt und ihrer Umgebung S. 359. — Die Berliner Hochschule S. 369. — Die theologische Fakultät S. 381. — Professor Nitzsch S. 382. — Professor Hengstenberg S. 386. — Nochmals Professor Nitzsch S. 388. — Professor Trendelenburg S. 399. — Die Studenten der Philosophie Teichmüller und Dilthey S. 402. — Die Studenten der Theologie Hohenthal und Findeisen S. 409. — Im alten und neuen Museum S. 416. — In den Liebig'schen Sinfoniekonzerten und Theaterbesuch S. 419. — Das sittliche Leben in der Berliner Studentenwelt S. 421. — Heimreise über Rügen und Hamburg S. 428).

14. Auf der Hochschule in Heidelberg 433

(Warum nach Heidelberg S. 433. — Alt-Heidelberg, du feine S. 437. — Die Hochschule S. 442. — Professor Rothe S. 447. — Professor Schenkel S. 452. — Michael Bernays S. 457. — Frau Henriette von Feuerbach S. 460).

15. Die Kandidatenzeit 467

(Frankfurter Kandidatenleben S. 467. — Die beiden Prüfungen S. 468. — Das Predigen S. 470. — Unterrichtserteilung S. 472. — Bibelkränzchen S. 476. — Literarisch-wissenschaftliches Kränzchen S. 480. — Missionar oder Pastor? S. 483. — Gottes Führung nach Petersburg 486).

Digitized by Google

1. Aus Vaters Junggesellenzeit.

Ende November 1830 hatte der Großbritannische Konsul bei der Stadt Frankfurt in seinem Landhause draußen vor der Gallus-Anlage unweit der Mainzer Landstraße (wo heute die Niedenau an die Westendstraße grenzt) eine größere Gesellschaft zu Ehren eines Engländers geladen, der vor kurzem von einer dritten Fahrt um die Welt nach Europa zurückgekehrt war. In jenen nun schon entlegenen Tagen war ein Reisender von so weit her eine seltene Erscheinung, zumal im deutschen Binnenland fern dem völkerverbindenden Meere. Was wir heute in Wochen ausrichten, dazu brauchten unsere Väter ebenso viele und mehr Monate. Die bei jener Fahrt benutzte Weltkarte mit Bleistifteintragungen hat sich erhalten und liegt mir vor. Am 1. November 1829 hatte der Reisende Callao, den Hafenplatz von Lima, der Hauptstadt Perus, verlassen. Westwärts den Lauf nehmend befand sich der Dreimaster am Weihnachtsabend im Archipel der Freundschafts-Inseln, vierzehn Tage später in der Torresstraße zwischen Neu-Holland und Neu-Guinea; seinen 47. Geburtstag (18. März) konnte unser Engländer auf der Höhe vor Natal feiern. Ohne Aufenthalt ging es um die Südspitze Afrikas. Mit günstigem Winde wurde am 20. April der Äquator gekreuzt; fünf Wochen später waren die Azoren erreicht, nach weiteren sechs Wochen betrat der Reisende an der französischen Küste das Land. Die Absicht war, den Winter in Paris zu verbringen. Unser Engländer traf in der Hauptstadt am Vorabend der Juli-Revolution (28. Juli) ein, eine ungünstige Zeit zum Ausruhen und Genießen dessen,

Digitized by Google

was Paris in Kunst und Wissenschaften zu bieten hatte. Ärgerlich verließ der Erholungsbedürftige alsbald die aufrührerische Stadt; nun sollte Brüssel gewähren, was Paris versagte.

Das Mißgeschick schien sich an die Fersen des Weltreisenden auf dem Festland zu heften. Und nun doch: was ihn jetzt so arg verdroß, hat er in späteren Jahren den Seinen als gütige Lebensführung Gottes gepriesen. Anderen Tages (28. August) nachdem er in Brüssel eingetroffen, brach auch da die blutige Revolution aus, die Belgien von dem Königreich der Niederlande loslöste und selbständig machte. Das aufgeregte Treiben konnte den Engländer, der seit langen Jahren dem politischen Treiben in Europa entfremdet war, nicht fesseln; mißmutig und verdrossen über die wiederholte Störung seiner Pläne verließ er die aufständige Stadt, nun willens, den Winter in seinem Vaterland in stiller Zurückgezogenheit zu verbringen. Auch die sollte ihm in der alten Heimat nicht werden. Kaum in London eingetroffen, wurde er schwer krank. Dem Wiedergenesenden, der die letzten Jahre in Tropenländern verbracht, rieten die Ärzte den Winteraufenthalt in dem feuchtkalten Nebellande entschieden ab; er selbst sehnte sich nach einem Lande voll Sonnenschein. Freunde hatten ihm von einem im Süden Italiens prächtig gelegenen Kloster erzählt, mit dem ein Hospiz verbunden sei, das für viel Geld und manches gute Wort seine gastfreundlichen Pforten auch andersgläubigen Fremden, zumal reichen, unverheirateten Engländern, selbst für jahrelangen Aufenthalt willig öffne, ohne die Ketzer in ihrem Leben und Glauben im geringsten zu behelligen. Wo solch' menschenfreundliches, weitherziges Kloster gelegen, habe ich nicht erfahren; sollte es noch bestehen, so werden heutzutage seine Pforten wohl fest verschlossen sein. Dahin stand nun mit heißem Verlangen der Sinn. Auf der Fahrt nach dem ersehnten Lande voll Sonnenschein war ein mehrtägiger Aufenthalt in Frankfurt am Main in Aussicht genommen. Kaum da eingetroffen, schien das alte Mißgeschick den geplagten Engländer wiederum heimsuchen zu wollen. Er war in dem damals als erstklassig gerühmten Gasthof der Stadt, im Pariser Hof am heutigen Schillerplatz, abgestiegen. Gleich in der folgenden Nacht weckt den müden Schläfer

Digitized by Google

gewaltiger Straßenlärm. Gegenüber schreit der Türmer von der Katharinenkirche ihm unverständliche Worte in die menschenleeren, kümmerlich nur erleuchteten Straßen; nah und fern läuten Kirchglocken Sturm. Nun ziehen auch schon Trommler durch die Gassen, hinter ihnen her ein von Minute zu Minute anschwellender, lärmender Haufe von Menschen, offenkundig in großer Aufregung. In den Nachbarhäusern tauchen hinter den Fenstern Gestalten in fragwürdigen Nachtgewändern auf; dort am sternenhellen Himmel im Osten ein flammenroter Widerschein: nach den durchlebten Ereignissen in Paris und Brüssel dem Fremden im Pariser Hof untrügliche Zeichen, daß nun auch hier am Sitze des deutschen Bundestages das Volk sich wie in Frankreich und Belgien wider das herrschende Regiment erhoben. Noch steht der Reisewagen bepackt unten im Hof; mißlaunig will der Engländer mitten in der Nacht die aufrührerische Stadt verlassen. Der herbeigerufene Wirt ist bemüht, ihn zu beruhigen. All der Lärm auf der Straße bedeute nichts anderes, als den schlafenden Bürgersleuten den Ausbruch eines Schadenfeuers vernehmlich zu melden und die freiwillige Feuerwehr an die ihnen zukommende Löscharbeit zu rufen. So blieb denn der Fremde, wie er beabsichtigt, ein paar Tage in Frankfurt und nahm an der ihm zu Ehren geladenen Gesellschaft bei dem englischen Konsul teil.

Zu den geladenen Gästen gehörte die früh verwitwete Medizinalrätin Holtzmann. Ende 1811 hatte sie den Arzt Dr. Johann Friedrich Holtzmann geheiratet, der, noch nicht 24 Jahre alt (geb. 1787), um seiner erprobten Tüchtigkeit willen bereits Stadtphysikus geworden war. Der Rückzug Napoleons mit seiner geschlagenen Armee aus Rußland, die Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1813 wurden in ihren Nachwirkungen verhängnißvoll für den jungen Stadtphysikus. Schon im Sommer, als die ersten versprengten, ungeordneten Haufen der großen Armee auf ihrer Flucht in die Heimat namenlos siech und elend durch den Ort zogen, der seit sieben Jahren die Hauptstadt des durch einen Machtspruch des Korsen zusammengeschweißten Großherzogtums Frankfurt geworden, hatten die Väter der Stadt fürsorglich draußen auf der Pfingstweide ein Barackenlager für kranke Soldaten aufrichten lassen,

Digitized by Google

das der Aufsicht des Stadtphysikus unterstellt war. Mit aufreibender Kraft, Tag und Nacht, waltete der Arzt seines schweren Amtes in einer Weise, daß, als am 31. Oktober 1813 Napoleon nach der für ihn siegreichen Schlacht bei Hanau seinen Einzug in Frankfurt hielt und der Oberstleutnant der städtischen Nationalgarde Aubin den Kaiser auf einem Umweg über die Pfingstweide geleitete, derselbe in dankbarer Regung über die seinen Soldaten gewordene Pflege der Stadt eine ihr zugedachte schier unerschwingliche Geldauflage erließ, und daß der Fürst-Primas des Großherzogtums, Dalberg, dem noch nicht sechsundzwanzigjährigen Leiter des Hospitals den Titel eines Medizinalrats verlieh. Nicht für lange. Im täglichen Kampf mit dem unter den Soldaten ausgebrochenen Typhus ward der Arzt von der ansteckenden Krankheit ergriffen und wie ein Held auf dem Schlachtfeld am 2. Dezember 1813 von dem schonungslosen Gegner dahingerafft. Ein paar Monate nach dem Tode des Mannes wurde die junge Frau zum erstenmale Mutter, büßte aber bald auch dies Andenken an eine kurze glückliche Ehe ein und blieb dann ein halbes Jahrhundert hindurch Witwe. Wohltuende Unterbrechung der langewährenden Einsamkeit war, als ihr eine in der Pfalz lebende Schwester die älteste Tochter Friederike, ihr „Fritzchen" (geb. 10. Februar 1810), für einige Jahre überließ, um in der Stadt dem hochbegabten Mädchen eine bessere Ausbildung zu geben, als sie das Landleben bietet; das erstemal zur Zeit der Konfirmation und nun wieder seit länger wie Jahresfrist.

Tante und Nichte hatten sich mit einander vortrefflich eingelebt; in dem kleinen, ausgewählten Kreise, mit dem die junge Witwe den früheren geselligen Verkehr fortsetzte, galten die beiden wie Mutter und Tochter. So verstand es sich von selbst, daß sie auch gemeinsam zu der Gesellschaft bei dem Konsul geladen waren. Und doch hätte beinahe nur die Tante daran teilgenommen. Am Morgen des Tages erklärte „Fritzchen", daß sie zu Hause bleiben werde. Ihr habe in der Nacht geträumt, sie sei in einer großen Gesellschaft gewesen, bei Tisch neben einen älteren, fremden Herrn zu sitzen gekommen und der habe dann um ihre Hand gefreit. Sie aber wollte noch nicht heiraten und auch keinen alten

Digitized by Google

Mann. Die Tante ließ den törichten Grund des Wegbleibens nicht gelten. „Träume seien Schäume." Sie beide wußten nicht, wer alle zu Gast in dem befreundeten Hause geladen, auch nicht, daß die Gesellschaft für einen weitgereisten Engländer gegeben wurde. „Fritzchen" mußte sich fügen und mitgehen. Nicht gering war ihre Verlegenheit, als der ihr vorgestellte Fremde, wie sie meinte, dem Traumbild ähnelte; mehr noch, als ihr bei der Mahlzeit ein Platz in seiner Nähe angewiesen wurde, so daß sie an der regen Unterhaltung teilnehmen konnte, die der Engländer in ihrer Muttersprache, und zwar in der wohllautenden norddeutschen Mundart, fast fließend führte. Was der ernste, schöne Mann von seinen Reisen und Erlebnissen erzählte, fesselte das verständige, wißbegierige Mädchen in hohem Grade. Den Tischnachbarn blieb nicht verborgen, daß die blühende deutsche Jungfrau mit ihrem reichen blonden Haare, mit den großen blauen Augen, der hochgewölbten Stirn, die auch den Kopf eines Mannes geziert hätte, einen Eindruck auf den fremden Gast zu machen schien. Wiederholt hatte er während dem Mahle die Rede an sie gerichtet und sich der treffenden Antworten gefreut. Auf beiden Seiten war der gewonnene günstige Eindruck ein bleibender. Der Engländer wußte es einzurichten, daß er mit der geistvollen Tischnachbarin und ihrer Tante in den nächsten Tagen da und dort zusammentraf, heute in der Familie des verstorbenen Medizinalrats Scherbius, morgen bei dem Oberst der Bürgerwehr von Ellroth Kaum eine Woche nach der Gesellschaft stand der Wagen aus London zur Abreise vor dem Pariser Hof, aber nicht, wie beabsichtigt gewesen, zur Fahrt über die Alpen nach Italien. Daran dachte unser Engländer jetzt nicht mehr; ein anderes Land voll Sonnenschein tauchte lockend vor seiner Seele auf. Gestern hatte er das beglückende Jawort von dem deutschen Mädchen erhalten und nun eilte er in die Pfalz, bei den Eltern der Braut um die Hand der Tochter zu werben. Er erhielt die Zusage von Vater und Mutter; sie waren willens, das Lebensglück ihrer erstgeborenen Tochter dem aus der Ferne gekommenen Mann anzuvertrauen, der versprach, seinen späten häuslichen Herd im deutschen Lande gründen zu wollen. Rasch wie er gekommen, fuhr der

Digitized by Google

Bräutigam zurück nach Frankfurt. Vier Wochen nach der ersten Begegnung in dem Landhause des Konsuls, am 23. Dezember 1830, wurde die Ehe des Brautpaares in der deutsch-reformierten Kirche vollzogen, in der wenige Jahre zuvor die Braut konfirmiert worden war. So eigen doch: 56 Jahre später hat der älteste Sohn des eben vermählten Paares einen Großsohn des Geistlichen getraut, der die Ehe eingesegnet, nicht in Frankfurt am Main, weit in der Ferne, in der Hauptstadt des russischen Reiches an der Newa!

Wir halten einen Augenblick in der Erzählung inne, um die beiden etwas näher kennen zu lernen, die am Tage vor der heiligen Weihnacht den lebenslangen und nach Gottes Führung doch nur kurzen Treubund mit einander geschlossen. Dem Auge unsichtbare geistige Fäden gehen von den Eltern über in das Seelenleben des Kindes. Nicht wenige von ihnen reißen früher oder später ab oder verschwinden in dem anders sich ausgestaltenden Gewebe des Mannes; einzelne aber treten unverkennbar in dem mälig zusammenschießenden, klar ausgeprägten „Muster" des Charakters zu Tage und weisen geheimnißvoll auf einen inneren Zusammenhang mit den Eltern als auf ein unveräußerliches Erbe von ihnen. Was Vater und Mutter erlebt, was dem Kinde davon in empfänglichen Jahren kund geworden, geht leise und unvermerkt neben ihm her und drückt bleibende Spuren in das noch weiche, nachgiebige Gemüt. Pietätvoll den Anfängen des Lebens nachgehend erkennt dann der Mann in dem einen, dem anderen Zug seines Wesens die holden Gestalten, die dem Knaben das früheste Geleite gegeben. So hat Goethe zu sagen und zu rühmen gewußt: Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, von Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren. Mein Vater war ungemein wortkarg und spröde in Mitteilungen aus einer zwar wechselreichen, oft abenteuerlichen, aber doch einsam verlebten Vergangenheit; selbst der in späten Jahren erst gewonnenen Lebensgefährtin gegenüber, die er lieb gehabt wie kein ander Wesen auf Erden. Nur ein paar zufällig erhaltene Briefe, einige Aufzeichnungen, die sich wie auseinander

Digitized by Google

gerissene Seiten eines Tagebuches lesen, füllen halbwegs die großen Lücken in den Erzählungen aus, die den Knaben einst so ungemein fesselten.

Lawrence Dalton (so schrieb er seinen Rufnamen bis zuletzt, als die deutsche Sprache ihm in Wort und Schrift seit Jahren bereits wie eine Muttersprache geläufig geworden) erblickte am 18. März 1783 in Bath, Somersetshire, das Licht der Welt. Als sein Vater im Anfang der siebenziger Jahre mit dem Regiment nach Nord-Amerika ging, hatte er für seine Familie einen Landsitz in dem malerisch am Avon gelegenen, damals vornehmsten und großartigsten Badeort Englands mit seinen schon den Römern bekannten warmen Heilquellen erworben. Ein Bildchen des Besitztums, von einer der kunstbegabten Töchter des Hauses gemalt, hat sich noch erhalten: mitten in einem großen Park, wie ihn der Engländer auf seinem Heimsitz liebt, steht das behagliche Haus, von dem ich nicht erfahren, ob der neue Besitzer es sich erst hat erbauen lassen oder bei dem Erwerb des schönen Anwesens bereits vorgefunden. Der prächtige Landsitz war lange der Familie eigen. Als 1830 der Weltreisende den Winter in Italien verbringen wollte, ist der mir vorliegende Paß noch von Bath ausgestellt. Das Knäblein war ein später Ankömmling im Hause. Die Eltern hatten 1763, am Ende des siebenjährigen Krieges geheiratet, seit mehr wie zehn Jahren war kein neuer Sprößling erschienen. Wie nahe berühren sich oft weit auseinander liegende Zeiten: 142 Jahre nach der Hochzeit der Großeltern schreibt der Enkel diese Zeilen. Der Vater entstammte einer altbritischen Familie, die ursprünglich in Irland ansässig, über Schottland, wo ein Zweig wohnen geblieben, nach England übergesiedelt war; er war höherer Offizier, entsinne ich mich recht, in einem der schottischen Regimenter, die vor Jahrzehnten unter Führung Marlboroughs auf dem Festlande reichen Kriegsruhm erworben. Die Mutter war deutscher Herkunft; ihr Vater, angesehener Leibarzt des Kurprinzen Georg II., war bei dessen Thronbesteigung aus seiner hannoverschen Heimat mit Weib und Kind nach England übergesiedelt, und hatte sich an dem neuen Ort seines Berufes in kurzer Zeit so völlig eingelebt, daß er den

Digitized by Google

Familiennamen ins Englische übersetzte, eine damals schon ärgerliche deutsche Untugend, die auch nach den großen, schönen Tagen von 1870 nicht völlig abgelegt ist. Das Regiment des Vaters wurde zu einer Zeit (vor 1775) in die amerikanischen Kolonien versetzt, da das Mutterland gern sah, wenn vermögende Söhne, auch unter den Offizieren, durch Erwerb größerer Ländereien in den mächtig aufblühenden Kolonien sich ansässig machten und damit das Band der Zusammengehörigkeit mit dem fernen Stammland fester zu verknüpfen halfen. Seit fast zweihundert Jahren waren diese Töchterkolonien über dem großen Meer zumeist von den wertvollsten Grundstoffen eines Staates besiedelt, von Männern mit ihren Familien, die um ihres bedrohten evangelischen Glaubens, um der ihnen angetasteten Gewissensfreiheit willen — eines Christen kostbarster Schatz — die Heimat dran gegeben. Sie hatten Neu-England gegründet und je länger je mehr zu einer Heimstätte und Hochburg staatlicher und kirchlicher Freiheit ausgestaltet; in aufquellender Lebenskraft wurden sie sich ihres selbständigen Vermögens bewußt. Der größten politischen Vorsicht, der zartesten Rücksichtnahme auf den wachsenden Unabhängigkeitssinn der Töchterkolonie hätte es zur Aufrechterhaltung des bisherigen losen Verbandes bedurft; in verhängnißvoller, kurzsichtiger Verblendung ließ es das Mutterland daran fehlen. Hervorragende Staatsmänner und Redner in England, wenn auch in der Minderheit, traten scharf und entschieden wider die verkehrten Maßregeln der Regierung gegenüber ihren Söhnen in Neu-England auf; ich denke neben vielen andern Zeugen an den bis zur Stunde unbekannt gebliebenen Verfasser der Juniusbriefe. Sie konnten das Verhängnis nicht aufhalten. Bald nach der Versetzung des Regimentes brach der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner aus (1775). Zum Teil mit schwerem Herzen, dadurch mit geschwächter Kraft nahmen diese Regimenter an dem anhebenden Kampfe teil; was im Mutterland Männer wie Lord Chatham Pitt und Fox als unerbittliche Rechtsanwälte der in die Ferne übergesiedelten Stammesgenossen vorbrachten, fand unter dort kämpfenden Offizieren warme Zustimmung, zumal unter denen, die durch Landbesitz wie zu Söhnen des Landes geworden, das für Freiheit und

Digitized by Google

Unabhängigkeit sein Leben unter Führung von Helden wie Washington und Franklin einsetzte. Noch vor Beendigung des acht Jahre dauernden Ringkampfes steckte Dalton seinen Säbel in die Scheide; er wollte und konnte nicht mehr wider die streiten, deren Rechten er im Lande zuzustimmen gelernt. Nach jahrelanger Abwesenheit kehrte er nach Alt-England und zu Weib und Kind zurück. Ein halbes Jahr nach seiner Heimkehr, im November 1782, wurde in den sog. Provisional-Artikeln die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Kolonien und ihre Loslösung von dem Mutterlande ausgesprochen; vier Monate später ward, wie erwähnt, Lawrence Dalton geboren, nach einer mehr wie zehnjährigen Pause das letzte Kind einer Ehe, der in den sechziger Jahren bereits ein Sohn und zwei Töchter entsprossen waren.

Nach dem Friedensschluß, durch den England seine unverkennbar zukunftreichsten Kolonien eingebüßt, nahm Dalton den alten Soldatenberuf nicht wieder auf. Die Vereinigten Staaten, in denen er Grundbesitzer geworden, hatten es ihm während der Zeit, da er drüben lebte, unwiderstehlich angetan. Nachdem er die älteren Kinder zur Vollendung ihrer Erziehung in der alten Heimat gut untergebracht, siedelte er mit der Frau und dem jüngstgeborenen Knäbchen in das durch jahrelangen Aufenthalt liebgewonnene Land, um sich der Verwaltung seines weit ausgedehnten Güterbesitzes zu widmen. Nicht mehr für lange; bereits nach zwei Jahren (1785) wurde er aus diesem Leben abgerufen. Den Verlust hat der Sohn bitter empfunden. Fünfzig Jahre später schildert er in einem zufällig erhaltenen Schreiben jene trübe Zeit. „Es war ein überaus großes Unglück, ein Verlust, der nicht zu ersetzen war und den ich am meisten in der Folge fühlen mußte, da ich während meiner großen Jugend väterlichen Rat am meisten bedurfte. Obgleich die amerikanischen Witterungsverhältnisse der Gesundheit meiner Mutter nicht zusagten, war sie doch zu bleiben genötigt, da mein Vater sein ganzes Vermögen dort angelegt hatte und es nicht ohne außerordentliche Verluste zurückgezogen werden konnte, was meine Mutter aus Liebe zu ihren Kindern nicht tun wollte. So war ihre Liebe zu uns die Quelle eines neuen Unglücks für mich; ich

Digitized by Google

verlor meine vortreffliche Mutter, ehe ich das zehnte Jahr erreicht hatte. Schwerere Heimsuchung kann Kinder nicht befallen, als ihre Eltern frühe zu verlieren; um so schwerere, wenn diese mit vorzüglichem Herz und Geist begabt gewesen, wie es bei den meinigen der Fall war." Die Hut und Erziehung des Knaben blieb Vormündern im Lande überlassen. Bis dahin hatte der Knabe die Unterweisung im Lesen, Schreiben und Rechnen zu Hause unter den Augen der Mutter erhalten, zum großen Teil auf dem einsamen Gute, wo weit und breit keine Schule, von ihr selbst. Nach ihrem Heimgang wurde der enge Kreis des Wissens kaum mehr erweitert. Der begabte und wißbegierige Junge war inbetreff des Lernens meist auf sich selbst angewiesen; wo er eines ihm einigermaßen verständlichen Buches habhaft werden konnte, machte er sich mit Gier darüber her, am liebsten in ungeordneter Weise über Reisebeschreibungen, Robinsonaden und dergleichen. Mit zwölf Jahren war er ein wilder Reiter, leidenschaftlich der Jagd ergeben, ein vorzüglich guter Schütze, von stahlharter Gesundheit, dem Wind und Wetter und auch keine Entbehrungen etwas antun konnten: der richtige, ungebändigte amerikanische Junge jener Tage.[1])

---

1) Als nach vielen Jahren sein Sohn die „Lederstrumpf-Erzählungen" in die Hand bekam, wehte ihm aus diesem fesselnden Knabenbuch etwas wie Heimatluft entgegen; die hatte er aus den Erzählungen des Vaters einst eingeatmet. Eine davon aus dem Jahre 1795 hat den kleinen Jungen besonders gefesselt; sie sei hier wie aus des Vaters Mund im Wortlaut mitgeteilt. Nach seinem Tode fand sie sich in dem Briefe an einen Freund aus dem Jahre 1833 ausführlich niedergeschrieben.

„Ich war mit mehreren Leuten vom väterlichen Gute auf der Jagd, die sehr glücklich gewesen und schon zwei Tage gedauert hatte; viel Wildbret war erlegt. Mit meiner doppelläufigen Flinte hatte ich ein sehr schönes Tier angeschossen; es schweißte stark; meine zwei Hunde verfolgten die Spur, ich rasch hinterher. Mehr wie einmal kam ich auf Schußweite, aber doch nicht nahe genug, um loszudrücken. So ging es weiter, immer tiefer in den Wald hinein; ich dachte an nichts als an das Tier und trieb die Hunde zum Verfolgen an. Auf einmal sank ich bis zur Hüfte in die Erde. Dies brachte mich zur Besinnung: ich stak beinahe fest und hatte nur noch meine Arme frei, mein Gewehr war auf einige Schritte vor mir gefallen, das Bellen der Hunde kam jeden Augenblick aus größerer Ferne

Digitized by Google

So konnte es nun doch nicht fortgehen. Als der wilde Junge vierzehn Jahre geworden, sandten ihn — und zwar allein — die Vormünder nach England, um dort in einer tüchtigen Schule nachzuholen, was in Amerika versäumt worden war.

---

zu mir herüber. Der Tag fing an sich zu neigen; ein fühlbares, schmerzliches Herzklopfen bemächtigte sich meiner, doch sah ich ein, daß keine Zeit zu verlieren sei. Mit aller Kraft, die ich besaß, fing ich an die Erde vor mir wegzuräumen; nach großer Anstrengung gelang es, die Füße mit Verlust meiner Schuhe frei zu bekommen. Es war ganz dunkel geworden. Nun war die erste Sorge, meine Flinte wieder zu finden. Dann fing ich an recht herzlich zu weinen. Wie dies kam, weiß ich nicht, denn weinen ist nie viel meine Sache gewesen; aber ich erinnere mich sehr wohl, daß es lange währte, ehe ich meine Gedanken zur Überlegung sammeln konnte. Es war nicht das erste Mal, daß ich mich verirrt hatte; aber von meiner Ermüdung und der tiefen Nacht schloß ich, daß ich sehr weit entfernt von meinen Freunden sein mußte und war gewiß, daß keine menschliche Wohnung in der Nähe war; denn in der Richtung, die unsere Jagd genommen, waren uns nur wilde Tiere begegnet. Alles, was ich mir in dem Augenblick wünschte, war, die Hunde bei mir zu haben; denn ich fühlte mich sehr verlassen. Ich schoß deshalb meine Flinte ein paarmal ab und war nach einer halben Stunde so glücklich, einen Hund bei mir zu haben; kurz danach kam auch der andere; sie schienen so froh wie ich; ihre liebkosenden Sprünge überzeugten mich davon. Es war zu dunkel, um ein Nachtlager zuzubereiten; die Moskitos plagten mich fürchterlich, besonders an den Füßen. Feuer konnte ich keins anmachen, da es mir an trocknem Holze mangelte; sehen konnte ich es nicht. Von wilden Tieren hatte ich nichts zu fürchten und da ich in steter Bewegung war, um mit Baumzweigen die Stechmücken wegzujagen, so war auch keine Gefahr, daß Schlangen herankriegen würden. Endlich brach der langersehnte Tag an. Mein erstes Geschäft war, nach meinen verlorenen Schuhen zu suchen; mit vieler Mühe gelang es mir, sie mit den Händen aus der Erde zu kratzen. Ein nagender Hunger machte sich geltend; glücklicherweise war noch etwas Fleisch und Brot in meiner Jagdtasche. Ich machte mich gleich darüber her; doch mußte ich das wenige mit meinen Hunden teilen; die armen Tiere sahen mit solchem Verlangen mich an. Jetzt war es nötig, den Weg zu meinen Freunden zu finden. Keine Kleinigkeit: kein Weg, kein Fußpfad half mir, ein stark bewachsener Wald umgab mich, wo nur bisweilen die Sonne mit ihren Strahlen durchbrechen konnte und das war beinahe der einzige Wegweiser, den ich hatte. Hier und dort zeigte mir das Gesträuch, wo ich den Abend durchgebrochen war; dies verfolgte ich, ohne auf vieles Wild, welches sich mir zeigte, zu achten. Hunger und Durst fingen an mich ernstlich zu plagen; doch setzte ich bis spät am Nachmittag meinen Marsch fort. Wenn

Digitized by Google

Fremd kam der Waise in seiner Vaterstadt London an, in der er noch nie früher gewesen; auch von den Seinigen traf er niemanden in der großen Stadt an. Sein einziger Bruder war vor ein paar Jahren als junger tapferer Offizier in den Koalitions-

---

sich mir ein unbedeutender Bach zeigte, warf ich mich ermüdet nieder und konnte den Durst stillen, hatte aber nichts zu essen. Auch da kam Hilfe. Ein Zug wilder welscher Hähne kam auf einen nahen Baum zur Rast; sobald ich sah, daß sie fest saßen, schlug ich mich heran und zwei Schüsse mit meiner Flinte brachten drei schöne Tiere herunter. Nun hatte ich vollauf meinen Hunger zu befriedigen. Feuer war bald gemacht, trocken Holz war in Überfluß und in Amerika hat jeder Jäger gutes Feuerzeug bei sich, da sie oft Nachts im Walde zubringen, wo Feuer unumgänglich nötig ist. Die Vögel waren bald abgezogen; ein Teil des jüngsten Tieres an den Ladestock der Flinte gesteckt und über Kohlen zum Braten gehalten. Meine Hunde machten weniger Umstände und vertilgten gierig den alten Hahn. Nachdem der Hunger gestillt, fand ich den Tag so weit vorgerückt und mich selbst zu ermüdet, um weiter zu gehen; ich suchte deshalb Reiser und Gesträuch zusammen und bereitete mir ein Lager auf der Rauchseite des Feuers, wo ich bald einschlief. Nach einigen Stunden erwachte ich in der vollen Überzeugung, Flintenschüsse gehört zu haben. Diese erwiderte ich so schnell als möglich und wartete dann mit der gespanntesten Aufmerksamkeit; aber nichts ließ sich hören als das verworrene Geschrei unzählig vieler, plötzlich durch meine Schüsse aufgeweckter Tiere. Jetzt in dunkler Nacht erschien mir meine Lage doch unangenehm, so sehr, daß ich nicht weiter schlafen konnte; ich nahm mir vor, den nächsten Tag alle meine Kräfte aufzubieten, um wieder zu meinen Freunden zu kommen. Darum bereitete ich am Feuer das übrig gebliebene Teil meines Wildbrets, damit ich ohne Unterlaß mich fortbewegen konnte, sobald es Tag war. Dies geschah, nur fand ich es schwieriger, meinen vorigen Weg zu verfolgen; es gehörte das geübte Auge eines jungen Jägers dazu, der in Amerikas Wäldern sozusagen aufgewachsen war. Endlich war ich überzeugt, daß Menschen nicht sehr weit sein könnten; denn ich hörte genau mehrere Schüsse, die ich rasch erwiderte. Ungefähr eine Stunde danach sah ich zu meiner unendlichen Freude ein paar unserer Nachbarn, die mit anderen schon den ganzen Tag nach mir gesucht hatten, da man nicht begreifen konnte, was aus mir geworden, nachdem weder ich noch meine Hunde erschienen waren. Man fing an zu fürchten, daß ich Rothäuten in die Hände gefallen wäre, die, wie man behauptete, sich einzeln gezeigt hatten. Mein Wiederfinden wurde auf echt amerikanische Weise gefeiert: ich wurde ausgescholten wegen der um meinetwillen verschwendeten vielen Schüsse Pulver.

Digitized by Google

kriegen wider Frankreich und Belgien gestorben; die beiden Schwestern waren außerhalb Englands verheiratet. Der aus Amerika in der alten Heimat plötzlich aufgetauchte Bruder war ihnen völlig entfremdet; andere Verwandte fanden sich nicht mehr in London vor. Dalton kam in die beste und angesehenste Erziehungsanstalt der Hauptstadt, in das große Institut des Rev. D. Cartwright; da aber nicht unter Altersgenosse, sondern wegen seiner arg vernachlässigten Schulung, er, der große, stämmige Junge von vierzehn Jahren, in die unterste Klasse zu 9 und 10jährigen Knaben. Eine Zeitlang hielt der vereinsamte Bursche, der sich den Neckereien und Spottreden der älteren Mitschüler ausgesetzt sah, an sich und kämpfte seinen Unmut nieder; da die Jungen aber frecher und frecher wurden, und nun gar als er sie zur Ruhe verwies, ihn höhnten: hear the damned Yankee crow, da packte er die beiden ärgsten Schreier und rieb ihnen die Köpfe so zusammen, daß sie heulend und blutend davon liefen. Nun machte sich der tüchtigste Boxer unter den Zöglingen an den Amerikaner, der von diesem damals auch unter Schulknaben in England beliebten Ringkampf nichts verstand. Wuchtig traf ihn der erste Faustschlag ins Gesicht. Er wäre wohl unterlegen, wenn er nicht, blutüberströmt, den Gegner beim zweiten Ausfall mit beiden Armen wie mit eisernen Klammern umfaßt, hochgehoben und zum Zeichen seines Sieges über ihn mit dem Rücken platt auf den Erdboden gelegt. Fortan wagte kein Mitschüler mehr, selbst nicht mit Worten, den überlegenen „Amerikaner“ anzutasten. Nach den strengen Schulgesetzen erhielt auch der Sieger für seine Selbsthülfe drei Tage Dunkelkammer bei Wasser und Brod, eine für die Folgezeit entscheidungsvolle Haft. Viele Jahre später schreibt Dalton über diesen Vorfall einem Freunde: „Von diesen drei Tagen rechne ich den ersten bedeutsamen Einschnitt in mein Leben. Ich hatte Zeit genug, meine Lage zu überlegen und danke heute noch dem gütigen, allmächtigen Gott, daß er mir in der bitteren Einsamkeit Gefühle eingab, die mich auf den richtigen Weg leiteten. Ich sah ein, daß ich verhöhnt und verspottet wurde, weil ich so sehr in Kenntnissen zurück war; dies erschien mir so klar, daß ich mir fest vornahm, den ersten Augenblick der Frei-

Digitized by Google

heit zu benutzen, um unserem würdigen Lehrer, Rev. Cartwright, mein Herz auszuschütten, ihn um seine Hilfe zu bitten und bestimmt jeden Augenblick anzuwenden, die verlorene Lernzeit wieder zu gewinnen. Endlich kam ich wieder ans Licht. Ich bat, vor den Direktor gebracht zu werden und ersuchte ihn, mir meinen Ungehorsam zu verzeihen. Ich hätte lange den Spott über mangelnde Kenntnisse ertragen; nur die oft wiederholten Worte „damned Yankee" hätten mich gereizt, da ich kein Amerikaner und erst recht nicht ein verfluchter Yankee sei. Ich bat ihn, Geduld mit mir zu haben; ich sähe ein, wieviel ich im Vergleich mit anderen Schülern zurück sei, daß ich allen Fleiß anwenden wolle, sie einzuholen. Ich hätte niemals ordentliche Lehrer gehabt, sei so unglücklich gewesen, früh meine guten Eltern zu verlieren. Nach ihrem Tode habe sich kein Mensch um mich recht bekümmert. Alles dies sagte ich unter vielen bitteren Tränen. Der würdige Mann schloß mich in seine Arme. „Poor fellow!" wiederholte er drei-, viermal mit einem Ausdruck des Mitleids, der noch jetzt nach 36 Jahren in meinem Herzen widerhallt."

Der „arme Junge" hielt mit seinem Versprechen Wort. Mit Hilfe von Privatlehrern, mehr noch mit eisernem Fleiße gelang ihm, auch dank seiner großen Begabung, in 28 Monaten die Altersgenossen einzuholen, mit siebzehn Jahren als der tüchtigsten Schüler einer das Reifezeugnis zu erhalten. Ein Lebensplan war gefaßt. Sein Vermögen gestattete die Erfüllung eines von früh auf gehegten Wunsches: in freier, ungebundener Selbständigkeit, von keinem Berufe daheim festgehalten, die weite, weite Welt zu durchziehen, Land und Leute allüberall auf der Erde kennen zu lernen. Nachdem er zunächst während Jahresfrist die Heimat, old merry England, bis hoch hinauf in die fesselnden schottischen Hochlande durchzogen, begab sich der 18jährige Jüngling (1801) auf eine deutsche Hochschule, sich für die geplanten ausgedehnten Weltreisen wissenschaftlich vorzubereiten, zumal um sich einige ärztliche Kenntnisse für den Notfall in entlegenen Gegenden zu erwerben. Die Wahl der Universität konnte auch einem Engländer jener Tage nicht schwer fallen. Göttingen, in den hannöverschen Erblanden des regierenden Königs Georg III. gelegen, wurde

Digitized by Google

halbwegs als Landeshochschule angesehen, dem jungen Engländer noch besonders wert als die Heimat der unvergeßlichen Mutter. Mehr noch zog ihn der wohlbegründete Ruf der damals in voller Blüte stehenden Georgia Augusta an. 1737 nach dem Muster von Halle gegründet und eingerichtet, war ihre ursprüngliche Verfassung mit einer wenn auch nur bescheidenen Selbstverwaltung noch unangetastet (bis 1821); erst ein Jahr nach dem Abgang Daltons kam auch sie unter französisch-preußisch-westfälische Fremdherrschaft (1804).

Göttingen, das kleine Landstädtchen mit seinen einschließlich der Studenten etwa 8000 Einwohnern, durchlebte noch seine große Zeit. Hervorragende, weltweit berühmte Gelehrte in allen Fakultäten hatten diese Zeit heraufgeführt und durch Jahrzehnte bewahrt. In erster Linie hat unsren Engländer Blumenbach nach Göttingen gezogen, der bedeutende Naturforscher und Begründer unserer modernen Anthropologie, der in seiner Naturgeschichte Stein-, Pflanzen- und Tierkunde umfaßte und den angehenden Weltreisenden durch seine ausgedehnte Menschen- und Völkerkunde ganz besonders fesselte. Neben ihm wurden eifrig die Vorlesungen von Professor Richter besucht, damals dem berühmtesten deutschen Chirurgen, der in seinem Bestreben, die noch schroff geschiedenen Zweige der Chirurgie und Heilkunde inniger zu verbinden, auch über Gesundheits- und Krankheitslehre (Diätetik und Pathologie) Vorlesungen hielt und schon 1780 ein Krankenhaus mit 15 Betten gegründet hatte, in welchem er seine jungen Zuhörer zu praktischen Arbeiten heranzog und darin ausbildete. Nicht auf naturwissenschaftliche und ärztliche Vorlesungen beschränkte Dalton seine eifrigen Studien auf der deutschen Hochschule. Bei dem gefeierten Martens hörte er Natur- und Völkerrecht, bei dem trotz seiner damals 73 Jahre noch mit voller, anregender Hingabe auch in den Vorträgen tätigen Heyne Altertumswissenschaft. Der gepriesene Geschichtsforscher Gatterer, der auch die physische Erdkunde in den Kreis seiner Studien gezogen, war vor drei Jahren (1799) gestorben, das von ihm gegründete historische Institut noch nicht im Gange. Einen gewissen Ersatz bot aber Dalton die fleißig benutzte Bücherei der Hochschule, die besonders durch den

Digitized by Google

Reichtum ihrer geschichtlichen Werke auf allen Gebieten weithin in hohem Ansehen stand. Erholung suchte und fand der wißbegierige Engländer in den ihm willig geöffneten Häusern der Professoren, zumal in den Familien Blumenbach und Heyne, die beide mit Töchtern des um das Aufblühen der Hochschule hochverdienten Brandes (gest. 1791) verheiratet waren, der in seiner Jugend einen unehelichen Sohn Georg II. (den späteren Feldmarschall v. Wallmoden) als Erzieher auf ausgedehnten Reisen begleitet hatte. In späten Jahren rühmte Dalton seiner Lebensgefährtin den Reichtum von Geist und Bildung, der in den Professorenkreisen Göttingens und auch unter ihren Frauen vorhanden war. Noch ging zu seiner Zeit, wie er erzählte, in dem gesellschaftlichen und häuslichen Leben dieser Gelehrten der Geist um, den einst Professorentöchter wie Therese Heyne, die Gemahlin Forsters, und Karoline Michaelis, des berühmten Orientalisten hochbegabte Tochter, die Aug. Wilh. Schlegel und später Schelling geheiratet, um sich zu verbreiten verstanden.

Für einen näheren Verkehr mit den zahlreichen Söhnen der alma mater fehlte unserem Engländer die Zeit, noch mehr die Lust. Von den zwei unterschiedlichen damaligen Studentenverbindungen waren in Göttingen die älteren „Landsmannschaften" von den beiden vorhandenen „Orden" stark in den Hintergrund gedrängt: dem „Konstantistenorden" und dem „Orden der schwarzen Brüder". Beide Orden erstrebten die Pflege einer akademischen und über das akademische Leben hinausreichenden werktätigen Freundschaft, beide waren nicht frei von freimaurerischen Formen. So geschah bei dem Konstantistenorden (F. C. C.: Fratres Conjunctae Concordiae) die feierliche Aufnahme vor einem schwarzbehangenen, mit zwei blanken Schlägern belegten Tisch; der Aufzunehmende mußte einen heiligen Eid ablegen, auch der Verschwiegenheit, auch der Vereinigung für das ganze Leben „beständig" (constans) angehören zu wollen. Man war bei der Aufnahme wählerisch; eine einzige Gegenstimme genügte zum Ausschluß. Trotzdem Dalton in späteren Jahren eifriger Freimaurer wurde, blieb er während seines Studienjahres den beiden Studentenorden fern; was er von ihnen sah und hörte, stieß ihn ab. „Ihre Raufereien" — so

Digitized by Google

erzählt er —, wie sie ihre Duelle mit Stahlkörben an den Schlägern und Stulphandschuhen von Büffelleder nannten, waren von wenig Bedeutung und nur deshalb gefährlich und tadelnswert, weil sie die Studenten zu oft vom Studieren abhielten. Ein sogen. Duell brachte immer eine Störung von ein paar Tagen hervor, die gewiß besser hätten angewandt werden können. Überhaupt schien mir der Ton unter den Studenten nicht der beste. Nur wenige kamen in die Gesellschaften der Professoren; es war ihnen lieber, Weende, Grohne und andere Dörfer zu besuchen und ihre Zeit dort — was Dalton von Jugend auf lebenslang ein Greuel gewesen — im Trinken, Rauchen und Hazardspielen zu vertreiben, als ihre Sitten und Gefühle in der nur Heil bringenden Gesellschaft gebildeter Frauen zu veredeln."

Das Jahr in Göttingen ging rasch vorüber. Dalton beschloß, die Zeit vor seiner Volljährigkeit noch in Deutschland zu verbringen. Er zog durch Westfalen, Ober- und Niedersachsen, Schlesien bis weit nach Österreich hinein. Kein Ort machte einen tieferen Eindruck auf ihn wie Sanssouci, die Wohnstätte Friedrich des Großen. „Mit Schauder der Wehmut und höchsten Bewunderung" — hat er in seinen erhaltenen Reisebericht eingetragen, auch noch seinem kleinen Jungen davon erzählt — „betrat ich das Zimmer, wo Friedrich II., König von Preußen, gestorben war; die Geschichte nennt ihn Friedrich den Großen oder — und mit mehr Recht — Friedrich den Einzigen. Ich erinnere mich als wäre es gestern, wie ich im Anfang des Jahres 1787 in Amerika geweint habe, als die Nachricht von dem Tode dieses Monarchen in unsere Wälder drang.[1]) Ich als vierjähriger Knabe konnte natürlich zu der Zeit nicht urteilen, welch' ein großer Mann die Welt verlassen. Aber in unserer Nähe lebten zwei deutsche

1) Der König war bereits am 17. August 1786 gestorben; Monate vergingen, bis die Kunde in die fernen Urwälder gelangte. — Die Stelle ist hier als fesselnder Beleg mitgeteilt, wie weit der Riesenschatten dieses Königs schon im 18. Jahrhundert fiel. Sinnig und schön ist, daß den späten Söhnen dieser Deutschen aus dem siebenjährigen Kriege und auch der bewundernden, in Amerika angesiedelten Engländer das Standbild dieses von aller Welt gefeierten Helden von dem Kaiser aus dem Hohenzollernhaus unter die Augen gestellt ist.

Digitized by Google

Familienväter, die unter seiner Fahne den siebenjährigen Krieg mitgemacht und mit Leib und Seele an ihm hingen. Alle ihre Ideen, Gespräche drehten sich um diesen einzigen Gegenstand; unerschöpflich waren sie in Erzählungen über ihn und so oft sie sich auch wiederholen mochten, hörte ich ihnen doch immer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. So lernte ich von meiner frühesten Kindheit diesen Feldherrn und König, „Vater Fritz", bewundern; mein größter Wunsch war, an seinem Grabe beten zu können. Ich habe seit der Zeit einen großen Teil der preußischen Staaten durchreist; in allen Orten, in Palästen wie in der Hütte, in Städten wie in dem kleinsten Dorfe fand ich das Bild dieses einzig großen Mannes; Liebe, Bewunderung und wahre Anhänglichkeit sprach wie aus einem Munde und einem Herzen." Fesselnd ist, was der begeisterte junge Engländer in späteren Jahren über seinen Helden im Vergleich mit Napoleon, wider den er selbst in der Schlacht bei Waterloo gekämpft, sagt: „In unseren Zeiten (1839) habe ich gehört, wie man diesen König mit Bonaparte verglichen hat. Daß beide Kriege geführt und viele Schlachten geliefert haben, ist wahr; dies ist der einzige Punkt, an dem eine nur gezwungene Ähnlichkeit stattfindet; sobald man die Mittel untersucht, die beiden zu Gebote standen, hört jeder Vergleich auf. Friedrich erscheint als unendlich groß, der andere bloß als glücklicher Feldherr. Jener befand sich zu Anfang seiner Regierung an der Spitze eines kleinen, zerstückelten Staates von kaum einer Million Menschen ohne bedeutende Bundesgenossen; er kämpfte siegreich gegen ein beinahe verbündetes Europa. Der Franzosenheld focht siegreich gegen einzelne Staaten, wenn viele Nationen seiner Fahne folgten und mußte doch endlich fliehen. Bonaparte fand sich an der Spitze eines mächtigen Reiches mit 40 Millionen Menschen, welches in allen Ländern geistig Verbündete zählte, die gefährlichsten für andere Staaten, wenn richtig geleitet. Aber hier zeigt sich der große Unterschied zwischen beiden Männern. Bonaparte stand unter dem Geist seiner Zeit; er glaubte ihn beherrschen zu können, verstand ihn aber nicht zu lenken; er versuchte ihm zu widerstehen und wurde vernichtet. Friedrich der Einzige erschien und handelte erhaben über den Geist seiner Zeit;

Digitized by Google

er leitete diesen durch Worte und Taten; er eröffnete den Weg, auf dem die Welt fortschreiten mußte und ward so die Ursache, die Bonaparte stürzte. Die Bewunderer des letzteren sagen viel über die großartigen Unternehmungen, die er in Frankreich ausgeführt hat; was war es aber mehr als was der fortschreitende Geist der Zeit forderte und auch ohne ihn ausgeführt haben würde? Hat er Frankreich bevölkert? Hat er unfruchtbare Gegenden bewohnbar gemacht? Sind Handel und Fabriken (außer Runkelrüben) durch ihn befördert? Hat er Städte wieder aufgebaut, die durch den Krieg zerstört waren? Hat er Provinzen oder Gebieten, die durch seine Kriege gelitten, Geldauflagen oder Warenlieferungen erlassen?"

Als die Zeit der Mündigkeitserklärung herangekommen war — nun gerade vor einem Jahrhundert — reiste Dalton über Husum und England nach Philadelphia, von den Vormündern Rechnungsablage und Aushändigung seines Vermögens zu fordern; die Geschwister waren schon früher nach dem Heimgang der Mutter abgefunden worden. Er ist nicht gut auf die Amerikaner und insbesondere auf die jahrelangen Haushalter seines reichen Erbes zu sprechen. „Es waren eingefleischte Nordamerikaner (das Land der sogen. alles beglückenden Freiheit und Gleichheit), die die Rechnungen aufgestellt. Sie schienen gewetteifert zu haben, wer von ihnen den Ruf des geistreichsten Mannes haben sollte, so war mein Vermögen unter ihren Händen zusammengeschmolzen. Gott sei Dank, mir blieb noch genug, um als freier, unabhängiger Mann das mir gesteckte Ziel zu erreichen und die Welt zu durchwandern." Leider — so fügen wir hinzu — zu viel, um nicht genötigt zu sein, in einem geordneten Lebensberuf die unleugbar große Begabung im Dienst und zum Besten der Mitmenschen zu verwerten. Nachdem Dalton Herr seines Vermögens geworden, hielt es den jungen Mann nicht mehr lange in dem Lande. Er suchte die Gegenden auf, in denen er die ersten glücklich zufriedenen Kinderjahre unter den Augen der Mutter verlebt: wie war das alles verändert! Kaum erkannte er die Landschaft und die Menschen wieder, kaum wurde er wieder erkannt. Darum fort aus dem

Digitized by Google

ihn nicht fesselnden Land seiner Kindheit; darum in seinem kurzen Leben nun schon zum vierten Male über das große Meer und zurück nach Europa!

Ein Plan war gefaßt. Vor dem Antritt der beabsichtigten großen Weltreisen und wie zur besseren Ausrüstung für sie wollte Dalton zunächst während ein paar Jahren Europa kennen lernen. Er hatte außer der Heimat nur Deutschland bereist; Frankreich, Spanien, Italien, die anderen Kulturstaaten waren ihm noch fremd geblieben. Aber es kam doch anders. Kaum in London gelandet, berichteten ihm Freunde, daß die Regierung eine Kriegsflotte ausrüste; wohin, sei noch ein streng gewahrtes Geheimnis, jedenfalls in ein fernes Land und nach der Stärke der Ausrüstung zu einem großen Unternehmen. Die besten Regimenter seien dazu erkoren, unter ihnen die tapfern Hochländer Nr. 71, 72, 93. Eine lockende, verführerische Aussicht für den freien, jungen Mann, dessen Vater und Bruder ihrem Vaterlande als Offiziere gedient. Das Heerwesen in England war anders geordnet als bei uns auf dem Festland. Irre ich nicht, bis zum Obersten hinauf waren die Stellen käuflich; erlaubten es die Mittel, so konnte sich ohne viele Vorbildung für den Beruf ein unabhängiger Mann aus Liebhaberei zu einem kriegerischen Unternehmen ein Offizierspatent erwerben, auch wenn er nicht daran dachte, sein Leben unter den Waffen zu verbringen. Kurz entschlossen, kaufte sich Dalton eine Anstellungsurkunde; wir finden ihn — zu unserer Überraschung — als schmucken jungen Offizier auf dem großen Geschwader (59 Segler, Kriegs- und Transportschiffe), das unter dem Oberbefehl von Sir David Baird nun gerade vor einem Jahrhundert, am 2. September 1805, die schöne Bai von Cork verließ, angeblich für Ost-Indien bestimmt. Erst in Madeira wurde der Zweck der Reise bekannt: den Holländern das durch den Friedensvertrag von Amiens 1802 ihnen zugesprochene Kapland wieder zu entreißen. Ein fesselnder Reisebericht des jungen Offiziers liegt mir vor; es würde zu weit führen, ihn hier mitzuteilen. Am 4. Januar 1806 warf die Flotte in der Tafelbai unweit der Robben-Insel Anker. Vierzehn Tage später ergab sich die Kapstadt; ohne viel Blutvergießen gelangten

Digitized by Google

die Engländer in den Besitz des Landes, das ihnen seitdem Holland nicht mehr streitig machen konnte. Bereits nach Jahresfrist (24. Januar 1807) verließ Baird die Kapstadt, nachdem er die Kolonie einigermaßen geordnet; Gouverneur wurde Du Pré Earl Caledon, der sich ernstlich und erfolgreich um die Wohlfahrt des Landes bemüht hat. Der neue, tüchtige Gouverneur entsandte einen Offizier nach der äußersten östlichen und nördlichen Grenze der Kolonie mit dem Rechte, diese Grenze im Notfall überschreiten zu dürfen, hauptsächlich um die schwierigen Verhältnisse zwischen den Hottentotten und Kaffern zu regeln. Er betraute mit der nicht leichten Aufgabe den eben erst 24 Jahre alt gewordenen Dalton, den er persönlich kannte und auch schon wiederholt wegen seiner Kenntnis der holländischen Sprache zu Verhandlungen mit den Afrikandern herangezogen hatte. Die Reise war nicht gefahrlos. Schon gleich nach Unterwerfung der Kolonie hatte der vortreffliche Oberstleutnant Graham, ein Freund Daltons, ein Kap-Regiment aus Hottentotten gebildet, das sich in kurzer Zeit durch Treue, Gehorsam, Schneidigkeit und Reinlichkeit auszeichnete. Aus ihnen wählte sich Dalton als Begleittruppe sechzehn Soldaten aus; dazu kamen noch drei Hottentotten zur Bedienung des Wagens und der Ochsen, zwei Diener für sich selbst und ein paar Burschen für seine drei Reitpferde. Am 24. März 1807 des Abends brach der junge Offizier mit seinem Kapwagen aus Newlands, dem Landsitz des Gouverneurs, bei dem er wohnte, auf. Der gewaltige Wagen, mit einem Doppelgespann von 16 Ochsen, barg für die mehrmonatige Reise eine kleine Haushaltung, darunter einen eisernen Kessel, einen kupfernen Wasserkessel, einen Rost (das Fleisch mußte die Jagd liefern), Kaffee, Zucker, einen Medizinkasten u. dergl., außerdem Pulver, Schrot, Kugeln, und zu Geschenken an die Landeseingeborenen: Tabak, etwas Branntwein, kleine Spiegel, große Messingringe, Glasperlen und weitere derartige begehrte Dinge.

Leider ist nicht möglich, den vorliegenden, fesselnden Reisebericht hier mitzuteilen. Nur ein paar persönliche Stellen. „Selten hat wohl ein gebildeter Europäer einfacher während zehn Monaten gelebt als ich zu der Zeit. Solange ich in der Kolonie war,

Digitized by Google

hatte ich Brot, Butter, Salz, Gemüse; aber während sieben Monaten fehlte mir auch dies. Fleisch auf dem Rost oder am Ladestock über Kohlen gebraten und mageres Fleisch recht abgekocht, um kalt als Brot zum fetten, gebratenen gegessen zu werden, darin bestand jeden Tag zweimal meine Mahlzeit. Bewegung und Hunger würzten sie; abgekochtes Wasser löschte den Durst. Meine Gesundheit und Schlaf waren so gut, daß letzterer nur selten durch das Brüllen wilder Tiere gestört wurde, obgleich Löwen, Elefanten, Tiger sich oft und kräftig in unserer Nähe hören ließen. . . . Ich hatte mir zum Grundsatz gemacht, von dem Tage an, da ich über das erste Gebirge war, nie eine Nacht von meinen Leuten und Sachen entfernt zu sein. War das Wetter gut, so lag ich auf einer leichten Matratze unter dem Wagen, wenn ein starker Regen sich einstellte, unter dem Zelttuch, welches über den Wagen gespannt war. Nach ein paar Monaten gab ich auch diese Bequemlichkeit auf; dann war ein Fell und wollene Decke mein Nachtlager, der Sattel mein Kopfkissen. Dadurch erreichte ich, daß meine Leute immer zufrieden selbst unter großen Beschwerlichkeiten waren und sich nie von unseren Nachtfeuern entfernten. Der Zug hielt sich in der Richtung der Hauptorte der vier Landdrosteien, in welche die Holländer die Kolonie geteilt: von der Kapstadt gings über Stellenbosch nach Zwellendam, von da über die 120 Kilometer breite, damals fast menschenleere Karroo nach Graaf Reinet, dann längs der Grenze nach Uitenhage. Straßen gab es auf dem einsamen Wege nicht; Sonnenauf- und untergang und ein Kompaß gaben die Richtung an. Wie fesselte einst den Knaben, als der Vater wiederholt von den Erlebnissen auf der abenteuerlichen Fahrt erzählte, wie er, der einzige Europäer, in Begleitung seiner Hottentotten den Kampf mit Löwen und Elefanten aufgenommen. Kein Abenteuer der Reise hat einen so tiefen, unvergeßlichen Eindruck auf den kleinen Jungen gemacht als der Bericht von der Begegnung mit einem Missionar da unten in Südafrika, und nun gar, daß Vater ihm das Leben gerettet. Auf dem Wege von Graaf Reinet nach der Algoa-Bai hatte der junge Offizier einen Abstecher nach dem nahe gelegenen Bethelsdorp gemacht, eine wenige Jahre zuvor

Digitized by Google

von dem berühmten van der Kemp unter den Hottentotten angelegte Missionsansiedelung. Eine merkwürdige, in hohem Grade fesselnde Erscheinung, dieser Sendbote unter den Bahnbrechern der evangelischen Mission in Afrika. Holländer von Geburt, 1747 in Rotterdam geboren, war er ein angesehener Arzt in seiner Vaterstadt geworden, stand aber — ein Kind seiner Tage und der Zwingherrschaft des Deismus — dem Christentum und der Kirche kühl und fremd gegenüber. Bei einem plötzlich während einer Bootfahrt ausgebrochenen Sturm kentert das Schiff; Frau und Tochter gehen vor seinen Augen unter; er selbst wird wunderbar gerettet (1791). Das erschütternde Ereignis wirkte so gewaltig auf ihn ein, daß sein Unglaube Schiffbruch litt, in weiterer Folge, daß er durch Forschen in der heiligen Schrift nicht nur sich bekehrte, sondern auch den Entschluß faßte, das ganze fernere Leben in den Dienst Jesu zu stellen. Der fünzigjährige Mann trat in die kürzlich gegründete Londoner Missionsgesellschaft ein; jetzt vor einem Jahrzehnt (1797) war er nach Süd-Afrika als Missionar ausgesandt worden. Nicht lange hielt es ihn in der sicheren Kapstadt; unwiderstehlich zog es ihn an die Grenzgebiete der Kolonie, zu den Hottentotten. Ein paar Jahre vor dem Besuche Daltons hatte er in dem durch Kaffern gefährdeten Gebiet nach Überwindung großer Schwierigkeiten, auch seitens der holländischen Regierung, diese einsame Missionsansiedelung gegründet, hatte sich auch mit einer von ihm losgekauften Sklavin aus Madagaskar, die, von ihm getauft, als wackere Christin und Gehilfin in dem schweren Beruf sich erwies, verheiratet. Die Ansiedelung war wiederholten Überfällen ausgesetzt. Gerade während eines solchen war Dalton eingetroffen und konnte die mit vergifteten Pfeilen anstürmenden Kaffern von der Ansiedelung und dem wehrlos ihnen preisgegebenen Missionar vertreiben. Und solche Rettung von dem Vater ausgeführt! Das schwellte die Brust des kleinen Burschen. Mehr noch; über der immer wieder begehrten Erzählung faßte leise, ihm selber unbemerkt, der Wunsch in dem Herzen des sechsjährigen Jungen Wurzel, einst auch ein Missionar wie van der Kemp zu werden.

Die einen Augenblick ergiebig fließende Quelle versiegt mit

Digitized by Google

einem Male. Der schriftlich festgehaltene Bericht bricht plötzlich ab; wir sind wieder nur auf schwankende Umrisse von unzusammenhängenden mündlichen Mitteilungen angewiesen. Dalton kehrte von der erfolgreichen Aussendung nach der Kapstadt zurück.[1]) Hatte er den zweijährigen Dienst aus Liebhaberei unternommen, so wollte er nun wieder seinen Lebensplan aufnehmen und als freier, unabhängiger Mann die Welt durchstreifen. Zunächst zog es ihn mit unwiderstehlichem Nötigen in das Zauberland Indien. Von der Kapstadt über Madagaskar nach Ceylon, von da weiter nordwärts nach Bombay. Monatelang hielt er sich in der Stadt und Umgebung auf; sie fesselte ihn in hohem Grade. Ich entsinne mich noch gar wohl, wie Vater an Bildern in mitgebrachten Prachtwerken über Indien die wunderbaren Höhlentempel auf den Felseninseln von Salsette und Elefanta erläuterte; als ich sechzig Jahre später die einzigartigen Tempel besuchte, grüßten mich die seltsamen, kunstvollen Steingebilde wie alte Bekannte aus längst entschwundener Kindheit.[2]) Von Bombay höher hinauf in Gebiete, die damals die ostindische Kompanie noch nicht ihrem Riesenreich eingefügt hatte. Über Lahore drang unser kühner Reisender über das Pandschab nach dem reizenden, 6000' über dem Meer gelegenen Tal von Kaschmir vor, das er mit seinem ewigen Frühling den Seinen scherzend als den Erdenfleck bezeichnete, in dem das Paradies gelegen haben müsse. Er wäre gern zeitlebens dort geblieben. Nur ein paar Sommer durfte er in dem wonnevollen Lande verbringen; während der Wintermonate untersagte der Herrscher des Gebietes und Großkönig aller Sikhs, Randschit Sing, den Fremden und Christen den Aufenthalt in seinem Lande. Das ganze Pandschab, die Himalayaländer, das Flußgebiet des Ganges bis nach Kalkutta durchzog in jenen Jahren unser Reisender; nach seinen Erzählungen ein willkommen geheißener Gast an den Höfen der Radschas und Ma-

1) Vor ein paar Jahren berichteten die Zeitungen von einem Gefecht der Buren wider die Engländer an der „Dalton-Brücke." Ich habe nicht erfahren können, auf wen der Name dieser alten Brücke zurückgeht, die auf dem Wege liegt, den Vater damals zu durchziehen hatte.

2) Vergl. meine Indischen Reisebriefe (Gütersloh 1899) S. 316 ff.

Digitized by Google

haradschas, durch deren Gebiete ihn sein Weg führte. 1813 taucht er in Madras auf; hier kommt uns wieder ein vorhandener Reisebericht zugute.[1])

Unmittelbar nach der Treibjagd auf Ceylon verließ Dalton das Land, das er während mehr wie sechs Jahren kreuz und quer durchzogen. Die Kunde von dem verhängnisvollen Zug Napoleons nach Rußland, das dem verwegenen Welteroberer nur als Brücke zu dem im blauen Duft der Ferne verschwimmenden Indien dienen sollte, um da das bisher von ihm unbesiegte England tötlich zu treffen, war auch an den Ganges und durch das ganze Land gelangt; bald darauf auch die andere Kunde von dem erschütternden Gottesgericht, das diese Völkergeißel und seine gewaltige Armee in dem brennenden Moskau getroffen und wie der Korse mit seiner an der Beresina schier vernichteten Armee eiligst das unheilvolle Land verlassen, aber nur um in der Völkerschlacht bei Leipzig aufs Haupt geschlagen zu werden. Da hielt es den Engländer nicht mehr müssig auf fernen Jagdgründen und an indischen Fürstenhöfen. Er eilte zurück nach London, erwarb sich auf Rat Wellingtons das Patent eines Obersten, wodurch ihm die Aufnahme in das unmittelbare Gefolge des englischen Feldmarschalls möglich wurde.[2]) Er war rechtzeitig eingetroffen, um als Adjutant Wellingtons an der Schlacht bei Waterloo teilzunehmen, aber auch um nach wenigen Tagen schon des Kriegsdienstes los und ledig zu werden. Der kühne Offizier kam in der mörderischen Schlacht der feindlichen Truppe so nahe, daß sein von einer Kugel getroffenes Pferd stürzte, er selber in dem gleichen Augenblick von einem andringenden feindlichen Reiter einen wuchtigen Säbelhieb über den linken Arm erhielt. Der Zügel entglitt der Hand; der Reiter kam unter dem stürzenden, ver-

1) Den ausführlichen, fesselnden Bericht über diese Elefanten-Treibjagd habe ich im „Reichsboten" (26. 27. April 1905) mitgeteilt.

2) Wie Dalton mit dem glückhaften Wellington in persönlichen Verkehr gekommen, darüber fehlen mir schriftliche Anhaltspunkte. Dem kleinen Jungen genügte die Mitteilung des Vaters, daß er mit dem berühmten Heerführer näher bekannt, auch sein Adjutant eine kurze Zeit gewesen und daß sein jüngerer Bruder in Erinnerung an diese Bekanntschaft den Rufnamen Arthur erhalten.

Digitized by Google

endenden Tier zu Fall und lag da schwer verwundet, hilflos. Als er aufgenommen und im Lazarett verbunden war, zeigte es sich, daß er außer dem Verlust von einer Reihe gesunder Zähne eine tiefgehende Wunde vom linken Schulterblatt bis fast zum Handgelenk erhalten und durch starken Blutverlust äußerst geschwächt war. Mit der ferneren Teilnahme am Krieg war es für ihn aus; ein Denkzeichen an denselben trug er lebenslang in einer starken Narbe mit sich herum. Noch lebhaft steht mir vor Augen, wie Vater einst bei dem Erzählen von Napoleon und der Schlacht bei Waterloo die Narbe zeigte; der kleine Junge meinte, der unheimliche Strich am Arm müsse noch wehe tun.

Zum zweiten Mal verließ Dalton nach noch kürzerem Verweilen wie vor acht Jahren die Armee und nahm, nachdem die Wunde ausgeheilt, die frühere, liebgewonnene freie Lebensweise wieder auf. Zunächst um während ein paar Jahre nachzuholen, woran der unerwartete Aufbruch nach Afrika ihn einst gehindert hatte. Schade, daß von diesen Reisen in Europa sich keine schriftlichen Aufzeichnungen vorgefunden. Bei dem durch seine Wanderungen frühe geschärften Auge für allerlei Land und Leute würden heute noch die Beobachtungen über das damalige Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland von fesselndem Werte sein; Dalton reiste so ganz anders wie die meisten seiner Landsleute, denen die selbstverleugnende Kunst abgeht, außer Lande „den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche“ zu werden, um rechten Gewinn von ihren Reisen heimzubringen. Nachdem er die Hauptländer Europas glaubte kennen gelernt zu haben, brach unser Reisender wieder auf über das große Meer. Dieses Mal nicht nach den Vereinigten Staaten; die Fahrt ging nach Westindien und Zentral-Amerika. Ein Bruder der Mutter war ebenfalls vor langen Jahren aus England nach der glückbringenden neuen Welt übergesiedelt; er aber, anders wie sein verheirateter Schwager, nicht in die Vereinigten Staaten, sondern als unabhängiger Junggeselle in das viel seltener betretene, für eine europäische Ansiedelung bedenklichere, gefahrvollere Mexiko, bei seiner Ankunft noch unter dem Namen Neu-Spanien unter unangetasteter spanischer Herrschaft. Was den Sohn des englischen Leibarztes aus Hannover veran-

Digitized by Google

laßte, gerade dahin die Schritte zu lenken, ist mir unbekannt geblieben, ist auch gleichgiltig. Er kaufte sich in der sogen. Tierra templada an, etwa 1500 Meter über dem Meere, fern der Fiebergegend an der Küste, in glücklicher, fruchtbarer Gegend. Seine weit ausgedehnte Hazienda war bald eine der größten, einträglichsten im Lande; als Alexander v. Humboldt mit seinem Reisegefährten Bonpland in Mexiko sich aufhielt (1803—1804), wohnte er wiederholt bei dem gastfreien und auch gelehrten, landes- und naturkundigen Engländer und blieb mit ihm nach seiner Rückkehr nach Europa einige Zeit im Briefwechsel.[1]) Wiederholt hatte der einsam auf seiner Hazienda hausende Oheim den wanderlustigen Neffen zu sich eingeladen; jetzt erst konnte er dem Laderuf folgen. Ein paar Jahre blieb Dalton in Mexiko; das freie, ungebundene Leben in dem gesegneten Hochlande mit seinem ewigen Grünen und Blühen, mit seinem fruchtbaren Boden, der die Gewächse fast der ganzen Welt trägt, dazu das Land mit den geheimnisvollen Trümmerresten einer uralten Kultur fesselten ihn in hohem Grade. Er half dem Oheim in der Verwaltung seiner großen Güter; die Beiden hatten sich gut mit einander eingelebt und es schien, als ob Dalton hier nun doch noch festen Fuß fassen würde. Der ungemein reiche Oheim wollte den Neffen zu seinem Erben einsetzen; er forderte ihn auf, wie er selber getan, eine Kreolin zum Weibe zu nehmen und im Lande ansässig zu werden. Dazu aber verspürte Dalton keine Lust, weder nach einer Kreolin als Lebensgefährtin noch auch in der Weltabgeschiedenheit einer mexikanischen Hazienda sein Leben zu verbringen. Unwiderstehlich zog ihn der Wandertrieb wieder hinaus in die weite, weite Welt. Zunächst — fast könnte man sagen auf den Spuren Humboldts — nach Venezuela, weiter dann längs der Westküste Südamerikas nach Ecuador und Peru, wo ein jahrelanger Aufenthalt zu Streifzügen und nicht gefahrlosen Jagdwanderungen in den Anden ver-

1) Die Briefe des berühmten Gelehrten hatte Vater von seinem Oheim zum Geschenk erhalten und waren von ihm treu aufbewahrt; sie sind leider verloren gegangen. Nach dem Tode des Vaters hatte der Hausfreund Hermann von Meyer von Mutter die Briefe entliehen. Er hat sie nicht wieder zurückgegeben; sie fanden sich in seinem Nachlaß nicht mehr vor.

Digitized by Google

wendet wurde. Dann westwärts über den großen Ozean, nicht wie etwa ein Jahrzehnt später über Australien und Afrika nach Europa, sondern dieses Mal von Callao aus nach den Sandwich-Inseln, wo gerade die ersten christlichen Sendboten aus Nord-Amerika angekommen und von Kamehameha II. und seinem Volke aufs freundlichste aufgenommen waren. Von Honolulu ging die unendlich lange Seefahrt weiter nach China; Japan durfte unterwegs noch nicht berührt werden. Von Shanghai aus drang Dalton nach Peking vor, wo er eine kleine Zahl Europäer antraf. Nach längerem Aufenthalt daselbst wagte der verwegene Reisende die Fahrt zu Lande durch Sibirien nach Petersburg. Nur wenige Europäer mögen damals die ebenso mühselige wie kostspielige Landreise unternommen haben; sie auszuführen, dazu gehörte der fröhliche Wagemut unsers Engländers, dem die Kosten einer solchen monatelangen Fahrt keinen Hemmschuh der Reiselust anlegten. Lebhaft bedauere ich, daß gerade von diesem Teil der ausgedehnten Weltreise keine Aufzeichnungen vorhanden sind.

Nun wieder ein paar Jahre in Europa. Aber der Wandertrieb ist noch nicht gestillt; er treibt den Rastlosen in den kräftigsten Mannesjahren wieder hinaus, noch einmal in die weite, weite Welt. Aus Kalkutta liegt ein Lebenszeichen vor, ein Brief vom Januar 1827, in welchem Dalton einem Freunde eingehenden Bericht der Ausreise von England nach dem fernen, ihm von früheren Reisen liebgewonnenen „indischen London" an der Mündung des Hugli gibt. Am 20. September 1826 hatte das Schiff in dem Hafenort von Deal an der Mündung der Themse die Anker gelichtet; nach ungemein günstiger Fahrt fielen sie vor Kalkutta am 23. Dezember. In der damals unglaublich kurzen Zeit von 95 Tagen hatte allerdings das beste Boot der ostindischen Kompanie die weite Fahrt um die Südspitze Afrikas zurückgelegt. Dalton ist in seiner Beschreibung voll Lob über das Schiff: „Ich habe, wie Sie wissen, viele und lange Seereisen gemacht, in Schiffen von allen Größen und verschiedenen Nationen, von der kleinen italienischen Barke bis zum wohlbewaffneten königl. Linienschiff von 84 Kanonen; aber nichts übertrifft ein Schiff der Ostindischen Kompanie und keins derselben das unsrige."

Digitized by Google

Nach der gebotenen Schilderung muß es zu seiner Zeit an behaglicher Einrichtung selbst überboten haben, was heute in unseren viel verwöhnteren Tagen Bremen und Hamburg den Reisenden nach Amerika gewähren. Die Reisegesellschaft bestand aus 19 Männern und neun Frauen, den gebildetsten Kreisen angehörig, die sich bald wie eine Familie zusammen fand. Ganz erstaunlich, was ein solcher Ostindienfahrer an lebenden Tieren mitnahm, um den verwöhnten Reisenden und einer Schiffsmannschaft von 184 Köpfen auf der langen Seefahrt frische Nahrung liefern zu können. So befanden sich an Bord zwei milchspendende Kühe, hundert fette Schafe, ungezählte Hühner, welsche Hähne usw. usw. Zur Hauptmahlzeit am Abend erschienen die Reisenden in seinem Gesellschaftsanzug, oft in Ballgewändern, da zweimal wöchentlich an die Mahlzeit ein Tanz sich reihte. Die Beköstigung stand der auf unseren Lloyddampfern gebotenen nicht nach, übertraf sie sogar darin, daß der Wein zu jedermanns freiem Gebrauch auf der Tafel stand und zwar Sherry- und Portwein, feiner französischer Rot- und Rheinwein, dazu einmal wöchentlich Schaumwein, außerdem wenn der Geburtstag eines Mitreisenden in die Zeit fiel. Wie Dalton scherzend beifügt, traf es sich, daß die Geburtstage aller Reisenden mit Einschluß des Kapitäns und der Offiziere in die 95 Tage fielen und zwar keinmal an den festgeordneten Champagnertagen. Niemanden fiel es ein, den auffälligen Geburtstagen in der gleichen Zeit nachzuspüren; die ungemein hohe Fahrkarte ließ solche Verschwendung zu.

Kürzer als er geplant, hielt sich dieses Mal Dalton in dem ihm wohlbekannten Indien und unter seinen zahlreichen Bekannten in Kalkutta auf. Ein paar Wochen nach der Ankunft bot sich die in jenen Tagen seltene und günstige Gelegenheit, daß ein Schiff segelfertig zur Ausreise über Singapur nach Süd-Amerika, das Ziel der diesmaligen Weltreise, und bereit war, ihn mitzunehmen. Nach Mitteilungen des Vaters hatte der Oheim sich Besitzungen am Fuße der Cordilleren von Quito erworben, damals eine gewinnbringende Anlage des Vermögens. Er hielt sich in jener Zeit gerade auf seinen neuen Gütern auf; so verbrachte der Neffe ein Jahr bei ihm, beiden erwünscht, dem altern-

Digitized by Google

den, einsamen, etwas absonderlichen Mann eine angenehme Zerstreuung, dem wißbegierigen, eifrigen Jäger ein weitgeöffnetes, freies Jagdgebiet bis in die Niederungen und schwer zugänglichen Bergtäler des Chimborasso mit seinen den tier- und pflanzenkundigen Naturfreund in hohem Grade fesselnden Landschaften. Auf der Rückreise von Peru nach Europa haben wir am Anfang der Erzählung Dalton in Gedanken flüchtiges Geleite gegeben.

Lange, vielleicht zu lange ist von dem Vorleben des alten, jungen Ehemannes die Rede gewesen; man glaubt leicht und gern daß auch die Andern eine kurze Weile fesseln werde, was dem Sohne einst von hoher Bedeutung erschienen und sich tief und nachhaltig seinem Seelenleben eingeprägt. Mit dem Vorleben der um 27 Jahre jüngeren Ehefrau werden wir bekannt werden, wenn wir ihren trauten Heimatsort Waldfischbach unter ihrer Führung besuchen.

Digitized by Google

2. Erste Lebensjahre.

Das junge Ehepaar[1]), das am Vorabend der heiligen Weihnacht 1830 in Frankfurt den Bund getrauter Treue — nach des deutschen Volkes schönem Wahrspruch die beste Treue auf Erden — geschlossen, hatte nicht Lust, zumal nicht im anbrechenden unwirtlichen Winter, nach herkömmlichem Brauche eine Hochzeitsreise zu machen. Die im milden Maintal und im Schutze des nahen Taunus günstig gelegene, gesundheitlich weithin gepriesene Stadt bot dem aus den feuchtkalten Nebeln Londons gewiesenen Engländer genügende Bergung vor der Unbill der beginnenden kalten Zeit; in seiner jungen Liebe waren ihm Tage voll Sonnenschein angebrochen, die reichen, wohligen Ersatz für Italien boten. Dalton siedelte aus den Junggesellenzimmern des Pariser Hofes mit seiner herzlieben Frau in den auf dem Roßmarkt prächtig gelegenen Englischen Hof, der um jene Zeit anfing, dem andern Gasthaus den ersten Rang streitig zu machen. Mutter hat in späteren Jahren ihren Kindern aus der gegenüberliegenden Wohnung in der „Heuwage" oft die Fensterreihe im ersten Stock des Gasthofs gezeigt, wo sie die glücklichen „Honigwochen" verlebt.

1) Die nebenstehenden Bildchen des jungen Ehepaares sind Lichtbilddrucke nach Gemälden, die von einem als Bildniszeichner berühmten Maler Frankfurts in sprechender Ähnlichkeit um die Weihnachtszeit 1833 angefertigt wurden. Mutter trug die Zöpfe bis zu ihrem Heimgang 1862. Verschiedene Male wollte sie den altmodisch gewordenen Haarschmuck ändern; wir Kinder baten aber dringend um Beibehaltung, weil wir von frühester Jugend die Mutter nicht anders gesehen und ihr trautes Gesicht in dieser Umrahmung uns lieb und wert geworden.

Digitized by Google

Sich in Frankfurt ganz niederzulassen, daran dachte damals Dalton nicht; er wollte nur so lange sich da aufhalten, bis die um des kurzen Brautstandes willen unterlassene häusliche Ausstattung angeschafft war. Als der Frühling herankam, waren die Beide das Gasthausleben leidig und sehnten sich nach dem eigenen häuslichen Herd in landschaftlich-schöner Gegend. Das an der nahen Bergstraße malerisch gelegene Weinheim hatte es ihnen angetan. Auch von Frankfurt aus war der Ort in einer Tagesfahrt zu erreichen, so daß mit dem Bekanntenkreis ein geselliger Verkehr unterhalten werden konnte; näher noch lag die wertgehaltene Perle im reichen Schmuck unserer deutschen Städte, Heidelberg, mit ihrer ergreifenden, auch in den prächtigen Trümmern laut redenden Vergangenheit, mit ihrer Hochschule, deren bedeutender Professorenkreis dem weitgereisten Engländer erwünschte Anregung bieten konnte. Der anmutige Ort selbst, am Saume des waldbestandenen Höhenzuges, aus dem der klare, forellenreiche Weschnitzbach durch das Birkenauer Tälchen hervorbricht, und dicht am Fuße des Hügels gelegen, der die Schloßruine Windeck trägt, ist wohl imstande zum Weilen zu locken.

Weinheim hat eine Jahrhunderte alte Geschichte. Der Rektor des Heidelberger reformierten Gymnasiums, Heinrich Andreae, selbst ein Weinheimer Kind und Sohn der weitverzweigten, einst berühmten Familie, die den Hochschulen zu Franecker, Marburg, Heidelberg, Frankfurt an der Oder Professoren der Theologie und dem preußischen „Soldatenkönig" 1720 einen Hofprediger gestellt, hat 1779 eine grundgelehrte Schrift ausgehen lassen,[1]) in der er die Ursprünge Weinheims bis in die Römerzeit hinauf verfolgt und die Burg Windeck von dem Präfekten Winegastus im Jahre 240 erbauen läßt. Die Schrift hätte freilich, wäre sie ihm in die Hände gefallen, den Engländer nicht verlocken können, das Zelt seines Wohnens an der Bergstraße aufzuschlagen; die lichte Gegenwart, ein kleiner Kreis auch geistig regsamer Familien, die sich in jenen Jahren dort zum Teil zufällig zusammen fanden, hatten ihn angezogen und fesselten ihn, für ein

1) Weinheimium Palatinum in strata montana illustratum.

Digitized by Google

paar Jahre wenigstens, an dem lieblichen Orte. Unter diesen Familien wurde uns Kindern besonders viel erzählt und gerühmt von den beiden Brüdern Bender, Söhne des reformierten Pastors im benachbarten Eppelheim bei Heidelberg. Der ältere Bruder Heinrich hatte vor ein paar Jahren des Apothekers Klein, in dessen Haus sich Dalton eingemietet, geistig begabte Tochter Auguste geheiratet, die bald mit Mutter innig befreundet wurde; der jüngere Bruder Karl Friedrich, ein hervorragender Schulmann, der bis vor kurzem gefeierter Lehrer am evangelischen Pädagogium des Städtchens gewesen, hatte jetzt eben die durch seine tüchtige Leitung berühmt gewordene Erziehungsanstalt gegründet, die bis zu seinem Tode 1867 namentlich von Engländern stark besucht war und heute noch, wenn auch nicht in gleichem Ansehen, besteht. Auch er führte in den befreundeten Kreis bald ein neues Glied. Am 19. November 1832 heiratete er in Frankfurt am Main eine Mitkonfirmandin von Mutter, Margaretha Winter. Dazu kam, daß Dalton am Orte einen Landsmann traf, Charles Bartholomes, wie er ein unabhängiger Engländer ohne festen Beruf, den die schöne Bergstraße nach Weinheim gezogen; auch er erst kürzlich verheiratet. Aber ihn traf schwere Heimsuchung im fremden Lande. Die beiden Ehefrauen wurden fast um die gleiche Zeit Mutter. Indem sie ihrem erstgeborenen Kinde das Leben gab, mußte Frau Bartholomes selbst aus dem Leben scheiden. Rasch entschlossen nahm Mutter die kleine Waise des trostlosen Mannes zu sich und stillte „mit Mutterlust“ neben dem eigenen Töchterchen das Kind der entschlafenen Freundin.

So war auch der unstete, weltweite Wanderer bald an dem neuen Wohnort eingelebt. Mutter rühmte oft, wie sehr sie beide in dem schönen Freundeskreise sich heimisch gefühlt; die warmen Schilderungen haben ihren Kindern über Weinheim einen holden Verklärungsschein gebreitet, der bis zur Stunde nicht gewichen ist. Wiederholt wurde im Laufe der Jahre der längs der Bergstraße dahin eilende Eisenbahnzug verlassen, um ein paar Stunden in wohltuender Erinnerung an Mutters Schilderungen aus der „schönen Zeit der ersten Liebe“ an dem trauten Ort zu lust-

Digitized by Google

wandeln. Und nun gar erst als in der geräumigen Wohnung des Klein'schen Hauses ein Ankömmling seinen freudig begrüßten Einzug hielt. Am 10. Oktober 1831 wurde die erste Tochter geboren, die sechs Wochen später bei der Taufe die Namen Cäcilie — nach des Vaters Mutter — erhielt. Die drei Paten des Kindes waren bei der Feier abwesend: die Eltern der Mutter — eine Fahrt von Waldfischbach nach Weinheim, heutzutage in ein paar Stunden ausführbar, galt damals für eine Reise, die man, zumal im Winter und bei drohendem Eisgang des Rheins, lieber unterließ — und der Oheim in Mexiko, der in dem Kirchenbuch als Güterbesitzer eingetragen steht, wohl mit Bezug auf die in Peru neu erworbenen ausgedehnten Ländereien. Oheim und Neffe hatten bei der Begegnung vor zwei Jahren im entlegenen Südamerika wohl kaum geglaubt, daß sie sich zum letzten Mal auf Erden die Hände schüttelten, noch weniger, daß der wanderlustige Neffe, der als Junggeselle seine Tage verbringen wollte, so bald schon von einem Heimsitz in Deutschland aus den einsamen, weltabgeschiedenen Oheim bitten würde, bei dem erstgeborenen Kinde Patenstelle zu übernehmen. Erst nach der Taufe traf aus Mexiko nicht ein Patengeschenk, sondern die wegen der weiten Entfernung verspätete Hochzeitsgabe ein, wiederum wie schon einmal in Form einer spannenden Überraschung. Der in seiner Einsamkeit etwas absonderlich gewordene Junggeselle liebte Überraschungen eigener Art, zum Teil um einem unmittelbaren Dank zu entgehen. Als vor Jahren der Neffe zum erstenmale von dem Oheim Abschied genommen, kam ihm ein Eilbote nachgereist, der ihm auf dem Schiff ein Packet zu überreichen hatte, ein Andenken des Oheims, das aber erst nach einer Woche auf offener See besichtigt werden dürfe. Aus vielen Papierhüllen löste sich endlich ein Umschlag los mit der harmlosen Inschrift: „Etwas Reisegeld"; der kleine Zehrpfennig bezifferte sich auf über hunderttausend Mark. Und nun wieder bei dem Hochzeitsgeschenk; das unscheinbare Kästchen enthielt zunächst kostbare Steine und Juwelen für die junge Frau; für ihren Ehegemahl aber ein versiegeltes Packet, das seinem Umfang und Gewicht nach auf reicheren Inhalt schließen ließ als die Briefhülle vor ein paar

Digitized by Google

Jahren; dieses Mal aber mit der ärgerlich-spannenden Umschrift: „Zu eröffnen beim Eintreffen der Todesnachricht des Oheims.“ Als einige Jahre später die Kunde kam, war der Umschlag mit seinem ganzen wertvollen Inhalt nicht mehr im Besitze von Vater. Diebe hatten einen Einbruch im Hause gemacht und sich auch das Hochzeitsgeschenk angeeignet; sie haben schwerlich den Tod des freigebigen Stifters abgewartet, um hinter das Geheimnis des reichen Fundes zu kommen. Die Todesnachricht aus Mexiko brachte noch die andere Meldung, daß der Oheim nicht lange vor seinem Ableben eine Kreolin geheiratet, mit der er seit Jahren gelebt, und daß er ihren und seinen Sohn, den der Neffe als kleines Kind unter den anderen Dienstleuten und Kindern auf der Hazienda hatte herumlaufen sehen, zu Erben seines großen Besitzes eingesetzt habe.

Schon nach zwei Jahren brach Dalton die Zeltpflöcke in Weinheim wieder ab. Jahrzehntelanges, fast ununterbrochen auf weltweiten Wanderungen, streng genommen ohne Zweck und Ziel, verbrachtes Herumschweifen ist ein starker Hemmschuh zum Seßhaftwerden an einem noch so traulichen Orte, an den nicht zugleich ein geordneter Beruf und die heilsame Sorge für den Unterhalt von Weib und Kind fesseln. Die beschäftigungslosen Tage schienen länger und länger in dem stillen Städtchen zu werden, in dem jedermann dem Erwerbe des täglichen Brotes emsig nachging. Mit der einziehenden langen Weile in vielen müssigen Stunden, die nun doch nicht mit freiwillig übernommenen Studien und zielstrebigen geistigen Arbeiten ausgefüllt werden konnten — das ist nicht jedermanns Sache, zumal nicht nach einem Vorleben in den Zerstreuungen ausgedehnter Reisen — verfiel Vater aufs Plänemachen, nun doch noch in die geordneten Bahnen eines Berufes zu gelangen. Eine Zeitlang — so erzählte Mutter in späteren Jahren — trug er sich mit dem Plan von ausgedehntem Landerwerb zur Anlage von Sonnenblumen und Verwertung ihrer Samenkörner in einer Ölfabrik, die er errichten wolle. So rasch der Plan ausgedacht, so rasch wurde er auch wieder verworfen; den Freunden fiel es nicht schwer, dem für solche Arbeiten völlig ungeschulten Engländer die kostspielige

Digitized by Google

und unpraktische Sache auszureden. Dagegen nahm ein anderer Plan fester umrissene Gestalt an. Dalton wollte das stille Städchen verlassen und, wenn auch in der Maingegend und unweit dem schönen Odenwald, in größerer Nähe von Frankfurt an einen Ort ziehen, der ihm die Aussicht auf reicheren Verkehr mit geistig angeregten Familien bot, vielleicht auch die größere Möglichkeit, nun doch noch in seinen alten Tagen eine zusagende Beschäftigung zu finden. Mancherlei Umstände erleichterten die Wahl des neuen Wohnortes, die auf Offenbach fiel.

Das freundliche, damals gar stille Städtchen, damals mehr noch als in unseren hastigen, lärmigen Tagen in behaglicher, vornehmer Ruhe an dem langsam und gemächlich dahinziehenden Mainstrom gelegen, war seit langen Zeiten duldsamer Bergungsort für evangelische Glaubensflüchtlinge zumeist aus Frankreich, die wie überall durch Fleiß, Betriebsamkeit, durch den frommen Ernst ihrer Sitten dem gastfreien Fürsten des Städtchens und seinen Bewohnern reichlich die ihnen gewordene Wohltat vergalten, war und ist heute noch ein prächtiger Luginsland, von dem aus — zumal im einst vielbesuchten Schlosser'schen Garten — mit Wohlgefallen der Blick den sonnigen Maingau entlang nach der alten freien Reichs- und Krönungsstadt schweift, über der so malerisch schön der ferne Höhenzug des Taunus emporragt. Offenbach hatte gerade seine große Zeit durchlebt; ihr Schattenriß einer wenn auch kurzen geistigen Blüte, die auf edle Gestalten wie Goethe und seine Lili Schoenemann in dem Hause ihrer Verwandten d'Orville, wie Sophie La Roche und ihre Enkelkinder Clemens und Bettina Brentano und auch auf Goethes Suleika, Marianne Willemer in der halbwegs nach Frankfurt gelegenen Gerbermühle hinweiset, war noch nicht völlig aus den Straßen und dem geselligen Verkehr ihrer auserwählten Bewohner gewichen. Herrvorragende Familen wie die André, die Bernard, die d'Orville und viele andere, zumeist Nachkommen der Glaubensflüchtlinge, waren seit Jahrzehnten in Offenbach angesessen und zu behaglichem Wohlstand gelangt, den sie in der Pflege geistigen und künstlerischen Lebens wohltuend bekundeten. Alte Patriziergeschlechter aus Frankfurt wie die Metzler,

Digitized by Google

die Mumm und andere besaßen an der Straße, die auf städtischer Gemarkung über Oberrad bis dicht an das Weichbild von Offenbach herankommt, prächtige Landsitze in sorgfältig unterhaltenen Parkanlagen, in denen sie den Sommeraufenthalt bis tief in den Herbst hinein ausdehnten und den regen geselligen Verkehr daselbst oft auch im Winter nicht unterbrachen. Dazu kam eine von Jahr zu Jahr steigende Entwicklung der Offenbacher Industrie, die mit Aufnahme der betriebsamen Glaubensflüchtlinge von jenseits dem Rheine und zumeist auch durch sie ihren Einzug in dem früher ackerbautreibenden Flecken gehalten. Offenbacher Schnupf- und Rauchtabak, Offenbacher Lebkuchen, Offenbacher Wagenbau und Brieftaschen-Industrie fingen damals schon an weltbekannt und auch weltbegehrt zu werden. So waren der Anziehungspunkte viele, Weinheim mit dem in Handel und Wandel mächtig aufstrebenden Offenbach zu vertauschen.

Im Mai 1833 fand die Übersiedelung von der Bergstraße in das freundliche Städtchen am Main statt; zunächst in eine Mietwohnung an der Ecke der heutigen Kaiser- (Nr. 67) und Domstraße. Bald nach dem Umzug gesellte sich zu dem fast zweijährigen Töchterchen ein kleiner Bruder; am 20. August erblickte oben in der noch vorhandenen geräumigen und behaglichen Dachstube (Mansarde), die man für die Wöchnerin wohnlich hergerichtet, um sie dem im ersten Stock empfindlichen Straßengeräusch der Lastfuhren auf dem holperigen Pflaster zu entziehen, der erbetene Stammhalter das Licht der Welt und zwar als „blinder Hesse", wie sich der Knabe später rühmte, als ihm im Geschichtsunterricht die Bedeutung des Wortes erklärt wurde. Vater hatte bei der Geburt seines ersten Sohnes bereits das hessische Bürgerrecht erworben; Offenbach gehörte der Provinz Starkenburg an, dessen Söhne einst von ihrem „Landesvater" in schmachvollem Handel als Kanonenfutter nach England verkauft wurden, und denen General Steuben im Unabhängigkeitskampf der Vereinigten Staaten wegen ihres furchtlosen, unwiderstehlichen Draufgehens wider den Feind selbst im mörderischsten Schlachtgetümmel die ehrenvolle Bezeichnung beigelegt; denn sie kämpften — so erklärte er — wie Blinde, die weder für Gefahr noch Tod

Digitized by Google

ein Auge haben. Am Geburtstag von Cäcilie, am 10. Oktober, brachten die Eltern ihr Söhnlein zur Taufe nach dortigem Brauche in die Kirche. Dem an die Schwelle des Greisenalters gelangten Täufling war eigen zu Mute, als er in diesem Kirchlein zum erstenmal wie zur erwünschten Vorfeier des Geburtstages am 16. August 1903 der Gemeinde das Wort Gottes (Ps. 103,) verkündigen durfte, in die er siebenzig Jahre zuvor durch die Taufe aufgenommen war. Bereits 1699 war die Gemeinde unter dem ausgezeichneten und frommen Grafen Johann Philipp Ysenburg-Büdingen, dem damaligen Herrn von Offenbach, dessen Haus schon seit länger als einem Jahrhundert der reformierten Kirche angehörte, gegründet worden. Ihr, und nicht der auch am Orte vorhandenen deutsch-reformierten Gemeinde, hatte sich Dalton angeschlossen, hauptsächlich weil die Mehrzahl seiner Offenbacher befreundeten Familien von der Väter Zeiten an Glieder dieser Flüchtlings-Gemeinde waren, dann aber auch, weil seit dem Antritt des Pfarrers Heber vor nun sieben Jahren die Gemeinde das Recht abwechselnden Gottesdienstes in deutscher und französischer Sprache erwirkt hatte. Nach zwei Jahren schon (1828) verdrängte die deutsche Sprache die französische völlig aus dem Gottesdienst; die Mehrzahl der Gemeinde hatte während des Jahrhunderts in der neuen Heimat die Muttersprache ihrer Vorfahren verlernt. Den auch durch wissenschaftliche Werke in weiteren gelehrten Kreisen bekannt gewordenen Pfarrer Heber habe ich nur einmal gesehen, 1857 auf einer Sandhofkonferenz bei Frankfurt; er war angenehm überrascht, in dem einstigen Täufling einen angehenden Amtsbruder zu begrüßen, den einzigen aus der Schar derer, die er getauft, meines Wissens sogar der einzige aus der Offenbacher französisch-reformierten Gemeinde hervorgegangene Geistliche. Der Täufling hatte den Rufnamen Hermann erhalten, wohl in Erinnerung an den Oheim im fernen Mexiko. Unter den angeführten Paten befindet sich auch ein Hermann, Hermann von Meyer, ein Sohn des bekannten „Bibel-Meyer", von dem noch die Rede sein wird, und Schwager des Philosophen Hegel, ein hochangesehener Paläontologe, der 1869 im Ruhestand starb, nachdem er als Bundestags-Kassierer

Digitized by Google

1866 in Ulm und Augsburg der Liquidations-Kommission Bureau und Kasse des „alle gewordenen" Bundestages ausgehändigt.

Festere Wurzeln als in Weinheim wollte Dalton in Offenbach schlagen, hier auch einst seine Lebenszeit beschließen. Ein starker Halt zur Seßhaftwerdung an einem Orte ist der Erwerb eines eigenen Hauses. Schon nach Jahresfrist sagte ihm die Mietwohnung nicht mehr zu, hauptsächlich weil sie keinen Garten für die Kinder besaß. Auf der gegenüberliegenden Nordseite der anstoßenden Domgasse hatten fast alle Häuser prächtige Gärten, die tief nach dem Main hin sich erstreckten. Dalton besann sich nicht lange, eins dieser freigewordenen Häuser (Nr. 19) zu kaufen. Vornehme Stille herrschte damals in der breiten Gasse, die nur an ihren beiden Endpunkten an belebtere Straßenzüge herankam. Fast dreißig Jahre waren vergangen, seitdem die berühmteste Bewohnerin der Domgasse, die gefeierte Freundin Wielands, Sophie La Roche geb. Gutermann, entschlafen (1807 in ihrem Hause Nr. 23, das viel später André zu seinem anstoßenden Haus Nr. 21 erwarb) und damit auch ihre Enkelin, Bettina Brentano, das große lebenslange „Kind" und der laute, neckische Kobold auch auf der Straße, ihr „liebes Offenbach", wie sie das Städtchen in ihren Briefen an Goethe nennt, verlassen. Die Domgasse bildete neben der Herrn-, Kanal- heutigen Speyerstraße und dem sog. Linsenberg eine Seite des unregelmäßigen Fünfeckes, in dem für eine Weile die Musen ihren Sitz aufgeschlagen und über Offenbach eine klassische Zeit heraufgeführt, deren Erinnerung unserem Gedächtnis nicht mehr entschwinden kann. Auf verhältnismäßig engem Raume standen die denkwürdigen Häuser, in denen die André, Bernard, d'Orville, die La Roche, Speyer, Becker wohnten und Goethe mit seiner Lili, Clemens Brentano und seine Schwester Bettina und noch so manch einer aus dem deutschen Dichterwald gern und häufig zu Gast waren. Die goldenen, lebensfrohen Tage waren lange vorüber, als Dalton sein Haus in dem berühmten Fünfeck kaufte, aber sie waren nicht vergessen. Noch heute, so oft ich durch die Domgasse wandere, ist mir, als ob an den Straßenzeilen der holde Schatten jener Tage vor einem Jahrhundert

Digitized by Google

leise lockend umgehe; das wahre, tiefempfundene Wort tritt vor die Seele, das Goethe seine Leonore von Este sagen läßt: „Vorteilhaft ist, den Genius bewirten; gibst du ihm ein Gastgeschenk, so läßt er dir ein schöneres zurück. Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.“ Der neue Hausbesitzer in dem Fünfeck traf noch einige der alten Gastgeber am Leben. Sie oder ihre die Überlieferung des Hauses treu wahrenden Söhne nahmen die neuen Nachbarsleute entgegenkommend auf; ein vergilbtes Blatt liegt vor mir, die Namen von Gästen enthaltend, die zu einer größeren Gesellschaft des elterlichen Hauses geladen waren: es fehlt kaum einer aus dem tonangebenden Kreise der Offenbacher damaligen „Gesellschaft.“ Auch für die Weinheimer Bender fand sich an dem neuen Wohnort gleicher Ersatz. Am Linsenberg hatte Karl Becker das älteste Wohnhaus der Gebrüder Bernard gekauft, in dem 1775 Goethe wiederholt gewohnt, und hatte darin vor 10 Jahren (1823) eine Erziehungsanstalt gegründet, die ähnlich der Bender'schen bald einen größeren Ruf sich erwarb und zumal von jungen Engländern viel besucht wurde. Viel und gern verkehrten die Eltern in dem Hause und der Familie des geistvollen Forschers und Schulmannes, der sich 1815 in Offenbach als Arzt niedergelassen, daneben Schulmann geworden, um dann sich ausschließlich seiner Anstalt zu widmen, in den ihm verbleibenden Mußestunden aber mit selbständigem Forschergeist sich tief und eingehend seinem Lieblingsfach, der Sprachforschung, zuwandte. Seine „Deutsche Grammatik“, sein „Deutscher Stil“ waren weitverbreitete Lehrbücher. Dem freundschaftlichen Verkehr zwischen den beiden Häusern hatte fast ein Vierteljahrhundert später der Sohn während seiner Berliner Studienzeit die Aufnahme in den Familienkreis des berühmten Professors Trendelenburg zu danken, eines Schwiegersohnes von Becker.

Der Wunsch, nun doch noch als ein bereits Fünfzigjähriger, im Blick auch auf seine sich mehrende Familie (ein dritter Sprößling meldete sich an), einen festen, geordneten Beruf zu gründen, regte sich lebhafter. Äußere Verhältnisse förderten seine Aus-

Digitized by Google

führung. Mutters jüngere Schwester hatte während eines längeren Besuches sich mit einem Handlungsbeflissenen von Offenbach verlobt, der, in Holland ausgebildet, noch kein eigenes Geschäft gegründet hatte und mit seinen kaufmännischen Kenntnissen den bis dahin unabhängig und unbesorgt dahinlebenden Engländer und baldigen Schwager helfend zur Seite treten konnte und dazu willig war. Die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt reicher und mannigfaltiger in Offenbach sich entwickelnde Industrie verlockte bei der Entscheidung über ein zu gründendes Unternehmen, in diese vielseitig betretenen Bahnen einzutreten, zumal wenn es gelingen würde, einen tüchtigen Fachmann für das Technische eines zu erwählenden Fabrikzweiges zu gewinnen. Wie erwähnt, war die Industrie nach Offenbach durch die französischen Glaubensflüchtlinge gelangt. Worin die alte Heimat sich vor Deutschland auszeichnete, das hatten sie im Laufe der Jahre als reiches Gastgeschenk in die neue Heimat eingeführt; eigentümlicher Weise keiner unter den Ankömmlingen die Herstellung der schon im Zeitalter Ludwig XIV. gepriesenen französischen wohlriechenden Salben und Essenzen. Vor etwa einem halben Jahrhundert (1787) hatte ein Deutscher die erste Seifensiederei am Orte angelegt; feinere Toilettensachen mußten nach wie vor von Frankreich und durch die vielen Zollauflagen und Mautschereien um hohen Preis bezogen werden. Da konnte ein neues Unternehmen mit Aussicht auf Erfolg in die vorhandene Lücke eintreten. Als ein mit der Anfertigung solcher Ware gründlich vertrauter Fachmann aus Frankreich gefunden und zur Übersiedelung nach Deutschland bereit war, entschloß sich Vater, zur Anlage zunächst einer kleinen Fabrik die Mittel herzugeben. Er war Eigentümer, der künftige Schwager kaufmännischer, der Franzose technischer Leiter, letzterem zunächst als Lehrling zur Seite mit der Aussicht, dermaleinst an die Stelle des Franzosen zu treten, Mutters jüngster Bruder.

Kaum begonnen, erwies sich die Anlage in Offenbach als ungeeignet. Wohl an keiner anderen Stelle zeigte sich in jenen Jahren die ganze Jämmerlichkeit und Zerfahrenheit deutscher Kleinstaaterei in so grellem Grade als in den Zollplackereien und Mautschranken, die jedes kleinste Ländchen wider die Nachbarn

Digitized by Google

aufrichtete, ein rohes, kurzsichtges Ausplünderungssystem, das schwer auf Handel und Wandel der Bevölkerung lastete, das täppische Wühlen mit einem zweischneidigen Messer im eigenen Fleische, dazu noch ein arger Hemmschuh, ein starkes, einiges Volk zu werden. Da war es Preußen, das mit dem scharfen Adlerblick nahender Größe die Bildung eines deutschen Zollvereins übernahm und mit zielstrebiger, tatkräftiger, kluger Hand in jahrelangem, unverdrossenem Bemühen das wichtige Werk zu siegreichem Ende führte, damit sich aber auch ein wohlverdientes Anrecht auf die Stellung erwarb, die das Hohenzollernhaus an der Spitze des geeinten deutschen Volkes erlangte. 1828 schloß Preußen mit Hessen einen Zollverein gegenüber einem bestehenden mitteldeutschen Zollverein. Mainz und Offenbach unmittelbar bekamen den Segen zu spüren. Offenbach erhielt seine eigene Messe und drohte das nahe Frankfurt durch seinen von Jahr zu Jahr schwunghafteren Meßverkehr in einzelnen Artikeln zu überflügeln. Die alte freie Reichs- und Krönungsstadt zögerte und zögerte mit dem angebotenen Anschluß; sie hielt fest an dem in seiner Lebenskraft immer mehr unterbundenen mitteldeutschen Verbande. Die unausbleiblichen Folgen wurden auch einem blöden Auge offenkundig. Ihr früher so blühender Handel geriet zu einem Besorgnis einflößenden Stillstand. Stillstand auf diesem Gebiete ist je und je Rückgang; der machte sich bis in die scheinbar davon abgelegene Standesbuchführung[1]) der Bevölkerung spürbar. Und doch war der neue Fabrikzweig in seinem Absatz zumeist auf das nahe, wohlhabende Frankfurt angewiesen, zu dem der Zugang durch die leidigen Zollschranken so gut wie geschlossen war. Endlich tat Frankfurt den für seinen gefährdeten Wohlstand nur allzulang hingehaltenen Schritt: am 2. Januar 1836 unter-

1) Ein kleiner Beleg aus ihr sei in der Anmerkung gestattet. Wir wählen aus der Lebensbewegung der Frankfurter Bevölkerung einen Zeitabschnitt, ehe die Stadt in die verhängnisvolle Bahn einer Absonderung und des Kampfes mit den preußischen Zollbestrebungen eintrat, dann drei Jahre vor und drei Jahre nach dem so lange hinausgeschobenen Anschluß an den deutschen Zollverein. Trauungen fanden in Frankfurt statt: 1816: 274; 1833: 252; 1839: 342. In den gleichen Jahren Geburten: 1304; 1062; 1209; Todesfälle: 1118; 1230; 1197.

Digitized by Google

zeichneten Schöff Guaita und Senator Banſa in Berlin die Vereinbarung, durch welche Frankfurt dem deutſchen Zollverein beitrat. Die günſtigen Folgen blieben nicht aus. Vom 9. März bis Ende Mai 1836 wurden 64 neue Firmen in das Handelsregiſter eingetragen, unter ihnen auch das eben gegründete Geſchäft von Dalton, das in die nun offene Stadt verlegt wurde. Freilich erſt nach Überwindung von mancherlei Schwierigkeiten, die die zähe feſtgehaltenen, verzwickten Zunftverhältniſſe der freien Reichsſtadt und ihre kaum zu beſeitigende Unluſt an Fabrikanlagen auf ſtädtiſchem Gebiete bereiteten. Sie wurden überwunden. Bei dem Geſuch um Zulaſſung handelte es ſich nicht um Aufnahme einer chemiſchen Fabrik zur Herſtellung der benötigten Stoffe, vielmehr um Verarbeitung der von anderwärts bezogenen Stoffe zu Parfümeriewaren. Nachdem für das Haus in Offenbach ein Käufer gefunden, ſiedelte Dalton im Sommer 1836 mit Weib und Kindern (deren jetzt nun ſchon drei; am 16. September 1835 hatte die kleine Emma fröhlich und wohlgemut ihre Erſcheinung gemacht) nach Frankfurt über. Um des Geſchäftes willen hatte er kurz vorher das Bürgerrecht in der freien Reichsſtadt erwerben müſſen, das dritte nun ſchon, ſeitdem er vor wenigen Jahren ſich in Deutſchland niedergelaſſen, jedesmal mit abgenötigter Drangabe des früher erworbenen in Heſſen und in Baden. England hält ſeine Söhne feſter am vaterländiſchen Boden; die bleiben ihm ſelbſt mit ihren im Auslande geborenen Kindern Bürger und Schutzbefohlene. Sie ſollen über die weite Welt hin wie ein wertgehaltenes, unveräußerliches Erbe das ſtolze Bewußtſein tragen: Civis Anglicanus sum.

Der Aufenthalt in Offenbach war ein zu kurzer, als daß dem dort geborenen Jungen eine Erinnerung an denſelben haften geblieben wäre. Weſſen Gedächtnis reicht denn hinauf bis ins zweite und dritte Lebensjahr? Und nun doch: aus dem Dunkel der verſunkenen, entſchwundenen früheſten Zeit taucht lichtverklärt ein Bild empor, das auch die ſeitdem nun abgelaufenen ſiebenzig Jahre nicht haben verwiſchen können. Ein ſonniger warmer Oſterſonntag war im Jahre 1836 der dritte April. Der Raſen des großen, ſchönen Gartens hinter dem Wohnhaus in der Domgaſſe trug

Digitized by Google

bereits frisches, grünes Gras; auf den Beeten waren die ersten Frühlingsblumen zu sehen, es mögen wohl Crocus und Schneeglöckchen gewesen sein; das Buschwerk knospete, hatte auch schon da und dort Blättchen entfaltet. Vater und Mutter hatten den beiden ältesten Kindern im Garten Ostereier versteckt. Die vierjährige Schwester ging schon selbständig auf die Suche; sie ist mir auf dem haften gebliebenen Bilde völlig entschwunden. Der kleine, damals etwas vierschrötige Bursche[1]) bedurfte noch gar sehr der Führung auf den verschlungenen Gartenwegen und Anleitung im Suchen und Auffinden der Eier. Er trollte hinter der Mutter her, fröhlich lachend wenn er nun wieder und wieder auf ein solches buntscheckiges Ding stieß, vielmehr leise gestoßen wurde. Sorgfältig wurde der Fund in das Körbchen gelegt, das er, wie es seine Gewohnheit war, mit beiden Händchen im Rücken trug. Nun mußten der Eier wohl schon an die zehn sein und immer noch fanden sich weitere, und auch immer noch hatte das Körbchen Raum zu ihrer Aufnahme. Der harmlose Junge hatte nicht bemerkt, wie der Vater, der seinen kleinen Verzug zu necken liebte, ihm die gefundenen Eier hinterrücks wieder aus dem Körbchen wegnahm und tiefer im Garten versteckte. Endlich hatte Mutter des „grausamen Spieles" mit ihrem treuherzigen Jungen, dem Zählen und Berechnen noch ein fremdes Ding war, genug; lachend und für den kleinen Trabanten schützend eintretend wehrte sie dem Vater: „Quäle mir meinen Jungen nicht." Unauslöschlich tief und fest hat sich das sonnverklärte Bild der Seele eingeprägt. Ich sehe noch immer deutlich und klar die hohe, schöne Frau vor mir, die leuchtenden blauen Augen glückstrahlend ihrem Jungen zugewandt, wie sie sich gleich einer holden Fee zu ihrem Schützling niederbeugt und zu seinem Schutz und Trutz ihre warmen Mutterarme um ihn schlingt. Wie ein lichtes Eiland steht das holde Bild vor mir, während alles übrige im Meer des Vergessens untergetaucht ist. Lebensfrisch

1) Er sorgte sich um sein Alter blutwenig, darum habe ich für ihn jetzt nachträglich die Tage ausgerechnet, die er an jenem Sonntag erlebt hatte; es waren ihrer noch keine Tausend, genau 957, gerade um Hundert mehr als er nun Monate in diesem Leben „hinter sich" hat.

Digitized by Google

und lebenswarm hat dieses einzige Bild aus dem Frühmorgen des Lebens mir köstliches Geleit durch die Zeit der Kindheit und Jugend gegeben. Ich danke heute noch Gott, an der Schwelle aufwachenden Bewußtseins als erstes, holdseliges Wesen die treue Mutter zu erblicken und dann erfahren zu haben, daß das haften gebliebene Bild mir die Gestalt einer Seherin zeigt, die je und je in den folgenden Jahren als Schutzherrin ihrer Kinder sich erwiesen.

Digitized by Google

3. In Frankfurt am Main.

„O du Heimatflur!“ . . . Das ist mir die nun entschwundene alte freie Reichs- und Krönungsstadt dort unten am Main gewesen und in dankbarer Rückerinnerung auch geblieben; aus dem reichen, schönen Kranz deutscher Städte wüßte ich mir keine liebere zur Heimat zu wünschen. Hier innerhalb der Mauern Frankfurts lag die elterliche Wohnung, in deren Räumen des Kindes Seele, noch schlaftrunken und traumumfangen, zum Bewußtsein erwachte. Aus der von Elternliebe warm und wohlig gehüteten Umfriedigung, dem Knaben völlig weltabgeschieden und dennoch seine ganze schöne Welt einschließend, hat der kleine Junge an der Hand der Mutter die ersten, scheuen Schritte getan hinaus in die andere, ihm neue Welt, unter die fremden Leute auf der Straße, in den anstoßenden Gassen, weiter dann in die Anlagen, die sich gleich einem grünenden, blühenden Wall um die altertümliche Stadt legen, und immer weiter mit den wachsenden Kräften hinaus ins Freie, in die prächtige Landschaft, die auf allen Seiten, soweit das Auge reicht, Frankfurt umgibt. Wie dünkte dem Knaben wunderschön Gottes Erde, so viel er von ihr an der bevorzugten Stelle zu sehen bekam. Unauffällig sind durch die weitgeöffneten, hellen Kindesaugen, von denen die Brüder Grimm einst so tief und treffend gesagt, daß sie nicht mehr wachsen können, die mannigfaltigen, fesselnden Dinge grade dieser heimischen Außenwelt in die Seele gedrungen und haben da, unmerkbar gestaltend und bildend, auf das empfängliche, geistige Wesen des Kindes eingewirkt. Den wundersamen Lehr-

Digitized by Google

meister können wir in seiner stillen, machtvollen Einwirkung auf das Gemüt nicht belauschen; er richtet sein Werk aus wie der Frühling auf der keimenden, knospenden Erde; hohen Genuß aber gewährt, an der ausgereiften Gestalt des Mannes haften gebliebene Spuren der frühen Bildnerin aufzufinden.

Aus den Straßen und Gassen mit ihren zum Teil eigenartigen Häusern, die dem „Steinsprachenkundigen" gar viel aus längstvergangenen, glanzvollen Tagen zu erzählen haben — die trauten, ehrwürdigen Zeugen verschwinden leider bei der raschen Umgestaltung der Stadt je länger je mehr —, aus den Gartenanlagen dicht vor den Toren, an sie sich reihend aus den angebauten Feldern und den großen Wiesenflächen, wie die Pfingstweide, auf der heute der Zoologische Garten mit dem ihn umgebenden Stadtteil sich befindet, wie das Bornheimer Heideland, wo jetzt mitten in einem ausgedehnten Straßennetz die Lutherkirche steht, während damals noch den Sommer über der Hirte die Herde weidete, aus dem nahegelegenen Walde, bis zu dem mit den Jahren die Wanderungen oft und gern ausgedehnt wurden, lösten sich leise und unbemerkt Fäden los, zart wie die einer Spinne und doch unzerreißbar feste. Die haben sich um das kindliche Gemüt gleich einem weichen Gewebe gelegt und sich doch als starkes Netz erwiesen, aus dessen Umschlingung man nicht mehr loskommen kann, allendlich gar nicht mehr loskommen will. Es ist die traute Fessel, die uns an Vaterland und Muttersprache, dies andere uns von Gott gegebene geistige Elternpaar, knüpft, in engerer Umgrenzung an die Heimat. O du Heimatflur dort im Maingau, im schönen, lieben Frankfurt! Die Eltern waren keine alteingesessenen Bürger der freien und auf ihre Freiheit eifersüchtigen Stadt. Wir Kinder entbehrten dadurch das wertvolle Erbe einer Familienüberlieferung, die die Stadt ihren Söhnen in langer Geschlechterfolge schon in die Wiege legt und in deren Besitz sich der heranwachsende Bürgersohn ohne viel fremdes Zutun von frühauf einlebt. Anderes trat im Wechsel der häuslichen Verhältnisse hinzu, was uns Kinder daran erinnerte, in Frankfurt nun doch nur als Beisassen, wohl gar als Eindringlinge aus der Fremde angesehen zu werden. Und nun doch: als der lebens-

Digitized by Google

frohe Bursche aus der heimischen Stadt hinauszog auf die Hochschule, fand er in der Reisetasche etwas von dem trotzig-anmaßlichen Selbstgefühl, von dem stolzen Eigendünkel eines eingefleischten Frankfurters vor — das Gepäckstück ist ihm im Leben gar bald abhanden gekommen; er hat dem Verlust keine Träne nachgeweint —, dem vor einigen Jahren ein gefeierter örtlicher Dichter in der derben, kurzangebundenen Mundart seiner gepriesenen Vaterstadt den treffenden, launig-scherzhaften Ausdruck gegeben: „Un es will mer nett in mein Kopp enei, wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei."

Frankfurt steht in reizvoller Gegend unseres Vaterlandes wie ein alt-ehrwürdiger Wartturm an der merkbar hervortretenden Grenzmarke zwischen Nord- und Süddeutschland. Die trennende Mainlinie ist seit 1866 und 1870 verschwunden; aber man hat die Warte nicht abgebrochen. Sie ist den überlebenden Altfrankfurtern ein pietätvoll festgehaltenes, mit dem frischgrünenden Epheu unvergeßlicher Erinnerungen umzogenes Malzeichen an das untergegangene heilige römische Reich deutscher Nation geworden, dessen bevorzugte freie Reichs- und Krönungsstadt lange Jahrhunderte hindurch ihre geliebte Vaterstadt gewesen. Wo heute Frankfurt steht, breitete sich in uralter, vorgeschichtlicher Zeit ein gewaltiger See aus, der die große oberrheinische Tiefebene bedeckte und am Schwarzwald, Odenwald, Vorspessart, am Taunus, Hunsrück, dem Hardtgebirge und Wasgenwald seinen hochragenden Damm hatte. Auch das geht noch in vorgeschichtliche Zeit zurück, wie der angestaute See sich gewaltsam am heute noch gefährdeten Bingerloch zwischen dem Taunus und Hunsrück einen Durchbruch erzwang und damit einen Abfluß seiner Wasser bis an das ferngelegene Meer schuf. Fortan sank der Spiegel des Sees. Im Osten des heutigen Frankfurt hoben sich aus dem fallenden Wasser Höhenzüge wie der Röderberg, der Bornheimer- und Mühlberg; im weitern mäligen Verlauf kam eine breite Talsohle zum Vorschein, die dem Main nur ein schmales Bett bot. Für die herabfließenden Wasser, die in der Gegend des jetzigen Frankfurt in den sinkenden See mündeten, genügte anfänglich das schmale und seichte Flußbett nicht; sie brachen sich verschiedene

Digitized by Google

Rinnsale, die im Zickzacklauf auch in der heutigen Frankfurter Gemarkung niedrige Inseln bildeten. Uns Knaben wurden auffällige Vertiefungen in der Born-, Krug- und anderen nahgelegenen Gassen als solche trocken gelegte Rinnsale gedeutet; gar mancher Bruch und Bach draußen vor der Stadt, über die heute belebte Straßen führen, dienten uns Jungen im Winter, wenn ihre Wasser die angrenzenden Wiesen überschwemmt hatten, zu sehr erwünschten und dabei für die häufigen Einbrüche in die dünne Eisfläche wenig gefahrvolle Schlittschuhbahnen. Aus solchen Ursprüngen hat der Maingau oberhalb Frankfurts seine anmutende Lage gewonnen, eingefaßt von den malerischen Höhenzügen, die zumal zwischen Sachsenhausen und Oberrad in der Talsohle zum Flußbett fruchtbarsten Boden für Gemüseanlagen bieten. Professor Kriegk versäumte selten, in der Heimatskunde uns darauf hinzuweisen, daß die Sachsenhäuser wohl die fleißigsten, tüchtigsten Gemüsegärtner der Welt seien, dabei über der Arbeit nüchtern, genügsam, wie heutzutage kaum mehr anderswo welche angetroffen würden. Solch Lob der Nachbarn, dazu aus solch kundigem Munde war uns Gymnasiasten angenehm zu hören; ist doch Sachsenhausen unlösbar eng mit Frankfurt verbunden, daß sein Ruhm auch uns als Lob der Vaterstadt erschien.

Im Westen nach dem Rhein hin weitet sich die schöne Landschaft. Frankfurt mag wohl an der Stelle liegen, wo einst, nachdem die Höhenzüge stromaufwärts aus den mälig sinkenden Wassern hervorgetreten, der Rand des gewaltigen Seebeckens für eine lange Weile gewesen. Im Süden auf der linken Flußseite ragt über das fleißig angebaute, fruchtbare Ackerland, dahinter über die prächtigen Eichen- und Buchenwälder, in denen vor undenklichen Zeiten selbst der Wisent gehaust haben soll, der Odenwald empor, an sonnigen Tagen deutlich erkennbar, zumal sein hochragender, vorgeschobener Melibocus. Auf der anderen Flußseite näher zur Stadt ist im Westen wie eine schirmende Wand das Taunusgebirge, mit wundervoller, scharfumrissener Linienführung vom blauen Himmel sich abhebend, vorgeschoben. Seine lang gezogene Grundlinie reicht in der mäßig wellenförmigen Ebene von der Gegend um Friedberg bis nach Wiesbaden und

Digitized by Google

den Rhein hin, eine Wegstrecke von 15—20 Stunden. Von diesen beiden ungefähren Endpunkten der Grundlinie erhebt sich das Gebirge in gleichmäßiger, mäliger Steigung auf beiden Seiten bis zu einer Höhe von etwas über 1000 Meter in der ziemlich in der Mitte gelegenen Doppelkuppe des Feldbergs und Altkönigs, die beiden Berge so nahe bei einander gelegen, daß von vielen Standorten um Frankfurt eine Kuppe die andere deckt. Wie ein langsam sich abdachendes Dreieck ist der Gebirgszug gestaltet, als ob er die Seitenfläche einer im Verhältnis zu der langen Grundlinie niedrigen Riesenpyramide bildete.

Näher als dem Raume nach ist der Taunus dem Herzen der meisten Frankfurter gerückt; er ist sein Taunus, wenn auch die städtische Gemarkung nur an ein paar Stellen bis an den Fuß des Gebirges reicht. Fast täglich hat die Mutter mit ihren Kindern die Spaziergänge dahin gerichtet, von wo ein voller Blick auf das traute Gebirge gegeben war; als sie das eigene Haus an der Friedberger Anlage bezog, war uns allen besonders lieb, daß damals noch vom Garten aus ungehindert der Blick den Taunus vom Fuß bis zur Höhe überschauen konnte. An jedem Morgen und Abend das runde Jahr hindurch galt der erste und letzte Blick und Gruß vom Garten oder einem günstig gelegenen Hinterzimmer aus dem liebgewonnenen Gebirge wie einem guten Kameraden. Wir hatten ihn bald auch als zuverlässigen Wetterweiser erkannt und wußten seine wechselnden Züge zu deuten, wenn er sich uns hinter Nebel und Wolken verbarg, wenn er dann wieder so nahe auf uns heranzukommen schien, daß wir seine Ortschaften bis in ihre Straßenzeilen, die vielen Kapellen und Burgruinen klar erkannten und auch unterscheiden konnten, wo angebautes Feld oder dichter deutscher Wald den Berg hinaufzog. Und dann wieder zu anderer Zeit, wenn das Gebirge dem Auge in die Ferne rückte, daß die Dörfer, die einzelnen Bergeinschnitte mit vorgeschobenen Höhenzügen vor unseren Blicken verschwanden und wir nur die scharfumrissenen Randlinien am klaren Himmel sich abheben sahen; die mancherlei Unterschiede des Bergrückens waren dann mit nur leisen, zarten Abtönungen in der gleichen schönen Färbung in einander überge-

Digitized by Google

gangen. Das galt als günstiges, auf gutes Wetter weisendes Zeichen; mir wurde es in reiferen Jahren ein besonders wertgehaltenes Bild. Goethe erzählt einmal, daß er den Straßburger Münster zuerst in der Abenddämmerung auf sich habe einwirken lassen, als in der einbrechenden Dämmerung die wundervollen Schönheiten der einzelnen Teile untertauchten und nun unzerstreut das Auge auf den großen Umrißlinien des gewaltigen Baues ruhte. Den gleichen Gewinn gewährte das günstige Wetterzeichen des Taunus. Durch keine Einzelheiten abgelenkt war der sinnende Blick allein gefesselt von dem herrlichen Bergeszug, in seiner schönen großen Linienführung, in schlichter und doch hoheitsvoller Einfachheit ohne schroffe Übergänge durchweg edles Maß einhaltend, aus der vorliegenden weiten Ebene ruhevoll emporragend. Eine „wundersame, gewaltige" Sprache, die mächtig auf das Gemüt einredete! Wohl hat der Knabe den Wohllaut und Tiefgehalt der eindringlichen Sprache jahrelang nicht zu deuten verstanden; aber immer wieder zog es ihn mit unwiderstehlicher Lockung hin zum Schauen und Aufmerken des fesselnden Höhenzuges. Als ich viele Jahre später auf der Akropolis in Athen stand, fiel mir alsbald eine gewisse Ähnlichkeit in der Zeichnung des Hymettus, Pentelikon und Parnesgebirges im Hintergrunde der Stadt mit dem heimischen Taunus auf.[1]) Bei dem fein-

1) Da das Buch vergriffen, sei gestattet, hier anzuführen, was ich noch unter dem frischen Eindruck des Besuches der Akropolis in meinen „Reisebildern aus Griechenland und Kleinasien" (Bremen 1884, S. 157) niedergeschrieben: Einen schöneren, entsprechenderen Rahmen konnte das alte Nationalheiligtum nicht erhalten als den, in welchen es dort eingefügt ist. Und der Rahmen ist ewig jung in seiner ursprünglichen Pracht derselbe geblieben. Das hochbegabte und, wir dürfen wohl sagen, auf dem ihm gewiesenen Gebiete gottbegnadete Volk, das hier seine Wohnstätte aufgeschlagen, saß aufmerksam dem mächtigen Vortrag lauschend zu den Füßen dieses Lehrmeisters seiner heimischen Natur, ein eindrucksfähiger empfänglicher Schüler. In den Zügen seiner Kunst auf allen Gebieten, die am höchsten den lernbegierigen Schülern adeln, überall kann man die Weisung des Meisters entdecken und die tiefgehenden Eindrücke, die sein Wort auf das empfängliche, verständnisinnige Gemüt des Schülers gemacht, der sich dabei die volle Freiheit seiner ureigenen Natur und seiner hochgerichteten Bestimmung zu wahren wußte. Dort zur Rechten rahmt das

Digitized by Google

sinnigen Curtius, wenn ich nicht irre, erinnere ich mich einmal von dem nachhaltigen Einfluß gelesen zu haben, den die lautlose und doch so beredte, hoheitsvolle Schönheit in der Linienführung und Ausgestaltung der Berge um Athen auf das kunstvollendete Schaffen der Griechen ausgeübt. Die großartige Alpenwelt der Schweiz oder des Himalaya oder der Felsenberge in Nordamerika, die ich allesamt zum Teil in wiederholten Wanderungen zu schauen bekam, würde dem Griechen nie Lehrmeisterin in seiner gottbegnadeten Kunst geworden sein. So lernte ich die eindringliche, geheimnisvolle Sprache des Taunus auf das Gemüt deuten. Nicht daß sie mich zu ausübender Kunst unterwiesen oder angeregt hätte — die Gabe ist mir so völlig versagt, daß nicht einmal ein stümperhafter Versuch gemacht wurde —, wohl aber im Verständnis der hehren Kunst des Griechenvolks, jeder echten, schönheitsvollen Kunst. Darin in empfänglichen Jugendjahren unterwiesen worden zu sein, ist lebenslang so reich beglückender Gewinn, daß dauernder Dank dem Lehrmeister geschuldet wird.

---

unvergleichliche Bild der sanfte Höhenzug des Hymettus ein, in des Apostel Paulus Tagen noch baumbestanden; aus seinen schattigen Wäldern flogen die Bienenschwärme aus, in der grünenden würzigen Ebene die Nahrung zu suchen, aus der sie den köstlichen, vielgepriesenen Honig bereiteten. Daran sich reihend, aber tiefer noch sich wie eine Bucht ausbreitend und die Landschaft im Hintergrund abgrenzend, daß der ermüdete Blick nicht in endloser Ferne sich verlieren kann, der hochgipfelnde Pentelikon, der in väterlicher Fürsorge dem kunstbegabten Volke den wertvollen Marmor in unerschöpfter Fülle für seine Meisterwerke bot. Von da wieder wie eine ununterbrochene Fortsetzung in leiser Abdachung das Parnesgebirge, das die Landschaft zur linken abschließt. Alle diese Höhenzüge drücken sich nicht in schroffen, zerklüfteten Bergesspitzen grotesk in das Firmament ein, zerreißen nicht in wildem, neckischem Spiele die schöne, an den Himmel hingezeichnete Wellenlinie. Sanft hebt sich die Bergeslinie zu mäßiger Höhe und senkt sich so auch wieder, durch die größere Nähe oder Ferne wie an das Himmelsgewölbe in schärferen oder lichteren Umrissen hingehaucht. Die maßvollen anmutigen Linien der umgebenden Natur, im wechselnden Farbenspiel wunderbar beseelt und voll Leben: sie kehren in des Volkes Schaffen wie der Grundzug seiner Kunst auf allen Gebieten wieder. Der Grieche besitzt seine hohe Schönheitslinie in der maßvollen Anmut, so ruhig und doch an jedem Punkt seelenvoll belebt.

Digitized by Google

In geschmackvoller, sorgfältig gepflegter Anlage zieht sich um die Stadt vom Ober- zum Untermainkai die von jedem Bürger wie ein liebgewonnener Eigenbesitz wertgehaltene „Promenade“ mit ihren nun alten schönen Bäumen, mit ihren ständig frisch besetzten Blumenbeeten. Mehr noch als heutzutage, wo seit Jahren immer häufigere Straßendurchbrüche aus dem Inneren der Stadt, mitten in die Anlagen gerückte Monumentalbauten, auch Regelungen der längs der Promenade sich hinziehenden Fahrstraßen die ursprüngliche Anlage verwischen, konnten wir Knaben den engen Anschluß an den Verlauf der niedergelegten Festung der Vaterstadt verfolgen. Wir ließen uns gern belehren, wie da und dort ein auffälliger Vorsprung der Anlage an eine alte Bastion erinnere mit ihren spitzen, von den beiden Facen gebildeten Winkeln, wie dann an anderer Stelle die lange Baumallee auf eine zwischen zwei Bastionen gelegene Courtine hinweise.

Noch zog sich überall der heute zum Glück fast durchweg zugeschüttete Stadtgraben hin, mit seinem zumal im Sommer übelriechenden, stockenden und fauligen Wasser hinter Buschwerk dem Anblick entzogen. Der kümmerliche Graben bildete die Grenze zwischen der höher gelegenen Promenade und den schönen, bis zu den trüben Wassern hinabreichenden Privatgärten der herrschaftlichen Häuserzeile in den um die Innenstadt längs den niedergelegten Festungsmauern unter verschiedenen Namen sich hinziehenden Wallstraßen. Als die Eltern nach Frankfurt übersiedelten, war die prächtige Promenade um die Stadt eine verhältnismäßig junge Gartenanlage; noch war kein Vierteljahrhundert seit ihrer Schaffung vergangen. Bald nachdem der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Freiherr von Dalberg, Primas des Rheinbundes und Herr von Frankfurt geworden (1806), ließ er durch den aus der Fremde gekommenen „Maire“ der Stadt, Guiollett, die Festung schleifen und durch den aus Bayern herangezogenen geschickten Gärtner Rinz den niedergelegten breiten Festungsgürtel in die geschmackvolle Promenade umwandeln. Wenn auch nur dunkel entsinne ich mich doch noch der Errichtung des Denkmals, das die „dankbaren Mitbürger dem Verdienst um diese Anlagen“, dem bereits 1815 verstorbenen Guiollett, 1837 gewidmet. In

Digitized by Google

der Gallus-Anlage, da wo die Mainzer Landstraße an sie herankommt, hatte man einen künstlichen Teich angelegt und die ausgegrabene Erde zu einem kleinen Hügel in der Nähe aufgeschüttet, auf dem dann ein Vierteljahrhundert später das bescheidene Denkmal seinen Platz erhielt: auf steinernem Schaft die Bronzebüste Guiolletts, die anfänglich das Antlitz der Stadt zuwandte, seit 1856 nach der Landstraße und dem von Spaziergängern stark benutzten Promenadenweg ausschaut; in der Mitte des Schafts ein bronzener Fries, ein Paar mit Schleifung der Festungsmauern und Anpflanzung von Bäumen unter Aufsicht von Guiollett beschäftigte Arbeiter darstellend. Zumal diese Arbeiter fesselten den kleinen Jungen ungemein; sie waren ihm die ersten Gebilde der Bildhauerkunst, an denen ihm besonders gepriesen wurde, daß ein Frankfurter das Kunstwerk gefertigt. Der die schöne Promenade um die Stadt angelegt, hatte nach seinem Tode nicht so lange zu warten, bis auch ihm, dem langjährigen Stadtgärtner, die dankbaren Mitbürger in den unterdessen bereits reichlich mit Büsten und Standbildern geschmückten Anlagen ein Denkmal errichteten. Man hat es heutzutage eiliger damit; der gesteigerte Wohlstand läßt sich auch nicht mehr immer an der Aufstellung von Büsten genügen. An lauschiger Stelle der Promenade steht wohlgetroffen das eherne Standbild. Ja, das ist der „alte Rinz", wie er leibte und lebte! Da sitzt der Greis mit entblößtem Haupt behaglich auf der Gartenbank, in der Linken den Krückestock, mit dem er dreinfahren konnte, wenn böse Buben eine Blume zu pflücken oder den abgesperrten Rasen zu betreten wagten, mit der Rechten dem Beschauer eine Rose zeigend. Die durfte nur er in „seinen" Anlagen brechen; wie ein gestrenger Schutzmann wachte er über seinen Lieblingen, daß keine fremde Hand ihnen ein Leid antue. Tagtäglich im Sommer und Winter konnte man den freundlichen, alten Herrn, eine untersetzte, behäbige Gestalt, in seinen Anlagen, die er mit Mutterlust hegte, lustwandeln und die Gärtner beaufsichtigen sehen. Als rechter Blumenfreund ist er auch ein warmer Kinderfreund gewesen. Seiner Gunst hatte ich mich als kleiner Junge zu erfreuen, weil ich unter Aufsicht des Kindermädchens mich fein säuberlich auf den Wegen und wenigen Spiel-

Digitized by Google

plätzen der Promenade hielt und mir nicht beikommen ließ, Blätter oder Blumen zu pflücken.

Nun noch einen Blick in die traute, anheimelnde Stadt meiner Kindheit und Jugend! Sie entschwindet freilich von Tag zu Tag mehr dem alternden Blick; selbst in entlegenen Gassen und Gäßchen der Altstadt wird sie von ihrem lange Jahrhunderte hindurch behaglich innegehabten Ruhesitz mitleidlos aufgestört. Die Störenfriede sind nicht so sorgsam wie die Bürger in Nürnberg und Augsburg bemüht, das schöne mittelalterliche Gepräge der Vaterstadt mit schonender Hand möglichst zu bewahren und auch den Neubauten einigermaßen noch aufzudrücken. Die nun heraufgekommene Zeit mit ihren ganz anderen Ansprüchen und den reichen Mitteln der Befriedigung, mit ihren alle Lebensgewohnheiten völlig nmgestaltenden Fortschritten und modernen Satzungen, mit ihrem ins Riesenhafte gesteigerten Verkehr, zumal in einer günstig gelegenen, blühenden Handels- und Industriestadt, fordert ihr Recht ans Leben und Dasein — wer mag es ihr bestreiten? Sie fordert es mit dem gewalttätigen Begehr zugleich, das Leben und Dasein nach eigenem Gutdünken ohne Rücksicht auf eine für sie zu Grabe gegangene und bereits vergessene Vergangenheit zu gestalten. Die heutigen Bewohner der Stadt sind in einer harten, opferschweren Schule für solches pietätlos erscheinende Vorgehen erzogen worden. Manchem alten Frankfurter wollte schier das Herz brechen, ist auch in ein paar bekannt gewordenen Fällen gebrochen, als unter dem dröhnenden eisernen Schritt der Geschichte vor nun vier Jahrzehnten die so eifersüchtig gehütete Freiheit und Selbständigkeit der alten Reichs- und Krönungsstadt mitleidlos zertreten wurde. Der schwere Schlag ist nun doch verwunden, als unter Gottes Führung und Fügung vier Jahre später die lange getrennten Brüder auf den Schlachtfeldern Frankreichs zu einem einigen, mächtigen Reich zusammengeschmiedet wurden und an die Spitze des geeinten deutschen Vaterlandes wieder ein Kaiser trat, nun aber aus dem edlen evangelischen Hohenzollernhaus. Die glanzvolle Kaiserzeit war in der alten Krönungsstadt je und je besonders lebendig geblieben; über ihrem neuen Heraufkommen, schöner noch als die 1806 so kläg-

Digitized by Google

lich zusammengebrochene, wurde das schwere Opfer, das Frankfurt mit dem Verlust seiner Selbständigkeit zu zahlen hatte, in etwas verschmerzt. Der nun in leuchtende Wirklichkeit getretene goldene Jugendtraum von uns Alten erschien eines solchen Opfers wohl wert. Die noch immer an der Einbuße im Stillen verdrossen und grollend tragen, auch sie können und wollen nicht mehr leugnen, daß aus dem bitter empfundenen Zusammenbruch der alten Freiheit, durch den so viel Überlebtes in Trümmer gelegt ward, die geliebte Vaterstadt in ihrer äußeren Erscheinung größer, prächtiger, lebens- und schaffensfreudiger hervorgegangen, eine glänzende Großstadt geworden, in günstigster Lage Deutschlands ein von aller Welt gern aufgesuchtes Gasthaus am Reiseweg mit allen modernsten Einrichtungen und Bequemlichkeiten einer von Tag zu Tag anspruchsvolleren Gegenwart. Das neue Geschlecht, das jetzt an der von den Vätern und Urvätern ererbten Stätte hauset, trägt kein Verlangen mehr nach den alten, so viel engeren, kümmerlichen und auch spießbürgerlichen Verhältnissen der zu Grabe getragenen freien Reichsstadt. Der vorwärts drängenden Hast der Gegenwart fehlt die Zeit, die lärmigen modernisierten Straßen gewähren nicht die Ruhe, der entschwundenen Tage zu gedenken; in zunehmender Pietätlosigkeit auf vielen Gebieten des Familien- und städtischen und staatlichen Lebens will man kaum mehr daran erinnert werden. Wer seit einem halben Jahrhundert fern der trauten Stadt seiner Kindheit und Jugend gelebt, dem ist das heutige Frankfurt fremd geworden wie hundert andere Städte unsres deutschen Vaterlandes. Er findet sich nicht mehr in den vielen neuen großstädtischen Straßen zurecht; mit einem Anflug von Heimweh sucht er die alten übergebliebenen Gassen und Plätze auf und versucht mühsam, an ihnen haften gebliebene Schattenbilder längst vergangener Zeiten festzuhalten.

Trotz des starken Wandels sind sie nicht alle umgestaltet oder gar verschwunden, die von dem Knaben angestaunten, stummen und doch beredten Zeugen eines mehr wie tausendjährigen Bestandes der alten, lieben Vaterstadt. Sie haben einst den aufmerksam lauschenden Schüler die Anfangsgründe der vaterländischen Geschichte gelehrt und damit den festen Grund einer

Digitized by Google

lebenslang gehegten Vorliebe für geschichtliche Studien auf den verschiedensten Gebieten zubereitet. Unten in der Saalgasse wohnte der Oheim mit seiner Familie in einem altertümlichen Hause, das in seinem Innenbau uns die Bauweise und auch Lebensgewohnheit einer Frankfurter Patrizierfamilie des 15. und 16. Jahrhunderts vergegenwärtigte: im ersten Stock ein hoher, bis zum Dache reichenden Flur, geräumiger wie alle um ihn sich reihenden Gemächer, während die Zimmer des zweiten Geschosses nur durch einen breiten Umgang mit einander verbunden waren, von dessen kunstvollem Holzgeländer man den unten gelegenen Flur übersehen konnte. Der von uns Kindern des 19. Jahrhunderts als Spielplatz bevorzugte Flur — so wurde uns erzählt — diente den Altvordern als festliche Speisehalle und Tanzboden, während oben auf dem Umgang ein Teil der Gäste dem Reigen zuschaute und auch für die Musikanten ein bequemer Platz hergerichtet war. Mehr noch fesselte ein düsterer, schmaler Gang stufeauf stufeab, der mit einem am Main gelegenen Haus eine uns Kindern etwas unheimliche Verbindung herstellte und von dem man uns berichtete, daß er an dem anstoßenden Saalhof längs der Mauer hergehe, die zu dem von Ludwig dem Frommen vor mehr wie einem Jahrtausend (zw. 823 und 27) erbauten Palast gehörte. In seinem Namen bewahre der Saalhof die Erinnerung an den alten Königspalast (aula regia), in dem bis zum 14. Jahrhundert die deutschen Herrscher wohnten, so oft sie in der von ihnen bevorzugten Stadt sich aufhielten.

In eine spätere Zeit unserer Geschichte wies und unterwies auch uns Schulknaben die weiter unten am Main gelegene Leonhardskirche an der Stelle, wo eine dritte uralte und vielbetretene Verkehrsstraße — außer der Fahrgasse und dem Römerberg —, der ursprünglich noch die heutige Buchgasse einnehmende Kornmarkt einen Ausgang aus der Stadt nach dem regen Handelsweg des Flußes öffnete. Die massiv aus Bruchsteinen aufgeführte Kirche mit ihren beiden schön gezeichneten romanischen Türmen an der Chorseite führte uns die Hohenstaufenzeit vor die Seele, für deren reckenhafte Kaisergestalten Professor Kriegk uns Gymnasiasten warm zu begeistern verstanden. Kaiser Fried-

Digitized by Google

rich II., der uns besonders anmutende Hohenstaufe, der fern der heimischen Erde in der Kathedrale zu Palermo den Todesschlaf schläft, hat 1219 der Stadtgemeinde für den beabsichtigten Bau der Leonhardskirche den denkwürdigen Platz geschenkt, auf dem vierhundert Jahre zuvor Karl der Große sich einen Palast hatte bauen lassen.

Und immer wieder kehrt an bedeutsamen Haltepunkten die Geschichte unseres deutschen Volkes in Frankfurt ein, um in ihrem Weichbilde ein und die andere Stätte zu bleibendem Gedächtnis zu weihen, uns Jungen ein wertgehaltenes Zeichen, wie treu und innig das Leben der Vaterstadt mit dem Leben unseres deutschen Volkes verknüpft war, welch ein hervorragendes und dabei selbständiges, eigenmächtiges Glied die Stadt im Ringe der Reichsgenossen Jahrhunderte hindurch bildete. Zwischen dem Saalhof und der Leonhardskirche liegt weit, breit am Ausgang einer der erwähnten drei alten, starkbelebten Verkehrsstraßen der Römerberg, wie eigens von der Natur zu einer prächtigen Schaubühne aufgebaut, etwas halbkreisförmig ansteigend, an drei Seiten von der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Nikolaikirche und von

Digitized by Google

altertümlichen Gebäuden mit Erkern und Söllern eingefaßt, die mit ihren zahlreichen Fenstern wie Logen für bevorzugte Zuschauer anzusehen sind. Von dieser günstig gelegenen Schaubühne, die an Umfang das Kolosseum im alten Rom überragt, sehen die Bürger der Stadt nun bereits seit einem halben Jahrtausend auf ihr Rathaus, den vielgefeierten „Römer“ [1]) hin, der nebst den beiden anstoßenden, ebenfalls mit ihren eckigen Giebelzinnen eigenartig gestalteten altdeutschen Palästen („Haus Limburg“ und „Haus Frauenstein“) einen Theatervorhang bildet, wie er herrlicher, aber auch eigenartiger nicht gedacht werden kann. Die Bürger wußten, daß hinter dem prächtigen Vorhang die Väter der Stadt rateten und tateten, daß dann wieder zu anderen festlichen Zeiten im Römer drinnen die Kurfürsten und Edlen des Reiches beim Kaisermahle tafelten, wenn sie wieder einmal dem „heiligen römischen Reiche deutscher Nation“ einen Kaiser „geküret“ und im nahgelegenen Dome seine Krönung vollzogen. Von dem Mahle bekamen die Bürger der freien Reichs- und Krönungsstadt auch ihr Teil; als ob wir selbst dazu geladen wären, lauschten wir Jungen den Erzählungen, daß an solch' festlichem Tage, wenn der feierliche Zug unter dem Geläute aller Glocken aus dem Dom in den Kaisersaal gezogen war, der Brunnen auf dem Römerberg einen Freitrunk an Wein bot und der oben auf dem Samstagsberg in einer rasch aufgeschlagenen Bretterbude von der Metzgerzunft am gewaltigen Rost zubereitete Ochse der Zuschauermenge preisgegeben wurde. Mit gierigen Augen haben wir Jungen an Ort und Stelle den Bericht „verschlungen“, den „unser“ Goethe von einer solchen Kaiserkrönung gegeben, deren Zeuge er selber einst gewesen. Froh und stolz ward uns über dem Lesen zu Mute, daß Kaiser und Reich bei solch festlichem Anlaß je und je in unserer Stadt zu Gast gewesen.

Und dann der Gang vom Römerberg zum Dom, wie oft

1) Das Bildchen zeigt nicht den „Römer“ in seiner gegenwärtigen prächtigen und stilgemäßen Umgestaltung, sondern wie er in meiner Knabenzeit anzusehen war. Leider ist die Ansicht nicht vom Samstagsberg aufgenommen und so bleibt dem Fremden unbekannt, wie vor dieser einzigarten Schaubühne der weitausgedehnte Zwischenraum mälig emporsteigt.

Digitized by Google

haben wir Schulknaben den Weg zurückgelegt und immer mit reger Neugierde: ein prächtiges, echtes Stück von Altfrankfurt, das auch heute noch nicht völlig weggeräumt ist. Die fesselnde Straße geht über den alten Markt mit seinen engen Seitengäßchen, in die nur verstohlen ein flüchtiger Sonnenstrahl fällt und in deren alten Häusern die kleinen Leute so dicht zusammengedrängt wohnen, daß sich wohl die Nachbarleute aus den gegenüberliegenden Stockwerken die Hand reichen können. Jahrhunderte hindurch haben in diesen „Rapunzel"-, „Schwertfeger", „goldene Hut-Gäßchen" Geschlechter um Geschlechter gehaust, dürftig, anspruchslos, kinderreich und zufrieden in dem Bewußtsein, freie Bürgersleute einer hochangesehenen Stadt zu sein, die eifersüchtig und trotzig ihre Gilden und Zunftgenossen vor jedem fremden Eindringling zu schützen wußte. Hätten diese Bürger Latein gelernt, sie würden an ihre Brust geschlagen und sich zugerufen haben: civis Francofurtensis sum, keinem Herrscher untertänig.

Am Dom, der uns protestantischen Jungen ein Stein des Anstoßes war, daß wir sein Inneres nie betraten, weil man die Stätte der Kaiserwahl und Kaiserkrönung in Anlaß des verhängnisvollen, für unsere deutsche evangelische Kirche unglückseligen „Interim" (1549) den wenigen Katholiken der Stadt zurückgegeben, zog uns besonders an, vielmehr hinauf in seine luftige Höhe der mit dem Bau verbundene „Pfarrturm". Nicht allein um deswillen, weil er seltsamer Weise den Protestanten geblieben war, somit als „unser eigen" galt; mehr noch als höchstgelegener Luginsland der Stadt. Ein prächtiges Schauspiel da oben von dem steinernen Rundgang, 260 Fuß über dem Getriebe der Stadt, schön in der Frühe, wenn die Morgensonne den Taunus und die Landschaft des Maingaus im Westen mit ihrem jungen Lichte umflutet und verklärt, schön wenn der Tag sich zum Niedergang neigt und flußaufwärts bis nach dem fernen Spessart hin die traute heimatliche Gegend im Abendsonnenschein ruhevoll daliegt! Zu unsern Füßen die Vaterstadt mit ihren wohlbekannten Straßen und Gassen, mit ihren freien Plätzen und ausgedehnten Einkehrhöfen, mit den aufwärts gerichteten Kirchtürmen und den hervorragenden städtischen Gebäuden im grünen Ring der Pro-

Digitized by Google

menade, weiter hinaus als auffällige Überreste der alten Landwehr an der Grenze des Weichbildes der Stadt die vier massigen runden Warttürme an der Landstraße nach Friedberg, Mainz, Darmstadt, Bockenheim, die uns so viel zu berichten hatten; da und dort in der fruchtbaren Ebene zerstreut ein paar „Gutshöfe", wie kleine befestigte Burgen mit Wall und Graben und Zugbrücke versehen, aus einer Zeit noch, da die Gutsherren außerhalb der Ringmauern der Stadt ihr Hab und Gut vor Wegelagern und räuberischen Überfällen der Burgherren des Taunus zu schützen hatten. Die vor uns in der Tiefe und in der weit ausgedehnten Landschaft aufgeschlagenen Blätter, zumeist in Steinschrift, gaben uns von dem Ergehen der Vaterstadt in langen Jahrhunderten immer wieder gern vernommene Kunde, in die wir wie in eine liebe Familienchronik mit Herzensanteilnahme schauten; an mehr wie einer fesselnden Stelle zeigten die steinernen Blätter die wertvollen Einträge aus der Geschichte unseres Volkes, in der Tat ein monumentales Heldenbuch in eigenartigen Schriftzügen, die in solchem Anschauungsunterricht zu entziffern wohl kein deutscher Knabe müde werden wird.

Aber daß wir uns nicht zu lange über dem Lesen der packenden Steinschrift da oben auf dem Pfarrturm aufhalten. Zur Zeit der Übersiedelung nach Frankfurt war der kleine Trabant nicht imstande, die vielen Turmstufen zu erklimmen; noch für viele Jahre, mehr wie ein Jahrzehnt, war ihm das da oben sich bietende Geschichtsbild ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch gewesen. Die Eltern hatten bei dem Umzug Wohnung in der Münzgasse genommen (Nr. 5). Das einstöckige, lang gestreckte Haus mit 14 Fenstern Vorderseite lag (oder vielmehr liegt heute noch) in einem geräumigen, lichten Hofe, der nach der Straße damals offen war; erst in späterer Zeit wurde derselbe durch ein hochragendes Miethaus abgeschlossen und damit auch etwas eingeengt. Durch ein paar Hinterhöfe hatte unser Wohnhaus eine wenig benutzte, meist verschlossen gehaltene Verbindung mit dem Hause Nr. 5 in der Buchgasse. Gegenüber standen in dem großen Hofe, an die Brandmauer des Nachbarhauses ange-

Digitized by Google

lehnt, ein paar Schuppen und Warenräume, die nun als Fabrikgelasse dienten und im Bedürfnisfall die Möglichkeit einer Erweiterung und Vergrößerung des Geschäftes durch Aufbau boten. Mitten in der Stadt, unweit vom Mainkai und auch von der Promenade, drang doch der Straßenlärm nicht in die freundliche, von der Nachmittagsonne warm und wohlig beschienene Wohnung, die der nach Jahresfrist zu einem glückverheißenden vierblättrigen Kleeblatt sich mehrenden Kinderschar ein von treuer Elternliebe sorgsam gehütetes Heim bot, ein unvergeßliches Kinderparadies, in dem wir zum bewußten Dasein erwachten. Zunächst in frühestem Rückerinnern ein traumhaft schönes Erwachen in der Morgendämmerung der Märchenwelt.

Um die Weihnachtszeit 1837 war der vierjährige Junge an Scharlach krank befallen. Die Hauptsorge der Eltern nun, den kleinen Trabanten von seinen Geschwistern abzusperren; selbst die Mutter, die den jüngsten Sprößling, den sechs Monate alten Arthur, stillte, durfte ihn nicht sehen. Je günstiger die tückische Krankheit verlief, um so schwieriger gestaltete sich die Pflege des immer ungeduldiger werdenden Patienten. Nach damaliger Behandlungsweise mußte das Krankenzimmer auch tagsüber in Dämmerung gehalten werden. Da lag nun der arme Bursche im überwarmen Bettchen, mit Schweinefett eingerieben, dem Jucken der abschelbernden Haut und auch, ohne die gewohnten Spielgefährten, der von Tag zu Tag zunehmenden Langeweile preisgegeben. Die Pflege war hauptsächlich dem „Nähkätchen" übertragen, das in der Nähe des Bettes bei dem kärglichen Schein eines sorgsam nach der Bettseite verhängten Öllämpchens Wäsche und Strümpfe stopfte, jetzt mit dem ihr ungewohnten Zusatz, den ungeduldigen Jungen zu unterhalten. In ihrer Not verfiel sie auf den glücklichen Gedanken, ihm Märchen zu erzählen; sie selber in der fahlen Beleuchtung dem gierig lauschenden Knaben je länger je mehr wie ein Gebilde aus der Welt erscheinend, von der sie wunderbare und gewisse Kunde brachte. „Nähkätchen" gehörte zu dem unbeweglichen Hausrat mancher Familie der Stadt, das an bestimmten Tagen der Woche oder des Monats das runde Jahr hindurch zum Ausbessern von Kleidung und Wäsche erschien

Digitized by Google

und da und dort wie ein Erbstück aus dem Haushalt der Mutter in den der verheirateten Tochter überging. Sie war und blieb zeitlebens eine alte Jungfer, damals etwa Mitte der dreißig, mit ihren eckigen Zügen aber viel älter aussehend, eins von den Gesichtern, von denen man meint, daß sie schon bejahrt und runzelig auf die Welt gekommen seien, und die dann bis an ihr Ende kaum mehr in Zügen und Haltung sich viel verändern. Fast vierzig Jahre später begegnete ich dem stillen, harmlosen Nähkätchen wieder im befreundeten Hause über der gleichen einförmigen Arbeit, nun wohl etwas gebückter in der Haltung und langsamer die Stopfnadel mit den mageren, knöchernen Fingern handhabend, im übrigen aber immer noch in der ganzen Erscheinung die gutherzige Alte, meine treue Märchenerzählerin in lange schon entschwundener Zeit, jetzt wie damals mit der mächtigen Hornbrille vor den kleinen grauen Augen, mit der scharf aus dem hagern Gesicht vorspringenden Nase, deren geräumige Flügel zur Aufnahme einer Prise Schnupftabak allzeit bereit waren, mit dem zusammengekniffenen Munde, der über dem Sprechen aus langen Lücken ein Paar große Zähne zeigte. Sie sah anders aus wie die Märchenfrau der Brüder Grimm, die rüstige Frau Viehmännin in dem Dorfe Niederzwehren, deren Gesichtszüge etwas Festes, Verständiges, Angenehmes hatten; aber auch diese anderen unschönen Züge paßten stimmungsvoll zu dem, was sie dem Jungen zu erzählen wußte; sie ward ihm zum sichern Zeugen der Wirklichkeit der wunderbaren Welt, zu der sie den Zugang öffnete. Wie hing ich an ihrem Munde, wie riß ich die Worte an mich, die bedächtig, eintönig hinter den großen Zähnen hervorkamen, aber mit solch ungezweifelter Gewißheit, wie ein Ausrufer den Dorfbewohnern eine bevorstehende Holzversteigerung meldet. Ganz gewiß: das treuherzige Nähkätchen, wie es gebückt über der Arbeit dasaß und all die Wundermären als untrügliche Wirklichkeit nüchtern und trocken wie ein selbsterlebtes Ereignis berichtete, mußte — das ließ sich der kleine Junge nicht ausreden — in der Märchenwelt zu Hause sein. Und nun zeigte die treue Person ihrem Pflegling die goldnen Gassen ihrer Heimat und die guten und bösen Leute, die da wohnen, und machte ihn selber darin heimisch,

Digitized by Google

daß die Krankheit und die Dunkelkammer und die Einsamkeit vergessen waren und er sich als Kameraden unter all die Heinzelmännchen und Kobolde des ihm geöffneten Zauberlandes aufgenommen sah.

Nähkätchens Vorrat an Märchen war nicht groß.[1]) Um so besser für den aufmerksamen Zuhörer, der nun täglich den gesamten Vorrat immer wieder von Neuem sich auftischen ließ. Die Märchenerzählerin mußte dabei auf ihrer Hut sein und heute bis in den Wortlaut genau die wunderbaren Geschehnisse berichten wie am gestrigen Tage. Ein geringes Abweichen erregte den Unwillen des kleinen Patrons, als ob Nähkätchen sich an den neugewonnenen Kameraden vergreife und ihnen bitteres Unrecht antue. Auch nachdem die Haft in der Krankenstube zu Ende war, lebte und webte der Knabe in der Wunderwelt voll Sonnenschein fort. Sie war ihm gewisser, lag ihm näher, vertrauter am Herzen, als was ihn von der äußeren Welt umgab. Als ob freundliche Feenhände während der Krankheit die Kinderstube, das Wohnzimmer, Haus und Hof in das heimisch gewordene Märchenland getragen, so sah sich der kleine Bursche überall in liebgewonnener Umgebung, ganz nahe den Lichtgestalten, die ihn im dämmerigen Krankenzimmer besucht. Als er den ersten Schnee fallen sah, schaute er nach dem Himmel, ob er nicht Frau Holle entdecken könne und das liebe, fleißige Mädchen, das der alten Frau ihr Bett so gewaltig aufschüttelte, daß die Federn wie Schneeflocken umher flogen. Die Fenster des an das Wohnzimmer anstoßenden Saales gingen hinaus auf das flache Dach einer im Hofe befindlichen Scheune, eine Art hängender Garten, der in den Sommertagen mit Blumenstöcken geziert war. Jetzt trug er eine dünne weiße Schneedecke. Sicherlich mußten sich da die Tropfen Blut finden lassen, die in den Schnee fielen, als sich die Königin, Schneewittchens Mutter, mit der Nadel in den Finger stach. Sie fanden sich freilich nicht; aber der Altan war nun einmal Märchenland und als die Märzsonne

1) Sie waren alle zehn oder zwölf, wie ich später sah, den damals vor einem Vierteljahrhundert (1812 und 1814) erschienen Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm entnommen.

Digitized by Google

die schneeweiße Decke wegzog, wartete der kleine Bursche von Tag zu Tag, ob nicht die sieben Zwerge das liebe tote Sneewittchen in dem durchsichtigen Sarg von Glas brächten und da auf dem Altan niedersetzten; ich hätte doch vom Saal aus so gut die schöne Königstochter sehen können und wie immer einer der sieben Zwerge die Wache bei dem gläsernen Sarge hielt! Sie kamen nicht. Das riß den Kleinen nicht aus seiner Traumwelt; sah er doch eines Tages einen Raben auf den Altan kommen und zuletzt auch ein Täubchen, die sicherlich ihr Beileid ausdrücken wollten, wie Nähkätchen berichtet hatte. Im Hof stand eine prächtige Linde, die mit ihren Ästen und Zweigen über den „hängenden Garten" ragte. Als es nun Frühling und Sommer ward und das Laubwerk das flache Dach, den Spielplatz der Kinder, beschattete, da wandelte sich — wie selbstverständlich — die Linde in den Machandelbaum des Märchens, unter dem „Marlenichen" die Beine ihres Bruders suchte. So oft dann ein Spatz in den Zweigen saß, wurde hingehört, ob er nicht melden würde: „kywitt, kywitt, was für ein schöner Vogel bin ich." Von den Wohnräumen führte eine breite Holztreppe in den weiten Flur des Erdgeschosses und von da in den Hof. Unter den Stufen war ein verschlossen gehaltener Verschlag, der einen Zugang zu dem tiefer liegenden Keller bot. Nun war mit einem Male der düstere Verschlag und was dahinter verborgen lag nicht recht geheuer. Nur mit Scheu und Herzklopfen und doch auch neugierig schlüpfte man daran vorüber; denn da unten in dem düstern geheimnisvollen Verließ, wohin uns die Köchin nicht mitnehmen wollte, da hauseten sicherlich die Wichtelmänner, die auf Schabernack ausgehen. Die schöne Märchenwelt dehnte sich aus, so weit die Wege des kleinen Burschen gingen. Als zum ersten Male der nahe Stadtwald mit den Eltern betreten wurde, da war schon am Sandhof des Fragens kein Ende, ob denn auch Rotkäppchen bald käme und der Wolf mit den großen Ohren und den großen Augen bei der kleinen süßen Dirne wäre. Am nahgelegenen Forsthaus tauchte eine andre Lieblingsgestalt aus der Märchenwelt auf. Da müsse wohl nicht weit entfernt, zwischen den prächtigen Bäumen und hinter dem Buschwerk und den Dornhecken versteckt, das Schloß liegen, in welchem die wunder-

Digitized by Google

schöne Königstochter, Dornröschen genannt, seit hundert Jahren schlafe.

Ja, wie war die Märchenwelt wunderbar lockend! Welch' holder Verklärungsschein fiel von ihr in das Leben des kleinen Burschen! Als er ein paar Jahre später in der Schule hörte, daß die schöne Welt nur ein Traum sei; wenn er lesen könne, werde er erkennen, daß sie wie ein Traumgebilde vergangen, erklärte er, dann nicht lesen zu lernen. Der Lehrer hatte seine liebe Not, den in seiner heimischen Märchenwelt aufgeschreckten Jungen zu beruhigen. Er solle nur tüchtig lernen und lesen, dann werde er erfahren, daß die trauten Gebilde und Gestalten doch wahr seien. Verstanden hat er damals die rätselhaften, aber aus solchem Munde hoffnungweckenden Worte nicht; sie sind ihm aber haften geblieben und er hat sie lange Jahre „im Herzen bewegt", bis ihm ihr volles und tiefes Verständnis aufgegangen. Gar sehr bedauere ich die armen Kinder, deren frühester Gang erwachenden Geisteslebens nicht durch den sonnbeschienenen Garten unserer deutschen Märchenwelt geht, die als „kleine, unschuldvolle Sünder" von rauher, unverständiger Hand aus dem von Gott zubereiteten Kinderparadies in eine öde, dürre Wirklichkeit, die man mit den Augen sehen und mit Händen betasten kann, hinausgestoßen werden. Man blicke doch hinein in die Kindesseele, von der wahrhaftig auch das Wort gilt: „und Gott sahe an alles, was er gemacht, und siehe, es war sehr gut": wie wird dem Kinde alles zum Spielplatz seiner regen, wunderbar schaffenden Einbildung! Sie ist die auserwählte große Bildnerin, auf deren warmen Mutterarmen Verstand und Vernunft zum Leben erwachen. Auch die roh gearbeitete Puppe, selbst wenn sie im Kampf ihres Daseins den Kopf eingebüßt, bleibt dem Mädchen liebe Gespielin; wenn der Knabe die Stühle der Wohnstube einen hinter den andren aufpflanzt, sich selbst auf den vordersten setzt und nun zu pfauchen und zu pfeifen versucht, dann hält er sich ungezweifelt für Lokomotive und Zugführer in einem; die Stuhlreihe ist ihm die Eisenbahn, die den Kleinen zu dem in der Ferne weilenden Vater bringt. Was rechte Eltern sind, die lassen ihre Kleinen unbehelligt gewähren; sie wissen, daß tiefer Sinn im kindlichen Spiele

Digitized by Google

ruht und auch aus solchem Spiel und durch dasselbe der Verstand stark und rüstig emporsteigen wird, der den einstigen Stuhleisenbahnfahrer zum tüchtigen Eisenbahnbauer ausbilden wird.

Auch die in den reinen Gebilden unsrer Märchen ruhende tiefe Wahrheit, von der der Lehrer tröstend gesprochen, hat sich dem Manne erschlossen. Echte Märchen gleichen dem Lied, das die Volksseele dichtet und singt von dem, was tief und wahr im Gemüte des Volkes schlummert, überirdische Wahrheiten im lichten Gewande der vom Himmel stammenden Dichtung. Wie durch die Lieder der Völker gemeinsame Grundgedanken ziehen, die in dem anheimelnden Erdgeruch der einzelnen Volksseelen eigenartige Unterschiede aufweisen, so gehen gemeinsame und wesentliche Züge durch bevorzugte Märchen der Völker. Sie sind dem Forscher besonders wert als Hinweise auf eine gemeinsame Urheimat aller Völker, auf einen Ursprung von dem ersten Elternpaar im Paradies, das Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen. Heute noch ist dem Manne Lockung und Lust, durch den großen, über alle Lande sich hinziehenden Märchenwald zu wandern und sich an den leisen, aber unverkennbaren Spuren eines gemeinsamen Wahrheitsbesitzes zu erfreuen, den die Völker bei ihrer Zerstreuung über die weite, weite Welt mitgenommen. Wie reizt und fesselt im tieferen Eindringen den Forschungstrieb, den Wandel zu beobachten, den die Wahrheit im blauen Gewande des Märchens bei ihrem Weilen unter den verschiedenen Himmelsstrichen angenommen, den Gesetzen und Einflüssen nachzugehen, die solchen Wandel in den unterschiedlichen Volksseelen bedingen! Das ist bei solcher Forschung auch lohnender Gewinn, den hohen Rang zu erkennen, den bei seiner Wandelung das deutsche Märchen im Ringe der Völker erhalten und daß in seinen eigenartigen Zügen wie aus einem blank geschliffenen Spiegel anheimelnd grüßt, was dem Deutschen sein Volk über alles teuer und wert macht. „Unser" Schwind zumal, den Brüdern Grimm — er aber nicht mit der Feder, sondern mit Stift und Pinsel in der kunstgeübten Hand — im Dolmetschen der Märchen an unser Volk als ebenbürtiger Genosse zugesellt, hat uns den ewigen Wahrheitsgehalt unsrer Märchen in unvergleichlich schöner Weise unter die Augen gerückt.

Digitized by Google

Jahrzehntelang haben die großen Lichtdrucke seines Märchens von den sieben Raben und der treuen Schwester und die andren der Melusine auch wie ein trauter Gruß aus deutscher Heimat die Wände des Saals im fernen Pastorat an der Newa geschmückt. Ganz besonders anheimelnd ist mir das sinnige und auch tiefsinnige Titelblatt der sieben Raben je und je gewesen, in welchem der Künstler mit seinem ganzen Hause und auch den treuen Hausgenossen, den noch lebenden wie bereits entschlafenen, der alten Märchenfrau lauscht, an die sich lichtverklärt, wie in ewiger Jugend erstrahlend die Seherin der Wahrheit, die Dichtung, lehnt.[1])

Wir müssen noch einmal in die einsame, dämmerige Krankenstube in der Münzgasse einkehren; sie ist zur Brunnstube geworden, von der ein weiterer, bedeutsamer Quell durststillenden Lebenswassers durch das ganze Leben sich ergossen. Die Weihnachtstage hatte der arme Junge, abgeschlossen von den Seinen, im Bett zu verbringen. Wie hatte er sich doch auf diese schönste Zeit des Jahres gefreut! Endlich, in der ersten Hälfte des Januars, wurde das strenge Gebot des Arztes aufgehoben; alle Gefahr einer Ansteckung schien ihm beseitigt. Eines Tages beim Erwachen wollte der Wiedergenesene seinen Augen nicht trauen: war er denn wirklich und leibhaftig ins Märchenland versetzt? Das Zimmer war hell erleuchtet wie seit Wochen nicht. Am Bettchen brannte in vielen Wachskerzen ein Christbaum, mit goldenen Nüssen und Äpfeln und herrlichem, zu Hause zubereitetem Backwerk behangen. Was aber das schönste: hinter dem Baume stand die seit Wochen schmerzlich vermißte Mutter und sie teilte nun ihrem Herzensjungen alle die Gaben aus, die „Christkind" ihm beschert. Unter den mancherlei Gaben fesselten ein paar einfache Bilderbogen die gespannte Aufmerksamkeit des kleinen Patrons. In Nürnberg war man damals ungemein geschäftig und eifrig, zu jeder Messe immer wieder neue Kinderspielsachen auf den Markt zu bringen,

1) Vergl. den in Petersburg gehaltenen und im Druck veröffentlichten Vortrag: Schwinds Sieben Raben und die treue Schwester. Petersburg, 1872.

Digitized by Google

aber auch durch Herausgabe von Pfennig-Magazinen, die bescheidenen Anfänge unserer heutigen illustrierten Zeitungen, und durch billige Bilderbogen Jung und Alt, Groß und Klein in die Vorhöfe der Kunst einzuführen. In diesem Jahre hatten sich die Nürnberger Holzschneider ganz besonders angestrengt. Für ein paar Kreuzer den Bogen hatten sie, sogar in Farben, das Leben Josefs wiedergegeben, wie dasselbe zwanzig Jahre zuvor (1817) die „Klosterbrüder" dem kunstsinnigen preußischen Generalkonsul in Rom, Bartholdy, an die Wände seines Speisezimmers gemalt. Eine erfreuliche Überraschung war mir bei der Heimkehr nach jahrzehntelanger Abwesenheit die berühmten, sorgfältig und mit Geschick von den Wänden der Casa Bartholdy 1885 abgelösten Fresken in einem Sonderraum der National-Galerie zu Berlin aufgestellt zu sehen. Unbedingt hatte das deutsche Reich Recht und Pflicht zum Erwerbe dieser frühen Denkmäler eines bedeutsamen Abschnittes unsrer Kunstentwicklung, von Söhnen unseres Volkes wie Cornelius, Overbeck, dem jüngeren Schadow und Veit draußen im Heimatland der Kunst mit begeisterter, frommer Hand zielbewußt in Angriff genommen.

Seit 1810 hatten sich die hochstrebenden Jünglinge unter Führung von Overbeck in dem einstigen Kloster S. Isidoro eingenistet, arm wie Kirchenmäuse, aber reich an hohen Idealen einer christlichen Kunst, mit kraftstrotzender Schaffensfreudigkeit und priesterlichem Ernste bestrebt, diese Ideale zu verwirklichen. Wie „Klosterbrüder der Kunst" hauseten sie in den leeren Räumen, im bewußten Widerspruch und auch Bruch mit den kalten Satzungen der Akademien, von der mächtigen, romantischen Zeitströmung in Deutschland nach den Befreiungskriegen fortgerissen. Mit frommem, reinem Begehr wollten sie „Nazarener" der Kunst sein. Ihre Vorbilder suchten und fanden sie in der Zeit vor Raffael. Den genialen, großen Meister der Schönheit anerkannten sie nur in seinen Jugendwerken, die noch deutlich die Marke seines Lehrers Perugino an sich tragen. Sie waren, wie ihre Gesinnungsgenossen der romantischen Schule daheim, beseelt und beseligt von der gefühlvollen Bewunderung des entschwundenen Mittelalters, das sie, als ob es Dornröschen wäre, zu neuem Leben erwecken

Digitized by Google

wollten. Der größte und begabteste unter ihnen, Cornelius, trat erst später in den nun doch engbegrenzten Kreis der edlen Kunstjünger ein; er war bald in ihrer Mitte der anerkannte „Hauptmann der Schar", dessen ans Titanische streifende, geniale, feurige Kraft die freiwillig auferlegte Fessel der Genossen sprengte und damit auch im Fortgang seiner Kunstentwicklung sich von ihnen schied. Er blieb der evangelischen Kirche treu, während einer nach dem anderen aus der Schar in den Schoß der mittelalterlichen römischen Kirche flüchtete, die nun doch für so spätgeborene Söhne kein Gelaß mehr hat. Dem „Hauptmann der Schar" hatte Bartholdy den großherzigen Auftrag gegeben; seiner Anordnung und Verteilung der Bilder aus dem Leben Josefs fügten sich die Genossen.

Soweit ich mich entsinne, waren jene Bilderbogen die frühesten Gebilde der Malerei, die dem Knaben unter die Augen kamen; sie machten einen gewaltigen, bis zur Stunde unvergessenen Eindruck auf das empfängliche Kindergemüt. Immer und immer wieder mußte Mutter jede einzelne Gestalt erklären und an ihnen das Leben Josefs erzählen. Eine neue wunderbare Welt tat sich vor dem weltfremden, erstaunten Blick auf; sie berührte sich in dem Gemüte ganz nahe mit der anderen, die die Märchen vor ihm aufgetan und doch machte der Junge von Anfang an wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Welten. „Nähkätchen" durfte ihm die Bilder in Abwesenheit von Mutter nicht erklären; das sollte nur die tun, die ihn beten gelehrt. Warum? Der kleine Junge würde die Frage nicht haben beantworten können; so wollte er es eben und ihm wurde willfahren. Zwei Bilder sprachen ihn vor den übrigen an und immer wieder mußte an sie Mutter ihre Erzählung anknüpfen. So eigen: es sind gerade die beiden Darstellungen, die auch heute noch vor dem Richtstuhl einer strengen, kunstverständigen Beurteilung am besten bestehen, einmal der Verkauf Josefs an die Midianiter und dann wie Josef in Ägypten sich seinen Brüdern zu erkennen gibt. Wer die beiden, ihn am meisten ansprechenden Bilder gemalt, danach fragte der kleine Junge nicht; hätte sie ihm jemand genannt, was konnte ihm daran gelegen sein, daß

Digitized by Google

das eine Lieblingsbild von einem gewissen Overbeck, das andere von einem ihm ebenso unbekannten, gleichgiltigen Cornelius sei und in beiden Bildern die Sonderart der beiden hochbegabten Künstler vortrefflich zu Tage trete. Für ihn, der so herzlichen Anteil an dem argen Geschick des Lieblingssohnes von Jakob nahm, war ein beruhigender Gedanke, daß die Midianiter, die ihn kauften, gutherzig zu sein schienen; die Mutter mußte wiederholt versichern, daß sie brave Leute gewesen und auch die Frau auf dem Kamel mit dem sanften, milden Ausdruck ihres Gesichtes werde sich des Josefs in der Fremde wie eine Mutter angenommen haben. Trotz der erkannten Mängel fesselt mich heute noch das schöne Bild als beredter Zeuge, wie sehr Overbeck in den Wegen eines Fra Giovanni Angelico da Fiésole wandelte, und daß auch ihm wie dem vorbildlichen frommen Meister und Mönchen des St. Marcoklosters in Florenz die Liebloſigkeit der Brüder darzustellen schwer gefallen sein mag. Es ist ihm trotz allen Bemühens nicht gelungen. Das andere Lieblingsbild der Wiedererkennung zeigt mir heute den großen Meister Cornelius, der als Jüngling bereits mit voller ursprünglicher Kraft dem, was er an der Erzählung des Wortes Gottes mit frommer Künstlerseele geschaut, einen lebensvollen, vollendet schönen Ausdruck zu verleihen imstande ist, der mit der ganzen meisterhaften Anordnung des Gemäldes, mit jeder einzelnen so lebensvoll und auch eigenartig ausgeprägten Gestalt vor seine erwählten Meister, einen Michel Angelo, einen Raffael und die anderen mit dem stolz-ehrfurchtvollen Worte hintreten kann: auch ich ein Maler und zwar deutschen Geschlechtes, deutscher Art. Freilich solch spät gereifte Erkenntnis hat einst den Knaben nicht an das Bild gefesselt. Ihn packte unwiderstehlich die ergreifende Darstellung, wie Josef von dem Königsstuhl herabsteigt seinem Herzensbruder Benjamin entgegen, den er mit offenen Armen aufnimmt, wie er den anderen Brüdern, die ihn einst verkauft, sich mit den guten Worten zu erkennen gibt: „Um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch hergesandt, darum bekümmert euch jetzt nicht mehr und denket nicht, daß ich zürne“, und wie die Brüder, von ihrem „bösen Gewissen“ gestraft, noch scheu zurückstehen und so viele Liebe als

Digitized by Google

unverdient nicht fassen. Ja ganz gewiß, gerade so muß sich Josef zu erkennen gegeben haben, das stand dem kleinen Burschen unerschütterlich fest, so fest wie der im Anschauen des Bildes gefaßte Vorsatz, so brav einst werden zu wollen, wie Josef gewesen. Wenn die Mutter des Abends ihn beten ließ: „Lieber Gott, mach' mich fromm, daß ich zu dir in den Himmel komm'", da trat lange, lange das Bild vor die Seele: „aber lieber Gott, gerade so fromm wie den Josef."

Die fesselnde Bilderreihe und die daran sich knüpfende Erzählung der Mutter bildete den Ausgangspunkt in die anderen Geschichten der Erzväter, höher hinauf bis an den lichten Frühmorgen der Schöpfung und in das Paradies. Das war nun doch noch eine andere und viel schönere Welt als die von Nähkätchen erschlossene. Sie heimelte alsbald den kleinen Burschen viel, viel mehr an als die Welt der Märchen; die frommen ehrfurchtgebietenden und doch trauten Gestalten traten ihm näher noch als die Lieblingsgestalten der Märchen, so traulich nahe, wie Gott selbst der frommen Kindesseele kommt und wie wir Alten mit innigem Begehr uns sehnen, zu werden wie die gottbegnadeten Kindlein, wie sie unserem Vater im Himmel sich nahe zu wissen. Jetzt an des Lebens Abend erkenne ich und preise als des Lebens höchsten und kostbarsten Güter eins dies frühe Heimischwerden in den Erzählungen des alten Bundes und daß die Mutter zuerst in diese Paradiesesheimat des Kindergemütes mich geleitet, ihr junges Reis eines Christenmenschen an den Wasserbächen der heiligen Urkunde von der Menschen und des auserwählten Volkes Anfängen eingepflanzet. Ich bin völlig überzeugt und halte aus langer Lebenserfahrung nicht mit dem Bekenntnis hintan, daß die gottgeordneten Erzieher in Haus und Schule und Gemeinde keinen größeren Raub, kein schwereres Unrecht an den ihnen von dem Herrn anvertrauten, unter Engelschutz stehenden Kindern begehen können, als wenn sie dieselben dieser ihnen im Buche der Bücher und auf den ersten Blättern der Offenbarung aufgetanen Heimat fern halten, sie ihr entfremden. Unsere tiefsinnige und auch fromme deutsche Muttersprache, an der Bibel und ihrer Dolmetschung durch den deutschen Reformator geschult, bezeichnet

Digitized by Google

als elend, wer ohne Land ist, fern dem ihm gewiesenen Vaterland, fern seiner Heimat in der Fremde. Die um ihr bestes Gut betrogenen Christenkinder wollen mir immer als arme, elende Waisen auf dieser „kalten Erde" erscheinen, aus ihrem Vaterlande vertrieben, noch ehe sie es kennen und lieben gelernt, in fremden Sprachen unterwiesen, noch ehe ihnen die traute Muttersprache des Menschengemütes, die Gott mit seinem Ebenbilde in der teuerwerten Urkunde der heiligen Schrift redet, in Herz und Seele zu eigen geworden. Für diese Muttersprache des Menschenherzes hat die Seele eines Kindes empfänglichen Sinn, ein so reines, tiefes Verständnis, daß es uns Alten mit den zerstreuten Sinnen, mit den überladenen Verstandesschätzen, über deren Erwerb wir so leicht die Einfalt des Herzens einbüßen, wie so oft beschämt. Denen das hohe Glück geworden, Kindesseelen zum Herrn führen und so ihnen auf ihrem Lieblingswege nahe bleiben zu dürfen, kennen bewundernd diese lebensvolle, verständnisinnige Auffassung und Aneignung der heiligen Geschichte von Seiten der Unmündigen und preisen den Vater und Herrn Himmels und der Erde, daß ihm wohlgefallen, ihnen zu offenbaren, was er den Weisen und Klugen verbirgt. Auch um dieses Wohlgefallen Gottes willen stellet Christus die Kinder mitten unter uns mit der Weisung an uns Alte, umzukehren und zu werden wie die Kinder, um in das Himmelreich zu kommen. Das für das Göttliche weit und breit aufgeschlossene, sonnenhaft gebildete Auge des Kindes ist einem griechischen Weltweisen nicht entgangen; er gibt der überraschend großen, verständnisinnigen Empfänglichkeit die schöne Deutung, daß die junge Seele, noch unverwirrt von den lärmigen Eindrücken dieser Erde, sich leichter und reiner auf die göttlichen Ideen besinne, die sie vordem geschaut.

Noch ein anderes drängt am Lebensabend zur Aussprache in diesen Blättern und will sich nicht abweisen lassen. Durch die frühe Unterweisung in der heiligen Schrift ist mir von Kind auf die Bibel auch liebstes, wertvollstes Geschichtsbuch geworden. Schon der zehnjährige Knabe erhielt die ganze Bibel zum Eigenbesitz; er hat seinen kostbaren Besitz hochgehalten wie ein Lieblingsbuch, das zu lesen, darin zu forschen ihm lebenslang frommer

Digitized by Google

Genuß war. Nun seit zwei Menschenaltern ist das alte, liebe Buch nicht von dem Arbeitstisch gekommen; ich schäme mich nicht zu gestehen, daß der so leicht ersetzbare Verlust mir schwer ankommen würde. Seine Blätter sind vergilbt und doch sind sie mir wert; sie erzählen mir, wie ihr Inhalt den Knaben wunderbar gefesselt, wie der Jüngling von seinen hebräischen und griechischen Ausgaben immer wieder in dieses deutsche Bibelbuch geschaut, das von frühauf mit ihm in seiner Muttersprache geredet, wie der Mann nun seit einem halben Jahrhundert aus ihr sich für die Verkündigung des Wortes Gottes am Tage des Herrn vorbereitet. Vor fünfzig Jahren kannte man in christlichen Häusern zum Glück noch nicht die unfromme und auch unreine Angst, den Kindern nur ja nicht zur Gefährdung ihres sittlichen Wandels die ganze Bibel in die Hand zu geben. Die Gefährdung kommt von anderer Seite. Unbehelligt geht das in reiner Luft des Elternhauses aufwachsende Kind an den sogen. bedenklichen Stellen vorüber. Es versteht sie nicht; Unverständnis aber behelligt harmlose Kinder nicht, reizt auch nicht ihre Neugierde. Die fromme Mutter, der christliche Erzieher wissen und glauben, daß der Kinder Engel im Himmel allezeit sehen das Angesicht unseres Vaters im Himmel und sie lassen ihren Schützling dies Angesicht schauen im Wort Gottes. Auch von diesem ungeteilten, unverkürzten Worte Gottes gilt — das ist mir unbestrittener Erwerb langen, im Worte Gottes gereiften Lebens —, was David von Gott saget: bei den Heiligen bist du heilig, bei den Frommen bist du fromm, bei den Reinen bist du rein, bei den Verkehrten bist du verkehrt. Christus preiset selig die reinen Herzens sind; sie werden Gott schauen.

Was dem Knaben und Jüngling liebstes und vertrautestes Geschichtsbuch gewesen, die heiligen Schriften alten und neuen Bundes, hat sich dem Manne als das meisterhafteste, vollendetste Geschichtsbuch je länger je mehr erwiesen. Darum das beste, weil es das einzige ist, in welchem an der Geschichte eines auserwählten Volkes in jahrtausendlanger Entwicklung der geheimnisvolle Schleier weggezogen ist, der das Walten Gottes „zu seinem Zweck und Ziel" in den Geschehnissen der Menschen verhüllt. Die Hand eines Menschen, wäre er auch der genialste

Digitized by Google

Seher und Geschichtsschreiber, kann nimmer den Schleier heben; das kann nur der Allgewaltige, der durch die Weltgeschichte als ihr Herr und Meister hindurch schreitet und auch das Leben der Völker leitet auf ewigen Wegen. Und er hat den Schleier in der heiligen Urkunde gehoben, in der sein Evangelium kund und offenbar geworden, das einige, heilige Evangelium, von dem eine Bekenntnisschrift unserer evangelischen Kirche bezeugt, daß Gott selbst diese frohe Botschaft anfänglich im Paradiese hat offenbaret, folgends durch die heiligen Erzväter und Propheten lassen verkündigen und durch die Opfer und andere Zeremonien des Gesetzes vorgebildet, endlich aber durch seinen geliebten Sohn erfüllet.[1])

Die ersten leisen Anfänge solch spät gereifter Erkenntnis gehen weit zurück bis auf jene unvergeßliche Weihnachtsfeier im Krankenzimmer des Knaben. Mit ihnen tauchte in verschwommenen Umrissen der Wunsch auf, andren Kindern mitzuteilen, was die Erzählung der Mutter von der heiligen Geschichte ihrem Jungen so lieb und traut gemacht. Der Wunsch wich nicht mehr; schon nach wenigen Jahren gewann er die fester umrissene Gestalt, ein Prediger des Wortes Gottes zu werden. Des Knaben Wunsch hat sich erfüllt. Adolf Monod erzählt einmal, irre ich nicht in seinen herrlichen Betrachtungen über das Weib, daß bei einer Versammlung von 125 evangelischen Geistlichen in den Vereinigten Staaten die Rede darauf gekommen, was wohl den ersten Anstoß ihnen gegeben, das „köstliche Amt" als Lebensberuf zu erwählen. Mehr wie hundert von ihnen hätten mit einer Träne dankbarer Rückerinnerung erklärt, daß sie den früheſten Anstoß auf dem Schoß der Mutter erhalten, die ihr Kind beten gelehrt und ihm die heiligen Geschichten aus dem Worte Gottes erzählt. Wäre ich bei jener Versammlung zugegen gewesen, hätte ich auch auf der Seite der Hundert gestanden.

1) Die nähere Erklärung des wahren und treffenden Zeugnisses habe ich zu geben versucht im Immanuel (2. Aufl. Wiesbaden 1883) S. 113 ff., wozu verglichen werden kann der zehnte apologetische Vortrag im Nathanael (2. Aufl., Petersburg 1864) S. 189 ff.: die Bibel.

Digitized by Google

4. Bei den Großeltern in Waldfischbach.

Wie bereits erwähnt, war am elterlichen Tische ein frischer Ölzweig aufgesproßt, wiederum nach einem Zwischenraum von etwa zwei Jahren, wiederum in regelmäßigem Wechsel auf die zweite Tochter ein zweiter Sohn. Vater hatte ihm in Erinnerung an Wellington und seine Teilnahme an der Schlacht von Waterloo im Gefolge des englischen Heerführers den Rufnamen Arthur bei der Taufe geben lassen. Noch hatten die Großeltern den fröhlich aufblühenden Nachwuchs des Hauses nicht zu Gesicht bekommen; bei der Mühsal damaligen Reisens war nicht daran zu denken, daß die beiden alternden Leute, bei denen sich bereits die Schwerfälligkeit und Bequemlichkeit lang gewohnter Lebensweise auf dem Lande bemerkbar machte, sich zu einem Besuche in Frankfurt aufraffen würden. So wurde denn beschlossen, daß Mutter mit ihrem Kinderschatz zu den Eltern reisen sollte; es zog sie selbst mit Macht nach dem trauten Orte ihrer Kindheit.

Auf also in die fröhliche Pfalz und dort nach dem weltverborgenen, weltvergessenen Waldfischbach! Nicht so rasch wie heutzutage wurde ein solch reiflich zu erwägender Entschluß gefaßt; noch langsamer und schwieriger war die Ausführung. Da mußte lange zuvor in den großen Einkehrhöfen der Schäfer-, Vilbeler- oder Friedbergergasse Umschau gehalten werden, ob nicht vielleicht zufällig eine „Retourchaise", wie das häßliche Fremdwort lautete, da wäre, die wie unsere heutigen Möbelwagen gerne mit neuer Ladung heimfahren wollte. War keine aufzutreiben, dann mußte ein Hauderer, ein Lohnkutscher, zur Fahrt gedungen werden. Auch

Digitized by Google

das war keine ganz leichte Sache. Zunächst eine genaue Besichtigung des Wagens, ob er, einer kleinen Arche Noah ähnlich, geräumig genug wäre, um die Mutter, ein Dienstmädchen und vier Kinder mit Sack und Pack aufzunehmen, stark genug, um außer dieser Last auf der Außenseite noch ein paar Koffer zu tragen. Darauf waren die Pferde zu prüfen ob sie wohl kräftig wären, das schwere Gefährt bergauf, bergab, wenn auch zumeist auf vorzüglicher Straße, zu ziehen, ob Vorrichtungen getroffen, bei einer Bergfahrt den Tieren Vorspann zu geben. War dies alles zur Zufriedenheit ausgefallen, dann mußte mit dem Hauderer über den Preis gehandelt werden und in wie langer Zeit er sich verpflichte, den vorgeschriebenen Weg zurückzulegen. Mehr wie drei Tage wurden ihm nicht zugestanden für eine Strecke, die man heute bequem in fünf, sechs Stunden durcheilt. Endlich ist alles zur Zufriedenheit erledigt. Der Jubel der Kinder ist groß: eine Reise, sogar eine mehrtägige zu Wagen in ein fernes, noch unbekanntes Land, nach dem oft genannten Waldfischbach, wo Mutter ein kleines Kind gewesen und wovon sie in den letzten Wochen immer und immer wieder ihrem reiselustigen, neugierigen Völkchen zu erzählen hatte, zu den Großeltern, die fortan in den engen, häuslichen Familienkreis, bis dahin die ganze schöne Welt der Kinder, eintreten sollten; ob man sie wohl so lieb haben könne wie Vater und Mutter. Tief und unvergeßlich haben sich die Eindrücke dieser ersten Ausfahrt in die weite, so unermeßlich weit dünkende Welt der Seele des bald fünfjährigen Knaben eingeprägt, dem alles, was er jetzt in der Fremde zu sehen und hören bekam, neu war, ganz anders und greifbar näher wie die ihm heimische Märchenwelt, wie die wunderschöne Welt der Erzväter.

Nun ist endlich der lang ersehnte Tag angebrochen. Früh am Morgen steht unten im Hof der mächtige Wagen, hinten mit Koffern bepackt, bereit die Reisenden aufzunehmen. Außer all den beweglichen und zwar recht beweglichen Insassen mußte Raum zur Unterbringung des vielen unbeweglichen Handgepäckes geschaffen werden. Auch das gelang. Der Kutscher hat seinen Platz auf dem Bock eingenommen; knallend schwirrt die Peitsche durch die Luft — ein prächtiger Ton für den kleinen Jungen —,

Digitized by Google

die Pferde ziehen an und fort geht es hinaus durch das Hoftor, durch die Straße, durch die Stadt und immer weiter über die Mainbrücke durch Sachsenhausen und das Affentor[1]) auf die Landstraße, die nach Groß-Gerau führt. Spät am Abend nach langer, ermüdender Tagesfahrt wird der Rhein gegenüber Oppenheim erreicht. Die breite, flachgehende Rheinfähre kommt herüber, nimmt den Wagen mit all seinen Insassen auf und nun hinüber nach dem linken Stromufer! Der Rhein geht hoch; ein ausgebrochener Sturm peitscht die Wellen über die Fähre; die dunkle Nacht wird durch Wetterleuchten und Blitze grell erleuchtet; es regnet in Strömen. Die Pferde werden unruhig und müssen ausgespannt werden, damit sie nicht mit dem Gefährt durchgehen in ein nasses Grab. Auch die Mutter duldet es nicht mit ihren übernächtigen Kindern in dem geschlossenen Wagen. Schlaftrunken, unter ein paar Regenschirme dicht zusammengekauert stehen wir um die Mutter gedrängt; unvergeßlich ist mir ihr Bild in der schweren, gefahrdrohenden Nacht geblieben, wie sie, den Jüngstgeborenen auf den Armen, Gott um Rettung für ihre Kinder laut angerufen. Und Gott half! Wir erreichten, wenn auch durchnäßt das andere Ufer, bald auch das nahe gelegene Städtchen und einen Gasthof, der die Reisenden so gut herbergte, daß keins der Kinder von der bedenklichen, naßkalten Überfahrt einen Schaden davon trug. Früh am anderen Morgen weiter durch die Vorderpfalz hinein in den Westrich, der hinter dem Bergwall der Hardt so ganz andere Züge in Bodenkultur, in Tracht, Mundart, Lebensweise seiner Bewohner zeigt als die Ansiedler in der fruchtbaren Rheinebene und im Gebiete der fröhlich machenden, herzerfreuenden Weinberge. Auch der zweite Reisetag geht vorüber, uns Kindern bereits viel langsamer als der erste. Spät am Abend rasselt und humpelt das schwerfällige Gefährt durch enge Gassen und über holperiges Pflaster in Kaiserslautern ein. Tagsüber hatte Mutter ihrem kleinen Jungen viel von der ihr

1) Dem Sachsenhäuser war dieser Name seines längst nun niedergelegten Tores mundgerechter als der ursprüngliche „Ave-Tor." Der lautete ihm auch zu katholisch; er wollte nichts mehr wissen von den Bittgesängen einziehender Pilger an die Dei mater alma.

Digitized by Google

wohlbekannten ansehnlichen Stadt erzählen müssen, daß in ihr einst gerade wie in Frankfurt ein mächtiger deutscher Kaiser sich einen Palast erbaut; sie konnte ihm auch bei der Einfahrt und im spärlichen Schein von ein paar Öllämpchen der Straße die Umrisse einer Kirche zeigen, die so alt sei wie die ältesten Kirchen in Frankfurt.

Zeitig am andren Morgen ging die langsame Fahrt weiter und tiefer hinein in den gebirgigen Teil des Westrich; zum Jubel der reisemüden, gelangweilten Kinder mit der Aussicht, heute noch Waldfischbach zu erreichen. Zunächst auf der prächtigen, von Napoleon I. gebauten Kaiserstraße; sie bot der Mutter Stoff, von dem gewaltigen Helden zu erzählen, wider den auch Vater einst gekämpft. Dann immer tiefer in den dichten, deutschen Eichen- und Buchenwald. An einer Lichtung dieses herrlichen „Reichswaldes" — mein Weg hat mich seitdem nicht mehr an dieser Stelle durch ihn geführt — zog sich die Fahrstraße längs einem seeartig sich ausdehnenden Weiher hin, der in tiefer Waldeinsamkeit ruhevoll dalag. Nur am entgegengesetzten Ende zeigte sich Leben und Bewegung. Von da drang der eintönige Schlag von Eisenhämmern zu uns herüber; am Rand des Sees stand eine Reihe von Schmelzhütten; aus hochragenden Schloten stieg über den grünen Waldessaum die feuerrote Lohe der Öfen gen Himmel. Es waren — und sind wohl noch — die berühmten Eisenwerke der Freiherrn von Gienant. Nun mußte der Junge genaue Kunde bekommen, wie das Erz im Schoß der Erde gebrochen und das Eisen zum Schmelzen gebracht werde.

Mehr noch fesselte die Aufmerksamkeit des Burschen eine andere Erzählung, die Mutter von der einsamen Gegend zu berichten wußte. In ihrer Kindheit sei es in dem bergigen Waldland nicht recht geheuer gewesen. Hier habe der arge Räuberhauptmann Schinderhannes mit seiner Bande gehauset; wenn Reisende vorüber fuhren, dann sei er unversehens aus seinen Schlupfwinkeln im Dickicht hervorgebrochen und habe die Wagen und ihre Insassen ausgeplündert. Jetzt sei er nicht mehr zu fürchten — der kleine Junge hatte sich ängstlich an seine Mutter geschmiegt —; vor Jahren schon habe man Schinderhannes ergriffen und an den Galgen gehängt. Mutter versäumte nicht,

Digitized by Google

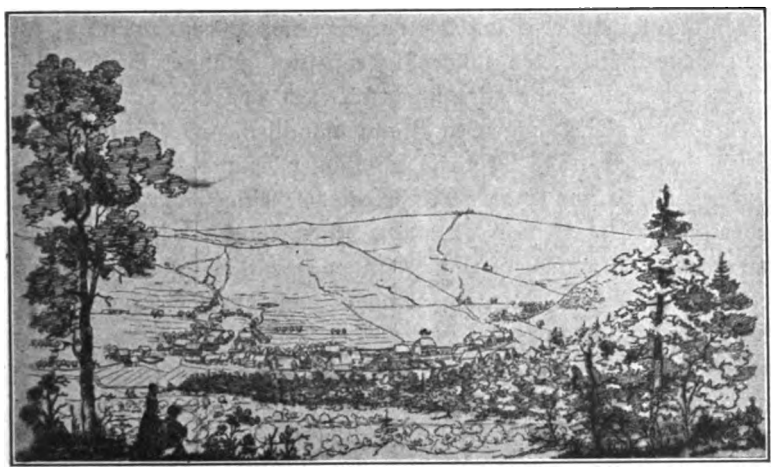
dem Bericht, wie die damals beliebten Fabeln zu tun pflegten, eine „Moral" beizufügen. Der böse Räuber habe vor der Hinrichtung eingestanden, daß er seine Verbrecherlaufbahn mit der Entwendung einer Stecknadel seiner Großmutter begonnen. Da niemand den Diebstahl bemerkt, sei er auf der abschüssigen Bahn weiter gegangen, habe bald schon den Eltern Geld gestohlen, sei durch solch böses Leben faul, ungehorsam, zuletzt ganz gottlos geworden und habe den Henkertod reichlich verdient. Noch jahrelang stand mir in versuchlicher Stunde die mütterliche Mahnung schützend vor dem Gewissen: „Nimm dich in Acht, mein Junge, vor der Sünde; du weißt, die ruht allzeit vor der Tür." In den letzten Wochen daheim hatte Mutter die Geschichte von Kain erzählt und erklärt, daß er ergrimmete und seine Geberden sich verstelleten, weil Gott sein Opfer nicht gnädiglich angesehen. „Schinderhannes hat der Lockung der Stecknadel den Willen gelassen, hat nicht über sie geherrscht, und da ist er denn der böse Mensch geworden, der sein verworfenes Leben am Galgen hat endigen müssen." So verging auch der dritte Reisetag, uns Kindern sogar noch rascher, weil unterhaltsamer und an haftenden Eindrücken reicher als der vorangegangene. Wir kamen aus dem prächtigen Reichswald heraus. Das Landschaftsbild war, auch uns Kleinen bemerkbar, ein wesentlich andres, ungünstigeres geworden als in dem bis dahin durchfahrenen Teil des Westrich; wir waren in den sog. hügeligen Westrich gelangt. Nun noch eine kleine Biegung der Straße und vor uns liegt das lang ersehnte Waldfischbach, Mutters Heimat, der Großeltern Wohnort.[1])

Waldfischbach geht in seinen Anfängen hoch hinauf. Schon im 13. Jahrhundert stellt ein Graf von Hohenberg dem Kloster Hornbach einen Freiheitsbrief aus über die Mühle in „Vysbach"; im 15. Jahrhundert erhält das kurpfälzische Zweibrücken den Wildbann in der Fischbacher Pfarrei. Die Lage der heutigen evangelischen Kirche, allem Anschein nach der Grund und Boden der ersten Pfarre und Besiedelung des Ortes, deutet an, daß Waldfischbach in seiner ältesten Anlage zu den für die Dörferbildung der Pfalz eigentümlichen geschlossenen, eng zusammengebauten Ort-

1) Über das nebenstehende Bildchen und seinen Zeichner vergl. S. 124.

Digitized by Google

schaften und zwar zu den nicht auf der Höhe, sondern im Tal angelegten zählte. Der viel später hinzugekommene neue Teil gestaltete den Ort zu einem sogenannten Straßendorf um: die nun auch schon alten Neubauten sind in langer Ausdehnung — man könnte Waldfischbach den sieben sogenannten langen Dörfern der Pfalz zuzählen, von denen ein Kulturhistoriker sagt, daß sie einer Allee von Bauernhäusern ähnlicher seien als einer Dörfergruppe — der Straße nachgezogen, die nach Zweibrücken hin



durch das Tal des Schwarzbachs führt. Eine Allee von Bauernhäusern bildet nun doch dies Straßendorf nicht. Großvater gewann die Freundschaft seines anfänglich noch blöden Enkels durch ein Rätsel, das er ihm gleich am ersten Tag aufgab: „Hermännle, wo werden die Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken und nur von der einen Seite gegessen?“ Das dünkte dem kleinen Burschen, dem Pfannkuchen eine wohlbekannte „Leibspeise“ war, unmöglich. Sein Staunen wuchs, als ihm erklärt wurde, daß er selber jetzt an dem Ort sich befinde. Richtig: als andren Tages Großvater mit ihm einen Gang durch den Ort machte, erkannte der Junge, daß die ganze lange Straße nur eine Häuserzeile besaß. Das Tal ist an der Stelle eng. Von beiden Seiten kommen die niedrigen Hügel einander nahe und lassen nur Raum

Digitized by Google

für eine Talsohle, durch welche die Bach, wie der Pfälzer eigenmächtig sagt, sich mit ihrem geringen Wasservorrat hindurchschlängelt, neben der die Landstraße geht. Auf der einen Seite der Straße, nach „der Bach“ zu, kleine sorgfältig gepflegte Gemüsegärtchen, auf der andren Seite die Häuserzeile, an den Hügel so dicht gelehnt, daß ihre schmalen Hintergärten schon etwas bergan gehen. Waldfischbach gewinnt so das Ansehen eines Kometen mit lang sich hinziehendem Schweif. Der Wandelstern mit der Kirche in seiner Mitte herbergt die alteingesessene, arme ackerbautreibende Bevölkerung; an dem um den vorgelagerten Hügel sich hinziehenden Schweif steht eine lange Reihe netter schmucker Häuser, damals von den „Honoratioren“ des Ortes, von den an Zahl den Ackerbauern gleichkommenden Beamtenfamilien, zum Teil in Eigenbesitz, bewohnt. Die Mehrzahl der Häuser bestand nur aus einem Erdgeschoß, zu dem von der Straße eine zweiseitige Freitreppe führte, oben mit einem kleinen Vorraum, dessen Bank an schönen Sommerabenden zu manchem Plauderstündchen mit den Nachbarsleuten einlud. Von dem Vorraum gelangte man durch die Haustür in den schmalen, nach dem Hof oder Garten führenden Flur, an dem rechts und links ein Vorder- und ein Hinterzimmer lag; eine oder zwei Kammern befanden sich dann noch eine Treppe hoch unter dem Dach. Nur das ansehnlichste, etwa in der Mitte der Straße stehende Haus, in welchem die Großeltern wohnten, besaß über dem Erdgeschoß noch ein geräumiges Stockwerk, in welchem sich der Sitzungssaal des Friedensrichters und die den Gästen aus Frankfurt eingeräumten Gemächer befanden.

Landschaftlich hat die Umgebung des Ortes bereits das von dem gebirgigen Westrich unterschiedliche Gepräge des Westricher Hügellandes. Waldfischbach liegt dicht an der von Kaiserslautern nach Pirmasens sich hinziehenden Grenzmark der beiden Teile. Durch diese Lage wird der uns Kindern so traut gewordene Ort von den Eigentümlichkeiten der beiden Gebiete berührt, mehr von denen des hügeligen als des gebirgigen Teils. Einst erstreckte sich der prächtige Reichswald, durch den unser Weg geführt, bis hierher. Das ist schon lange her. Frevle, brutale Hände, darunter auch die des Pfalzverwüsters Melac, haben seine Eichen und Buchen abgeholzt;

Digitized by Google

die verarmte Bevölkerung hat nicht für rechtzeitige planmäßige Aufforstung der im Raubbau bloßgelegten Strecken gesorgt. Auch die Bodenbeschaffenheit war für guten Waldbestand hier nicht so günstig wie drüben im andren Westrich mit seinen scharfkantigen Bergen, mit seinen tiefgerissenen Tälern und Schluchten. Hier im hügeligen Westrich vorherrschend rundliche Hügelkuppen, sanft verlaufende Höhenzüge, zwischen denen in bald engen, bald weiter sich ausbreitenden Talsohlen ein vielfach verschlungenes Wassernetz mit zahlreichen Bächen sich befindet. Nach Zweibrücken hin weitet sich das Tal und bietet durch sachgemäß angelegte und sorgfältig ausgenutzte Bewässerung ein ungemein fruchtbares, einen vorzüglichen Viehstand ernährendes Wiesenland dar. Die entweder kahlen oder nur mit anspruchlosem, kümmerlichem Nadelholz bestandenen niedrigen Höhenzüge um Waldfischbach sind in ihrer Gestaltung häufig zerrissen, mächtige Felsrücken, deren Gestein an vielen Stellen in ungestalten Blöcken aus dem Erdreich emporragt. Sie tragen meist nur eine dünne Schichte fruchtbaren Bodens; auch sie wird nicht selten von rauhen Stürmen oder durch starke Regengüsse weggeschwemmt und der felsige Untergrund tritt dauernd zu Tage. Der Waldbauer des gebirgigen Westrich hat hier dem Ackerbauer Platz gemacht, einem schwer um das kümmerliche tägliche Brot ringenden, dem fast nur der Anbau von Kartoffeln lohnt. Für die durch den kargen Bodenertrag ihm aufgezwungene Genügsamkeit muß er sich den Spott der Vorderpfälzer im Weinland gefallen lassen, daß ihm die Kartoffeln schier „zum Hals herauswachsen". Er selber kann es als echter Pfälzer auch nicht lassen, über die eigene ärmliche Lage zu witzeln. Die Gegend um Waldfischbach gehört zu der am dünnsten bevölkerten der Pfalz. Die nun doch im harten Kampf ums Dasein da aushalten und festsitzen, haben wie in bittrer Laune ihrem Wohnort Namen gegeben wie Schmalenberg, Höhenöd, Clausen, Steinalben, Rodalben und wie sie alle heißen, die armseligen Orte um Waldfischbach, in denen damals — es ist mir unvergessen geblieben — der im Walde und auf den felsigen Hügeln gesammelte und mühsam herbeigeschleppte Ginster dem Bauer als Ersatz diente für das Stroh im Stall, für Stroh und Ziegel auf dem Dach.

Digitized by Google

Wie räumlich so lebten auch gesellig fast ohne jede Berührungspunkte von einander getrennt die alteingesessenen, um Kirche und Schulhaus an dem einen Ende des Dorfes angesiedelten wenigen Bauernfamilien und die vor etwa einem Menschenalter in dem zum Kantonshauptort auserwählten Flecken eingezogene Beamtenschar. 1778 war Kurfürst Karl Theodor durch den Tod des anderen Wittelsbachers auch Herr von Bayern geworden und nach München übergesiedelt; ein fünfhundertjähriger Zwiespalt zwischen den beiden Wittelsbacher Linien hatte in dieser Vereinigung von Pfalz und Bayern seinen Abschluß gefunden. Die Mißregierung des ebenso liederlichen wie römisch-frömmelnden Karl Theodor hatte ihm sein protestantisches Stammland in einem Grade entfremdet, daß die von ihrer heimischen Regierung so übel behandelten Pfälzer sich rasch und auch gern drein fügten, als die französische Republik von 1792 an Schritt für Schritt das linke Rheinufer sich einverleibte. Die französischen Präfekten, sagte man sich frohgelaunt über den Wechsel der Regierung, würden kaum einen härteren Druck ausüben als die Landschreiber des bayerischen Kurfürsten. Mit den benachbarten Elsässern bestanden viele und herzliche Beziehungen fort, bei nicht wenigen Familien durch verwandtschaftliche Bande verstärkt; noch 1852 besuchte ich bei einer Fußwanderung nach dem Elsaß nahe Verwandte der großmütterlichen Sippe in Straßburg. Rascher noch als in den ebenfalls französisch gewordenen Rheinlanden drangen die in Frankreich neu aufgekommenen Grundsätze der sozialen Gleichheit und eines freien wirtschaftlichen Wettbewerbes den Pfälzern in Fleisch und Blut ein. Den frischen Luftzug der modernen Zeit, der von Welschland her weithin durch die Lande und die Geisterwelt der Völker wie ein neuer, freudig begrüßter, alles umgestaltender Lenz gezogen war, hatten die Pfälzer in vollen Zügen eingeatmet; das leichtlebige Völkchen hatte über dem belebenden Hauch rasch vergessen, was für ein harter Winter ihm vorangegangen war. So hatten sie auch vergessen und ließen sich durch die überall in Trümmern gelegten Burgen und Schlösser und Dome nicht daran erinnern und gemahnen, daß die fremden Herrn, die nun über sie Gewalt hatten, in den Tagen ihrer

Digitized by Google

Väter die elenden, brutalen Verwüster ihrer schönen Heimat gewesen.

Seit einem Vierteljahrhundert etwa vor unserem Besuch bei den Großeltern hatte sich auch diese fremdländische Lage wieder bei dem raschen Wandel der Weltereignisse wesentlich verändert. Napoleon, der gewaltige Zwingherr, hatte ausgespielt; das ganze linke Rheinufer war wieder deutscher Besitz geworden. Als ob es sich um Verteilung einer Siegesbeute handelte, wurde gewaltsam über den wiedererlangten Besitz verfügt. Ein Teil der alten Kurpfalz erhielt Baden; die Rheinpfalz wurde dem zu einem Königreich erhobenen Bayern zugesprochen. Daß zwischen den beiden nun zusammengetanenen Gebieten keine räumliche Berührung stattfand, störte die Staatsmänner am grünen Tische nicht; war doch auch keine innere Berührung zwischen einem Pfälzer und einem Altbayer vorhanden. Nach dem Herzen der Pfälzer war die Verteilung nicht; gefragt, würden sie damals vielleicht lieber bei Frankreich geblieben sein. Noch in den vierziger Jahren hörte ich bei einem Besuche in Waldfischbach: wir reisen nach Bayern, wenn es einen Besuch in München oder Nürnberg galt. Die armen Pfälzer Burschen wurden von den Ihrigen und ihren Mädchen im Dorfe bedauert, wenn sie wie in ein fremdes Land nach Ingolstadt oder Regensburg als Rekruten eingezogen wurden. Ein in die Pfalz als Beamter versetzter „dickköpfiger" Altbayer hatte es in dem fröhlichen Ländchen nicht leicht und lustig; er galt den Leuten und auch seinen Berufgenossen aus weiterer Ferne und Fremde ihnen aufgedrungen, als wenn er aus dem benachbarten Frankreich gekommen wäre. Wollte er sich einleben, dann mußte er so bald wie möglich abstreifen, was in Erscheinung und Wesen an einen Altbayern hätte erinnern können. Auf ähnliche Verhältnisse stieß ich viel später in den Ostseeprovinzen. Noch in den siebenziger Jahren hörte ich Pastore in Riga von einer Reise nach Rußland sprechen, wenn sie einen Freund in Petersburg besuchen wollten; in den sechziger Jahren sagte mir noch ein russischer Minister, daß er nicht gern einen Russen nach den Ostseeprovinzen oder Polen versetze, weil nach wenigen Jahren schon er auch in seinem Wesen einem

Digitized by Google

Balten oder Polen gleiche und selbst seine Muttersprache nur noch radebreche.

Einigermaßen erleichtert wurde den Pfälzern die ihnen auferlegte Einverleibung mit Bayern dadurch, daß der neue König, Max Josef, ihr Landsmann war, ein Sprößling der birkenfeldischen Linie der Zweibrücker Herzöge, und daß er zu den Franzosen so gut stand wie sie selbst. In Mannheim und Zweibrücken erzogen, war er frühe in französische Dienste getreten und hatte seit 1777 jahrelang als Oberst in Straßburg gelebt. Durch den Tod seines Bruders Karl August (1795) war er Herzog von Zweibrücken geworden. Freilich in partibus infidelium: die Franzosen hatten keine Lust, dem General in ihren Diensten sein Erbe auszuhändigen. Den gleichzeitig gewonnenen Kurhut drüben in Bayern konnten sie ihm nicht streitig machen; auch nicht als er denselben 1814 mit der Krone vertauschte und als König von Bayern nun auch Herr in seinem alten Stammlande wurde. Der gutherzige, duldsame Zweibrücker auf dem bayerischen Königsthron, in den meisten und den Pfälzern ärgerlichsten Punkten das Gegenteil seines Bruders, kam mit seinem alten Stammland gut aus. Selber dem französischen Wesen zugetan, hütete er sich, das in der Pfalz eingebürgerte System der französischen Verwaltung umzugestalten oder auch nur anzutasten; das bisher bewahrte deutsch-französische Sonderleben setzte sich ungestört unter der neuen Regierung fort, die klug genug war, zunächst wenigstens fast alle vorgefundenen Einrichtungen fortbestehen zu lassen. König Max war bei unserem Besuche in Waldfischbach bereits dreizehn Jahre tot; ich entsinne mich aber noch, wie gefeiert sein Name und Andenken im Munde der Leute war, besonders im großelterlichen Hause, wo Mann und Frau und die erstgeborene Tochter wie der König aus Zweibrücken stammten. Obgleich der 1825 auf den Thron gelangte König Ludwig in vielem anders geartet war wie sein Vater, auch ein anderes Regiment führte, war er doch den Pfälzern volkstümlich geworden. Sie machten sich wohl über manche seiner Sonderlichkeiten beim Glase Wein lustig — die Franzosenzeit hatte ihnen nicht gar zu viele Ehrfurcht vor einem gekrönten Haupte übrig gelassen —; aber sie liebten ihn trotz alledem.

Digitized by Google

Denn er griff nicht gewaltsam in ihr Sonderleben ein; er ließ sie, wenn auch nicht in gleichem Maße wie der Vater, in ihren französischen Verwaltungseinrichtungen unbehelligt und schonte ihre Eigentümlichkeiten. Es war doch auch noch Pfälzer-, Zweibrückerblut in seinen Adern; seine Wiege stand in Straßburg; wie der Vater hatte er eine protestantische Prinzessin geheiratet.

Ob Waldfischbach bereits zur Franzosenzeit Kantonshauptort geworden oder erst, nachdem die Pfalz unter die bayerische Krone gekommen, weiß ich nicht; mir ist, als ob Großvater bereits 1812, damals als juge de paix, von Zweibrücken aus an den Ort versetzt worden sei, den er dreißig Jahre lang bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen. Als Kantonshauptort war Waldfischbach Sitz aller Bezirksbehörden. Hier war das Friedensgericht, die Einnehmerei, die Försterei, ein Notariat usw.; hier wohnte der Kantonsarzt, befand sich die Kantonsapotheke, hier war auch für das kleine Gebietsgefängnis eine aus zwei bis drei Landjägern bestehende Schutzmannschaft untergebracht, noch aus der französischen Zeit in der Pfalz allgemein Gendarme, im Volksmunde Schangdarme genannt. Kein anderer Beamter im Dorf flößte uns Kindern eine so ehrfurchtsvolle Scheu ein wie diese allzeit uniformierte Standesperson mit dem Säbel an der Seite, das Gewehr am Riemen auf der Schulter hängend; und nun gar wenn sie dem Großvater einen an den Handgelenken gefesselten Missetäter zur Aburteilung vorführte. Die kleine, an Zahl aber nun doch den Bauern am Orte fast gleichkommende Beamtenschar hielt eng zusammen. In dem weltabgeschiedenen Dorfe waren die „Honoratioren“ nur auf sich selbst angewiesen, bildeten eine freundliche Sippe. Soweit ich heute noch nachspüren kann, war kein Altbayer unter ihnen; die einzelnen Familien waren zum Teil verwandt, fast alle von Jugend auf bekannt. Wer nach Waldfischbach versetzt wurde, blieb lange an dem ihm bald traut gewordenen Ort, in dem frohsinnigen Freundeskreis. Was draußen in der Welt während der dreißiger Jahre sich regte und allwärts die Geister bewegte, davon drang nur ein abgeschwächter Nachhall über die kahlen Hügel in das abgeschlossene stille Tälchen. Erinnerungen an die französische Revolutionszeit waren unter den Pfälzern nicht ver-

Digitized by Google

gessen; sie lebten da und dort, zumal in der Vorderpfalz, von frischem auf, rissen aber den kleinen Beamtenkreis in Waldfischbach nicht zu tätiger Anteilnahme mit sich fort. Selbst das auf der Hambacher Schloßruine 1832 stürmisch gefeierte Konstitutionsfest war wie ein Gewitter in der Ferne an dem Freundeskreis vorübergezogen; man hatte wohl am Stammtisch darüber gekannegießert und zwar in pfälzisch-freisinnigem Tone; aber dann war man rasch zur gewohnten Tagesordnung in der Amtsstube und am Kartentisch übergegangen. Das geflügelte Wort des preußischen Ministers nach der Schlacht von Jena, „daß Ruhe des Bürgers erste Pflicht sei", hatte in den bald beruhigten Gemütern der Waldfischbacher Beamten wieder die Oberhand gewonnen, streng genommen nie verloren. Großvater hat seinem Enkel dies Wort seiner politischen Weisheit früh einzuprägen gesucht; dem kleinen Jungen leuchtete das Verständnis nur insoweit ein, daß auch ein Bürgerssohn und Enkel keinen Lärm im Hause oder auf der Straße machen dürfe. Auch sein Lieblingsliedchen: „Freut euch des Lebens" brachte Großvater dem fröhlichen Kumpan bei, und zwar so gründlich, daß ihm fast nach siebenzig Jahren die Singweise nicht verklungen ist. Freilich begriff er nicht, was es mit dem glühenden Lämpchen für eine Bewandtnis habe und war verdrossen, wenn er der Aufforderung des Liedes entsprechend im großväterlichen Garten Rosen pflückte und statt Lob Schelte dafür bekam. Das damals allbeliebte, überall angestimmte Gesellschaftslied ist bezeichnend für die auch in der Waldfischbacher Gesellschaft herrschende Grundstimmung des Herzens: das Leben hier auf Erden nur von seiner frohen Seite aus zu nehmen, freilich mit dem Schalk im Nacken, daß es dazu einer stetigen Aufforderung bedürfe und es gelte, leichtlebig und lustig sich über manchen Jammer der Gegenwart im Lied und im fröhlichen Kreise gleichgesinnter Kameraden hinwegzutäuschen.

Dem behaglich dahinlebenden Beamtenkreis in Waldfischbach gelang die Aufforderung zur Lebensfreude nach den von dem liebenswürdigen Dichter gebotenen Verhaltungsmaßregeln vortrefflich: sie ließen das Veilchen am Wege nicht unbemerkt, sie flohen sorgsam Neid und Mißgunst und zogen in ihrem Gärtchen die

Digitized by Google

Genügsamkeit auf, sie liebten Redlichkeit und Treue, reichten dem Redlichen die Hand, wenn ihn drängendes Mißgeschick plagte und ließen es sich mit herzlicher Zustimmung gesagt sein, daß Lebensfreude des Lebens schönstes Band sei, das den Brüdern traulich Hand um Hand gibt, „so wallt man froh, so wallt man leicht ins beff're Vaterland". Ein Vorbild solcher Freude gab der gegen jedermann friedfertige Friedensrichter. Ich sehe ihn noch vor mir, den gutherzigen Großvater, wie er um die Mittagszeit dem vor der Amtsstube wartenden Gerichtsdiener hastig die während ein paar Stunden schmerzlich entbehrte Pfeife aus der Hand nahm, das Amtskleid mit dem braunseidenen (oder war es Tuch?) Schlafrock vertauschte, dann erst — ein bauschiges Samtkäppchen mit breitem Rande, wie es die Maler trugen, auf dem gelichteten Haupte und ein dichtes, weißes Tuch um den Hals — schmauchend an den gedeckten Tisch herantrat und das einfache Mahl mit den Seinen teilte. Nach Tisch das Mittagsschläfchen, über dem die Hand krampfhaft die geliebte Pfeife festhielt, darauf ein Gang in den an das Wohnhaus stoßenden Garten, von da nach einer kleinen Weile in den Wirtsgarten nebenaus, wo sich zu bestimmter Stunde tagtäglich am Stammtisch die Freunde zum Plaudern und einem harmlosen Spielchen einfanden. An Sonn- und Feiertagen brachten die Beamten wohl auch ihre Frauen mit, die bei einem Schälchen recht dünnen Kaffees und mit dem Strickzeug in der Hand sich ihre kleinen Erlebnisse in Haus und Küche mitteilten oder sich von der gern und viel lesenden Großmutter (unser liebes „Großel") das letzte Werk Claurens, dessen süßlich-klägliche Machwerke selbst in solche weltentlegene Orte drangen, in schwärmerischer Begeisterung vorlesen oder erzählen ließen.

Zu den Stammgästen der Tafelrunde in der durchräucherten Wirtsstube zählte der Pastor des Ortes. Es verschlug ihm wenig, daß er oft dem allzeit froh gelaunten, freigeistigen, aber herzensguten Kantonsarzt als Zielscheibe des Witzes diente; auch das störte den geistlichen Herrn nicht, daß er die Gesellschaft anders nicht als am Kartentisch vor sich hatte, in der Kirche nur einmal im Jahre und zwar auffälliger Weise nur an Königs Geburtstag, an dem die Beamten feierlich und in festlicher Amtskleidung

Digitized by Google

zu erscheinen hatten. Der Pastor hätte es wohl am liebsten wie die andren „Honoratioren" am Kartentisch gemacht, wenn ihn nicht sein Amt sonntäglich auf die Kanzel gewiesen hätte. Denn sie allesamt waren in kirchlicher wie religiöser Beziehung rechte Kinder des herrschenden Zeitgeistes. Das Wort Gottes war in jenen Tagen gar teuer im Lande. Die arme Pfalz aber auch! Wie oft hatte sie seit den Tagen der Reformation und nach dem herrschenden, unevangelischen Grundsatz „weß das Land, deß die Religion" (cujus regio, ejus religio) ihre kirchliche Zugehörigkeit, ihre religiöse Überzeugung wechseln müssen. Unter dem frommen Kurfürst Friedrich III. an der Spitze der deutsch-reformierten Kirche und ihr Heidelberger Katechismus das hochgepriesene Schutz- und Trutzbüchlein der Glaubensgenossen weit in allen Landen. Darauf in raschem Wandel ein lutherischer Kurfürst im Lande, dem wieder ein reformierter folgte, und jeder eifrig am Werke, sein Glaubensbekenntnis zum herrschenden im Lande zu machen. Kaum war ein Jahrhundert vergangen, als während der furchtbaren Drangsalszeiten in den Tagen Ludwigs XIV. die römische Kirche in dem evangelischen Ländchen obenauf kam und gegen Reformierte wie Lutheraner in gleich brutaler Weise schonungslos vorging. Jeder neue aufgedrungene Wechsel schwächte die Widerstandskraft der in ihrem Bekenntnis vergewaltigten Gemeinden. Sie wurden duldsamer gegen die Andersgläubigen in ihrer Umgebung, mit denen sie oft dieselbe Kirche im Ort für evangelischen und römischen Gottesdienst zu teilen hatten; sie wurden aber auch gleichgültiger gegen die unterschiedlichen Glaubenslehren, für die ihre Väter gelebt, gelitten und gestorben, und die ihnen heute oder morgen wieder gewaltsam entrissen werden konnten. So weder kalt noch warm für das Glaubensbekenntnis der Reformation gerieten die lau gewordenen Pfälzer in den Strudel der über alle Lande hereinbrechenden Aufklärung, die vor ihren Richtstuhl des gesunden Menschenverstandes auch den geoffenbarten Ratschluß Gottes von unsrer Erlösung in Christo forderte und ihn nur insoweit bestehen ließ, als er sich vor ihm, vielmehr vor dem, was eine rasch wechselnde Zeitströmung als gesunden Menschenverstand ausgab, rechtfertigen konnte.

Digitized by Google

Mit offenen Armen wurde dieser neue Schiedsrichter des Glaubens, von dem es keine Berufung an ein höheres Gericht gab, in der durch so viele Heimsuchungen hindurchgeschrittenen Pfalz aufgenommen und ihm eine Gewalt über die Kirche und ihr Bekenntnis eingeräumt wie kaum anderwärts. Die Stimmführer im Lande, dem Zuge der Zeit und dem Sehnen der besten Söhne der evangelischen Kirche folgend, begehrten auch für die lange getrennten Brüder aus dem gemeinsamen Hause der Reformation eine Union, aber nicht wie in Preußen unter treuer Wahrung der Bekenntnisse der beiden evangelischen Kirchen und damit eines innigen Verbandes mit der Reformation, weiter mit der christlichen Kirche seit den Tagen der Apostel, vielmehr eine Vereinigung der beiden Kirchen unter Preisgabe des gemeinsamen Bekenntnisses der Reformation, tatsächlich eine Auflösung der beiden Reformationskirchen zugunsten einer neuen, bekenntnislosen religiösen Gemeinschaft. In der von der Generalsynode zu Kaiserslautern 1818 beschlossenen Vereinigungsurkunde heißt es klipp und klar: „Die vereinigte protestantisch-evangelisch-christliche Kirche erkennt außer dem neuen Testament nichts anderes für eine Norm des Glaubens. Sie erklärt, daß alle bisher bei den protestantisch-christlichen Konfessionen bestehenden und von ihnen dafür gehaltenen symbolischen Bücher abgeschafft sein sollen." Einzelne Presbyterialumschreiben hatten der Generalsynode näher angegeben, was sie unter den Worten verstehen. So heißt es in dem Umschreiben von Bergzabern: „Wir erkennen allein das Evangelium Christi in seinen klaren und deutlichen Aussprüchen, so wie deren Sinn der gesunden, unparteiischen Vernunft erscheint, für die einzige Norm unseres Glaubens und Lebens." Was von diesen deutlichen Aussprüchen Jesu die damalige für gesund ausgegebene Vernunft als einzige Norm des Glaubens zugelassen, das hat der wandelnde Zeitgeist in unseren Tagen als einen rückständigen, überwundnen Standpunkt bezeichnet. Ob er wohl ahnet, daß ihm selbst ein gleiches Geschick bevorsteht? Gewiß haben damals die Männer der Generalsynode und die Gemeindeglieder, die der Urkunde jubelnd zugestimmt, die volle Tragweite ihrer Beschlüsse und die notwendig aus ihnen sich ergebenden Folge-

Digitized by Google

rungen nicht ermessen. Auch nicht die in dem gleichen Fahrwasser fröhlich und guten Mutes dahintreibenden Beamten mitsamt ihrem Pastor am gemeinsamen gemütlichen Stammtisch in Waldfischbach. Doch zurück zu ihnen in das Jahr 1838! Man entschuldige die Abschweifung des reifen Mannes, der den Gang der Heimatkirche seiner Voreltern mit reger Teilnahme alle die Jahre hindurch verfolgt hat.

Waldfischbach, dem Dekanat Pirmasens zugezählt, gehörte ununterbrochen seit den Tagen Johann II. und seines berühmten Generalsuperintendenten Candidus (1588) zu den reformierten Kirchen des Zweibrücker Herzogtums. Bei unsrem Besuche der Großeltern war der damals bereits 65jährige Wernigk seit 1809 Pastor des Ortes. Er entstammte einer alten Pastorenfamilie; schon 1670 finde ich den Urgroßvater als reformierten Pastor in Wolfersweiler; von da an blieben die Söhne in dem „köstlichen Amte" bis zum Tode des Waldfischbacher Pastors 1844. Sein Sohn ist nicht in die Fußtapfen der geistlichen Vorfahren getreten; begreiflich: der Vater war ein rechtes Kind seiner Zeit, und als solches unvermögend, die Liebe zum Dienst am Worte Gottes als ein wertgehaltenes Familienerbe dem Sohne zu vermachen. Wernigk hatte seine Lehrzeit auf der Heidelberger Hochschule verbracht; was Großmutter in späteren Jahren von den Predigten des Rationalisten berichtete, macht verständlich, daß auch die Frauen einen Gottesdienst selbst an hohen Festtagen mieden, in dem ihnen auf Ostern das Wunder der Auferstehung als ein so natürlicher Vorgang auseinandergesetzt wurde, daß sich nun doch wohl der bekannte Heidelberger Professor Paulus des gesunden Menschenverstandes seines Schülers geschämt haben würde. Der Gottesdienst in der kleinen baufälligen (sie mußte 1849 abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt werden), dabei so verwahrlostschmutzigen Kirche, daß die nie gereinigten Fensterscheiben kaum mehr das Tageslicht durchließen, war nur noch von den Bauern besucht, über deren Häuptern und ihren Kirchenschlaf die Predigt wie ein unbedenkliches Wetter über die umliegenden kahlen Hügel dahinzog. Die andren Bewohner des Ortes, die Honoratioren, waren so ziemlich gleicher Ansicht wie ihr Pastor über die vor

Digitized by Google

ihrem gesunden Menschenverstand zulässigen Aussprüche Jesu. Sie waren eben alle gelehrige Kinder ihrer aufgeklärten Zeit, dazu lebensfrohe Pfälzer und — können wir hinzusetzen — studierte Beamte, fast von der Schulbank her aus mehr wie einem Grunde einer bekenntnislosen, glaubensleeren Kirche entfremdet, die man wohl noch eine Weile als moralische Zuchtanstalt für das gemeine Volk wollte gelten lassen, die aber für sie selbst ausgewirkt und ausgelebt hatte. Ich entsinne mich noch, wie der allzeit muntere Kantonsarzt und großelterliche Hausfreund mit spöttischem Behagen eines Tages das wie eine Art Gassenhauer in der Pfalz verbreitete und geliebte Sprüchlein als auch seine Überzeugung auftischte: „Die Calvinisten sind gar keine rechten Christen, die Katholiken stecken voller Ränke und Tücken und die größten aller Ochsen sind die lutherischen Orthodoxen." Dem kleinen Jungen taten die Weisheitsworte des Kinderfreundes nicht weh; er verstand sie nicht. Auch nur wenig die andren Worte des Höltyschen alten Landmannes an seinen Sohn, die Großvater als seine Lebensweisheit dem Enkel wiederholt vorhielt und einzuprägen versuchte: „Üb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab. Dann wirst du wie auf grünen Au'n durchs Pilgerleben gehn, dann kannst du sonder Furcht und Grau'n dem Tod ins Auge sehn." Die Worte dünkten dem kleinen Jungen brav, sonst würden sie dem guten Großvater nicht gefallen haben, auch fromm, denn sie redeten von Gottes Wegen und vom Tod, und eben war ihm sein Brüderchen gestorben und Mutter hatte ihm erzählt, daß der kleine Arthur zu Gott gegangen sei. So wollte er gern die braven, frommen Worte Großvaters beherzigen und sich bis an das kühle Grab, das er draußen auf dem Friedhof gesehen und in das man den Bruder hineingelegt, in Treu und Redlichkeit üben. Nur war ihm noch nicht so ganz klar, wie diese Übung zu machen sei und worin seine Treue und Redlichkeit zu bestehen habe. Doch darüber sorgte sich der muntere Kumpan nicht allzu lange.

Großvater zählte zur Zeit unseres Besuches zu den ältesten Beamten am Orte; irre ich nicht, war nur der Pastor ein paar

Digitized by Google

Jahre früher nach Waldfischbach gekommen. Im ganzen Kanton galt er wohl unbestritten als der volkstümlichste und beliebteste, eine Gunst und Anerkennnng, die gerade ein Friedensrichter nicht so leicht in den Kreisen derer gewinnt, über die er nach dem noch geltenden Code Napoleon mit weitgehenden Befugnissen zu Gerichte zu sitzen hat. Er dankte den guten Ruf der langbewährten „Treue- und Redlichkeits-Übung" in dem verantwortungsvollen Beruf seiner unentwegten Leutseligkeit, der großen Herzensgüte zumal mit den armen geringen Leuten des ausgedehnten Amtsbezirkes und ihrer bitteren, leiblichen Not. Über kein Verbrechen hatte Großvater häufiger abzuurteilen als über Holzfrevel im Gemeindewald. Mit Geldstrafen konnte er wider die völlig verarmten Frevler nicht angehen; so blieb dem gerecht urteilenden Richter nur mehrtägige Gefängnishaft zu verhängen übrig. Den Familienvater für mehrere Werktage aus dem kärglichen Verdienst herauszureißen, brachte Großvater nicht über sich; das dünkte ihn Weib und Kind entgelten lassen, was der Mann und Ernährer in bitterer Not verbrochen. Deshalb verlegte er den Antritt der Haft auf die entsprechende Zahl von Sonn- und Feiertagen und verschaffte damit zugleich dem Holzfrevler einen Ruhetag, an dem er auch vom gewohnten Sonntagstrunk zu ruhen genötigt war. Die ihrem Lebensgefährten an Gutherzigkeit und Wohlwollen mit den Armen nicht nachstehende Großmutter versäumte nicht, den hungernden Frauen und Kindern der Häftlinge warme Suppe, im Winter auch Holz zum Heizen zuzustellen. Als ich dreißig Jahre später wieder einmal durch den Ort kam, bezeichneten die alten Dorfbewohner den fremden Mann nur als Enkel von „unserem Friedensrichter." Der damals bereits seit länger wie einem Vierteljahrhundert heimgegangene Großvater lebte in der Leute Mund doch noch fort als „unser Friedensrichter", der in den mehr wie dreißig Jahren seiner patriarchalischen Tätigkeit am Orte der Bauern Herz gewonnen.

Und dieser herzensgute Friedensrichter, der auch rasch die volle Liebe des Großsohns gewonnen, mußte eines Tages über ihn zu Gericht sitzen. In dem geräumigen, an das Wohnhaus stoßenden Hof hauste in einer leerstehenden Scheune ein armer

Digitized by Google

fleißiger „Holz- und Waldbauer", wie es deren drüben im bergigen baumreichen Westrich viele gab. Den ganzen Winter über saß er unverdrossen an seiner Hobelbank und schnitzte aus angekauften Stämmen Holzpantoffeln, Löffel und sonstige Küchengeräte, wovon sich bis zum Frühjahr ein tüchtiger Vorrat anhäufte. Kamen dann die langen und warmen Tage, so lud er die gefertigten Siebensachen auf einen großen Leiterwagen, der ihm auch wochenlang als Unterschlupf zu dienen hatte, mietete für den Sommer ein paar kräftige Pferde und zog hausierend von Ort zu Ort, von Hof zu Hof, bis er all seine Kunstwerke abgesetzt und im Herbst mit dem bescheidenen Erlös in seine Scheune zum Beginn der neuen Winterarbeit heimkehrte. Der mit der fleißigen Arbeit eines langen Winters hoch und schwer beladene Leiterwagen stand zum Aufbruch fertig da, gerade an der Stelle, wo der Hof zur Straße hin und nach dem bereits geöffneten Tor etwas abfällt. Der Holzbauer war ins Dorf gegangen, Pferde zu holen; niemand ließ sich um die heiße Mittagszeit im Hof blicken. Nur der kleine, neugierige Wildfang bemerkt einen Stein vor einem der Hinterräder; diensteifrig will er das ihn ärgerlich dünkende Hindernis dem armen Rad aus dem Wege räumen. So kriecht er unter den Wagen und müht sich im Schweiße seines Angesichtes ab, den Stein zu entfernen. Endlich gelingt es. Der schwere Wagen kommt auf dem abschüssigen Wege in Gang und rollt durch das offene Hoftor auf die Landstraße dicht vor dem Hause. Zum Glück (il-y-a un Dieu des ivrognes et des petits enfants) hat der Junge seitwärts an den Hinterrädern liegend sich an dem Stein zu schaffen gemacht; sonst wäre der Wagen über ihn weggegangen. Zum Glück auch kam in dem Augenblick niemand auf der Straße an dem Hoftor vorbei; der Wagen stieß aber mit solcher Wucht wider die gegenüberliegende Mauer, daß er die oberen mächtigen Steine aus den Fugen riß und in den Garten hinabwarf. Ein starker Zusammenlauf auf der Straße, ein eifriges Suchen nach dem Missetäter, der das Unheil angestiftet. Der „kleine, unschuldvolle Sünder" stand seelenvergnügt da wie nach einer „treu und redlich" geübten Guttat und war höchlichst überrascht, statt sauer verdienten Lobes von dem aus seinem

Digitized by Google

Mittagsschläfchen aufgestörten Großvater Schelte zu bekommen. Nur die gute Mutter schloß den schmerzlich enttäuschten Jungen in ihre Arme, von Herzen froh und dankbar, durch Gottes gnädige Bewahrung ihn heil wieder zu haben. Die Sache bekam ein Nachspiel vor dem Richtstuhl des Friedensrichters. Ach, wie wurde der Missetäter von dem Amtsdiener eingeängstet, als er bald darauf mit ihm vor der Türe auf der Armensünderbank den Urteilsspruch über das ihm noch immer dunkle Verbrechen abwarten mußte. Zum mindesten werde er zu ein paar Tagen Gefängnis verurteilt, drohte der scherzende, aber von dem armen Jungen bitter ernst genommene Büttel. Weinend wurde er vor den Friedenrichter geführt, der in diesem Augenblick so gar nicht wie sein lieber Großvater erschien und mit gestrenger Amtsmiene das Urteil fällte: der Verbrecher habe die durch seine Untaten verursachten Kosten an der eingestürzten Mauer zu bezahlen. Als der schluchzende Enkel beteuerte, so viele Gulden gar nicht in seiner Sparbüchse zu haben, gab sich der harte Richter wieder als guter Großvater zu erkennen und erklärte den Anklägern, daß der Friedensrichter als Großvater des unmündigen Übeltäters für den entstandenen Schaden aufzukommen habe. Das merkte der kleine Schelm nicht, daß die ganze Verhandlung mitsamt dem Urteilsspruch vorher mit dem geschädigten Gartenbesitzer abgekartet war, um die Mahnrede um so eindrucksvoller zu machen. Er war überglücklich, so glimpflich davon gekommen zu sein, und dankte dem Friedensrichter für das nach seinem „gesunden Menschenverstand" so treffende Urteil. Wäre der Verstand um ein paar Jahre reifer gewesen, dann würde er gewiß in Erinnerung an den weisen König im alten Bunde erklärt haben, daß nach seinem Ermessen Großvater geradezu ein salomonisches Urteil gefällt habe.

Uns Kindern dünkte der Aufenthalt bei den Großeltern wunderbar schön. Schön, während der warmen Sommertage, in dem ans Wohnhaus stoßenden Garten mit seinem reifenden Obst, das wir böse Kinder nun doch nicht — um mich modern auszudrücken — sich ausleben ließen, sondern lieber in das allzufrühe

Digitized by Google

Grab eines auch gegen die Unbill noch steinharter Früchte gefeiten Magens versenkten. Schön auch, wenn wir mit den Nachbarskindern unten an der Bach uns tummelten und dem Forellenfang zuschauten, oder wie das wenige Wasser in dem schmalen Bette künstlich gestaut und dann über ein paar hölzerne Rinnen so geleitet wurde, daß es die mächtigen, moosbedeckten Räder des reichen Müllers in Bewegung setzte. Am schönsten aber, wenn Mutter ihr kleines Völkchen mit hinaus nahm auf ihre Lieblingsplätzchen im „Rohwald" drüben mit seinen Felsblöcken und seinem Nadelgehölz, zwischen dem Heidelbeeren, Himbeeren und auch Pilze gesammelt wurden, oder nach dem Ruhköpfchen hinter dem Garten, weiter über die kahlen Bergkuppen nach den Höhendörfern, wo Jugendgespielinnen wohnten, und wenn sie ihren neugierig lauschenden Kindern berichtete, was sie als Kind da getrieben und wodurch die Plätze ihr lieb geworden.

Die Umgebung von Waldfischbach bietet landschaftlich keine Reize. Ein Wanderer, der sich in die abgelegene Gegend verirrt, wird rasch wieder aus dem meist von kahlen Bergkuppen eingeschlossenen, unwirtlichen Tälchen herauszukommen suchen, über dessen umliegenden Höhenzüge im Frühjahr und Herbst Sturmwind und Regen so rauh dahin fahren, daß mancher schon die Landschaft als das Sibirien der sonnigen Pfalz gescholten hat. Und doch ist uns Kindern unter Mutters Führung und Erzählungen Waldfischbach traut und heimisch geworden wie wenig andere Orte, in dankbarer Erinnerung so auch lebenslang geblieben. Mit ihrem ungemein regen Natursinn, mit ihrem für alle auch bescheidensten Reize einer reizlosen Landschaft empfänglichen, verständnisinnigen Auge hat Mutter früh und hier auf heimatlichem Boden zuerst bei ihren Kindern die Lust und damit wachsendes Verständnis für „Gottes schöne Erde" geweckt. Unter ihrer Führung damals lernten wir Kinder Gottes wunderbare Schöpfermacht auch in den kleinen, leicht übersehenen Gebilden der Natur erkennen und preisen, früher noch als wir lesen konnten. Kamen wir im Walde und auf Höhengängen an einen, wenn auch noch so bescheidenen Wasserfall, wurde Halt gemacht und Mutter lauschte und lehrte merken auf das leise, gleichförmige Rauschen

Digitized by Google

des von Stein zu Stein hüpfenden, kristallklaren Bergwassers. Mit ihrem feinen Ohre hörte sie auf den Ton hin, als ob ihr der schweigsame Wald, das geschwätzige Wasser ein Geheimnis tief aus dem Innern der Natur anvertrauen wollte, das wundersamen Widerhall in ihrer Seele fand und lange nachtönte. Bis zur Stunde muß ich auf einsamen Wanderungen an jedem Wasserfall Halt machen. Ich sehe die Gestalt der Mutter vor mir und ihre herzliche Freude über das, was ihr das Flüstern des Bächleins zu sagen hatte. Ging der Weg durch Wald und über Feld, dann brachten wir Kinder sicherlich Sträuße selbstgepflückter Blumen mit, auf deren so leicht übersehene Schönheit Mutters schönheitsdurstiges Auge uns aufmerksam gemacht. Noch ehe wir zur Schule kamen, lernten wir an solcher Unterweisung in der Natur, daß Gott auch das verborgene Vergißmeinicht am Wasser, das unscheinbare Haidekräutchen am Waldessaum, die bescheidenste, wildwachsende Feldblume herrlich kleidet, bis in das kleinste Blatt vollendet schön gestaltet, wie es kein Künstler vermag. Frühe in solcher Anschauung der Natur unterwiesen sein, ist reicher Lebensgewinn, schafft bis in ein hohes Alter hinein helle, reine Freude an der Natur, an dem allmächtigen Schöpfer, der sie ins Dasein gerufen und auch über die kleinsten, unscheinbarsten Gebilde das Wort gesprochen: Gott sahe an alles, was er gemacht und siehe, es war sehr gut. So wurden uns die Spaziergänge dort in der als reizlos verschrieenen Landschaft zu unvergeßlichem Genuß, zugleich auch zu unvergeßlichen, tief eindringlichen Religionsstunden.

Noch ein anderes brachten wir Kinder von Spaziergängen heim, das uns auch nicht mehr abhanden gekommen ist. So oft der Weg zu Mutters Lieblingsplätzen führte, mußte sie uns immer und immer wieder erzählen, wodurch sie ihr so wert geworden und was sie als Kind daselbst getrieben. Das führte weiter. Wir begehrten eingehende Kunde von ihrer Kindheit und Jugend. Nachdem einmal die Lust an Familiengeschichten angeregt war, mußten auch die Großeltern den wißbegierig gewordenen Enkeln aus ihrem Leben berichten; sie taten es gern, besonders Großmutter. Vieles von den Erzählungen ist vergessen;

Digitized by Google

nicht überall konnten entstandene Lücken durch später eingeholte Erkundigung ergänzt werden. Bei dem Mangel an schriftlichen Überlieferungen habe ich kein festumrissenes Bild aus dem Vorleben der Familie gewinnen können. Wem kann viel daran gelegen sein?

Eine alte mündliche, uns Kinder lebhaft fesselnde Überlieferung berichtet, daß am Ende des dreißigjährigen Krieges von der Armee Gustav Adolfs ein schmucker Reiteroffizier nicht nach seiner nordischen Heimat zurückgekehrt sei. Wie so manchem Kameraden hatte es ihm das evangelische Deutschland angetan, für das er gekämpft und geblutet. Ihn hielt noch eine weitere Fessel auf deutschem Boden. Bei seinen Streifzügen war er in die Rheinlande gekommen und hatte da Herz und Hand der einzigen Nichte eines hochangesehenen Fürstbischofs in einem Grade gewonnen, daß die deutsche Jungfrau aus dem Schloß des geistlichen Herrn flüchtete, um dem evangelischen Offizier aus Schweden sich antrauen zu lassen. Der erzürnte Bischof verstieß und enterbte die Nichte, die dem Gatten auch in seine evangelische Kirche gefolgt war. Schwere Zeiten brachen für das junge Ehepaar an. Der Mann hatte den Kriegsdienst verlassen, aus dem er mittellos hervorgegangen, und dafür die Sorge um das tägliche Brot für Weib und bald Kinder eingetauscht; im Glauben und nun auch in der Liebe stark, ging er unverzagt und fröhlich ans Werk. Von früher Jugend an war er in hohem Grade musikalisch; dazu kam eine ausgesprochene Begabung für technische Arbeiten. Schaffensfreudig wußte er beides zu verwerten. Ein geringes Vermögen zehrte er auf, um sich im Orgelbau auszubilden; er soll es in der erwählten Kunst weit gebracht haben. Wie er oder seine Söhne nach Bingen, weiter nach Zweibrücken und da zu Wohlstand gekommen, entsinne ich mich nicht mehr. „Großels" Großvater war angesehener Kaufherr in Zweibrücken; bei späteren Besuchen in der schöngelegenen Stadt wurde mir das vorelterliche Stammhaus gezeigt und von alteingesessenen befreundeten Familien erzählt, wie sowohl die äußere Erscheinung von Mutter als auch ihre hohe musikalische Begabung auf den Ahnen aus Schweden

Digitized by Google

unverkennbar hinweise. Sei dem, wie ihm wolle. Die französische Revolution und in ihrem für die Rheinlande verhängnisvollen Verlauf der siegreiche Einzug von Custine in Mainz 1793, in weiterer Folge die Einverleibung der Pfalz in Frankreich hatte auch „Großels" Mutter veranlaßt, all ihr nun entwertetes Hab und Gut in Zweibrücken aufzugeben und mit ihren Kindern nach Wiesbaden zu gehen, einem der Sammelorte der nach der Hinrichtung Ludwig XVI. über die Grenze flüchtigen Emigranten. Sie kam mit drei Kindern, einem Sohn und zwei Töchtern, wie eine Witwe nach dem altberühmten Kurort. Vor mir liegt ein Brief ihres Mannes Johann Foltz, an Bord eines niederländischen Kriegsschiffes, das zur Abfahrt nach Westindien bereit lag, am 14. Februar 1786 geschrieben. Auf einer Reise in Holland hatte er sich, durch Vorspiegelungen verführt, vielleicht auch im Rausch „gepreßt", für mehrjährigen Kriegsdienst im Offiziersrang werben lassen. Nach diesem Abschiedsbrief ist keine weitere Kunde zu der Familie gelangt; er blieb für sie verschollen, entweder im Kriege gefallen oder von tropischer Krankheit weggerafft. Von dem Aufenthaltsort in Wiesbaden haben mir dortige Freunde noch in den fünfziger Jahren eine Anekdote erzählt, die gegenwärtig wohl am Orte vergessen sein mag. Der Sohn stand eines Tages mit ein paar Freundinnen der Mutter an dem nur mit einer Holzverschalung eingefaßten Kochbrunnen. Plötzlich gibt die morsche Verkleidung nach; der zwölfjährige Junge sinkt mit ihr in das kochende Wasser, hat aber die Geistesgegenwart und Gewandtheit, mit seiner letzten Kraft und einem verzweifelten Sprung aus dem Wasser, zurück auf die Erde zu kommen. Da bricht er zusammen. Wie leblos wird er in ein Nachbarhaus getragen; mit Messer und Schere werden die festklebenden Kleider sorgfältig losgelöst und doch bleibt ein großer Teil der verbrühten Haut an ihnen hängen. Fürchterlich sollen die Brandwunden gewesen sein; monatelang war der arme Junge unter der Behandlung der geschicktesten Ärzte, denen die volle Herstellung gelang. Nun der Knabe in den Brunnen gefallen, haben alsbald die wohlweisen Stadtväter ihn mit einer starken steinernen Brüstung und einem kräftigen Eisengitter eingefaßt. Großonkel wurde von

Digitized by Google

den Bürgern und Kurgästen wie ein Wunder der Rettung und Heilung angestaunt; zum zweiten Mal nun schon in seinem kurzen Leben, wenn auch zuerst aus harmloserem Anlaß. Ein paar Jahre zuvor hatte der Knabe bei einem Konzert in Zweibrücken, dem der Herzog beiwohnte, auf dem Fagott und der Flöte Staunenswertes geleistet. Man mußte den kleinen Burschen bei dem Spiel auf einen Stuhl stellen, damit die Zuhörer den bewunderten Künstler auch zu sehen bekamen.

Nach mehrjährigem Aufenthalt in Wiesbaden kehrte Urgroßmutter mit ihren Kindern nach Zweibrücken zurück. Die älteste Tochter, Gretchen, verlobte sich bald darauf mit einem jungen Kaufmannssohn, der in Folge der französischen Revolution Stellung und Vermögen eingebüßt und bei dem völligen Niederliegen von Handel und Wandel keine Aussicht hatte, bald die Braut an einen eigenen, gesicherten, häuslichen Herd heimführen zu können. Neun Jahre währte der treu bewahrte Brautstand; dann fand Großvater, auch wegen seiner guten Kenntnis der französischen Sprache, eine ihm zusagende Anstellung in der Mairie. 1809 konnte die lange hinausgezogene Trauung stattfinden. Schon nach Jahresfrist hielt das erste, freudig begrüßte Töchterlein seinen Einzug in das traute Heim. Der glückliche Vater ließ ihm den eigenen Vornamen geben; bis an ihr Ende wurde Mutter im Hause und von den Ihrigen nur „Fritzchen" gerufen, ihr oft ärgerlich, wenn ein fremder Besuch nach dem Rufnamen einen Jungen erwartete und statt dessen eine hochgewachsene Jungfrau, später gar noch eine kinderreiche Mutter zu sehen bekam.

Noch ehe das zweite Kind zur Welt gekommen (1812), war Großvater als Friedensrichter nach Waldfischbach versetzt. So rege auch Familienbeziehungen und Verkehr mit Zweibrücken fortbestanden, galt doch den Kindern der weltabgeschiedene, friedliche Ort als Heimat, ohne daß darüber Zweibrücken als ursprünglicher Familiensitz und Mutters Geburtsstätte vergessen wurde. Als der Frankfurter Tertianer von den berühmten Zweibrücker Ausgaben der lateinischen Klassiker hörte, gefiel ihm die Scherzrede eines befreundeten Professors gar wohl, daß er stolz darauf sein dürfe, an seiner Mutter eine rühmenswerte editio bipontina zu besitzen.

Digitized by Google

Den ersten Unterricht erhielt Friedensrichters „Fritzchen" in der Dorfschule und von deren wackerem Lehrer. Jean Pauls reizende Idylle „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auental" erinnerte mich je und je an den Waldfischbacher Lehrer, so wie ihn Mutter in dankbarer Anhänglichkeit geschildert und ich ihn bei späteren Besuchen im Ort noch kennen gelernt. Trotz kärgsten Gehaltes und dabei großer Familie war er allezeit lehreifrig und unverdrossen bemüht, die ihm anvertraute Schuljugend, die Knaben und Mädchen, möglichst im Lesen und Schreiben und Rechnen zu fördern; unter meist armen, kümmerlich genährten, früh von den Eltern zur Hilfe im Haus und auf dem Acker herangezogenen Kindern, denen bei geringer Begabung die Unterweisung eine schwere Pein war, keine leichte Aufgabe. Lehrer Eckhardt hat sie so gut wie nur möglich gelöst. Die gedrückte äußere Lage durfte sich ihm nicht wie Bleigewicht auf seinen brennenden Lerneifer legen, sich selbst weiter auszubilden und den Umfang seiner Kenntnisse zu erweitern. Die vermehrten Kenntnisse durften ihn aber auch nicht verdrossen und unmutig zum kümmerlichen Dienste machen, nicht seinen frohen, anspruchlosen Sinn niederbeugen. Er dachte groß von seinem Berufe, der wie wenig andere dem ächten, lauteren Jünger hochgesteckte Ideale zeigt und zugleich die rastlose Freudigkeit verleiht, unaufgehalten von allen hemmenden Sorgen, von aller niederdrückenden Wirklichkeit den Idealen nachzujagen, ob man sie auch ergreife. Auch unter schwierigen Verhältnissen bleibt köstlich und erhält jugendfrisch jeder Beruf, der uns an Kinder, ihre Erziehung und Schulung weiset. Jahrzehntelang hat der Waldfischbacher Lehrer des Amtes gewaltet; erst als die eigenen heranwachsenden Söhne, die er für Gymnasium und Hochschule vorgebildet, größere Ausgaben beanspruchten, hat sich nach mehr wie dreißigjährigem Dienst der Dorfschullehrer um einen einträglicheren Einnehmerposten beworben, den er dann auch 1847 erhalten.

Mutter war ihm, wie er mir in späteren Jahren erzählte, die begabteste und auch liebste Schülerin während all der langen Jahre seines Dienstes gewesen. Früher noch als zum Lesen- und Schreibenlernen bekam der tüchtige Kantor und Organist Friedens-

Digitized by Google

richters Fritzchen in den Musikunterricht. Wie ein kostbares Familienerbe trat schon bei dem vierjährigen Mädchen eine bedeutende musikalische Veranlagung zutage, die der Dorfschulmeister zeitig schulen und in richtige Bahnen leiten sollte. Bereits nach wenigen Jahren hatte die Schülerin den Lehrmeister in dieser Kunst eingeholt. Als König Max Josef 1818 bei einer Reise in die Pfalz auch Zweibrücken besuchte und ihm zu Ehren die Väter der Stadt ein Konzert nur von Söhnen und Töchtern der Stadt veranstalteten, da mußte auch der Waldfischbacher Friedensrichter, der sich zufällig mit Frau und Tochter in Zweibrücken aufhielt, die Zustimmung geben, daß sein achtjähriges Fritzchen als Zweibrücker Kind vor dem Könige spiele. Es sei ihr doch bange zu Mute gewesen, gestand sie uns später, bänglicher wohl als Jahre zuvor ihrem Onkel Foltz, als er vor demselben Herzog und in dem gleichen Saale Flöte spielte. Das Angstgefühl sei aber gewichen, als sie auf dem eigens für sie herbeigebrachten hohen Stuhl gesessen und nun nichts mehr von der ganzen Versammlung gesehen, nur noch das vor ihr aufgeschlagene Notenheft und die ihr wohlbekannten Tasten. Wie die Schülerin nach wenigen Jahren den Lehrer in der Musik überholt, so hatte sie sich auch bald den bescheidenen Wissensvorrat der Dorfschule angeeignet. Er konnte ihren Wissensdurst nicht stillen. Daher kam den Eltern der Vorschlag von Großmutters Schwester in Frankfurt erwünscht, ihr, der kinderlosen Witwe, für ein paar Jahre die begabte Nichte zur ferneren und gründlicheren Ausbildung anzuvertrauen.

Wir greifen um ein paar Jahre zurück. Nachdem etwas ruhigere Zeiten für die in Frankreich einverleibte Pfalz eingetreten, war „Großels" Mutter mit ihren Kindern, wie bereits erwähnt, nach Zweibrücken heimgekehrt. Den Sohn hielt es nicht mehr lange zu Haus. Eine ausgesprochene, frühreife Künstlernatur! Wie für die Musik hatte sich Begabung und damit auch Lust an der Malerei gezeigt, für die sich Foltz in Mainz ausbildete. Warum gerade da, weiß ich nicht; Familienbande scheinen ausschlaggebend gewesen zu sein. Gern und häufig eilte der Kunstjünger von da nach dem nahegelegenen Bingen zu seinem Onkel,

Digitized by Google

dem angesehensten Großweinhändler des Städtchens. Der wiederholte Aufenthalt in dem weinfrohen, lebenslustigen Ort wurde dem frischen, fröhlichen Jüngling entscheidend für die Zukunft. Vor mir liegen fesselnde Erinnerungsblätter seines als Baumeister und Bildhauer berühmt gewordenen Sohnes Ludwig.[1]) Anschaulich und getreu schildert der Bildhauer den Vater in jungen Jahren: „Er war nicht groß von Wuchs, aber schön in seinem Gliederbau, trug langes, bis auf die Schultern herabhängendes Lockenhaar,[2]) darüber nach damaliger Künstlerweise eine schwarzsammtene Haube; das Gesicht war glatt rasiert, mit tiefblauen Augen und immer freundlichem Munde." Der edle, hochgesinnte Jüngling, damals bereits als Bildnismaler und Musiker in Bingen gefeiert, war ein kühner Reiter; die wildesten Pferde im reichbesetzten Stalle des Onkels bändigte er mit Leichtigkeit. Ebenso zeichnete er sich als treffsicherer Jäger aus, der auf den Jagdgründen des Onkels sich als den besten Schützen erwies; in den Gesellschaften des Städtchens galt er für den flottesten und auch anmutigsten Tänzer; ich habe Großonkel noch als Greis mit seiner hochbetagten Schwester den Lieblingstanz ihrer Jugendzeit, Menuett, tanzen sehen. So war es nicht verwunderlich, daß er das Herz der „schönsten und bescheidensten Tochter des reichsten und angesehensten Bürgers in Bingen" gewann. Der kinderreiche Schwiegervater Kertell wohnte in seinem großen, schönen Haus an der Ecke des Marktes und der Salzgasse. Das stattliche Gebäude war geräumig genug, um einen Lieblingswunsch des wie ein Patriarch von den Seinen verehrten Besitzers zu erfüllen, möglichst viele Familienglieder unter seinem gastfreien Dache und in seiner nächsten traulichen Nähe zu herbergen. So fand sich auch genügender Raum zur Aufnahme des jungen Ehepaares, selbst dann

1) Die namentlich auch für die Ortsgeschichte Bingens an der Wende des 19. Jahrhunderts heute noch wertvolle Handschrift befindet sich im Besitz seines Schwiegersohnes, des Generals z. D. von Lehmann.

2) So ist mir Großonkel noch erinnerlich, nur daß das stark gebliebene Haar weiß geworden; Emil Frommel mit seinen langen Haaren erinnerte mich lebhaft an den alten, auch in der äußeren Erscheinung den Künstler bekundenden Foltz.

Digitized by Google

noch, als nach einigen Jahren vier Jungen in der Heimstätte des Künstlers ihren lärmigen Einzug hielten, sie alle wie der Vater kunstbegabt.[1]) Die helle, lichte Malwerkstätte wandelte sich bald unter den fleißigen Fingern von Großonkel in eine Kunst- und Musikhalle, wie es wohl keine zweite in Bingen gab. Bei dem letzten Geburtstag des alten Kertell und zu seiner Feier führten acht Familienglieder (Söhne, Großsöhne und Schwiegersöhne) auf fünf verschiedenen, zum Teil doppelt besetzten Instrumenten eine Symphonie von Haydn auf; die Nacht darauf fiel der bis zuletzt lebensfrische, im Kreise der Seinen sich glücklich fühlende Patriarch in den tiefen Schlaf, von dem es hier auf Erden kein Erwachen mehr gibt.

Ein paar Jahre vor dem Tode des alten Kertell war in dem mit Kindern und Großkindern reich besetzten Hause eine bedenkliche Kinderkrankheit unter eigenartigen Begleiterscheinungen aufgetreten, die dem Hausarzt ernste Sorge bereitete. Sobald die Kunde davon nach Zweibrücken gelangt war, eilte die jüngere Schwester Henriette, das sorgsame, geschäftige Jettchen, eine blühende zwanzigjährige Jungfrau, zur Pflege im Kertellschen Hause und bei den von der gleichen unheimlichen Krankheit ergriffenen Knaben des einzigen Bruders. In jenen Tagen hielt sich zufällig in Bingen ein junger Arzt aus Frankfurt auf, Dr. Holtzmann. Er hört von der eigentümlichen Krankheit und bittet den Kertell'schen Hausarzt, zur Kenntnisnahme des besonderen

---

1) Philipp F. (geb. 1805) ist der bekannte Historienmaler und spätere Direktor der Pinakothek in München, einer der begabtesten Schüler von Cornelius. Seine Werke sind in Deutschland nicht so bekannt geworden, als sie es verdienen; von der Staffelei weg wanderten sie für hohen Preis in amerikanische Privat- und städtische Sammlungen. Dort habe ich nach Jahren nicht wenige wieder gesehen, namentlich das Bild, das auf mich als Knaben den stärksten Eindruck gemacht, des Sängers Fluch von Uhland. Ludwig F. (geb. 1809), der in Straßburg und Mainz zum Architekten, in München unter Schwanthaler zum Bildhauer ausgebildet wurde und als Professor am Polytechnikum in München 1867 starb. Fritz F. lebte in Darmstadt, geschätzt als wohlbegabter Kupferstecher. Der vierte Sohn Karl starb in jungen Jahren, noch ehe er sich, wie seine Brüder einen Namen gemacht.

Digitized by Google

Falles zugezogen zu werden. Die Bitte wird dem tüchtigen Kollegen gern gewährt. Holtzmann sieht in dem gefährdeten Krankenhaus die junge, anmutige Pflegerin — eine evangelische Diakonisse im häuslichen Kreise Jahre zuvor, ehe Fliedner drunten am Niederrhein den apostolischen Dienst in und für die Gemeinde zu einem geordneten Leben wieder erweckte —, wie sie im einfachen Hauskleid, ein weißes Häubchen um das dichte, blonde Haar, eine weiße Schürze vorgebunden, ruhig und unermüdlich, verständnisvoll und völlig unbekümmert um die naheliegende Gefahr eigener Ansteckung von Bett zu Bett wandert, diesem kranken Jungen den verordneten Heiltrank reichend, jenen mit ein paar freundlichen Worten, auch einer treffenden Scherzrede aufmunternd. Die wackere, hochgemute Erscheinung inmitten so viel Leids fesselt den jungen Arzt. So wurde wohl Hermann einst gefesselt von Dorothea im Zuge der Emigranten oder auch unser königlicher Dichter selbst, als er Lotte unter den anstürmenden Kindern sah, die von der Schwester das Vesperbrod begehrten. Nach Frankfurt zurückgekehrt, kann Holtzmann die rührige Pflegerin nicht mehr vergessen: sie wäre wohl dem Arzt eine rechte Gehülfin in seinem schweren Berufe. Rasch entschlossen wirbt er um das deutsche Mädchen aus der Pfalz; nach Jahresfrist holt er sie als seine liebe Frau heim. Der Ehebund war nicht von langer Dauer. Auf dem ersten Blatt dieser Erinnerungen ist erzählt, wie so bald der begabte Medizinalrat ein Opfer seines Berufes geworden und die frühe Witwe auch ihr einziges Kind eingebüßt. Seit sechs Jahren nun schon stand die verwaiste Medizinalrätin allein da; auf die Dauer wollte ihr die Einsamkeit unerträglich werden. Darum hatte sie die ältere Schwester gebeten, ihr das zehnjährige „Fritzchen" zur ferneren Ausbildung anzuvertrauen.

Das Schulwesen in Frankfurt — mit Ausnahme etwa des Gymnasiums — stand zu Beginn des vorigen Jahrhunderts noch nicht auf der Höhe, die es ein paar Jahrzehnte später erreichte, zumal nicht die Unterweisung der Mädchen. Institute für — wie wir uns heutzutage auszudrücken haben — „höhere Töchter" gab es noch nicht; wenigstens ist mir keine derartige Anstalt in jener Zeit bekannt

Digitized by Google

geworden. Die Eltern waren für ihre Töchter entweder auf häuslichen Unterricht angewiesen oder wo die Mittel eine so kostspielige Lehrweise nicht gestatteten, taten sich mehrere befreundete Familien zusammen, ihren Kindern gemeinsamen Privatunterricht erteilen zu lassen. Aber schon war wie Lenzeshauch der auch das Schulwesen umgestaltende Geist der Aufklärung über die Festungsmauern und durch die sorgsam gehüteten Stadttore der alten freien Reichs- und Krönungsstadt eingedrungen. Rousseaus „Emil" wurde auch in Bürgerkreisen mit Begeisterung gelesen; Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" ging von Hand zu Hand. Von seinem Aufenthalt in Frankfurt am Main auf der Durchreise nach der Schweiz (1785) schreibt Campe, der Mitarbeiter Basedows in seinem Dessauer Philanthropin: „man überhäuft mich mit so vielen Freundschafts- und Liebesbeweisungen, daß ich zuweilen in Versuchung gerate zu glauben, daß man mich zum Besten haben wollte." Und doch war es den Frankfurtern aufrichtiger Ernst mit dieser Huldigung des beliebten Jugend-Schriftstellers. Hoffnungweckende Fruchtansätze dieser aufquellenden Geistesregung auch im Schulwesen zeigten sich in der Mainstadt. 1803 war die heute noch, wenn auch unter anderem Namen bestehende Musterschule durch Frankfurter Bürger wie den Freiherrn von Günderode, den 1791 von seinem Lehrstuhl in Erlangen zum Senior des lutherischen Prediger-Ministeriums berufenen Hufnagel und andere um das Gemeinwohl verdiente Männer ins Leben gerufen; schon sieben Jahre später wurde auch in ihr durch eine neue städtische Schulordnung die Trennung der Knaben und Mädchen im Unterricht durchgeführt. Neben dem Senior war für Hebung des Schulwesens hervorragend tätig D. Anton Kirchner, unter den Geistlichen damals wohl der gefeiertste, als Theologe völlig ein Sohn und geistvoller Vertreter der herrschenden Aufklärung, ein tüchtiger Schulmann, der Geschichtschreiber seiner Vaterstadt, der die Aufstellung seiner Büste in der „Promenade" wohlverdient hat.

Durch seinen großen Einfluß hatte Kirchner 1813 durchgesetzt, daß neben der Weißfrauen-Kirche, in welcher vor einem Vierteljahrtausend aus England vor der „blutigen Maria" flüchtige evangelische Glaubensgenossen unter Führung Laskis eine

Digitized by Google

Zufluchtsstätte für ihren reformierten Gottesdienst gefunden, je eine dreiklassige Knaben- und Mädchenschule für Kinder des höheren Bürgerstandes, sogar mit einer staatlichen Unterstützung von jährlich etwa 5000 Mark, eingerichtet wurde. Leicht war Kirchner die geplante Schule bei den Vätern der Stadt nicht geworden; ihnen dünkten die aufgestellten Lehrziele — wurde doch selbst französischer Unterricht erteilt — für die Bedürfnisse des von ihnen ins Auge gefaßten Kleinbürgertums zu hochgesteckt. Der schon nach wenigen Jahren eintretende Aufschwung der Anstalt konnte die besorgten und etwas gar philisterhaften Stadtväter davon überzeugen, daß die von Kirchner unermüdlich verfochtenen Lehrziele einem Bedürfnis der gebildeten Kreise der Bürgerschaft entgegenkamen. Die neugegründete Schule stand — für jene Zeit haben wir zu sagen: selbstverständlich — unter der Oberaufsicht des Konsistoriums; der damit insbesondere betraute Inspektor war, irre ich nicht, Pfarrer Passavant, der erste reformierte Geistliche Frankfurts, der 1820 ins Konsistorium berufen war. Wie hatten sich doch die kirchlichen Verhältnisse unter dem duldsamen Geiste der Aufklärung für die Reformierten zum Guten gewandt!

Großtante ließ ihre zehnjährige Nichte in die neue, unter vielversprechenden Aussichten gegründete, in den leerstehenden Räumen des längst schon eingegangenen Weißfrauenklosters[1]) bei der Kirche untergebrachte Schule aufnehmen. Unter den von Kirchner sorgfältig ausgewählten Lehrern waren drei Frankfurter Predigtamtskandidaten, die nach alter Gewohnheit eine oft nur allzulange Wartezeit mit Stundengeben und Schuldienst verbrachten; bei einem dieser Kandidaten habe ich 35 Jahre später in Oberrad, halbwegs zwischen Offenbach und Frankfurt, meine erste Predigt gehalten. Neben den drei Söhnen der Stadt unter-

1) Bereits 1228 war dieses „Kloster der weißen Frauen oder Büßerinnen" entstanden, das älteste Frauenkloster der Stadt. Die weiße Tracht der Nonnen hatte den einen Beinamen gegeben, den anderen der allgemeine Zweck der Frauenklöster. Unter den Insassen befand sich einst selbst eine Königstochter, die Mutter Friedrichs mit der gebissenen Wange. Durch die Reformation fiel das entleerte Kloster an die Stadt, die es in eine Zufluchtstätte für bedürftige evangelische Bürgerinnen umgewandelt hatte.

Digitized by Google

richtete noch ein Lehrer, den Kirchner aus der Anstalt Pestalozzis in Burgdorf herangezogen; Mutter hat ihn uns als tüchtige Kraft gerühmt; durch ihn war ihr frühe Lienhard und Gertrud ein Lieblingsbuch geworden. Die drei Mädchenklassen durchlief „Fritzchen" in ebenso viel Jahren, immer als die erste in die höhere Abteilung rückend.

Die Zeit des zweijährigen Konfirmandenunterrichts kam heran; Mutter erhielt ihn von Pfarrer Passavant, dem bereits seit mehr wie einem Vierteljahrhundert (seit 1795) in weitesten Kreisen hochgeachteten Geistlichen an der deutsch-reformierten Gemeinde, so ganz anderen und besseren Schlages als sein Amtsbruder in Waldfischbach. Jakob Ludwig Passavant war ein Frankfurter Kind, Abkömmling der uralten Seigneurs de Passavants in der Franche Comté. Ein Teil der Familie schloß sich der Reformation an; um den argen Verfolgungen zu entgehen, siedelte dieser Zweig nach dem benachbarten Basel über, wo er zu hoher Blüte kam und mit den angesehensten Patriziergeschlechtern der Stadt verwandt wurde. Ein Großsohn des nach Basel eingewanderten Nicolas de Passavant, des ersten Reformierten der Familie, Rudolf Emanuel zog nach Frankfurt; sein Urenkel ist dann Pfarrer der Gemeinde geworden, in der er geboren und getauft und in der seine Vorfahren angesehene und fromme Kirchenälteste und Diakonen gewesen; zur Zeit der Einweihung der Kirche waren der Vater und Oheim Kirchenälteste neben dem berühmten Philologen Karl Buttmann. Als Knabe wanderte noch allsonntäglich der reiche Kaufmannssohn mit den Seinen bei Wind und Wetter hinüber nach Bockenheim, in ihrem Glauben als Geächtete in der Stadt, zu deren angesehensten Bürgern und Handelsherrn sie zählten. Die Passavants waren mit der Familie Goethe befreundet. Der spätere Pfarrer hat seines Freundes „Werther" noch in der Handschrift zu lesen bekommen. Mit Goethe, Herder und den anderen Kameraden war er in Straßburg zusammen; dann suchte ihn 1775 Goethe in Zürich auf, wo er den Freund zu den Füßen Lavaters traf „an der Quelle derjenigen Lehre, die er dereinst als Prediger verkündigen sollte", wie Goethe in sein Reisetagebuch einträgt.

Digitized by Google

Herder und Lavater wurden des jungen Theologen, dessen Gesicht und ganzes Wesen eine anmutige Entschlossenheit nach dem Urteil Goethes versprachen, Führer in die geweiheten Hallen seines Berufes; seine lebenslang bewahrte und im Amte treu und fromm bewährte Theologie trägt das eindrückliche Gepräge dieser beiden Führer, verstärkt durch den lauteren, frommen, echt christlichen Familiensinn eines Hauses, das in pietätvoller Überlieferung wie ein kostbares Erbe die Erinnerung festhielt, daß die Vorfahren einst um ihres evangelischen Glaubens willen Vaterland, Haus und Hof drangegeben und in die Fremde gezogen, in der Gott sie gesegnet.

Was Passavant in innigem Glauben und herzlicher Jesusliebe besaß, verstand er den Konfirmanden ins Gemüt zu legen; Mutter hat immer mit Dankbarkeit des frommen Lehrers gedacht. Kein von vornherein bereites Verständnis dafür fand der Pastor bei der geistvollen, aber in einer andren unterschiedlichen religiösen Umgebung daheim in der Pfalz und auch im Elternhause herangereiften Mädchen vor. Wir haben bereits angedeutet, daß und warum die herrschende Aufklärung in vollen Strömen in die Pfalz und das abgeschlossene Tälchen des Westrich gedrungen. Ihre Wasser sogenannten gesunden Menschenverstandes hatten sich selbst in entlegene Wohnstuben der „Honoratioren" im Orte ergossen; das großelterliche Haus war nicht unverschont geblieben. Der allbeherrschende, das ganze Leben umgestaltende Zeitgeist hatte eben Gewalt über jung und alt gewonnen, eine um so stärkere, je begabter, verständnisreifer, aufgeschlossener der Sinn war, den er mit seinem Herrscherstab berührte. Wir hüten uns, über diesen uns Heutigen fremd gewordenen Geist unsren Stab aus andrem Holze zu brechen; wir würden mit solch müßigem Tun auch die verletzend treffen, die wir wie Vater und Mutter lebenslang von Herzen ehren. Auch im Rückblick der Geschichte schicken wir uns nach des Apostels Weisung (Ephes. 5, 16) in die Zeit; selbst dann, wenn sie uns spätgebornen Betrachtern als eine böse erscheint. Wir versuchen, sie verstehen zu lernen. Die geforderte Schickung, das erstrebte Verständnis wird wesentlich erleichtert, wenn wir auf die von Gott geordneten Mächte achten,

Digitized by Google

die über eine solche Zeit hinweggeholfen. Den lange und auf weit ausgedehnten Studienwegen herangereiften Erwerb sei uns vergönnt, an dieser Stelle der Lebenserinnerungen einzutragen und aufzubewahren.

Der verheerende Sturmwind der Aufklärung, der auf weite Strecken starke Eichbäume unsres evangelischen Glaubens in Kirche, Schule und Haus entwurzelte, war in vielen, vielen deutschen Familien nicht imstande, den reichen, in fruchtbringenderer Zeit angesammelten, fromm bewahrten Schatz christlicher Sitte wegzufegen. Auch nicht im großelterlichen Hause. Die Wahrheit des Opfertodes Christi am Kreuze als allerheiligste Vollbringung unsrer Erlösung aus Gnade, das gottselige Geheimnis der Auferstehung unsres Siegesherzogs mochte entleert, als veraltet auf die Seite geschoben sein, und doch blieb das Kreuz auf Golgatha wie das Osterwunder machtgebietend bestehen, als ob ihr voller göttlicher Inhalt unangetastet zu Recht bestände. Am Karfreitag durfte das stark benutzte Klavier nicht geöffnet werden, kein weltliches Lied im Hause — einem Trauerhause ähnlich — ertönen, kein weltliches Buch selbst nicht vom Kinde gelesen werden. Die Heilige Schrift war kein vergessenes Buch im Wohnzimmer; schon bei meinem zehnten Geburtstag erhielt ich die ganze Bibel mit der gern befolgten Aufforderung zum Geschenk, sie recht fleißig zu benutzen als Gottes Wort. Auch die Erwachsenen im Hause haben das „alte heilige Buch" als Wort Gottes gelesen; sie zwar mit der ihnen beigebrachten aufrichtigen Überzeugung, daß sein geoffenbarter Inhalt sich klipp und klar vor dem Richtstuhl des gesunden Menschenverstandes des Zeitgeistes rechtfertigen könne und jedes etwaige Widerstreben vernunftgemäß sich beseitigen lasse. Unvergeßlich eindrücklich ist mir Mutters Rüge geblieben, als sie einst beim Vorlesen aus der Heiligen Schrift glaubte bemerkt zu haben, als ob der Schulknabe im Ton der Stimme, in der Art des Lesens, selbst in der Haltung des Körpers unbeachtet gelassen, daß es das teuerwerte Wort Gottes sei, das man anders nicht als mit Ehrfurcht und frommem Sinn wie beim Gebet leise oder laut lesen dürfe.

Der größte Sohn jener Zeit der Aufklärung, zugleich ihr

Digitized by Google

mächtigster Förderer, Immanuel Kant, hat den von ihm unbestritten am nachhaltigsten beeinflußten Zeitgenossen außer seiner Darstellung „vom radikalen Bösen" den kategorischen Imperativ als einen Stachel ins Gewissen eingedrückt, gegen den zu löcken gerade den tüchtigsten Söhnen und auch Töchtern unseres Volkes in jenen Tagen schwer ward. Seine unbeugsame Forderung hat die damals einreißende Entleerung des evangelischen Glaubensinhaltes, die Entfremdung von dem Tiefgehalt der Offenbarung nicht aufgehalten. Dazu gebricht ihr dennoch die Kraft, ebenso wie sie niemals dauernd einen Ersatz für die Entleerung und Entfremdung dem Menschenherzen bieten kann, das „unruhig bleibet, bis es ruhet in Gott." Aber Kants kategorischer Imperativ war der gottgesandte Bußprediger in der Wüste zur Zeit, da das Wort Gottes teuer war im Lande. Er weckte in den ernstesten Gemütern ein Unbefriedigtsein, einen Hunger nach dem, der das „Du sollst" des göttlichen Gebotes erfüllt hat und den Seinen die Gotteskraft zur Erfüllung verleihen kann und will.

Das Auftreten Kants mit seiner unnachgiebigen Forderung fällt in unserem Vaterlande zusammen mit dem gottgeordneten Aufschwung unserer deutschen Literatur, durch welche eine Fülle hoher und reiner Ideale den Söhnen und Töchtern unseres Volkes in goldenen Schalen formvollendeter Schönheit dargeboten wurde. Die herrlichen Darbringungen, zum Teil unter dem Einfluß des herrschenden Zeitgeistes und von der herben Hoheit des kategorischen Imperativs erfüllt, zum Teil sich davon loslösend und zu den Lebensquellen wieder einlenkend, nach denen nun doch auch unsere deutsche Volksseele je und je sich sehnen wird wie der Hirsch nach frischem Wasser, auch diese gleichzeitigen Darbringungen unserer Dichter und Seher an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts sind die von Gott berufenen Wegebereiter und holden Geleitsmänner gewesen, ihr Volk über die dürre, glaubensleere Zeit zur Wiedererweckung und Erfrischung evangelischen Glaubenslebens zu führen. Wie die Aufklärung allüberallhin eindrang, so auch der Einfluß der beiden geordneten Wegebereiter. Oft wußten die von ihm berührten Zeitgenossen nicht, von wem der wohltätige Einfluß ausging und wohin er

Digitized by Google

ziele; aber die Besten unter ihnen setzten sich demselben aus und ließen sich willig von ihm leiten. So auch unsere hochstrebende, sittenstrenge Mutter. Ihr war Pflicht uneingeschränkte Lebensforderung; diese Lebensforderung sich von ihren Lieblingsdichtern, von den Symphonien ihrer geliebten Kunst weihen und verklären zu lassen, holdseliger Genuß, unentbehrliches Bedürfnis. Und beide Führer förderten sie zu tieferer Erfassung und Aneignung dessen, was der Konfirmandenunterricht ihres innig frommen Pastors ihr geboten.

Nach der Konfirmation kehrte Mutter zunächst noch nicht in das Elternhaus zurück. Was Waldfischbach ihr in der geliebten Kunst nicht mehr geben konnte, sollte nun nach beendigtem Schulunterricht das musikpflegende Frankfurt bieten. Der Organist an der reformierten Kirche, Düring, galt in der Stadt als bedeutendster Theoretiker und Kenner der Musik, insbesondere des Klavierspiels, und war gefeierter Lehrer in vielen Familien; während ein paar Jahre erteilte er Mutter Privatunterricht, führte auch die begabte Schülerin in den durch Schelble ein paar Jahre zuvor (1818) gegründeten Cäcilienverein ein. Mit der Konfirmation galten nach altem Herkommen die Mädchenschuhe als abgelegt; die zur Jungfrau herangereifte Tochter des Hauses erhielt Aufnahme und Zulaß in den geselligen Kreis der Familie. Großtante säumte nicht mit der Einführung der Nichte in ihren Freundeskreis. Als eine Fremde war sie selbst vor einem Jahrzehnt an den häuslichen Herd ihres einer alten angesehenen Frankfurter Familie entstammenden Mannes getreten; etwas scheu, wie sie mir wiederholt mitteilte. Sie hatte sich sagen lassen, daß sich die Häuser der alteingesessenen, auf ihre Freiheit und Selbständigkeit stolzen und eifersüchtigen Familien nicht leicht Leuten von „auswärts" öffneten; sie würden als unberechtigte Eindringlinge etwas scheel angesehen. „Waren Frankfurts edle Töchter dem jungen Bürgerssohn nicht gut genug? Würden dem gefeierten Arzt nicht alle Häuser der Stadt zur Werbung einer Braut offen gestanden haben?" Die anfängliche Scheu schwand bald. Schon nach wenig Jahren fühlte sich Großtante in dem sich ihr bietenden Umgang so heimisch, daß sie die Stadt nicht mehr verließ, als

Digitized by Google

sie Witwe geworden. Nun wollte sie noch die liebgewonnene Nichte vor deren Heimkehr aufs Land in den fesselnden, geselligen Verkehr einführen, der auf Mutters geistige Entwicklung und Ausbildung in jenen jungen, empfänglichen Jahren von nachhaltigem Einfluß geworden. Ein Paar der in hohem Grade fesselnden, liebenswürdigen Familien seien auch hier erwähnt; den Verkehr mit ihnen hat Mutter noch fortgesetzt, als sie selber Witwe geworden und sich von dem gesellschaftlichen Leben fast völlig in die Stille des eigenen Hauses zurückzog.

Von ganz besonderem Werte und in dankbarer Erinnerung bleibend wurde Mutter die Einführung und herzliche Aufnahme in der Familie des berühmten Schöffen und Syndikus Thomas, in der wie kaum in einem andren Hause des damaligen Frankfurt eine edle, geistig ungemein angeregte und anregende Geselligkeit unter günstigsten Verhältnissen gepflegt wurde. Heutzutage besitzt die einstige freie Reichsstadt wohl kaum einen gleichen oder auch nur ähnlichen geselligen Sammelort bedeutender und auch in ganz Deutschland gefeierter Persönlichkeiten. Der Hausherr, in späteren Jahren wiederholt Bürgermeister und in schwieriger Zeit (1832—37; in diesen Jahren war der sogenannte Frankfurter Putsch auf die Hauptwache) Vertreter seiner Vaterstadt beim Bundestag, fand neben aller ungemein anstrengenden Berufsarbeit noch immer Zeit zu wissenschaftlichen Studien auf seinem Lieblingsgebiete der Geschichte, an der Stelle, wo sie sich mit seinem Fache, der Rechtskunde, berührt. In der aufkommenden Strömung der Romantik, von der auch Thomas sich tragen ließ, führten den geistvollen Gelehrten seine Studien zu dem in wunderbarer Verklärung wie eine „mondbeglänzte Zaubernacht" auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst wieder emporsteigenden Mittelalter. Die Geschichte des deutschen Rechtes, die Rechtsgeschichte der Vaterstadt mit ihrem Oberhof und dem einst geltenden fränkischen Rechte beschäftigte den Syndikus in seinen kargen Mußestunden; den Ertrag dieser Studien haben Freunde den Bürgern der Stadt und der deutschen Gelehrtenwelt zugänglich gemacht. Sein weitgeöffnetes gastfreies Haus war der begehrte, gern aufgesuchte Mittelpunkt der mit gleich warmer Begeisterung im un-

Digitized by Google

widerstehlichen Zuge der herrschenden romantischen Geistesrichtung dahin ziehenden Männer der Stadt und auch der zahlreichen Gesinnungsgenossen im Reiche, die auf der Durchreise Frankfurt berührten. Zumal an den geselligen Freitag Abenden konnte, wer zur Tafelrunde des Hauses zugezogen war, Männern begegnen wie den beiden Boißerées, Savigny, den edlen, frommen Passavants (dem Pfarrer, dem Arzt, dem Künstler und Direktor der Städelschen Gemäldesammlung), dem Geschichtsforscher Böhmer, den Brüdern Grimm und wie sie alle heißen mögen, die unser deutsches Volk damals zu seinen besten Söhnen zählte. Mutter erinnerte sich gern der Begegnung mit der Mehrzahl dieser gefeierten Männer in dem befreundeten Hause, in ihren jungen Jahren freilich nur aus etwas scheuer Ferne, aber doch daß sie mit eifrigem Begehr dem fesselnden Gespräche der auserwählten Tafelrunde lauschte, höchstens daß sie ab und zu auf Bitte der Hausfrau durch Klavierspiel ihr Scherflein zur Unterhaltung beitrug. Von der herrschenden romantischen Strömung hatte sich Thomas nicht in das römische Lager wie so mancher Jünger der Romantik auch in seinem ausgedehnten Bekanntenkreise ziehen und verführen lassen. Von lauterer Frömmigkeit beseelt, in echt evangelischer Duldsamkeit blieb er bis an sein Ende ein treuer Sohn und freudiger Bekenner seiner Kirche, der das Evangelium von Christo als eine Gotteskraft zur Seligkeit erkannt und an sich selbst erfahren.

Zu denen, die, wenn sie in Frankfurt weilten, in dem befreundeten Hause aus und eingingen, zählte Clemens Brentano. Gerade in jenen Jahren hielt sich dieser geistvollste, aber auch wunderlichste Romantiker nach 17jähriger Abwesenheit wieder einmal in seiner Vaterstadt auf. Als 1837 sein Freund Böhmer Brentanos berühmtes Märchen „Gockel, Hinkel und Gakeleia" im Druck veröffentlichte, kamen einzelne Stellen Mutter bekannt vor. Sie entsann sich, daß der Dichter Bruchstücke der jahrelang liegen gebliebenen Handschrift im Thomasschen Hause mitgeteilt und die Freunde sich die Namen der Personen und Vorfälle zugeflüstert, auf die das reizende, nach Gelnhausen und seine Umgebung verlegte Märchen anspiele. Durch die Familie Thomas

Digitized by Google

kam Mutter in jenen Jahren auch nach der durch Goethe weltberühmt gewordenen Gerbermühle und zu des Dichterfürsten unsterblicher Suleika, Marianne von Willemer. Thomas hatte 1819 in zweiter Ehe Willemers älteste Tochter aus erster Ehe, Rosette, geheiratet, die Witwe des durch seine großartige Stiftung der städtischen Gemäldesammlung berühmten Städel. Ein inniges, schwesterliches Verhältnis bestand zwischen ihr und der um zwei Jahre jüngeren Stiefmutter Marianne, Goethes Freundin. So oft wir in späteren Jahren auf Fußwanderungen von Frankfurt nach Offenbach an der damals bereits in andere Hände gelangten Gerbermühle vorüber kamen, versäumte Mutter nicht, von den genußreichen Stunden auf dem Willemerschen Sommersitz zu erzählen, aber auch zu bedauern, daß sie in ihren Mädchenjahren Goethe nicht mehr in dem ihm lieben Hause angetroffen; irre ich nicht, war Hatem 1815 zum letztenmale im Hause seiner Suleika gewesen. 1838 ging Thomas heim, seit 110 Jahren zum ersten Male wieder, daß ein Frankfurter Bürgermeister während seiner Amtszeit starb. Ich war zu jung, als daß ich mich des bedeutenden Mannes erinnern könnte; ich weiß selbst nicht, ob der kleine Bursche ihn je zu Gesicht bekommen. Wohl aber seine hinterlassene Frau, mit der Mutter bis an ihr Ende 1845 den freundschaftlichen Verkehr fortsetzte. Wiederholt nahm sie uns bei den Besuchen in dem stillen und einsam gewordenen Hause mit; dann tummelten wir Kinder uns in dem großen Garten, von dem aus man einen freien, weiten Blick bis hinüber nach der Gerbermühle und Offenbach hatte. Wo das geräumige Haus und sein Garten gestanden, ragen nun Straßen und Gassen in die Höhe, deren kalte Mietkasernen jeden Fernblick in die schöne, traute Landschaft verhindern. Die da (etwa Obermainanlage 20 und 21 und Ecke der Weiherstraße) heute hausen, haben wohl kaum eine Ahnung, welch ein geweiheter Ort für viele noch vor sechzig und siebenzig Jahren diese Wohnstätte eines der edelsten Söhne der Vaterstadt gewesen.

Auffälliger Weise heute noch unberührt von der rücksichtslos die Häuser der Altvorderen niederlegenden und umgestaltenden Baulust der modernen Großstadt ist der Wohnsitz der anderen

Digitized by Google

Familie geblieben, in die Großtante ihre Nichte einführte und mit der Mutter bis zu ihrer Auflösung im Tode in nahem und innigem Verkehr blieb. Es ist das altertümliche Haus in der großen Bockenheimerstraße 28, während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der stattliche Eigenbesitz von Johann Friedrich von Meyer, wie der ihm nach mancher Seite des Seelenlebens und auch der Berufsarbeit ähnliche Bürgermeister Thomas, ein hervorragender Sohn Frankfurts, ebenfalls wie er aus dem wackeren Kaufmannsstande der Stadt hervorgegangen. Eine ungemein fesselnde Persönlichkeit dieser sog. Bibel-Meyer. Gleich Thomas von dem tüchtigen Rektor des Gymnasiums Purmann für die Hochschule vorbereitet, hat er in Göttingen und Leipzig Rechtskunde studiert, daneben in freien Stunden eifrig Philosophie und Naturwissenschaften getrieben. Dreißigjährig ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder (1802); auffälliger Weise um für einige Zeit die Leitung des Stadttheaters zu übernehmen, mit dem ernsten Vorhaben, dasselbe nach dem von Schiller hochgesteckten Ziele zu einer sittlichen Bildungsanstalt umzugestalten. Die Wirklichkeit hat den edlen Traum rasch aufgelöst. Meyer trat von der Leitung zurück; der ihm wohlgesinnte Fürst Primas gab ihn durch Ernennung zum Stadtgerichtsrat seinem eigentlichen Berufe zurück. Wie sein um dreizehn Jahre jüngerer Freund Thomas gelangte er in den Senat und hier auf die Schöffenbank; dann wurde er Gerichtsschultheiß und war im Laufe seines langen Lebens dreimal älterer Bürgermeister, zuletzt 1843. Der Antritt dieses ein Jahr währenden höchsten Ehrenpostens der Stadt vollzog sich unter großen Feierlichkeiten der Bürger. Als am Neujahrstag Mutter mit uns Kindern ihren Glückwunsch zum Jahreswechsel der befreundeten Familie überbrachte, sah ich vor dem Hause bereits die Schildwache auf und ab gehen, im weiten Flur des Erdgeschosses die Fahnen der Stadt aufgepflanzt. In der Sylvesternacht war unter militärischer Begleitung, die Musik an der Spitze, beides, die städtischen Ehrenzeichen und auch das weiß-rot gestrichene Schilderhaus, zu dem obersten Beamten gebracht worden, im zahlreichen Geleite der gerade in dieser Nacht des Jahreswechsels sich auf der Straße umtreibenden Bürgersleute.

Digitized by Google

Mit dem Scheitern seines Lieblingswunsches der Umgestaltung des Schauspielhauses in eine sittliche Erziehungsanstalt und im engen inneren Zusammenhang damit vollzog sich ein anderer bedeutsamer und tiefeingreifender Wandel in dem frommen Gemüte Meyers. Unter dem Einfluß des herrschenden Zeitgeistes hatte ihm bis dahin die Bibel ein zwar lebhaftes, aber doch nur dichterisches Interesse eingeflößt, wie es zumal Herder, der berufene und auserwählte Brückenschläger in eine neue bessere Zeit geistverwandten Verständnisses des Wortes Gottes, bei vielen tiefer angelegten, edlen Zeitgenossen zu wecken verstanden. Unter solch einem Führer und von dem Ernste der Weltereignisse an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts weiter geleitet, begann Meyer in der heiligen Schrift als dem geoffenbarten Worte Gottes von unserer Erlösung zu forschen; die Bibel ward ihm Trostbuch in schwerer Zeit, Lebensquelle der Erbauung für seine nach Ruhe in Gott sich sehnende Seele. Noch mit 35 Jahren lernte er hebräisch, um auch das alte Testament in seiner Muttersprache zu sich reden zu lassen. Nach langen Jahren der Vorarbeit war 1819 sein Bibelwerk erschienen, eine Verdeutschung der heiligen Schrift unter Zugrundelegung der meisterhaften unseres deutschen Reformators, deren offenkundige Übersetzungsfehler auszumerzen er mit peinlicher Sorgfalt bemüht war. Das einst bedeutsame, nun freilich überholte und dem Vergessen anheimgefallene Werk hat dem Frankfurter Rechtskundigen und Bürgermeister den erwähnten Beinamen, zugleich auch den Ehrentitel eines Doktors der Theologie zu einer Zeit eingetragen (1821), in der unsere deutschen Hochschulen noch sich hüteten, diese ihre höchste Auszeichnung in so leichtsinniger und leichtfertiger Weise zu vergeben wie heutzutage. Meyer führte kein so offenes Haus wie Thomas. Zum Teil auch durch häusliche Verhältnisse veranlaßt, zog er sich je länger je mehr wie in eine weltabgeschiedene Klause in sein Studierzimmer zurück, oben von den übrigen Wohnräumen abgesondert, in dem dreifensterigen, traulichen Giebelzimmer, in das ich nur ein oder das andere Mal einen flüchtigen Blick werfen durfte. Auch im Januar 1844, als der freundliche, liebenswürdige Greis dem scheu eintretenden Hasselaner die Bitte erfüllte und

Digitized by Google

mit seiner noch immer sicheren schönen Handschrift in das vorgelegte Stammbuch den wie mir scheint von ihm selbst gefertigten Spruch eintrug:

Frömmigkeit und Tugend schmücke deine Jugend,
Deine Mannesjahre, deine grauen Haare.

Wie Meyer sich mehr und mehr von dem Verkehr mit der Welt zurückzog, soweit ihn nicht Beruf und städtische Wirksamkeit mit ihr in enger Fühlung hielt, so auch von der Welt der Romantik. Von ihr weg wandte sich sein tief innerliches, frommes Gemüt der Mystik zu; er wurde Theosoph, eifrig bemüht, das ihm in der heiligen Schrift aufgegangene Licht auf alle Kreise der Schöpfung, in alle Zeitläufte der Geschichte nach seinem Verständnis leuchten zu lassen und über solchem Bemühen den Tiefsinn des göttlichen Wortes zu ergründen, den der äußere Wortlaut verhüllte, um ihn den Theosophen schauen zu lassen. Seine mir schon als Student bekannt gewordenen „Blätter für höhere Wahrheit" bieten reichen und auch fesselnden Beleg, wie sehr der einsame, abgelegene Wege wandelnde Forscher unablässig tätig war, mit dem göttlichen Wort alles sonstige menschliche Wissen zu erklären. In der so mächtig und mannigfach erregten geistigen Bewegung jener Tage stieß Meyer dennoch auf Wegegenossen und tiefsinnige Geister, die ihn auf diesen abseits der großen Heerstraße sich hinziehenden Studiengängen förderten, eine Weile in gleichem Schritt und Tritt mit ihm des Weges zogen oder in seine Fußtapfen traten. Auch in der Vaterstadt jener Tage fand Meyer Geistesverwandte und Freunde, die zumal von Schelling und in späteren Jahren Baader beeinflußt, seinem Streben warmes Verständnis entgegenbrachten. Es seien nur ein paar mir persönlich noch bekannt gewordene Männer genannt. So der liebenswürdige Molitor, der mit seinen kabbalistischen Studien auch Meyer vertraut zu machen suchte; so Großtantes Hausarzt, der fromme Dr. Neff; so allen zuvor der durch seine auch Meyer in hohem Grade fesselnden Schriften über Lebensmagnetismus weithin bekannt gewordene Dr. Passavant, des Pfarrers innig-gläubiger Neffe. Schellings Ansehen war damals in diesen Frankfurter stillen und doch geistig ungemein bewegten,

Digitized by Google

regsamen Kreisen nicht gering. Mit Thomas und Neff war er innig befreundet. Als in dem Jahre, da Mutter Frankfurt verließ, Pfarrer Passavant starb, wünschte ein Teil der Gemeinde den berühmten bibelgläubigen Pfarrer Krafft in Erlangen zu seinem Nachfolger. In ihrem Namen wandte sich der Neffe an den Philosophen, um sein Urteil über den ihm bekannten Geistlichen zu erfahren.[1])

In wie hohem Grade erwünscht und dankenswert wäre doch, wenn eine kundige, geistesverständige Feder das uns noch immer fehlende Bild jener auch religiös mächtig erregten, von mancherlei Einflüssen der Zeit beherrschten, nach mehr wie einer Seite ungemein fesselnden Geistesströmung unter den besten und bedeutenden Söhnen und Töchtern Frankfurts im ersten Drittel des abgelaufenen Jahrhunderts treffend und anschaulich zeichnen wollte. Die gelungene Zeichnung würde einen nicht unwichtigen, wertvollen Beitrag auch zur Kulturgeschichte unseres deutschen Volkes zur Zeit und unter dem gewaltigen Einfluß der Befreiungskriege und der durch sie und Männer wie Schleiermacher vermittelten Loslösung von dem glaubensarmen, bereits lebensmüde gewordenen Rationalismus und Hinwendung zu einem vertieften, glaubensvollen Lebensinhalt bieten. Die die Geschichte der alten freien Reichsstadt geschrieben, haben — so will mich bedünken — viel zu wenig die nun doch wichtigste Seite in dem Geistesleben wie eines ganzen Volkes so auch der Bürger einer Stadt beachtet. Nun freilich: solch Beachten ist nicht jedermanns Sache und kein leichtes Ding. Ein „sonnenhaftes" Auge ist erforderlich, die dennoch ausschlaggebenden, geheimnisvollen „unwägbaren Kräfte" (die geistigen „Imponderabilien", wie Bismarck einst treffend gesagt) des Volksgemüts während eines bestimmten Zeitabschnittes zu erkennen. — Doch von der Wunschäußerung noch einmal für einen

1) Die Antwort Schellings an Dr. Passavant ist erhalten; um seinet- und des Geistlichen willen sei eine Stelle hier widergegeben: „wollen Sie einen Mann, der schlicht und einfach, ohne rechts und links zu sehen oder irre zu werden, den genauen Weg des Evangeliums wandelt und durch eigene Einfalt des Sinnes und Geistes (im besten Sinne) auch andere gewinnt, so werden Sie Ihren Mann an ihm finden."

Digitized by Google

Augenblick zurück in das in meinen Knabenjahren oft betretene, befreundete Haus.

Meyer hatte sich in jungen Jahren, da er noch beim Reichskammergericht in Wetzlar beschäftigt war, mit der Tochter des Geheimrats von Zwackh verheiratet. Soviel ich mich entsinne, sind nur zwei Söhne dieser Ehe entsprungen, wenigstens habe ich nur von diesen beiden gehört und sie auch kennen gelernt, meinen Taufvater Hermann von Meyer, der unverheiratet geblieben und neben seiner Stellung am Bundestag sich als Paläontologe einen so bedeutenden Namen erworben, daß einzelne Forscher ihn auf diesem Gebiete als ebenbürtig dem berühmten Cuvier zur Seite stellen. Er stand seinem Vater auf dessen Heimgebieten innerlich kühl und fremd gegenüber und entfremdete auch dadurch dem Haus und der Familie. Der ältere Bruder Guido, der wie der Vater Rechtskunde studiert, auch in verschiedenen höheren auswärtigen Stellungen tätig gewesen, war verheiratet, hatte aber keine Söhne, so daß mit ihm die Familie ausgestorben. Irre ich nicht, sind beide Töchter in späteren Jahren als Diakonissen in Neuendettelsau tätig gewesen, von der mächtigen Persönlichkeit Löhes für den apostolischen Dienst in der Gemeinde gewonnen; einer von ihnen bin ich in den sechziger Jahren in der schlichten Gewandung einer Diakonisse flüchtig begegnet. Das reiche großväterliche Erbe an Schriftkenntnis und Jesusliebe hat damit wenigstens in den einzigen Großtöchtern schöne Betätigung gefunden. Das alte Meyersche Ehepaar ging, wenn auch äußerlich kaum bemerkbar, im Geiste getrennte Wege; die herzensgute nüchterne Hausfrau konnte und wollte dem Manne auf seinen einsamen, längs Mystik und Theosophie dahinziehenden Pfaden nicht nachgehen. Während der Bibel-Meyer oben in seinem Giebelzimmer die erleuchteten Geister einer vergangenen Zeit zur unsichtbaren Tafelrunde um sich sammelte und mit ihnen in den Tiefsinn des Wortes Gottes sich versenkte, empfing unten im traulichen Wohnzimmer die Frau die Bekannten des Hauses und ihre Freundinnen, mit denen an bestimmten Tagen ein Kartenpartiechen zu machen ihr eine gar liebe Unterhaltung war. Niemand stand ihr in innigem Verkehr seit mehr wie dreißig

Digitized by Google

Jahren näher als Großtante. So eigen doch! Schon sprach man in den Bekanntenkreisen des Hauses von Zurüstung auf die bevorstehende goldene Hochzeit, da befällt der 76jährige edle Greis ernstlich krank. Auf der langen Lebenswanderung war er nun doch wegemüde geworden; das schwere Jahr 1848, allermeist der für Frankfurt verhängnisvolle 18. September, hatte dem frommen Mann die Lust, abzuscheiden und bei seinem Herrn Christus zu sein, gesteigert. Sehnsuchtsvoll und heiter sah er seiner Auflösung entgegen. Am 27. Januar 1849 besuchte Mutter die auch ihr liebe, mütterliche Freundin, sich nach dem Befinden des Mannes zu erkundigen, den die Ärzte bereits aufgegeben. Ich sehe sie noch vor mir an jenem Tage, die gute, alte Frau in der behaglichen Wohnstube des ersten Stockes am Fenster mit dem Fensterspiegel, der das müßige Auge an dem unterhaltsamen Treiben auf der Straße teilnehmen ließ und auch anzeigte, wer an der verschlossen gehaltenen Haustür Einlaß begehrte. Da saß sie wie alle Tage schmuck und nett, nach alter Gewohnheit etwas altmodisch gekleidet, die sorgfältig gekräuselte, schneeweiße Haube, aus der ein paar aufgesteckte, künstliche Locken hervorlugten, auf dem Kopfe, einen Strickstrumpf in der Hand, freundlich-heiter mit dem Besuch verkehrend. Mutter sucht die voraussichtlich bald schon zur Witwe gewordene Freundin zu trösten. „Ach, Fritzchen (sie hatte den altgewohnten Namen Mutter gegenüber beibehalten), du weißt ja, wie wir beide lange schon zu einander stehen, so daß mir die Trennung nicht allzuschwer fallen wird. Ich fühle mich gesund und kräftig; so werde ich noch ein paar Jahre ungestört mit meinen lieben Hausfreundinnen leben, wie es mir zusagt.“ So die alte, noch immer rüstige, lebensfrohe Frau des Mittags um zwölf Uhr. Abends um acht Uhr rafft sie plötzlich ein Herzschlag dahin; drei Stunden später, noch vor Mitternacht, geht der Hausvater heim, ohne daß man dem Sterbenden mitgeteilt, daß seine langjährige Lebensgefährtin ihm im Tode vorangegangen. Man hat die beiden Gatten in dem gleichen, großen Leichenzug hinaus nach dem Friedhof an der Friedberger Warte gebracht und in ein gemeinsames Grab gebettet.

Digitized by Google

Der lange hingezogene Aufenthalt in Frankfurt war nun doch endlich abgelaufen. Als achtzehnjährige, schön aufgeblühte Jungfrau kehrte Friedensrichters Fritzchen in das weltabgeschiedene Waldfischbach zurück, das sie als zehnjähriges Mädchen verlassen. Sie kam reichbeladen mit geistigen Eindrücken und Schätzen heim, deren vollen Gehalt sie in jenen jungen Jahren noch nicht fassen und ermessen konnte, den ihr klar verständiges Auge, ihr geistverwandter, empfänglicher Sinn aber liebend festhielt, um ihn sich in der wohltuenden, unzerstreuten Stille des friedlichen Heimatortes innerlich anzueignen und dadurch in seinen vollen Besitz zu treten. Mehr noch als mit den Romantikern verkehrte sie im Geiste mit ihrem Lieblingsdichter Schiller, hinter dessen hohen, sittenstrengen Schöpfungen wie hinter der edlen Gestallt selbst in wesenlosem Scheine das Gemeine lag. Das tat ihr, der reinen, deutschen Jungfrau, gar wohl. Auch der andere Zug fesselte sie an den Lieblingsdichter des deutschen Volkes, wie sie mir in späteren Jahren oft bezeugte, die ernste, edle Gemütsbewegung, in der Kants kategorischer Imperativ im Gewande formvollendet schöner Sprache an ihre hochgemute Seele drang und begeistertes Echo weckte. Neben Schiller waren vorzugsweise die Sänger der Freiheitskriege, an denen ihr deutsches Herz hing. Das stille Tälchen um Waldfischbach hallte auf ihren einsamen Spaziergängen wider von den Liedern Körners, Schenkendorfs, Arndts, die sie mit ihrer gutgeschulten, reinen Sopranstimme erschallen ließ. Wie oft hat sie uns Kindern diese ihre Lieblingslieder gesungen und uns darin geübt, daß ihrem Knaben schon von frühauf die Herrlichkeit der Befreiungskriege und mit ihr die Liebe zum deutschen Vaterland tief in die Seele drang. Noch ein anderes, damals vielgelesenes Buch war von Frankfurt zum nachhaltigen Genuß heimgebracht worden: Friedrich Adolf Krummachers Parabeln. Ich habe Mutter auch später oft noch in dem Buche lesen sehen; sie war bemüht, die Vorliebe für den westfälischen Pastor, den Erstling unter den berühmten Geistlichen der auserwählten Familie, auch auf ihre Kinder zu übertragen, und bedauerte, daß der Geschmack der Zeit sich von diesen reinen, kindlich frommen Dichtungen

Digitized by Google

abgewandt, die sie auch in ihrem liebevollen Verständnis der heimatlichen Natur wohltuend gefördert.

Außer diesen ihren Lieblingsschriftstellern, die sie in dre ländlichen Zurückgezogenheit und fern dem rasch wechselnden Büchermarkt wiederholt und wiederholt las — Mutter pflegte zu sagen, daß verlorene Zeit das Lesen eines Buches sei, das nicht wert wäre, zwei- und dreimal gelesen zu werden —, brachte sie aus Frankfurt eine Reihe von Klavierauszügen ihrer besonders gepriesenen Tonkünstler. Sie wurden ihr zur Trösteinsamkeit auf dem abgelegenen Dorfe. Keiner mehr wie „ihr" Beethoven; aber auch bereits der evangelische Reformator im Reich der Töne Bach, dessen urgewaltigen Schöpfungen wohl zum erstenmale wenn auch nur auf dem Klavier in Waldfischbach erklangen. Ob Mutter für die ernste Musik viel Verständnis im Hause des Friedensrichters und unter den „Honoratioren" des Ortes gefunden, weiß ich nicht; jedenfalls bei dem Schullehrer, dem die begabte Schülerin mit den Werken dieser Meister ein neues, ungeahnt schönes Reich der Töne erschloß. Und noch ein anderer, kunstverständiger Zuhörer und Begleiter war in jener Zeit in Waldfischbach und in der Herbergsstube des Friedensrichters eingekehrt. Aus München traf zu einem längeren Ferienaufenthalt der Vetter Philipp Foltz ein. Er hatte sich auch bei diesem Ausflug nicht von seinem lieben Fagott trennen können, das er meisterhaft wie sein Vater zu spielen verstand und auf dem er sein kunstliebendes Bäschen gern begleitete. Die beiden paßten in ihren künstlerischen Liebhabereien gut zu einander. Der hochbegabte Vetter Philipp kam zum Besuche aus der Malerwerkstätte des großen Cornelius, zu dessen begabtesten Schülern er damals zählte. Selber wie der Meister und der Vater von den Romantikern ausgehend, ist er in dem Punkt über sie hinausgegangen, daß er mit kräftigeren, gesättigten Farben malte und damit seine gefeierte Kunst, wenn auch sie idealisierend, dennoch dem wirklichen Leben näher brachte als etwa jene Nazarener in Rom, mit denen Cornelius einst kurze Zeit zusammengearbeitet. Vetter Philipp hatte kurz vor seinem Besuche in den Arkaden des Münchener Hofgartens die noch nicht ausgeblichene „Stiftung der

Digitized by Google

Akademie der Wissenschaft" al fresco auf die Wandfläche gemalt. Mit seinem lieben, wie er selbst hochstrebenden und kunstsinnigen Bäschen hat Foltz die Umgebung Waldfischbachs singend, plaudernd nach allen Seiten hin durchstreift. Auf einer der Wanderungen in den nahgelegenen Rohwald hatte er sein Skizzenbuch, das ihn selten verließ, hervorgeholt und vom günstig gelegenen Felsblock aus rasch, aber mit trefflicheren Strichen das gegenüberliegende Landschaftsbild — die Straßenzeile in der die Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken werden, das stattliche Wohnhaus der Großeltern in der Mitte, dahinter Mutters Lieblingsplätzchen bei Sonnenuntergang, das „Ruhköpfchen" — eingetragen, das er beim Abschied von Waldfischbach dem lieben Bäschen verehrte[1]) und das wohl als einzige Wiedergabe des anheimelnden Ortes aus jener lange schon entschwundenen Zeit an dem Anfang des vorliegenden Abschnittes eine bleibende Stätte im Lichtdruck gefunden.

Je mehr Mutter den reichen geistigen Gewinn der letzten Jahre ihres Frankfurter Aufenthaltes sich innerlich aneignete, um so lebhafter wurde ihr Wunsch weiteren Erwerbes in anregender Umgebung. Sie war besorgt, allmählich einzubüßen, was sie erworben, wenn der rege, empfängliche Sinn nicht neue, frische Nahrung erhielt. Waldfischbach konnte sie nicht bieten, weder das elterliche Haus noch auch die etwas hausbacken in der behaglichen Ruhe eines engbegrenzten, gesicherten Alltaglebens dahintreibende kleine Beamtenschar. Darum kam die Einladung von Großtante zu einem erneuten kürzeren Besuch in Frankfurt 1829 recht erwünscht; bot er doch die Aussicht, nun mit gereifterem Verständnis in die nach mehr wie einer Seite hin so bedeutsam anregenden Kreise für eine Weile wieder einzutreten und neuen, gesicherten geistigen Erwerb heimzubringen. Wir haben bereits erzählt, wie durch Gottes Führung die beabsichtigte kurze Trennung von dem Elternhaus zu einer dauernden Loslösung von der Heimat wurde. Wie oft hat uns Mutter das tiefempfundene

1) Unter der einsamen, etwas Schatten spendenden Buche im Vordergrund des Bildchens am Anfang des Abschnitts (S. 81) sitzt der Künstler, neben ihm steht sein liebes, kunstsinniges Bäschen.

Digitized by Google

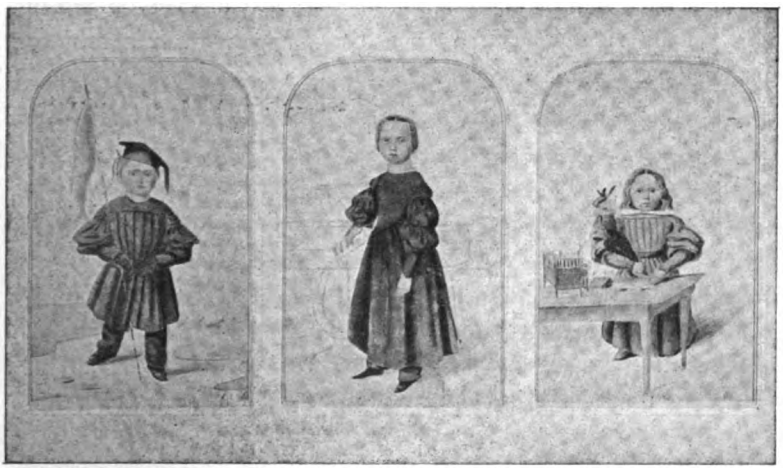
Selbstgespräch der Jungfrau von Orleans ihres Lieblingsdichters „So lebt denn wohl" vorgesagt, auch bei späteren Besuchen in Waldfischbach auf dem „Ruhköpfchen" als Nachempfindung des eigenen Abschiedes von der heimatlichen Flur.

Der Aufenthalt in dem nun auch uns Kindern heimisch gewordenen Ort und bei den lieben Großeltern nahte dem anberaumten Ende. In schmerzlicher Weise wurde er noch abgekürzt. Das jüngste Brüderchen befiel plötzlich und unerwartet an Gehirnkrämpfen krank; in wenigen Tagen oder gar Stunden raffte der Tod unseren herzigen Arthur dahin, einen — wie aus der noch erhaltenen Zeichnung ersichtlich — bildschönen, geistig aufgeweckten, bis dahin kerngesunden kleinen Jungen. Zum ersten Male, daß das dunkle, rätselhafte Ding, der Tod, in den bis dahin nur sonnigen Gesichtskreis des fünfjährigen Knaben trat. Ich ward dem unheimlichen Gesellen, der Mutter so tief traurig gemacht, mir den einzigen Bruder, der einmal mein treuer Spielkamerad werden sollte, ohne zu fragen weggenommen und sich nun versteckt hielt, daß man ihn nicht zu sehen und zum Ausschelten bekam, bitterböse. Nun duldete es die gute Mutter nicht mehr lange in dem ihr trotz aller lieben Insassen öde gewordenen Hause. Sie sehnte sich heimzukommen und dem Lebensgefährten tröstend zur Seite zu stehen, dem sie nicht mehr das vierblättrige Kleeblatt zurückbringen konnte, das sie wenige Monate zuvor freudestrahlend den Großeltern zugeführt. Das Elternhaus war ihr nach dem sie so jäh betroffenen schmerzlichen Verlust auch geräuschvoll geworden. Die Schwester war mit ihrem erstgeborenen Söhnchen, fast gleichen Alters wie Arthur, zum ersten Besuch seit ihrer Verheiratung in Waldfischbach eingekehrt; gleichzeitig auch der Bruder, Onkel August, den Vater für drei Jahre zu seiner Ausbildung nach München gesandt, da er — eine echte Foltz-Natur — für Zeichnen und Malen hohe Begabung schon als Knabe an den Tag gelegt.

Aus Dankbarkeit sandte der Kunstjünger dem freigebigen Schwager von Waldfischbach aus die rasch an einem Nachmittag

Digitized by Google

in Wasserfarben ausgeführten Bildchen seiner drei ihm gebliebenen Kinder. Sie wurden allgemein als sprechend ähnlich gerühmt, treu auch in Wiedergabe des Anzuges, sinnig in Stellung und Beschäftigung. Die siebenjährige Cäcilie mit dem mütterlichen Erbe frühe hervortretender Begabung für Musik steht am Klavier; bereits in Waldfischbach hatte sie die ersten, anödenden Übungen der Tonleiter überwunden und konnte dem staunenden Großvater ein paar Liedchen vorspielen. Die kleine Emma, die kurz vor dem Heimgang Arthurs ihren dritten Geburtstag gefeiert, hat



sich mit ihrer funkelnagelneuen Puppe, nun ihre liebste Gefährtin, hinter ihrem niedrigen Spieltisch aufgepflanzt. Die Bildchen liegen vor mir, liebe Andenken an die unvergeßliche Zeit bei den Großeltern in Waldfischbach. Aus der Zeichnung des nun wieder einzigen Sohnes der Eltern ist ersichtlich, daß der fünfjährige Bursche schon die erste Mauserung in seiner zukünftigen Berufswahl hinter sich hat. Er will schon nicht mehr Pastetenbäcker werden, sondern ist unter die Soldaten gegangen. Großvater hat ihm eine Fahne für diesen Dienst geschenkt; denn unter der Würde eines Fahnenträgers tut es des Friedensrichters Enkel nicht. So steht er in seinem schmucken grünen Kittelchen, die Mütze mit der langen Quaste etwas windschief auf dem Kopf

Digitized by Google

da; weit hinter ihm die Knüppelgarde der Dorfkameraden, die seiner Fahne und Führung auf dem Spielplatz im Hof willig Gefolgschaft leisteten. Lange freilich wird es nicht mehr dauern, daß auch dieser Beruf an den Nagel gehängt wird. Mir ist, als ob schon unterwegs nach Frankfurt die dritte Mauserung, die ein deutscher Knabe in dem Alter durchzumachen pflegt, ihren Anfang genommen. Eine kleine Wegstrecke bei der Heimreise durfte der Junge auf dringende Bitte neben dem Kutscher auf dem Bock sitzen und mit ihm die Zügel halten. Das genügte, um dem Soldatenstand den Abschied zu geben und Kutscher werden zu wollen. Freilich auch nicht für lange; wir werden im folgenden Abschnitt berichten, was ihm der Religionsunterricht in der Geisow'schen Schule angetan.

Digitized by Google

5. Die früheſten Schulgänge.

Weihnachten 1838 ward fröhlicher daheim gefeiert als das Jahr zuvor; keins der Kinder lag in einer Krankenſtube abgeſperrt, von Eltern und Geſchwiſtern ängſtlich gemieden. Unter den Gaben des Sohnes war ein Bilderbuch; Bilder betrachtete auch der Knabe ſchon für ſein Leben gern. Aber dieſes Mal keine bloßen Bilder wie die prächtigen aus dem Leben Joſefs; nein, ein Buch mit Bildern: Heys 50 Fabeln für Kinder mit den Zeichnungen von Speckter. Vater erzählte, daß dies erſte eigne Büchlein gerade ſo alt ſei wie ſein hochbeglückter Beſitzer.[1]) Er hatte die Bilder noch alle am Weihnachtsabend ſeinem kleinen Jungen zu erklären, der nicht wenig erſtaunt war zu ſehen, wie der Vater die Erklärung und ſogar hübſch in Reimen aus dem, wie ihm ſchien, verzauberten Buche herausholte. So ſehr er auch auf das Blatt hinſah, konnte er nur ſeltſam verzerrte Zeichen erkennen, als ob ein Hahn mit ſeinem Sporn ſtatt durch den Sand auf dem Papier herumgelaufen wäre; von all' dem Schönen, was Vater da ablas, entdeckte der wißbegierige Patron ſo gar nichts. Das ſchien ihm nicht geheuer; er mußte dem geheimnisvollen Ding auf die Spur kommen. Keine leichte Sache für Vater, bis er ihm halbwegs klar gemacht, daß die ſtummen Zeichen Buchſtaben und aneinander gerückt Worte ſeien, die das Auge erkenne und der Mund ausſprechen könne. Eine neue Welt dämmerte vor dem Burſchen auf; ſie ſchien ſo verheißungsvoll und lockend wie die Märchen-

1) Das köſtliche Kinderbuch, gleich wertvoll in Wort und Bild, iſt bekanntlich 1833 zuerſt im Druck erſchienen.

Digitized by Google

welt das Jahr zuvor, wie die Reise zu den Großeltern. Er begehrte in den Buchstabenwald beherzt einzudringen, damit er dann selbst sein Fabelbuch lesen könne. Vater warnte: es werde ihm dann gehen wie dem muntern Füllen im Fabelbuch, das so bald schon nicht mehr frei und ungebunden auf der Wiese sich herumtummeln könne, sondern vor den Wagen gespannt werde und schwere Lasten ziehen müsse. Das schreckte den kleinen Patron nicht: man werde ihn doch nicht wie einen Gaul anspannen, und alle die reizenden Geschichten lesen zu können, müsse ganz herrlich sein. Da war kein Widerstreben mehr, der Lese- und Lernzahn arbeitete sich unaufhaltsam durch. So wurde denn im Hohenrat von Vater und Mutter bestimmt, daß im neuen Jahr „Hermännle" zu der Würde eines Schulbuben emporsteigen solle. Erleichtert wurde Vater und Mutter der Entschluß durch die Nähe einer Kleinkinderschule, die Cäcilie schon seit Jahresfrist und zwar mit Lust besuchte. Mit ihr konnte ungefährdet der kleine „Guckindieluft" an jedem Morgen zur Schule trotten; ihr wurde ans Herz gelegt, in der Klasse den Bruder zu „bemuttern". Welchem Hausmütterchen von bald acht Jahren, das an Alter und Weisheit um ganze zwei Jahre dem anvertrauten Schützling überlegen ist, keine erwünschte und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu erfüllende Aufgabe? Und Cäcilie kam ihr manchmal unter Umständen nach, als ob sie wie eine Löwin ihr Junges gegen Liebkosungen der Mitschülerinnen zu schützen habe.

Ach, so ein erster Schultag! Aus der wohligen Umfriedigung der Kinderstube und des Elternhauses und aller vertrauten Insassen hinaus auf die Straße, in eine enge Schulstube, unter lauter fremde Gesichter! Und nun soll man da still sitzen stundenlang und fein ordentlich buchstabieren und äußerst langweilige Schreibversuche auf der Tafel machen und darf darüber nicht einmal laut gähnen oder von der Bank aufspringen und davon laufen. Ja, es ist bitter! Zum Glück, daß die Bitternis erst geschmeckt wird, wenn der erste Löffel der Arznei bereits geschluckt ist. So machte denn an einem Montag der kleine Trabant den verhängnisvollen Weg ahnungslos, wie die Schule schmecken wird, aber in neugieriger Spannung wie am Weihnachtsabend, da wir vor

Digitized by Google

der verschlossenen Türe erwartungsvoll standen, durch deren Spalte der Kerzenglanz des Baumes bereits drang. Und heute bei dem ersten Schulgang an Mutters lieber, warmer Hand. Sie wollte ihren Jungen selber dem freundlichen Lenchen Schmidt, der Schulhalterin, übergeben. Der Weg war nicht weit. Aus dem Hoftor in der Münzgasse nur über die belebte Straße hinüber in die Blauhandgasse, für die um ihre Kinder besorgte Mutter zum Glück so eng, daß kein Wagen durchgelassen wurde; von ihr aus in die ebenfalls von dem verkehrreichen Hirschgraben etwas abgelegenen Goldfedergasse: in vier bis fünf Minuten war auch für kleine Füße der Schulweg zurückzulegen. Noch heute steht das schlichte, alte Haus (Nr. 9). Über ein paar Stufen tritt man in einen dunklen, engen Flur und hat dann vorsichtig fast unmittelbar von der Straße aus eine steile, gewundene Treppe hinaufzusteigen in einen ebenfalls schmalen, finstern Flur, auf den zum Glück aus einer Glasscheibe in der Stubentür so viel Licht fiel, um sich bis zum Eingang in das Schulzimmer zurecht zu finden. Der Raum war groß und licht; er nahm die ganze fünffensterige Vorderseite des alten Hauses ein. Entsinne ich mich recht, so war eine Wand der Wohnung ausgebrochen; die vordere Hälfte diente als Wohnraum von „Tante Lenchen“ und in den Pausen als Spiel- und Tummelplatz der Kinderschar; der hintere Raum war das Lernzimmer, in dem auf niedrigen Bänken die etwa 20—25 Schulmädchen saßen. Sie waren schon alle versammelt, als Mutter mit ihrem Jungen eintrat. Noch einen Abschiedskuß und nun stand ich „mutterseelenallein“ unter all den fremden Gesichtern, die den Neuling neugierig anstierten! Hätte der arme Junge schon etwas von Schiller geahnt, er würde ausgerufen haben: unter all den Larven eine einzig fühlende Brust, die liebe Schwester, ihm zum Schutz und Trutz bestellt. So wurden denn die aufsteigenden Tränen trotzig niedergekämpft und der angewiesene Platz auf dem niedrigsten Bänkchen eingenommen.

Das erstemal nur für eine kurze Stunde. Anderen Tages ging es dann schon beherzter und wacker an die vertrackten Buchstaben a — b ab; b — a ba und wie die anödende Weise des Lesen-

Digitized by Google

lernens weiter verläuft. Dann mußten die ungelenken, dicken Finger versuchen, wieder andere Zeichen, aber mit dem gleichen Lautwert auf die Schiefertafel zu zeichnen, eine ganze Seite voll ab und da; zur Ausspannung wurde dem Nesthaken unter den Kindern gestattet, während die ältern Schülerinnen schon aus dem Buche größere Leseübungen machten, auf der Tafel Bilder zu zeichnen, am liebsten aus sechs bis acht Strichen hergestellte Häuser, zwar recht windschiefe und mit einer so gewaltigen Schlangenlinie von Rauch aus dem Schornstein, daß alle Insassen des Hauses am Erstickungstod hätten sterben können. Aber sie waren in des Künstlers Augen herrlich; kein König konnte schöner wohnen. Noch ein weiterer Verzug wurde dem einzigen Schüler. Im Wohnraum des guten Lenchen Schmidt war an der etwas nach der Straße vorspringenden Seitenwand eine schmale Lichtöffnung angebracht. Täglich um halb zwölf Uhr begab sich die neu aufziehende Wache aus der nahegelegenen Kaserne im alten Karmeliterkloster über den Hirschgraben nach der Hauptwache auf dem Paradeplatz, etwa sechzig Mann unter Vorantritt der Regimentsmusik. Sobald der erste Trommelschlag sich vernehmen ließ, wurde Nesthäkchen auf den Stuhl vor Tante Lenchens Arbeitstische gestellt, um von da durch das schmale Fenster die Truppe vorüberziehen zu sehen. Mehr wie der Leutnant fesselte den Knaben der gewaltige Tambourmajor vorne vor den Soldaten, der größte von allen, wie der Riese Goliat anzusehen, mit langem Vollbart, ein schneeweißes Schurzfell über der betreßten Uniform, den mächtigen Stab — „so groß schier wie ein Weberbaum“ — in der Hand, den er hochwarf und geschickt aufzufangen verstand zum Zeichen, daß die Musik die Trommler abzulösen habe.

Aber all diese Vergünstigungen verschlugen nicht auf die Dauer. Kaum war der erste, endlos lang erscheinende Schulmonat vorüber, so kam der Schelm eines Tages mit der entschiedenen Erklärung nach Hause, nun genug gelernt zu haben und nicht mehr zu Tante Lenchen gehen zu wollen. Er, der ABC-Schütze, der über den Leseversuchen mehr Böcke schoß, als Seiten in der Fibel waren, und der nur notdürftig erst die Buch-

Digitized by Google

ſtaben zu Silben, die Silben zu Worten zuſammenfügen, aber noch nicht den kleinſten Satz leſen und verſtehen konnte! Mit Fragen nach dem eigentlichen Grund ſolcher Schulflucht in die Enge getrieben, geſtand der rotbackige Patron, daß alle Mädchen ihn, das einzige Hähnchen im Korb, gar zu ſehr liebkoſeten, ja ſogar, wie er zornig und unwillig zufügte, ſich unterſtänden, ihn zu küſſen. Sie behandelten das drollige Neſthäkchen in der Klaſſe wie eine lebendige Spielpuppe und das ſei er doch nicht und wolle es nicht ſein. Vater hatte ein Einſehen. Er freute ſich, in ſeinem Stammhalter das junge Blut eines Engländers aufwallen zu ſehen, dem Küſſen und Abgeküßtwerden von Kindesbeinen an und lebenslang eine zuwidere Sache iſt. So wurde denn beſtimmt, den Jungen, der ſich nun doch ſchon etwas und auch mit Luſt ans Lernen gewöhnt, in eine Knabenſchule zu ſchicken.

Vor einigen Jahren (1832) hatte der Schulmann F. L. Geiſow — ich glaube ein „Ausländer", der das Bürgerrecht der freien Reichsſtadt erworben — eine Anſtalt für Knaben von 3—10 Jahren gegründet. Die von ihm veröffentlichte Ankündigungsſchrift wies der neuen Privatanſtalt Ziele an, die den Eltern zuſagten, zumal Freunde ihnen mitteilten, daß der befähigte Schulmann ernſt und mit Erfolg beſtrebt ſei, das hochgeſteckte Ziel zu erreichen. „Die körperlichen und geiſtigen Kräfte der anvertrauten Knaben ſollten entwickelt, geübt, mit aller Sorgfalt ausgebildet werden." In zwei Klaſſen nur waren die Knaben mit einem Unterſchied von ſieben Jahren abgeteilt; in der unteren verhieß der Stundenplan „leichtfaßlichen, dem Verſtand der Knaben angemeſſenen Religionsunterricht, Anſchauungsunterricht, Sprech- und Denkübungen, Leſen, Schreiben, Zahl- und Formenlehre," in der oberen „Religion, deutſchen und franzöſiſchen Sprachunterricht, Schön- und Rechtſchreiben, Formen- und Größenlehre, Erdbeſchreibung, Geſchichte, Naturgeſchichte, Singen und Zeichnen," für 7—10jährige Knaben nach unſrer heutigen Anſicht eine Überlaſtung, multa non multum. Da ich die Schule nicht durchgemacht, entſinne ich mich heute nicht mehr, inwieweit die wirklichen Lei-

Digitized by Google

stungen den vielversprechenden Namen entsprachen. Acht Stunden, von 8—12 Uhr und von 2—6 Uhr, wurden auch die kleinen Trabanten in der Schule festgehalten; mit Zwischenpausen allerdings und einer Freistunde im großen mit der Schule verbundenen Garten. Die Anstalt befand sich in der großen Gallusstraße (Nr. 5) an der Stelle, wo seit kurzem eine überdeckte Kaufhalle bis nach der Kaiserstraße durchgebrochen ist. Mir ist, als ob der Hof damals noch nicht mit einer Mietkaserne nach der „Gallegaß" abgeschlossen war. Endlos lang zog sich der lichte, von keinen Häusern eingeengte Hof bis zu einem Seitengebäude, in dessen Erdgeschoß die beiden geräumigen und auch freundlichen hellen Klassenzimmer lagen; durch die vordere obere Abteilung gelangte man in das weite, ebenfalls nach dem stillen Hof gelegene Gelaß der unteren Abteilung. In diese Knabenschule trat nach lang ausgedehnter sommerlicher Ferienzeit am 1. September 1839 der kleine Bursche ein, der nicht mehr unter lauter Mädchen bei Tante Lenchen sitzen wollte.

Ich kam zu den ABC-Schützen der unteren Abteilung, auch noch nicht bei allen Fächern in die Unterweisung von Lehrern. Den „leichtfaßlichen, dem Verstande der Knaben angemessenen" Religionsunterricht erteilte die Schwester von Geisow, die mit ihrem Mann, dem auch durch sein Buch „Galerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter" bekannt gewordenen Dr. Heyden, sich in den Unterricht der Kleinen teilte. Er scheint mehr dem damals noch recht in den Kinderschuhen steckenden Verstand als dem Gemüte angemessen gewesen zu sein; er ist völlig eindrucklos an mir vorübergegangen. Das war doch bei Mutter eine andere Unterweisung, wie sie die biblischen Geschichten ihrem Jungen ins Herz zu legen verstand. In den andren Fächern machte der lernbegierige Schüler Fortschritte, daß er noch vor Ablauf eines Jahres in die obere Abteilung vorrückte und nun auch den Religionsunterricht von einem Manne erhielt, dem Kandidaten Köhnlein, einem Religionslehrer von Gottes Gnaden, der in den von Mutter vorbereiteten Boden das Wort Gottes so tief und wahr und schön einzulegen verstand, daß ich seiner je und je in dankbarer Liebe gedenke, wenn ich mich auf die teuern, ehr-

Digitized by Google

würdigen Gestalten besinne, die frühe beigetragen, mein Lebenslos aufs Liebliche fallen zu lassen, auf das Amt, das der Apostel ein köstliches nennt.[1])

Zur Zeit jenes unvergeßlichen Religionsunterrichtes in der Geisowschen Anstalt ist es gewesen, daß Vater eines Tages wieder einmal von seinen Reisen erzählte, dieses Mal von Löwenjagden in Südafrika und von der Begegnung mit dem Missionar van der Kemp. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hörte sein Junge zu. „Nicht wahr, Hermann, wenn du einmal groß bist,

1) In der Anmerkung wenigstens seien zum Beleg solchen Lobes die Worte wiederholt, mit denen ich in der von den Kindern des ehrwürdigen Lehrers erbetenen Vorrede zur 3. Auflage von „Köhnleins Biblischen Geschichten für Kinder von 4 bis 9 Jahren" (Karlsruhe 1900) ein Bild des Mannes und auch seiner Lehrweise zu geben versuchte.

„Die wenigen Lehrer in der Geisowschen Schule sind fast bis auf ihre Namen meinem Gedächtnis entschwunden; nur eine Gestalt haftet in der Erinnerung und sie von dem güldenen Sonnenschein umglänzt und verklärt, in welchem die Lieblingsgestalten am Frühmorgen des Lebens in dem Kindergemüt mit unauslöschlichen Farben aufleuchten; es ist die Gestalt des Religionslehrers Köhnlein. Die äußeren Züge des damals dreiundzwanzigjährigen jungen Mannes sind mir in den abgelaufenen Jahrzehnten stark verblichen; ich könnte sie kaum mehr angeben. Nur das entsinne ich mich, daß die schlanke, fast hagere Erscheinung mit ihren bleichen Gesichtszügen, aber den leuchtenden, dunklen Augen, dem milden, freundlichen Antlitz den Gedanken bei dem kleinen Jungen weckte, ob nicht vielleicht der Herr Jesus ähnlich ausgesehen, von dem der Lehrer so wunderbar ergreifend zu erzählen wußte. Ja, diese Erzählungen aus seinem Munde! Kinderohren sind noch nicht verstimmt und scharf genug, um alsbald aus den Worten die tiefe Überzeugung, die Ehrfurcht, das fromme Ergriffensein des Lehrers von dem, was er von den heiligen Geschichten alten und neuen Bundes zu berichten hat, heraus zu hören. Wie so rasch fängt dann das Herz des Kindes an zu brennen über dem, wie der fromme Lehrer die Schrift dem jungen Gemüte öffnet.

Köhnleins Unterweisung war schlicht, dem Auffassungsvermögen des Kindes mit großem Geschick angepaßt. Er erzählte frei und verstand es dabei in hohem Grade, das eigene Wort dem Bibelworte genau anzuschmiegen. Er belastete die Erzählung nicht mit vielen unnützen Nutzanwendungen und sog. moralischen Belehrungen; aber so, wie er das Evangelium uns Kindern mitteilte, wirkte es erbauend gleich einer Predigt, aufmunternd zu einem frommen Lebenswandel. Er war so eingehend, so faßlich in seinen Erklärungen, daß unter seinen erläuternden Worten die

Digitized by Google

dann möchtest du wohl auch gern so weite, weite Reisen machen, in Länder, wo die Löwen und Elefanten hausen und die großen und kleinen Leute kohlpechrabenschwarz sind?" „Ja gewiß, lieber Vater; dann würde ich aber die schwarzen Buben und Mädchen, von denen du gesagt, daß sie noch gar nichts von unsrem Herrn Jesu wüßten, um mich sammeln und ihnen alle die wunderschönen Geschichten mitteilen, die mir Mutter und der Herr Kandidat in der Schule erzählt." Der Eindruck, den der überraschende und befremdliche Wunsch auf Vater gemacht, ist mir frisch im

---

Erzählung vor uns auflebte, wir gewissermaßen in den Vorgang hineingezogen wurden. Unermüdlich war er, in geschickt gestellten Fragen und Antworten die Geschichte uns kleinen Trabanten einzuprägen, dem Verständnis nah zu bringen. Denke ich an seine Weise zurück, so ist mir dieselbe im späteren Beruf vorbildlich geworden. Ich bewundere heute noch die Kunst, dieses Verständnis bei dem Kinde nicht dadurch zu erzielen, daß er den heiligen Inhalt auf unsere niedere Stufe hinabgezogen, ihn für uns „gemein" gemacht hätte, vielmehr daß er uns ernst und doch liebevoll zu der Höhe des heiligen Gegenstandes emporgehoben und uns stark machte, ehrfurchtsvoll und fromm zu demselben aufzublicken, wie wir selber es bei ihm gesehen. Der Blick des jungen Menschenkindes ist noch aufwärts gerichtet zu „unserem Vater im Himmel", ist noch nicht von den Sorgen dieser Welt festgehalten und haftet nicht am Boden.

Ein Zug in seiner Unterweisung hat sich tief eingeprägt, ist mir bei den Kindergottesdiensten und in der Sonntagsschule maßgebend geworden. Wenn Köhnlein mit unserm Aufmerken und Lernen recht zufrieden gewesen, stellte er eine besondere Stunde in Aussicht, in welcher er nicht fragen, nur in seiner unvergleichlich schönen, herzgewinnenden Weise die heilige Geschichte erzählen werde. Wie war uns Knaben eine solche Aussicht lockend! Eine Stunde nur zuhören zu dürfen, ohne durch eine Frage aus der Stille andachtsvoller Erbauung aufgeschreckt zu werden! Es ist doch nicht bei allen Kindern die Lust an zerstreuendem Träumen, die sie nach solchem gesicherten Unbehelligtsein von Fragen gerade bei dem Religionsunterricht begehrlich macht. Weil Köhnlein ein Kinderfreund und in der Schule des heiligen Kinderfreundes unterwiesen war, versah er sich eines bessern bei der Mehrzahl seiner Schüler, für die er eine solche sabbatliche „Andachtsstunde" ansetzte. Er wußte, daß der gute Hirte auch die Lämmer seiner Herde in das ergreifende, tiefe Wort eingeschlossen: sie kennen meine Stimme und folgen mir nach aufmerkend, verständnisinnig. Solch verständnisinniges Aufmerken vollzieht sich wie bei dem Erwachsenen in seinem Gottesdienste auch bei dem Kinde in andachtsvoller Stille, in

Digitized by Google

Gedächtnis geblieben; es war nicht lange vor seinem Heimgang. Wie es seine Gewohnheit, saß er auf dem Sofa; der Sohn stand vor ihm, an seine Knie gelehnt, aufmerksam zuhörend. Vater wurde mit einem Male sehr ernst und meinte, Mutter habe dem kleinen Jungen den Wunsch beigebracht. Aber auch Mutter war von der auffälligen Rede überrascht. Sie hatte nie das Wort Missionar ausgesprochen; mir scheint, sie hat selber in jenen fern abliegenden Tagen von einer Christenpflicht der Mission an heidnischen Völkern und von Sendboten zu ihnen noch nichts gehört. Mir

---

dem treuen Schutze, von keinen Fragen aus dieser „Stille in Gott" unliebsam aufgescheucht zu werden. . . . . .

Köhnlein war für die ernste, bedeutsame Aufgabe, Kindern in zarter Jugend das Wort Gottes zu lehren, von Gott in hohem Grade ausgerüstet. Selbst der Knabe schon spürte bald, daß diesem begnadeten Lehrer der ihm gewiesene Religionsunterricht das mit Begeisterung getriebene Lieblingsfach seines auserwählten Berufes sei. Nur die Prüfungsräte in der Vaterstadt hatten dafür kein Aufmerken. An dem grünen Tisch eines Konsistoriums sitzen zumeist große Kinder ihrer Zeit, keine Seher eines heraufkommenden glaubensfreudigeren Tages. In den einzuliefernden Prüfungsarbeiten hatte der jugendliche Kandidat vor ein paar Jahren an irgend einer nebensächlichen Stelle auch von der Erbsünde geredet. Das war für die ihrer Aufklärung, aber auch ihrer Duldsamkeit sich rühmenden Räte genug, um den Lehrer, der so weit hinter der Bildung der Zeit und den irrtumslosen Behauptungen ihres gesunden Menschenverstandes zurückgeblieben, für Jahre hinaus bis zum späten Niedergang dieses Tages und seines gepriesenen Lichtes der Aufklärung von dem Religionsunterricht in den städtischen Volksschulen auszuschließen. Die Kinder des Volkes sollten vor solch „abergläubigen" Lehren bewahrt bleiben. Das strenge Urteil hielt nun freilich den innig-frommen Geistlichen an der deutsch-reformierten Kirche (Pfarrer Zimmer, der nach Passavants Tod 1827 an die Gemeinde berufen worden war) nicht ab, dem nach dem Urteil seiner Prüfungsräte rückständigen und darum untauglichen Volksschullehrer seine Tochter zur Lebensgefährtin zu geben, hielt auch eine Reihe von Privatschulen und so manche fromme Patrizierfamilie nicht ab, dem gemaßregelten Lehrer ihre Kinder für den Religionsunterricht anzuvertrauen. Wohl die Mehrzahl der ihm dadurch zugeführten Knaben und Mädchen und in ihren Reihen der Schreiber dieser Zeilen haben den kurzsichtigen, unduldsamen Prüfungsräten danken gelernt. Ohne ihr verblendetes und heutzutage kaum faßbares Urteil würden sie schwerlich in ihrer früheſten Jugend einen solchen Religionslehrer „von Gottes Gnaden" erhalten haben."

Digitized by Google

wurde ängstlich zu Mute, als ob ich etwas Ungehöriges geäußert. Jetzt weiß ich, daß über den Erzählungen aus der biblischen Geschichte von Mutter und dem Lehrer der Wunsch in der Seele Wurzel gefaßt und nun über dem, was Vater von seiner Begegnung mit van der Kemp mitgeteilt, zum ersten Male sein „blaues Kinderauge" aufgeschlagen. Später erst im Besinnen auf den Vorgang bin ich mich auch dessen bewußt geworden, daß Mutter und Lehrer mit ihren Erzählungen aus dem Worte Gottes den Einschlagfaden an den Webstuhl des Gemütes geknüpft — des Menschen Schicksal ist ja sein Gemüt —, den geheimnisvollen Faden, von Gott selber gesponnen, der das ganze Gewebe eines Menschenlebens durchzieht und zusammenhält und nun am Ende des Lebens zum lobpreisenden Bekenntnis drängt: was ist es doch ein köstliches, unvergleichlich herrliches Ding, ein ganzes langes Berufsleben Prediger des Wortes Gottes haben sein dürfen und durch Gottes wunderbare Fügung und Führung den Wunsch verwirklicht zu sehen, den der Knabe einst, ihm selber noch nicht klar und bewußt, geäußert.

Für einen Augenblick noch kehren wir in die Geisowsche Anstalt zurück, die ich früher als ursprünglich beabsichtigt verlassen sollte. Besonders freuten wir Schuljungen uns auf die täglich angesetzte Freistunde von 11—12 Uhr. Nur wenn das Wetter zu ungünstig war, wurde dieselbe in den beiden Klassenzimmern verbracht, die so geräumig waren, daß die Schulbänke nur die Hälfte einnahmen, die andre Hälfte uns zum Tummelplatz diente. Nicht zur Freude des Schuldieners. Seine Mittagspause wurde dann bedeutend gekürzt, bis er allen aufgewirbelten Staub weggefegt und die Räume für den Nachmittags-Unterricht gehörig gelüftet. Allzu häufig hatte er sich über solche unliebsame Störungen nicht zu beklagen. Dr. Geisow war für gesunde Abhärtung seiner Jungen; im Sommer und Winter, ob es kalt oder heiß war, wurde die angesetzte Erholungsstunde wenn nur irgend möglich ins Freie verlegt. Der lange Hof schloß mit dem an die beiden Klassenzimmer im Nebengebäude anstoßenden Wohnhäuschen des Schulhalters ab. Durch seinen Flur gelangte man in einen weitläufigen Garten, wenn Garten ein mit wenigen Bäumen

Digitized by Google

und Sand besetzter Raum genannt werden kann, der uns Buben zum Tummel- und Spielplatz überlassen war. Kaum schlug die Schulglocke den ersehnten Ton der elften Stunde an, stürmte auch schon unaufhaltsam „die wilde, verwegene Schar" hinaus, lärmig durch den Flur, hinein in den ihr preisgegebenen „Garten". Rasch waren die bekannten Knabenspiele im Gang; was damals noch ungewöhnlich, Reck und Barren waren alsbald stark besetzt. In den Wintertagen gab es Schleifbahnen; von Hause brachten glückliche Besitzer kleine Handschlitten mit, und der Jubel dann, wenn der überladene Schlitten zum Umkippen gebracht oder seine Insassen ganz unbarmherzig mit Schneeballen beworfen wurden. Das alles war ein heilsames Gegengewicht zu der für uns junge Burschen nun doch allzu langen Stubenhockerei in den Klassenzimmern; die bei Wind und Wetter von der Schule eingehaltene Abhärtung stählte den Körper für unser ganzes Leben.

Dunkel ist mir in der Erinnerung, daß der Garten durch eine altersschwach gewordene Bretterwand von Nachbar-Grundstücken getrennt war, in die wir neugierigen Knirpse hineinlugen konnten, wenn ein größerer Kamerad nach dem bekannten Knabenspiel willig war, als Roß zu dienen und auf seinem Rücken uns hocken zu lassen. Wir sahen dann in den etwas vernachlässigten, selten oder nie von einem Menschen betretenen Garten des reichen Damenstiftes, das um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Justina von Cronstett für das weibliche Geschlecht der adeligen Gauerbschaft des Hauses Alten-Limpurg gegründet hatte. Nebenan stieß an diesen Garten ein ganz verwahrlostes, überwuchertes Grundstück, durch das teilweise hinter Buschwerk versteckt ein Wasserrinnsal sich träge hindurchzog. Oder war es der kümmerliche Rest eines teilweise verschütteten Grabens? Die Gegend lag in lange zurückliegender Zeit außerhalb der Stadtmauer, an welche noch die Katharinenpforte erinnert. Goethe, dessen stattliches Elternhaus in der Nähe am Hirschengraben lag, teilt aus seiner Kindheit mit, wie man ihm von diesem Graben erzählt, an welchem der Senat eine freie Wildbahn zur Haltung von Hirschen und wahrscheinlich auch andrem Getier eingerichtet, das bei bestimmten städtischen Gelagen den Festbraten liefern mußte. Kaiser

Digitized by Google

Leopold I. hat zur Zeit seiner Krönung (1658) das Gehege besucht, vielleicht auch darin gejagt. Sowohl auf dem Belagerungsplan der Stadt aus dem Jahre 1552, als auch auf dem sorgfältig ausgeführten Merianschen Lageplan von 1682 ist dieser „Zoologische Garten" mit seinem Baumbestand eingetragen; man erkennt deutlich, wie die tief sich erstreckenden Gärten der großen Gallusstraße bis an den Tierpark der Altvorderen herankommen. Was ist doch aus dem Tummelplatz unserer Knabenjahre und den anstoßenden Grundstücken geworden! In dem großartigen Kaiserplatz und den vier einmündenden Prachtstraßen wird wohl kaum jemand heutzutage den uns Geisow-Schulknaben einst so lieben, von allem Straßenlärm entlegenen Spielplatz vermuten. Wie viele wohl noch von den alten Kameraden vor nun bald siebenzig Jahren mögen überhaupt gegenwärtig noch in einer Mondnacht, wenn auch diese lebhafteste Verkehrsader der Stadt ein wenig stille steht, an dem monumentalen Springbrunnen des schönen Platzes einen Augenblick Halt machen und traumversunken der längst entschwundenen Schulzeit an dieser nun so völlig veränderten Stätte gedenken?

Digitized by Google

6. Vaters letzte Lebensjahre und Heimgang.

Vor mir liegen alte, vergilbte Blätter, von dem Empfänger, wie man sieht, sorgfältig aufbewahrte Briefe aus einer schreibseligeren Zeit als die unserige der Postkarten. Die Außenseite — Briefhüllen waren damals noch nicht im Brauche — trägt den großen Stempelaufdruck der Thurn- und Taxispost und den mit Blaustift eilig verzeichneten Vermerk des Beamten, wie viel für den Brief zu entrichten sei; der Inhalt ist dem Besitzer von hohem Werte. Denn es sind Briefe, die Vater und Mutter während ihrer zehnjährigen Ehe gewechselt, wenn sie, was selten geschah, für Wochen getrennt waren, lautredende, bei schweren Heimsuchungen der Getrennten heute noch Wehmut weckende Zeugnisse einer glücklichen Ehe, in der jeder Teil nur für den anderen und die gemeinsamen Kinder in herzlicher, fürsorgender Liebe lebte und im traulichen engen Familienkreise sein Glück suchte und auch fand. Schon die unterschiedliche Handschrift heimelt den Sohn an; sie ruft in ihrer Weise die beiden, lieben Gestalten lebhaft in die Erinnerung zurück. Vater hat bis zuletzt die lateinischen Buchstaben seines Volkes beibehalten. Bei seiner für einen Engländer ungewöhnlichen, großen Sprachengabe — in einem Briefe erzählt er, wie er in einer Gesellschaft in Brüssel sich mit verschiedenen Gästen geläufig in englischer, deutscher, französischer, italienischer, spanischer und holländischer Sprache unterhalten — war ihm deutsch in Wort und Schrift zu einer zweiten Muttersprache geworden und doch fließen in die eilige Feder Worte und Satzbildungen die den Ausländer verraten: regelmäßig ist father für

Digitized by Google

Vater zu lesen; oft wird mir und mich in einer Weise verwechselt, als ob der alte Feldmarschall Wrangel Sprachunterricht erteilt hätte; ab und zu zeigen sich in der Rechtschreibung Fehler, die auf den Sohn eines Volkes weisen, das wie wohl kaum ein anderes in Europa einen grellen und auch ärgerlichen Unterschied zwischen der Aussprache eines Wortes und seiner Schreibung macht. Die klare, nicht unschöne Handschrift läßt den hochgebildeten Mann erkennen, der in seinem Leben gern und viel und auch eilig geschrieben, der — wie er einmal Mutter mitteilt — das Herzenswort leichter und lieber in der Feder als im Munde führte, nach einer Briefstelle Folge vereinsamten Gemütslebens seit dem Tode der Mutter 1793 bis zu seiner Verheiratung 1830: unter all den vielen, wechselnden Menschen auf weit ausgedehnten Reisen doch Niemand, dem man in innig vertraulicher Zwiesprache das Herz ausschüttet wie der Mann seinem Weibe, der Sohn der Mutter. Man sieht Vaters wechselnden Schriftzügen an, daß sie stark unter dem Einfluß auf- und niederwogender Seelenstimmungen oder auch körperlicher Leiden stehen; sie machen die Hand zittern und entstellen manchmal bis zur Unkenntlichkeit die Buchstaben.

Wesentlich anders auch in diesen vertraulichen Briefen Mutters stets gleich bleibende, klare Schreibweise; selten ist mir eine schönere, ansprechendere weibliche Handschrift zu Gesicht gekommen. Klein, zierlich, regelrecht die einzelnen Buchstaben und ganze Schrift, die sorgfältige Zeichnung einer gutgeschulten Frauenhand, und dabei doch mit dem stark hervortretenden Gepräge einer ausgebildeten, in sich abgeschlossenen Persönlichkeit, die auch in den Schriftzeichen bekundet, daß sie weiß, was sie will und deren Wollen auch in diesen Zeugen anzieht und fesselt. Unverkennbar spricht aus ihnen der starke Wille eines tiefwurzelnden Rechtsgefühls, das jedem Ding, selbst dem unscheinbaren Buchstaben, als ob er ein lebendes Wesen wäre, wie dem Gedanken, dessen Zeichen er ist, das Seine zukommen läßt. Weder mangelnde Zeit noch Eile des Schreibers durften dieses Grundrecht antasten; frühe und stetig durchgeführte Zucht und Gewöhnung schützten davor. In der lichten, männlichen Handschrift — eine wahre

Digitized by Google

Augenweide — des heimgegangenen Kultusministers Bosse habe ich den gleichen wohltuenden Zug adelnden, bis in das scheinbar kleinliche Gebiet des Schreibens durchgeführten Rechtsgefühls wohltuend wieder erkannt. Dieser Grundzug ihres Charakters, zugleich auch, daß ernste, verständnisvolle und auch fromme Erfassung der Dinge allzeit die Oberhand über nun doch vorübergehende Gefühlserregungen bewahrte, beeinflußte Mutters Handschrift auch nach der Seite, daß die ansprechenden Schriftzüge selbst unter dem Druck schwerer Heimsuchungen kaum ins Schwanken geraten. Der vorliegende Brief Vaters aus London, der den unerwarteten Verlust des ganzen Vermögens meldete, ist mit zitternder Hand in kaum wieder erkennbaren Zügen geschrieben; in der ebenfalls vorliegenden, umgehend erfolgten Antwort verrät kein Buchstabe der gleichbleibenden schönen Handschrift die Aufregung über die erhaltene Hiobspost; kein kleinstes Schriftzeichen wird an dem, was ihm zukommt, gekürzt. Die auch jetzt nach wie vor ruhig und regelrecht eingetragenen Schriftzüge bilden ein stimmungsvolles, sichtbares Gewand zu dem aus den Zeilen sprechenden, hochgemuten Sinn der frommen deutschen Frau, die sich durch äußere Schläge nicht zu Boden werfen läßt, sondern alsbald treu und fest dasteht, den gebeugten Familienvater aufzurichten und dem Lebensgefährten als wackere Gehilfin zur Seite zu stehen. In der Tat ein köstlicher Brief nach Form und Inhalt.

Noch ein Anderes machen dem Sohne die alten, ausgeblichenen Blätter ungemein wertvoll; sie gewähren ihm Einblick in ein reichbeglücktes Familienleben. Wohl hat er dies Glück selber in früher Kindheit in vollen Zügen genossen; aber des lebenslang währenden Segens konnte der Knabe noch nicht bewußt werden. Er nahm die Gabe als etwas selbstverständliches hin, wie man in jungen Jahren die würzige, freie Luft von Berg und Wald einatmet, in der man fürs Leben gesundet. In überschwänglichen Worten preiset in den vorliegenden Briefen Vater, an seinem Lebensabend solch Familienglück noch aus Gottes Hand erhalten zu haben. Auch nur ein paar Tage von den Seinen getrennt zu sein, dünkt ihm bittere Entbehrung; für Weib und Kind zu leben, zu arbeiten, zu sorgen, reinste Freude. Ich habe Vater

Digitized by Google

nur bis zu meinem siebenten Jahre um mich gehabt. Unauslöschbar ist mir der Eindruck seiner hohen, ernsten, auch dem kleinen Burschen Ehrfurcht einflößenden Erscheinung geblieben. Mit Stolz ging ich neben ihm her, wenn er mich einmal auf einem Spaziergang mitnahm; allen Begegnenden hätte ich zurufen mögen: „Der große Mann da, neben dem ich frohgemut herstolziere, das ist mein lieber Vater.“ Ich entsinne mich, wie einst Vater mit seinem Jungen im Wohnzimmer spielte, dann aber plötzlich abbrach und wehmütig zu Mutter sagte: „Ach, liebes Fritzchen, ich hätte doch in meinen alten Tagen nicht mehr heiraten sollen; wie schmerzlich der Gedanke, daß ich voraussichtlich meinen Herzensjungen nicht mehr erwachsen sehe, ihm nicht die Wege ins Leben ebnen kann!“ Heiter scherzend erwiderte Mutter: „Du mein Schatz, meinst doch nicht, daß ich dich schon vor zwanzig Jahren hätte heiraten wollen, glaubst am Ende gar, daß Gott jungen Ehemännern als Morgengabe einen Freibrief auf langes Leben ausstellt?“

Ein anderes ernstes Bedenken später Verheiratung scheint Vater nicht aufgestiegen zu sein, ob der altgewordene Junggeselle noch die Fähigkeit und auch Lust besäße, mit seinen Kindern Kind zu werden. Zumal ein Mann, der mit zwei Jahren den eigenen Vater eingebüßt, zehnjährig voller Waise geworden und lebenslang den nahen, jung erhaltenden Verkehr mit Kindern entbehrte. Auch auf diesem Gebiete gilt der alte Wahrspruch, daß eine vorhandene, aber nicht zur Verwertung gelangte Veranlagung mit der Zeit von uns genommen wird. Rührend ist mir in der Erinnerung, mit welchem Eifer Vater gegen diese Wegnahme anging; es ist ihm nicht mehr völlig gelungen. Zum harmlosen, töricht erscheinenden Kinderspiel sich herunter zu halten, dafür hatte nun doch die lange vereinsamte Lebensführung die Glieder auch der Seele steif und ungelenk gemacht. Dagegen erzählte Vater gern dem wißbegierigen Jungen aus seinem vielbewegten, abenteuerreichen Wanderleben und freute sich, daß er es in einer verständlichen, fesselnden Weise zu Stande brachte. Wo er nur konnte, suchte Vater, der kein größeres Glück kannte, als die freie Zeit daheim am runden Familientisch mit den Seinen

Digitized by Google

zu verbringen, auch außer dem Hause seinem Jungen Vergnügen zu bereiten. Ein solches freilich unterbrochenes Opferfest sei hier erwähnt. Während der zwei Mal im Jahre abgehaltenen Messe — allen Frankfurtern aufgeregte, unterhaltsame Wochen — waren auf dem Paradeplatz Schaubuden mannigfaltigster Art wie bei einer ländlichen Kirmeß errrichtet. Den stärksten Anziehungspunkt für Groß und Klein waren in jenen Jahren die abendlichen Vorstellungen einer gefeierten Kunstreitergesellschaft. In ihre große, runde Bude führte Vater seinen sechsjährigen Jungen. Die Reiterkunststücke, die spaßhaften Sachen des Hanswurstes sind vergessen, nicht aber das glänzend ausgestattete Schaustück am Schlusse: „Mazeppa." Da jagt mit einem Male ein ungezäumtes, ungesatteltes Pferd im Rundlauf über die Bühne, auf ihm längsseits festgeknebelt ein Mann, den Kopf nach dem rechten Schenkel des Tieres herabhängend, die Beine aufwärts nach dem Hals des wilden Pferdes zu, in menschenfarbener, enganschließender Strumpfhose, die auf den kleinen Zuschauer den Eindruck machte, als ob man den Armen all seiner Kleider beraubt; hinter dem bedauernswerten Gefangenen ein paar Hunde, die ganz so aussehen wie der Wolf im Walde auf dem Bilde von Rotkäppchen. Während alle Welt in atemloser Stille dem aufregenden Spiele zuschaut, ertönt der Jammerschrei eines Knaben: „O Vater, mein Vater, rette den armen Menschen." Der angerufene Vater konnte sein Kind, dem das Spiel Wirklichkeit dünkte, weder beruhigen, noch seinen Tränenstrom stillen; er mußte eilends mit ihm die Schaubude verlassen. Auch zu Hause noch hielt die Aufregung an; immer und immer wieder die angstvolle Frage, ob denn nun wirklich der Ärmste so in den Wald getrieben und dann von den Wölfen aufgefressen worden sei. Erst allmählich trat Beruhigung ein, als Vater erzählte, daß Mazeppa kein so braver, frommer Knabe gewesen wie Josef einst in Ägypten; er habe böse mit der Frau seines Herrn in Polen gehandelt und darum sei ihm recht geschehen, daß er auf ein Pferd gebunden und in die Wildnis getrieben worden sei. Gott habe dem Missetäter verziehen und ihn gerettet, daß weder das Pferd noch Wölfe ihm was antun durften. Dann sei er ein tüchtiger Kriegsmann ge-

Digitized by Google

worden und ein russischer Kaiser — Peter der Große habe er geheißen — habe ihn in seine Dienste genommen. Über solch tröstlicher Kunde schlief der aufgeregte Junge mit dem Wohlgefühl ein, daß Mazeppa gerettet, der russische Kaiser aber ein guter Mann gewesen sein mußte, den er von nun an lieb haben wolle. So eigen doch: an jenem unvergeßlichen Mazeppa-Abend traten durch die beruhigende Erzählung des Vaters in den engen Gesichtskreis des kleinen Trabanten zum ersten Male die Namen der beiden fernen Länder im Osten, in deren Leben und Geschichte Gottes Führung mich in späteren Jahren heimisch gemacht. Was der Knabe gewollt, das ist, wenn auch in veränderter Gestalt, im Leben des Mannes zur Tat geworden. Peter der Große gehört mir zur Zahl der bewunderten Lieblingsgestalten der Geschichte, freilich nicht weil er den treulosen Mazeppa in seine Dienste genommen, vielmehr weil er sein Land und Volk mit genialer Gewalt in die Höhe gehoben und ihm die Wege zum Eintritt in den Ring der europäischen Großmächte gewiesen und auch geebnet.

Vaters letztes Lebensjahr wurde durch eine schwere Heimsuchung getrübt; sie mag sein nahendes Ende beschleunigt haben. Das von ihm gegründete Geschäft hatte in der kurzen Zeit befriedigenden Fortgang gehabt; aber es fing doch an, Vater leidig zu werden. Er besaß wenig oder vielmehr gar kein Geschick zum Kaufmann, auch nicht zum Fabrikherrn. Bis zur Heirat hatte er sein Leben in sorgloser Unabhängigkeit verbracht, ohne den heilsamen Einfluß eines geordneten Berufes, der ihm, dem wohlhabenden Engländer, als lästige Fessel eines freien Mannes erschien. Und doch wünschte er als Familienvater eine ihm zusagende Tätigkeit. Ein neuer Lebensplan tauchte auf und wurde mit Eifer verfolgt. Er wollte das gutgehende Geschäft verkaufen oder seinem Schwager abtreten, sich ein Landgut erwerben und da in behaglicher Zurückgezogenheit ganz nur seiner Familie und der Erziehung der Kinder leben. Wie sehr ihn der Gedanke monatelang in der Stille des Arbeitszimmers gefesselt, zeigen die bis ins einzelne von seiner Hand ausgeführten, unter seinen

Digitized by Google

hinterlassenen Papieren aufgefundenen Risse eines auf dem Landgut zu errichtenden Wohnhauses. Vater hatte niemanden etwas von der Absicht und der geplanten Art ihrer Verwirklichung mitgeteilt; er wollte eines schönen Tages Mutter mit der vollendeten Tatsache überraschen und sie und die Kinder in das fertiggestellte Haus führen. Auch nach Abzug der für Gründung des Geschäftes verbrauchten Gelder gestattete das Vermögen die mit Lust ausgeheckte Überraschung, die eine so tiefgreifende Umgestaltung der ganzen bisherigen Lebensweise der Familie zur Folge haben mußte.[1]) In unbegreiflicher Sorglosigkeit hatte bis dahin Vater das Vermögen einem Bekannten zur Aufbewahrung überlassen, mit dem er seit vierzig Jahren in Freundschaft verbunden war. Telluson — dies sein Name — war unverheiratet, wohlhabend, in gesicherten Vermögensverhältnissen und, wie es vielfach in England unter unabhängigen jungen Männern Herkommen war, ohne eigentliche Berufsarbeit. Im Unterschied von Vater lebte er ständig daheim und war bereit mit dem eigenen Vermögen auch das seines auf weiten Weltreisen abwesenden Freundes zu verwalten. Nach seiner Verheiratung hatte der für Geldsachen ungeschickte Vater das Vermögen in den als durchaus sicher bewährten Händen des Freundes zunächst gelassen. Jetzt wollte er nach England gehen, die Gesamtsumme heben und, was nach Ankauf des Landgutes verblieb, dies Mutter in Verwahrung geben, deren größeres Geschick auch für derartige Geschäfte er erkannt hatte.

Die verhängnisvolle Reise stand von Anfang an unter einem ungünstigen Stern. Es war Winterzeit, Anfang Februar, der Rhein voller Eisschollen, die Schiffahrt eingestellt. Welch' eine mühselige Landreise längs dem Strome zunächst bis nach den

---

1) Die von Vater sorgfältig gemachte, mir vorliegende Aufstellung zeigt einen Vermögensstand von hunderttausend Talern (genau £ 16750 oder in deutscher Währung 335,000 Mk.); bei der im Vergleich zu heute viel stärkeren Kaufkraft des Geldes eine in Deutschland zur Ausführung der geplanten veränderten Lebenshaltung auskömmliche Summe, so daß nach dieser Seite hin das Vorhaben nicht als ein leichtsinniges, lustiges bezeichnet werden kann.

Digitized by Google

Niederlanden und dann nach Calais! Fuhr Vater auch im eignen Wagen mit Postpferden, tief in seinen Pelzmantel gehüllt und vorsorglich nur tagsüber, so entging er doch in dem zugigen Gefährte und den ungemütlichen Wirtszimmern nicht einer gründlichen Erkältung. Bis Lüttich brauchte er so viele Tage, als heute eine Reise von England nach Amerika beansprucht; die in dem vorliegenden Reisetagebuch eingetragenen Ausgaben bis London erreichen eine Summe, mit welcher fünfzig bis sechzig Jahre später der Sohn, und zwar unter den bequemsten und behaglichsten Verhältnissen der Neuzeit, bis nach Vancouver am stillen Ozean langte. Vor Lüttich geht der Wagen entzwei; bis zu seiner Ausbesserung mußte ein paar Tage in der unwirtlichen Stadt Halt gemacht werden. Dann mühsam weiter in die Provinz Hennegau. In Enghien bricht Vater an neuralgischen Kopf- und Zahnschmerzen ärgster Art zusammen. Wochenlang liegt er in dem fremden Ort bis zu Tode krank. Von Lüttich und auch von Brüssel kommen Ärzte; aber sie sind unvermögend die rasenden Schmerzen bei Tag und Nacht zu lindern und geben die Hoffnung der Lebensrettung bei dem Alter des Kranken auf. Vor mir liegt ein Abschiedsbrief an Mutter, den er in ein paar schmerzfreieren Augenblicken geschrieben und in den Reisekasten gelegt, den die Wirtsleute nach seinem vermeintlichen Tode nach Frankfurt schicken sollten. Und in solcher Lage völlig einsam, selbst ohne Briefe von daheim; sie waren postlagernd nach Calais gegangen! Mit Gottes Hilfe wurde der Höhepunkt der Krankheit überschritten; aber nun eine langsame Wiedergenesung. Vater graut vor der Weiterreise nach London in dem Zustand. Er schreibt Brief auf Brief an Telluson, nach dem Festland zu kommen und da mit ihm die Sache zu ordnen, weil unbezwingliche Sehnsucht ihn zu den Seinen ziehe; er bietet dem alten Freund tausend Pfund für den ihm unschätzbaren Liebesdienst. Keine Antwort. So macht sich endlich der Wiedergenesene auf die Weiterreise. Müde, matt kommt er nach London und sucht den Freund auf. In seiner Wohnung findet er ihn nicht; er sei nach längerer Krankheit zur Erholung nach Frankreich gereist. Alle an ihn gerichteten Briefe, auch die von Vater waren dort-

Digitized by Google

hin ihm nachgesandt. Endlich gelingt es, seinen Anwalt ausfindig zu machen. Der teilt Vater die Schreckensnachricht mit, daß Telluson in Paris in eine berüchtigte Spielhölle geraten und er, der nüchterne, brave Gentleman, in wenigen Wochen nicht nur sein ganzes Vermögen, sondern auch das des Freundes verspielt und sei dann in der Verzweiflung nach Amerika geflüchtet. Vater setzt die ganze Londoner Polizei zur Fahndung auf den Ausreißer in Bewegung, sollte er sich doch noch in London versteckt halten; der Bank wird das Verzeichnis der Wertpapiere mitgeteilt, um die Geldhäuser vor dem Ankauf zu warnen, ja Vater veranlaßt selbst den Anwalt zu einer Reise nach New-York, um dort Telluson vielleicht ausfindig zu machen. Alles vergeblich. Nur auf die dunkle, unsichere Spur war man gekommen, daß der Elende in der Verzweiflung über die an seinem besten Freunde wie im Fieberrausch und Wahnsinn des Spielteufels begangene Freveltat sich das Leben genommen.

Als ein gebrochener Mann kehrte Vater zu den Seinen zurück. Er hat den Schlag nicht mehr verwunden, wie sehr auch sein frommes Heldenweib ihn aufzurichten und ihm Mut und Lebensfreudigkeit zum Weiterschaffen einzuflößen versuchte. Besorgnis erregend fing er an zu kränkeln. Schon alle die Jahre war er brustleidend, kurzatmig. Der Druck auf seinem Gemüte über die bittere Enttäuschung an dem, den er in jahrzehntelanger Freundschaft für den zuverlässigsten Menschen gehalten, dazu der andere, bis dahin all sein Leben lang ihm fremd gebliebene Druck der Sorge um seine und der Seinen Zukunft wirkte ungünstig auf das körperliche Gebrechen des alternden Mannes. Wir Kinder waren zu jung, um die zunehmende Hinfälligkeit zu bemerken. Schonend haben die Eltern uns von dem schweren, sie betroffenen Schlage nichts mitgeteilt. Wir hätten ihn doch noch nicht verstehen können; unverstandenes Leid oder Mitleid wirkt nicht gut auf ein empfindsames Kindergemüt.

So kam der Sylvesterabend 1840 heran; doch ganz anders wie in früheren Jahren. Geheimnisvoll und darum unheimlich herrschte eine bange, gedrückte Stimmung in den sonst so heitern, traulichen Räumen. Seit Weihnachten hatten

Digitized by Google

wir Vater nicht mehr zu Gesicht bekommen; er sei leidend und darum Kinderlärm ihm lästig. Auch die Mutter kam seltener aus dem Wohnzimmer in die Kinderstube und wenn für Augenblicke, dann waren ihre freundlichen Züge trotz der Weihnachtszeit gar so traurig. Sie herzte wohl ihre Kinder mit besonderer Innigkeit; ich konnte aber nicht begreifen warum manchmal mit einer Träne im Auge. Besuchende Freunde und das Ingesinde sahen verstört aus. Alle im Hause waren so still; niemand wollte uns sagen, warum. Daß Vater die Ursache, ahnten wir wohl; aber er lag doch nicht zu Bett, darum konnte seine Krankheit nicht arg sein. Da am 31. Dezember in der Abendstunde trat Großtante weinend ins Kinderzimmer und führte uns, ohne ein Wort zu sprechen, in die Wohnstube. Unvergeßlich ist mir geblieben, was wir zu sehen bekamen. In der Sophaecke, wo uns so oft der Vater auf dem Schoß gehabt und uns aus seinem Leben erzählt, saß er regungslos still, eine Decke um die Füße, angezogen wie immer daheim. Der Kopf war etwas auf die Brust gesenkt, wie wir ihn wiederholt gesehen, wenn wir während seines Mittagsschläfchens leise ins Zimmer getreten waren. Auf der linken Schulter lag ein Kissen und Mutter, die nebenan auf dem Sopha saß, lehnte ihren Kopf auf dasselbe und weinte bitterlich, ihre beiden Hände auf den starren, herabgesunkenen Händen des Vaters. Lange standen wir armen, verdutzten Kinder vor dem rätselhaften Anblick; auch in Tränen, weil wir Mutter weinen sahen. Ich konnte gar nicht begreifen, warum nicht auch Vater weinete und immer regungslos weiter schlief. Dann nach einer Weile erhob sich Mutter, kam tief traurig auf uns zu und sagte mit vor Tränen erstickter Stimme: meine lieben, lieben Kinder, nun ist Vater von uns genommen. Gott hat ihn heimgerufen in sein Himmelreich; nun sind wir ganz allein zurückgeblieben. Die volle Tragweite des Wortes war dem siebenjährigen Jungen doch noch unverständlich. Er hat zwar mit der weinenden Mutter geweint, meinte aber, daß man doch nicht zu weinen brauche, wenn jemand zum lieben Gott gehe; Vater werde ja wohl bald zurückkommen wie damals, als er nach England gereist. Wir Kinder haben nachher den Vater, vielmehr seine Leiche, nicht

Digitized by Google

mehr zu Gesicht bekommen; ich danke heute noch, daß Mutter uns den Anblick der starren, entstellenden Todeszüge im Sarg erspart hat. So habe ich nicht mit Schauder vor der entseelten Hülle zu stehen gehabt; nur das ergreifende Lichtbild eines ruhig schlafenden, lieben Vaters ist unausgeblichen bis zur Stunde auf dem Sehfelde des Gemütes eingedrückt.

Für die kommende Nacht wurden unsere Kinderbetten aus der gemeinsamen Schlafstube in den an das Sterbezimmer anstoßenden Saal gebracht. Die schwere Leiche bahrte man in dem gewohnten Schlafraum auf; Mutter hielt auf ihr dringendes Verlangen einsame Totenwacht bei dem ihr entrissenen Lebensgefährten. Wir Kinder konnten nicht einschlafen. So viel verstanden wir nun doch, daß etwas Ungeheuerliches mit uns vorgegangen; über dem Ungewissen war uns unheimlich, bange zu Mute geworden. Eine Freundin des Hauses suchte die kleinen Waisen zu beruhigen, verfiel dabei aber unbesonnener Weise auf den üblen Gedanken uns mitzuteilen: Vater habe gewußt, daß er noch am Sylvesterabend abgerufen werde; denn im Laufe des Jahres „habe er sich gesehen." Das sei ein unfehlbares Zeichen, daß man noch vor Ablauf des Jahres sterben werde. „Sich selbst gesehen!" Wie der Tod trat nun auch über solchem Worte die törichte Furcht vor Gespenstern zum ersten Mal in die Gedankenwelt des Kindergemütes. Sie hat mich jahrelang arg gequält; ich muß, auch zur Warnung, ausführlich davon erzählen.

Vater war seit langen Jahren eifriger Freimaurer; er ist in der Loge bis zum Grad eines Meisters vom Stuhle aufgestiegen. Auf seinen vielen Reisen war dem einsamen Manne erwünscht, an manchem fremden Orte Genossen der fast über die ganze Erde ausgebreiteten, mit dem fesselnden Reiz des Geheimnisvollen umkleideten Loge anzutreffen, die wie Brüder zusammenzuhalten sich eidlich verpflichtet hatten. Eine Blüte des Freimaurertums war damals angebrochen. In den dürftigen Zeiten der herrschenden Aufklärung schien Vielen in der Loge ein Ersatz für die heiligen Güter sich bieten zu wollen, die als unvereinbar mit dem gesunden Menschenverstand die herrschende Zeitströmung mit brutaler Bettlerfaust ihnen entrissen. Den Ungläubigen ge-

Digitized by Google

sellten sich in der Loge andre zu, die zwar den Heimweg zu dem Worte Gottes bereits wieder gefunden und an dieser Quelle ihren Durst nach dem lebendigen Gott stillten; aber dennoch der Loge eine Weile noch treu blieben, weil sie in der geforderten und opferwillig betätigten Bruderliebe der Freimaurer unter einander das Gebot des Herrn ausgeübt zu sehen glaubten, zu deren Erfüllung die aus ihrem tiefen Schlaf noch nicht zum Leben wieder erwachten evangelischen Gemeinden und Kirchen säumig waren. Welcher der in Frankfurt vorhandenen Logen Vater sich bei der Übersiedelung in die Stadt angeschlossen, habe ich nicht mehr ausfindig machen können; ich vermute der 1845 wieder aufgelösten, dem rektifizierten System zugetanenen Loge Karl zur aufgehenden Sonne, zu deren Mitgliedern der ihm befreundete „Bibel-Meyer" mit seinen beiden Söhnen zählte. Ein Mal in der Woche, des Dienstags, pflegte Vater ein paar Stunden im Kreise der Brüder zu verbringen; so auch in der Woche Reminiszere 1840, am Vorabend seines 57. Geburtstages. Er kommt etwas verspätet in den Logensaal im oberen Stock. Den bereits versammelten Brüdern fällt alsbald eine starke Blässe in den erschreckten Gesichtszügen des Mannes auf, von dem sie wußten, daß Furcht irgend einer Art keinen Raum in seinem Herzen habe. Der anwesende Hausarzt, Dr. Wolf, dringt in ihn, zu sagen, was ihm fehle oder begegnet sei. Vater wehrt ab; läßt sich aber doch die Begleitung des „Bruders" gefallen, als er früher wie sonst die Loge verläßt. Auf dem Heimwege vertraut er dem Freunde: als er langsam die breite, hellerleuchtete Treppe in den Versammlungssaal gestiegen, habe ihm jemand auf die Schulter geklopft; beim Umdrehen habe er deutlich „sich selbst gesehen." Unwillkürlich habe er die Augen geschlossen und sei weiter empor gestiegen. Da ein zweites Mal die leise Berührung an derselben Stelle und wiederum die gleiche Erscheinung. Ein Wandspiegel befand sich nicht bei dem Absatz des Treppenflurs; dazu kam, daß während er selbst den Hut auf dem Kopf trug, die lautlose Erscheinung ihn in der Hand hielt. Niemand war nach der festen Versicherung des Pförtners hinter dem Vater die Treppe hinaufgegangen; er habe nur bemerkt, daß er plötzlich

Digitized by Google

sich umgedreht, sich entfärbt und dann noch langsamer wie gewöhnlich in den Logensaal emporgestiegen sei.

Der rätselhafte Vorgang sprach sich rasch unter den Bekannten herum; er fand auch in gebildeten, aufgeklärten Kreisen gläubige Zuhörer, die sich nicht ausreden ließen, daß hier tatsächlich eine überirdische Erscheinung aus der oberen Welt stattgefunden. Bekannt ist, in wie hohem Grade aufgeklärter Unglaube, der die Wunder der Offenbarung über Bord geworfen, den Märchengebilden des Aberglaubens sich zugänglich zeigt. In jenen wundersamen, uns immer ferner rückenden Tagen der Romantik mit ihrem gewaltigen Gärungsprozeß der aufgeregten Geister hielt auch der wiedererwachte Glaube an den luftigen Gebilden krankhafter Sinnestäuschungen (Halluzinationen) fest; er wußte sich auf seinem anderen Standort mit dem lockenden Elfenreigen abzufinden. Teilweise unter dem mächtigen, damals die besten Söhne unseres Volkes bestrickenden Einfluß von Schelling sah man in die vor dem erstaunten Blicke aufgeschlagene Erscheinungswelt wie in ein geheimnisvolles Bilderbuch, das in seinen rätselhaften Umrissen und Zeichnungen übersinnliche, wesenhafte Gestalten einer höheren Welt widerspiegele. Fromme, mystisch angeregte Geister jener Tage waren eifrig und freudetrunken bemüht, den Tiefsinn dieser in der äußeren Natur vor ein erleuchtetes Auge aufgetanenen Geheimschrift zu entziffern; wir haben schon angedeutet, wie gerade Frankfurt einen kleinen Kreis solch auserwählter Geister in seinen Mauern herbergte, die sich der lockenden Arbeit hingaben; freilich daß auch mancher unter ihnen von den im Mondenschein der Romantik flimmernden Irrlichtern sich auf Abwege verlocken ließ. Gerade damals (1837) war die zweite Auflage der schon bei ihrem ersten Erscheinen Aufsehen erregenden „Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen" veröffentlicht worden, ein rechtes Zeichen der gärenden geistigen Strömung jener Tage. Dem Vater war das vielgelesene und auch vielbesprochene Buch nicht unbekannt geblieben; demnach auch nicht, was der ihm befreundete Arzt, Dr. Passavant, der innig fromme Neffe des verstorbenen Pastors an der reformierten Kirche, in seinem Werke von dem Hellsehen in Krankheiten und der Nähe des Todes aus seiner

Digitized by Google

ärztlichen Tätigkeit zu berichten weiß. Nüchternen Sinnes erkannte er in der ihm gewordenen Erscheinung einen nur persönlichen, innerlichen Vorgang seiner damals bereits durch körperliches Leiden in Mitleiden gezogenen Seele, der sich körperlich und geistig ohne Eingreifen aus einer oberen Geisterwelt müsse erklären lassen. Er plauderte in der Folge gern mit seinem Hausarzt über den Fall und suchte ihn auf natürliche, krankhafte Ursachen zurückzuführen.

Für solch feine Unterscheidung zwischen einem nur innerlichen Vorgang, den das leibliche Auge wie ein Lichtbild in der Außenwelt wahrzunehmen wähnt, und einer tatsächlichen aus einer anderen Welt in unsere Sinnenwelt geheimnisvoll eintretenden Erscheinung war selbstverständlich der kleine, durch die schwatzhafte Erzählung eingeängstete Junge nicht zu haben. Mit Sang und Klang hielt an dem zwiefach unheimlichen Sylvesterabend die rechte echte Gespensterfurcht in die bis dahin von solchem Altweiberschwatz noch unberührte Kinderseele ihren Einzug. Ach, und wie hat während eines vollen Jahrfünftes der arme Bursche unter dieser mitleidlosen Zwingherrin gelitten! Allein in ein dunkles Zimmer zu gehen war ihm schreckhaft, schier unausführbar. Er hatte früher ein eigenes Zimmer, an den Wohnraum anstoßend, an dessen anderer Seite das Schlafzimmer von Mutter und Schwestern lag. Noch als Gymnasiast eilte ich, zu Bett zu kommen, solange Mutter im Wohnzimmer sich aufhielt; die Türe dahin mußte offen bleiben, um Mutter am runden Tische bis zum Einschlafen in der Nähe zu sehen und zu wissen. Nur durch ein Pferdemittel eigener Art kam ich von der lähmenden Gespensterfurcht los; schade, daß kein Arzt das Mittel aus der Apotheke verschreiben kann! Und doch sei es hier zu Nutz und Frommen leidender Hasenfüße angemerkt.

In einer Nacht wird der zwölfjährige Knabe durch ein eigentümliches Geräusch neben ihm in der Wand aus tiefem Schlaf geweckt. Als ob im anstoßenden Schornstein ein unheimliches Ding hause, so raschelt es hinter der trocken gewordenen Tapete. Ich lausche gespannt auf das befremdliche Geräusch hin, je länger um so mehr mit wachsendem bangem Herzklopfen. Nun

Digitized by Google

fällt Mörtelstaub, dann ein losgelöstes Steinchen auf die Bettdecke, nun auch schon ins Gesicht. Und es ist stichdunkel im Zimmer. Die Augen sind geschlossen, um nur ja nicht das unfehlbar nahende Gespenst sehen zu müssen. Das dünkt noch nicht Schutz genug. Darum rasch mit dem Kopf unter die Decke. Gleich darauf fällt fühlbar ein Stein auf dieselbe. Entsetzt und doch neugierig lüfte ich ein wenig den übergezogenen Lacken. Im selben Augenblick aber — o Graus! — streicht etwas über das Gesicht, warm und wie die rauhe Hand Jakobs, der das Fell eines Böckleins übergezogen, um den Segen des Vaters zu erschleichen; gleich darauf, als ob ein kaltes Getrippel über die Wange laufe, hinterher als ob etwas wie ein glatter Pinsel an der Nase herumfuchtele. Und dann im nächsten Augenblick ein Gepolter: der Stuhl am Bett wird umgestürzt, die Kleider schleifen etwas am Boden, dann schlürft es weiter durch die offene Türe ins Wohnzimmer, wo endlich das unheimliche Geräusch verschwindet. Nun ist alles wieder im dunklen Raum mäuschenstill. Unleugbar: ein leibhaftiges Gespenst in mitternächtiger Stunde. Schweißgebadet und doch eiseskalt lag ich da, völlig regungslos, als ob der Pulsschlag stocke, unfähig auch nur einen Laut auszustoßen, einem Toten wahrscheinlich ähnlicher als einem lebenden Wesen. Wie lange, weiß ich nicht, nur daß es mir eine Ewigkeit schien. Und schlief dann doch wieder unter all der lähmenden Angst ein, vielleicht auch durch sie. Als der Tag graute, zeigten sich die Spuren des Gespenstes und auch, welcher Gestalt es gewesen. Eine feiste Ratte war in den Schornstein geraten und hatte sich an einer etwas lockeren Stelle gerade an der Bettseite mühsam einen Durchbruch gebahnt. Von dem Nagetier losgelöster Mörtel, Steinchen und Stein waren auf den Schläfer gefallen. Dann ein Sprung oder auch Fall des ebenfalls erschreckten vierbeinigen Einbrechers gerade in das Gesicht des Hasenfußes, weiter in der Dunkelheit wider die Stuhllehne am Bett, die durch den heftigen Anprall zu Boden fiel, hinaus ins Wohnzimmer, wo deutliche Spuren des erschreckten Tieres andren Tages vorgefunden wurden, das am Morgen, als das Dienstmädchen zum Heizen erschien, dem unfreiwilligen Gefängnis entschlüpft

Digitized by Google

sein mußte. Die Ratte nicht allein. Nachdem die natürliche Lösung des unsagbar schrecklichen Falles gefunden, hatte mit dem unholden Tier auch die Angst vor Gespenstern so völlig Reißaus von der Stätte genommen, an der sie fünf lange Jahre gehauset, daß keine leiseste Spur mehr seitdem von ihr sich gezeigt. Das Übermaß der in jener Nacht ausgestandnen Furcht hat die Furcht vor dem argen Zwingherrn und blutleeren Wahngebilde vernichtet.

Zurück in das Trauerhaus!

Für die jugendliche Witwe mit drei kleinen Kindern, dazu in banger Erwartung, daß nach ein paar Monaten ihr für den in Waldfischbach heimgerufenen Arthur ein Ersatz werden würde,[1]) brach mit dem beginnenden neuen Jahre eine dunkle sorgenschwere Zeit an. Welchen Seelenkampf Mutter während der nächtlichen Totenwacht gekämpft, hat sie niemandem mitgeteilt, auch nicht später ihren erwachsenen Kindern. Solch ein Ringen mit Gott „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn" hat ein Geheimnis zu bleiben; nur den siegreichen, reichgesegneten Ausgang haben wir während Kindheit und Jugend zu lebenslang dauerndem Gewinn in vollem Maße erfahren. In unerschüttertem Gottvertrauen nahm unsere teure Mutter anderen Tages schon mit fester, frommer Hand das ihr gewordene Kreuz auf sich, hoffend, daß der es auferlegt, auch die Kraft des Tragens dem Betenden und Willigen verleihen werde. In dem männlichstarken Pflichtbewußtsein, das von frühauf wie erfrischender, belebender Hauch des jene Zeit bewegenden kategorischen Imperativs auch ihre ernst- und hochgesinnte Seele bewegte, fand Mutter den bereiten Helfer für die ihr von Gott zugewiesene, ungemein schwere Lebensaufgabe, vor deren Übernahme wohl mancher Mann zurückgeschreckt wäre. Treu, unbeweglich fest hat sie mit dem Aufgebot aller Kraft und jeglichen Opfers an dieser Aufgabe ge-

1) Im April 1841 machte die kleine Johanna ihre Erscheinung. Nur ein flüchtiger Erdengast; schon nach Jahresfrist ging sie wieder heim. Was vor ihrem Kommen auf Mutter gelastet, mag ihren Lebensfaden gekürzt haben.

Digitized by Google

arbeitet, ein unvergängliches Vorbild ihren Kindern. An solchem Vorbild haben wir auch mit unauslöschlicher Dankbarkeit die Tiefe und Schönheit des Gotteswortes in jungen Jahren verstehen gelernt: wie Einen seine Mutter tröstet, will ich euch trösten.

Das hinterlassene Geschäft wurde alsbald verkauft. Kein Gedanke war, daß Mutter es hätte fortsetzen können oder auch nur wollen; selbst der Schwager verspürte keine Lust dazu. Nach dem schmerzlichen Londoner Erlebnis waren fremde Gelder zur nötig erschienenen Erweiterung des Anwesens aufgenommen worden, deren Rückzahlung aus den erlösten Verkaufsgeldern zu bestreiten war. Mit nüchternem, verständnisvollem Überblick mußte sich Mutter sagen, daß selbst bei willig übernommener größter Einschränkung und entsagungsvollster Sparsamkeit die ihr zur Verfügung gestellten und bleibenden Mittel unzulänglich zum Unterhalt für sich und ihre Kinder sein würden. Auch nur eins von ihnen aus dem Hause zu geben, mit solch wohlgemeintem Rate durfte niemand ihr nahen; was Gott ihr zur Erziehung anvertraut, das hielt sie mit warmen schaffensfreudigen Mutterarmen fest. Unverzagten Mutes stellte sie die ihr verliehene Kunst in Dienst, zu ergänzen, woran es bei der täglichen Notdurft gebrach. Nun wußte sie, wozu Gott ihr die hohe Begabung für die geliebte Musik — ihr in so manchen schweren Stunden Trösteinsamkeit — verliehen und freute sich ihrer Verwertung bei den ihr angebotenen Schülerinnen. Unermüdlich und unverdrossen war Mutter, immer wieder weitere Mittel und Wege ausfindig zu machen, um nur ja ihren Kindern eine vorzügliche Schulung und Ausbildung fürs Leben angedeihen zu lassen. In späteren Jahren bekannte Mutter oft, welch ein verantwortungsvolles Anliegen ihr gewesen, ihren über alles geliebten Kindern das einem Vater zukommende Teil der Erziehung voll und ganz zu ersetzen. Sie hat es mit einem Geschick getan, daß ich den Eindruck habe, als ob Vater auch bei der größten Willigkeit nicht in dem gleichen Grade sein Teil ausgerichtet haben würde. Bei aller edlen, feinfühligen Weiblichkeit besaß Mutter einen ausgeprägt männlichen, tatkräftigen Zug, der, was er als recht und gut in ernstem Nachdenken erkannt, mit festem, zielsicherem Schritt ausführte und

Digitized by Google

dabei sich nicht dreinreden ließ, wenn Überzeugung und Gewissen die Verantwortung übernahm und zur Ausführung als einer geforderten Pflicht rücksichtslos auch gegen sich selbst drängte. Sie zog sich fast von allem Verkehr, an dem ihr lebhafter Geist Freude hatte, zurück, um nur ihren Kindern zu leben. Was dem Vater fehlte, die Kunst mit Kindern Kind zu sein, besaß sie in hohem Grade. Auch die ihr nun gewordene ernste und schwere Lebensführung durfte die Ausübung der schönen Kunst nicht beeinträchtigen; wir haben Mutter selbst in sorgenvollen Zeiten nie mißmutig oder übelgelaunt gesehen, sich zu dem sorglosen Spiel ihrer Kinder herunterzuhalten, dagegen allzeit bereit, ihnen Freude zu machen und mit ihnen froh zu sein. Sie war überzeugt, daß in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohne. Darum war sie unablässig bemüht, zumal ihren Jungen von frühauf und rücksichtslos gegen die eigene mütterliche Sorge um ihr Kind abzuhärten, seinen Körper zu stählen, für eine große Arbeitslast und auch für einen schweren Lebenskampf ausdauernd und gefügig zu machen. Dem dankt der Sohn eine eiserne Gesundheit bis ins Alter, daß er zu den glücklichen Menschen gehört, die in unserem nervös überreizten Zeitalter keine Nerven zu haben scheinen und deren unverweichlichter Körper sechzig und siebenzig Jahre hindurch allzeit zur Leistung dessen willig gewesen, was sein Gebieter, der Geist, nicht selten in starken Ansprüchen von ihm forderte. Blicke ich an des Lebens Abend dankbaren Herzens auf die lange nun schon heimgegangene Mutter und was sie ihren Kindern gewesen, dann kann ich das Wort nicht unterdrücken: Was für Mütter besitzt doch unser begnadetes deutsches Volk unter seinen Töchtern! Wohl denen, die eine solche ihr eigen nennen dürfen.

Was während jener schweren Jahre Mutter in mancher schlaflosen Nacht an Sorgen, inneren aufreibenden Kämpfen durchgemacht — sie hat oft und gern das tief empfundene Wort der Mignon als selbsterfahren angeführt: „Wer nie sein Brod mit Tränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte" —, davon haben wir als Kinder kaum eine Ahnung gehabt, auch

Digitized by Google

nicht, welch ein Maß leiblicher und geistiger Entbehrung sie sich auferlegt, um keinen Druck auf die Frohnatur ihrer Kinder auszuüben. Wohl aber haben wir den heilsamen Einfluß solcher frühen Heimsuchungen und wie Mutter sich durchgerungen, sie als aus Gottes Hand hinzunehmen, für unsere Erziehung und ganze spätere Lebensführung in reichem Maße erfahren. Den uns gewordenen Gewinn dürfen diese Erinnerungen nicht verschweigen. Reicher Lebensgewinn, ein köstlich Ding ist dem Manne, das Joch in seiner Jugend zu tragen. Wir haben schon im Kindesalter gemerkt, was das spätere Leben bestätigt, daß äußerer Besitz, Geld und Gut keine feste Stütze dem Menschen bieten, auf sie kein dauernder Verlaß auf Erden ist. Die unerwartete Einbuße des elterlichen Vermögens, bald darauf der viel schwerere Verlust durch den Heimgang des Vaters führten uns Kinder an der Hand der frommen Mutter früh in das rechte Beten auch der vierten Bitte zu unserem Vater im Himmel. Als ernstgesinnte fromme Tochter der Heimat des pfälzischen Katechismus belastete unsere liebe Vorbeterin die von dem Herrn dargereichte Brodtasche nicht mit einer Reihe weiterer Begehrlichkeiten; sie half uns damit, die durch streng eingehaltene Beschränkung auf die leibliche Notdurft in dem täglich erbetenen und dann auch täglich erhaltenen Brot die Erhörung unseres Gebetes zu erkennen und unserem Vater im Himmel dafür zu danken. In solcher Erkenntnis und der unlösbar damit verknüpften Danksagung schlägt das Gottvertrauen tiefe, unaustilgbare Wurzel in der Seele; wir erfahren und bekennen dann täglich, daß wir einen Gott haben, der hilft und auf den wir getrost unsere tägliche Sorge werfen dürfen. Noch einen weiteren Erwerb fürs ganze Leben haben wir in solcher entsagungsvoller Schulung davon getragen. Sie hat uns in der nach des Herrn Weisung auf die tägliche Notdurft zur Lebensfristung eingeschränkten Bitte Anspruchlosigkeit, Genügsamkeit, Freiheit von so vielen entbehrlichen Bedürfnissen gelehrt und zwar nicht notgedrungen als ein rauhes Joch, „darunter das Herze sich quälet und plaget", vielmehr als gute Beilage unseres Vaters im Himmel zu dem gewährten täglichen Brote. Los von so mancher törichten Fessel

Digitized by Google

menschlicher Begehrlichkeit wurden wir frei zum Dienst in Gott geordneter Pflicht, frohgemut die Güter zu begehren und zu erlangen, die alle Wechselfälle des Lebens überdauern.

So hat uns das köstliche Ding, das Joch in der Jugend zu tragen, das andere von dem Seher des alten Bundes als köstlich bezeichnete Ding schon in jungen Jahren gelehret, geduldig sein und auf die Hilfe des Herrn hoffen. Wie habe ich mich als Knabe an dem Jugendleben Jung-Stillings erquickt! Wie mancher Ton in dem Buche heimelt mich heute noch an wie Heimatklang aus lange schon entschwundenen eigenen Kindheitstagen!

Digitized by Google

7. Hasselaner.

Unmittelbar nach dem Heimgang von Vater bat ein ihm befreundeter Logenbruder Mutter, ihren einzigen Sohn seiner Schule anzuvertrauen. Georg Hassel hatte vor ein paar Jahren (1834) die eines guten Rufes sich erfreuende Knabenanstalt von Kimmeter in der Friedbergergasse[1]) erworben. Unter der neuen Leitung war die Schülerzahl rasch gestiegen, so daß die alten beschränkten Räume nicht mehr ausreichten; schaffensfreudig und unternehmenslustig hatte Hassel vor Jahresfrist (1839) ein günstig gelegenes, ausgedehntes Grundstück im Westen der Stadt angekauft, auf demselben bereits auch, an das vorhandene Wohnhaus anstoßend, ein langgestrecktes, einstöckiges Schulgebäude errichtet, das in seinen großen, lichten, luftigen Gelassen den humanen Anforderungen der Zeit mehr entsprach als die beschränkten Mieträume im Innern der Stadt mit den nahegelegenen, lärmigen und auch übelriechenden Fuhrmannshöfen. Mutter kam gern der Bitte nach. Das Hassel'sche Institut war in jenen Tagen die gepriesenste Privatschule Frankfurts; mir will scheinen, als ob keine andere Anstalt früher und später so volkstümlich in fast allen Kreisen der Stadt gewesen. In seiner Stärke wie auch Schwäche hatte der Schulleiter das Zeug und auch die Lust, seiner neuerworbenen Anstalt das rasch gewonnene Ansehen zu bewahren. Hasselaner zu sein, galt nicht nur in der Schülerwelt

1) Damals galt auch in Frankfurt der Ausdruck „Gasse" noch nicht für minderwertig gegenüber der heutzutage vornehmer klingenden Bezeichnung „Straße."

Digitized by Google

als ein Ruhmestitel. Wer unter den alteingesessenen Patriziern und den angesehenen Kaufmannsfamilien der Stadt seinen Söhnen nicht im Gymnasium eine höhere und gelehrte Ausbildung geben wollte, schickte dieselben mit Vorliebe in das aufblühende Hassel'sche Institut, das den weiteren Vorteil der Nähe ihrer Wohnsitze bot. Das Institut lag in der Schlesingergasse, dicht bei der großen Gallusstraße, in welcher damals noch Patrizier wie die Günderode, Humbracht, Haman, von Holzhausen, Stallburg, Bärenklau, Kaufherrn wie die Grunelius, Seufferheld, Schmidt, in der anstoßenden neuen Mainzerstraße die Guaita, Rothschild und andere ihre Häuser hatten. Noch war nicht entschieden, was ich werden solle. Bei etwaiger Wahl des kaufmännischen Berufes konnte die ganze fernere Schulzeit in der für solche Ausbildung geeignetsten Anstalt zugebracht werden, während in der Geisow'schen Vorbereitungsanstalt schon nach ein paar Jahren ein Wechsel hätte eintreten müssen. Entsinne ich mich recht, so fand der Übergang in die neue Schule unmittelbar nach den Weihnachtsferien statt. Nicht so leicht wie das Jahr zuvor von Lenchen Schmidt fiel dieses Mal dem kleinen Burschen der Wechsel. Sein Herz war noch von den Erlebnissen daheim beschwert, und nun sollte er die liebgewonnenen Lehrer, zumal Kandidat Köhnlein, und Mitschüler verlassen und unter neue, fremde Lehrer und Knaben geraten, die zunächst wohl ungeneigt waren, den trauernden, vereinsamten Burschen wohlwollend in ihre Kameradschaft aufzunehmen. Das änderte sich bald. Nach ein paar Monaten schon hatte es mir die Anstalt mit ihren Lehrern und Schülern, mit dem ganzen in ihr herrschenden Leben und Treiben angetan. Der siebenjährige Junge fühlte sich als Hasselaner und war stolz darauf.

Der Schulweg war fast derselbe wie bis dahin, konnte auch zunächst im Geleite der älteren, fürsorglichen Schwester zurückgelegt werden, die in das Institut der Frau Lehn, vorn an der Schlesingergasse und mit seinem Garten bis an den Junghof reichend,[1])

1) Der Schulplatz ist wohl auch in dem monumentalen Neubau der Bank auf dem Roßmarkt aufgegangen.

Digitized by Google

eingetreten war. Gegenüber dem Hofeingang zur Geisowschen Anstalt liegt die Schlesingergasse, eine der ältesten des Stadtteils, von der schon im vierzehnten Jahrhundert die Rede ist, in meinen Schultagen noch in ihrer altertümlichen Ursprünglichkeit erhalten. Sie war im Vergleich zu der anstoßenden lärmigen Gallusstraße eine gar stille, dem Durchgangsverkehr unzugängliche Sackgasse. Die in den alten Häuschen wohnten, schienen ein geruhiges Stilleben zu führen, meist wohl kleine, bescheidene Handwerker; nur am Ende der Gasse hatte sich ein Wagenbauer und Lackierer in einem geräumigen Hofe niedergelassen, ihm gegenüber eine Wäscherei mit größerer Trockenwiese. Selbst ein Kloster schien uns Knaben in der abseits gelegenen Straße untergebracht zu sein, das durch eine hohe, verwitterte, vom Zahn der Zeit bereits etwas brüchig gewordene Mauer von der Außenwelt abgeschlossen war. Längs der Mauer hingen unter einem Schutzdach wettergebräunte Feuerleitern nebst Löscheimer und Stangen; sie wurden selten oder nie, wenigstens für uns bemerkbar, aus ihrer beschaulichen Ruhe aufgestört. In den Sommertagen reckte und streckte uns zur Lust eine alte Trauerweide ihre grünen Zweige über die Mauer in die Straße und nach uns fröhlichen Schulbuben aus, als ob es selbst ihr zu einsam in dem vermuteten Klosterhof wäre. In der Tat vermutet man hier ein altes Beguinenhaus. Auch die gewölbte Seitenpforte an der Mauer blieb fest verschlossen; nur ab und zu, daß jemand Einlaß begehrte und doch bot sie den einzigen Zugang zu einem hinter der schweigsamen Mauer hausenden lutherischen Stadtpfarrer. Der Name ist mir entfallen. Unter seinem Vorgänger hier im Pastorat (Nr. 6), dem vor sechs Jahren (1835) verstorbenen alten, angesehenen und stark auch von aller Welt angelaufenen Anton Kirchner, stand die Hausglocke an der Pforte sicherlich tagsüber nicht so lange still. Rechts am Ende der Sackgasse lag ein zu dem Hassel'schen Anwesen gehöriges Miethaus, durch dessen Flur wir lärmigen Buben in den prächtigen Hofraum, unseren Spiel- und Tummelplatz, gelangten. Das Grundstück reichte (oder vielmehr reicht; denn es ist heute noch Eigentum des fortbestehenden Hassel'schen Instituts) bis zu der

Digitized by Google

damals unbebauten, neuen Schlesingergasse. An der Ostseite des Hofes war das Wohnhaus des Leiters, in späteren Jahren erweitert und ausgebaut zu Gelassen für Kostschüler; das anstoßende, nach Süden gelegene Schulgebäude erhielt noch während meiner Zeit ein zweites Stockwerk; die großen Räume im Erdgeschoß reichten nicht mehr für die sich mehrende Schülerzahl und den erweiterten Unterricht aus.

Georg Hassel stand bei meiner Aufnahme in die Schule in den kräftigsten Mannesjahren, gleichen Alters wie das Jahrhundert, eine schöne, uns Jungen Ehrfurcht und Gehorsam einflößende, eindrückliche Erscheinung, der wir bald abmerkten, daß ihm die Anstalt mit all' ihren großen und kleinen Insassen ernstlich am Herzen lag. Er verstand es vorzüglich, mit uns oft wilden Buben freundlich, leutselig zu verkehren, ohne sich und seiner Stellung irgend etwas zu vergeben. Seine Bedeutung als Schulmann heute noch zu werten, bin ich außerstande; ich habe nicht einmal etwas über seinen Werdegang bis zur Übernahme der Anstalt erfahren können. Doch will mir scheinen, als ob er größer als Leiter denn als Lehrer gewesen. Er hatte das Glück oder auch — ein Zeichen der Tüchtigkeit als Leiter — das Geschick, einen Stab junger, vorzüglicher Lehrer zu gewinnen, die mit Lust und Eifer an der frisch und gesund aufblühenden Anstalt wirkten, und — wie mir in reiferen Jahren klar wurde — Hassel an Wissen und gediegener Lehrbegabung, vielleicht auch an Erziehungskunst überragten. Zumal sein Schwiegersohn Ruoff, der nach seinem frühen Tode (1851) gemeinsam mit dem minderbegabten Sohne Hassels die Leitung der Anstalt übernahm, und Leonhard Bang, aus der Gegend von Marburg gebürtig, mein und wohl der meisten Mitschüler Lieblingslehrer der Anstalt. Mit großem Geschick wußte er, der junge Mann (in der Sylvesternacht 1814 geboren), in den Klassen strenge Zucht zu üben, uns für seine mannichfaltigen Lehrfächer aufs Lebhafteste zu fesseln und zu fleißiger Arbeit anzuspornen, dann aber in der Freistunde auf dem Spielplatz sich mit uns wilden Jungen herumzutummeln, an allen Knabenspielen wie ein Kamerad teilzunehmen. Als er 1843 einem Rufe nach Rußland folgte, galt sein Weg-

Digitized by Google

gang als ein schwer ersetzbarer Verlust für die Anstalt; wir Schüler wohl alle trugen Herzeleid nach ihm bei seinem Abschied; er hatte unser Herz gewonnen.[1])

Hassels Begabung und was ihm die Gunst der Eltern wie das Ansehen seiner Anstalt in der Stadt verschaffte lag nicht in erster Linie auf dem Gebiete der Unterweisung, obgleich auch darin die Schule durch ihre tüchtigen Lehrkräfte bedeutendes leistete. Die Hasselsche Schule mit gutem Reifezeugnis durchgemacht zu haben, galt als vorzügliche Empfehlung zur Aufnahme in die besten Kaufmannshäuser. Aber der Leiter hatte feine Witterung für die Forderungen der Zeit an die Schule, und bedeutendes Geschick, ihnen in seiner Anstalt Aufnahme zu gewähren. Nicht nur Geschick; auch die wagemutige schaffens-

---

1) Wenigstens in der Anmerkung sei ein Ereignis erwähnt, das jahrelang schwer auf meinem Gemüte lastete und erst nach mehr wie einem halben Jahrhundert befreiende Lösung fand. Etwa sechs Monate nach Bangs Weggang — ich war noch in der Anstalt — traf die Nachricht ein, daß der vielgeliebte Lehrer aus Heimweh nach dem Vaterland und auch nach dem Hasselschen Institut und seinen frischen, fröhlichen deutschen Jungen in einem Schwermutsanfall sich im Peipussee ertränkt habe. Eine niederschmetternde Kunde! Selbstmord galt als der Sünden größten eine. Und ein solcher von uns Knaben für unsühnbar gehaltener Frevel von dem Lieblingslehrer begangen, dazu von einem Pastorensohn, der selber Theologie studiert und dessen Religionsstunden mich wohltuend an die des Kandidaten Köhnlein erinnerten: der Gedanke war mir schier unerträglich qualvoll. Vor ein paar Jahren fiel mir zufällig eine russische Zeitung in die Hand mit der Meldung, daß 1895, einundachtzigjährig, der hochverdiente Schulmann Bang sanft und friedevoll entschlafen. 1843 sei er aus Frankfurt an die Krümmersche Anstalt in Werro (Livland) berufen worden, habe Jahrzehnte hindurch treu als gefeierter Lehrer in verschiedenen Anstalten gewirkt, darunter auch zwölf Jahre in der Nähe von Petersburg, in Narwa — und ich hatte keine Ahnung davon und die allzeit rege Erinnerung an unvergeßliche Schultage in der Hasselschen Anstalt war alle die Jahre wie von einem Trauerrand umgeben! Die Trauer ist Gott Lob nun doch noch an des Lebens Abend von mir genommen, das Gedächtnis an den geliebten Lehrer leuchtet wieder ungetrübt in dem dankbaren Herzen des Schülers auf. Wie das arge, falsche, damals nicht widerlegte Gerücht hat entstehen können, bleibt wohl ein ungelöstes Rätsel; es wurde 1843 allgemein in Frankfurt besprochen.

Digitized by Google

freudige Überzeugung, daß diese Forderungen berechtigt seien. Bis dahin in Frankfurter Schulen vernachlässigte und außer Acht gelassene Seiten der Ausbildung unserer deutschen Jugend nahm er mit fester Hand in seinen Erziehungsplan auf und verstand es, dieselben den Mitbürgern unter die Augen zu rücken. Sein 1813 verstorbener Vater war in der großherzoglichen Zeit Hauptmann und Platzadjutant von Frankfurt gewesen, sein um zwei Jahre älterer Bruder während mehr wie vier Jahrzehnten der gefeiertste und volkstümlichste Schauspieler in seiner Vaterstadt, der die Hauptgestalten der berühmt gewordenen Malßschen Lustspiele in Frankfurter Mundart unübertrefflich darstellte. Wie eine Art Familienerbe war von Vater und Bruder etwas auf unseren Schulleiter übergegangen; er wußte dasselbe für seine Anstalt zu verwerten.

Wir erhielten außer den Lernstunden in den Klassen auch geregelten, fest in dem Schulplan aufgenommenen Unterricht in Leibesübungen. Als ob der Hauptmannssohn geahnt hätte, daß die Söhne und Enkel seiner Schüler stramme preußische Soldaten werden würden, erteilte uns kleinen Jungen schon ein Unteroffizier Unterweisungen nicht nur in regelrechten Marschübungen, sondern auch in Handhabung des Gewehres und zwar eines „lebendigen" Gewehres, wie wir stolz zu Hause erzählten; es habe ein Schloß mit Feuerstein, darunter eine echte Zündpfanne und wenn man uns Patronen schenke, dann könnten wir mit unseren Gewehren in den Krieg ziehen. Weniger stolz, etwas kleinlaut hatten wir dann auch beizufügen, daß dem Drillmeister aus der Kaserne mit seinem Schnauzbart das Recht eingeräumt sei, uns tüchtig anzuschnauzen, mit seinem Flintenkolben zu stoßen, wenn falsche Schritte gemacht wurden, kurz uns wie Rekruten auf dem Kasernenhof, nicht wie Hasselaner zu behandeln. Im Sommer kam zu diesen Übungen noch der Schwimmunterricht bei Kleeblatt, damals etwas für Schulen ungewöhnliches. Nur ein ärztliches Zeugnis befreite ein wasserscheues Muttersöhnchen von solch gesunder, bei Wind und Wetter inne gehaltener Lehrstunde. Gleich im ersten Sommer durfte ich zu meiner Freude an dem Vergnügen teilnehmen, das erste Mal freilich mit einem

Digitized by Google

etwas allzu naſſen Ausgang. Der Lehrmeiſter hatte das „Seilchen“ zu locker um den Leibgurt des noch nicht achtjährigen Knaben gebunden; beim Sprung ins Waſſer riß das Seilchen und der dicke, ſchwere Junge ſank unter und gleich ſo gründlich, daß Kleeblatt mit den Kleidern nachſpringen mußte, den kleinen Burſchen unter dem Waſſer aufzuſuchen. Das Abenteuer hat von dem balkenloſen, naſſen Element nicht abgeſchreckt; auch die beſorgte Mutter nicht, als ſie davon erfuhr. Gleich am anderen Tage wurde der unterbrochene Unterricht wieder aufgenommen und mit ſolchem Eifer, daß noch in Petersburg der Paſtor aus Frankfurt und der ihm befreundete engliſche Botſchaftsrat Lumley als beſte Schwimmer und Taucher galten, eine Anerkennung freilich, die vor vierzig- und mehr Jahren an der Newa nicht ſchwer zu erlangen war.

Mit ſeiner Anſtalt auch in der Öffentlichkeit zu prunken, ſeine körperlich und geiſtig geſchulte „Garde“ den Mitbürgern wie zu einem gern geſehenen Schauſpiel unter die Augen zu rücken, bereitete dem Bruder des beliebten Schauſpielers Freude und trug mit dazu bei, die aufſtrebende Anſtalt in der Stadt volkstümlich zu machen. Das trat beſonders bei dem ſog. Maifeſt hervor; hier gelang es Haſſel in der Tat, die Anteilnahme eines großen Teiles der Bürger zu gewinnen. Nahte der von uns Jungen heiß erſehnte Tag, waren die Eichen und Buchen des Stadtwaldes voll belaubt, das Wetter ſonnig und warm, ſo wurde früh am Morgen aus unſerer Kaſerne, dem großen Schulhof, ausgerückt, wir hundert und mehr Knaben, gleichmäßig und ſchmuck gekleidet: auf dem Kopfe die blaue Sammetmütze mit dem Silberſtreifen am Rand, die wir auch auf unſeren Schulwegen trugen, um allen auf der Straße kund zu tun, daß wir Haſſelaner ſeien, ſchneeweiße Beinkleider mit roten auch über die Bruſt gehenden Trägern, darüber — natürlich ohne Weſte — eine gleichfarbige dunkle, vorn offenſtehende Jacke. So ging es hinaus in die Schleſingergaſſe, nach der Gallusſtraße, in die Anlage zur Schwimmanſtalt, wo mit Laubwerk geſchmückte Kähne uns zur Waſſerfahrt nach dem Sandhof erwarteten. Voran im Zug der größte Schüler als Tambourmajor, ein weißlederнes Schurzfell vorgebunden,

Digitized by Google

seinen gewaltigen Stock kunstgerecht handhabend. Ihm folgten die guteingeübten Trommler und dann unter Führung der Hauptlehrer in abgeteilten Zügen die einzelnen Klassen, jede mit einer Fahne in den rot-weißen Farben der freien Reichsstadt. Frohgemut mit Sing und Sang, mit Kling und Klang marschierte die schmucke Schar durch die Straßen, vorüber an den zahlreich auf dem Fußsteig harrenden Bürgern, denen man die Freude an dem damals ganz ungewöhnlichen Schauspiel ansehen konnte. Uns kleinen Buben schadete der etwas prunkhafte Aufzug nichts; wir merkten nichts von unserer Verwendung in einem Zugstück ad majorem gloriam unseres geliebten Direktors und hatten nur die übermäßige Freude eines freien Schultages draußen im prächtigen Stadtwald. Am Sandhof eine kurze Rast. Die einzelnen Klassen zerstreuten sich unter Führung des Lehrers nach verschiedenen Richtungen tief hinein in den Wald zum beliebtesten Knabenspiel: Räuber und Soldaten. Bei der Teilung gab es freilich schon Verdruß und Herzeleid: welcher deutsche Knabe will beim Spiel nicht lieber Räuber wie Soldat sein? Und nun gar im großen ausgedehnten Walde, wo die kleinen Spiegelberge und Schufterle und wie die ganze wilde, freie Bande heißt, einen Vorsprung von einer Viertelstunde bekam, um tief im Versteck des Unterholzes sich eine schwer zugängliche Räuberhöhle aufzusuchen, von der aus auf die fahndenden Soldaten Ausfälle gemacht wurden. Nach drei Stunden mußten die Klassenlehrer mit den nun wieder zu friedlichen Kameraden umgewandelten Streitscharen zum einfachen Mittagsmahl auf dem Forsthaus eintreffen. Sie kamen pünktlich; denn um zwölf Uhr wurde aufgetragen und die ausgehungerten, ermüdeten Spätlinge bekamen nur, was übrig geblieben. Das war aber blutwenig bei dem herzhaften Appetit der rechtzeitig eingetroffenen Räuber und Soldaten. Nach Tisch kamen die Eltern und Geschwister in das schöngelegene Forsthaus, seit langen, langen Jahren Lieblingsaufenthalt der Frankfurter. Hassel hatte wohlweislich nicht Lust, mit seiner Schautruppe in geschlossenen Reihen den Heimweg anzutreten.

Er hätte seinen Mitbürgern keine saubere frische Knabenschar wie am Morgen vorführen können; nur allzu viele schienen

Digitized by Google

nach einem solch herrlich durchtobten Tage reif für „Krähwinklers Landsturm" und diese Kandidaten überließ er gern schon im Walde den Eltern. Sein Wunsch und Zweck war erreicht: tagelang sprach man in der Stadt von dem schönen und gelungenen Maifest der Hasselaner und auch, wie es doch recht und gut sei, wenn eine Schule solche Feste und ihre Zurüstung in den Kreis ihres Leib und Seele unserer deutschen Jugend umfassenden Lehrplanes aufnehme.

Die unteren Klassen der Anstalt waren nach ein paar Jahren durchlaufen. Schon unterhielten sich die Mitschüler von den Hoffnungen, in diesem oder jenem angesehenen Handelshause der Vaterstadt zur Lehre angenommen zu werden. Ich wollte an solchen Gesprächen nicht teilnehmen; keine frohen Gedanken weckte die Aussicht, in zwei, drei Jahren die Schule beendigt zu haben und dann in einem Kontor zu vierjähriger Lehrzeit einzutreten. Für den Kaufmannsstand fühlte ich nicht die geringste Neigung, würde auch schwerlich Geschick dazu gezeigt haben. Je näher die Entscheidung heranrückte, desto stärker wurde die Sehnsucht nach einer gelehrten Ausbildung und zwar mit dem Wunsche, der in noch schwankenden Umrissen frühe sich gezeigt, dermaleinst Geistlicher zu werden. Immer häufiger und dringender sprach ich Mutter den lange gehegten Wunsch aus; ihn zu erfüllen fiel ihr, der Witwe, ganz besonders schwer. Durch das Hasselsche Institut würde voraussichtlich der Sohn schon nach sieben Jahren auf eigenen, selbständigen Füßen stehen, während Gymnasium und Hochschule mit ihren beiden Schlußprüfungen noch zwölf Lehrjahre beanspruchten. Dazu kam, daß Mutter ihren Jungen lieber als Juristen denn als Pastor gesehen hätte. Wäre sie ein Mann gewesen, so äußerte sie oft, dann würde sie nur den Beruf eines Rechtskundigen erwählt haben. Furchtlos die Sache der Armen und Unterdrückten vor Gericht zu vertreten, mannhaft und beredt ein angetastetes oder gar vergewaltigtes Recht zu verteidigen, schien ihr schönste Lebensaufgabe. Die gute, wackere Mutter mit ihrem klaren, scharfen Rechtssinn, mit ihrem strengen

Digitized by Google

Pflichtbewußtsein! Unter den Frauengestalten Shakespeares war ihr keine lieber als die kluge Porzia im Kaufmann von Venedig.

Während Mutter noch mit der Entscheidung zögerte, führte Gott dieselbe herbei. Im Januar 1844 wurde ich plötzlich — ich weiß nicht aus welchem Grunde — schwer krank. Tagelang lag ich bewußtlos da; der Hausarzt war ernstlich um das Leben besorgt. Eines Nachts — so erzählte Mutter später — faselte ich in aufgeregten Fieberträumen aufs Heftigste, studieren zu wollen. Der Arzt riet Mutter, wenn solche Fieberschauer sich wiederholen sollten, vielleicht zu ihrer Besänftigung die Zusage zu geben, als ob sie es mit einem Wachenden zu tun habe. Wunderbarer Weise gelangte die gegebene Zusage in der folgenden Nacht, in der das Nervenfieber den Höhepunkt erreichte, an die Schwelle des Bewußtseins und weckte im Fieberschauer des Bewußtlosen die Bitte: aber nur Theologie studieren zu dürfen. Die erschreckte, um das Leben ihres todkranken Kindes besorgte Mutter ließ sich auch diese Zusage abringen. Ruhig schlief der Knabe nun weiter. Am anderen Morgen bemerkte der erstaunte Arzt, daß die arge Krankheit gebrochen sei; das tolle Fieber hörte auf, langsam kehrte nach tagelanger Abwesenheit das Bewußtsein zurück. Was das auffälligste: die Erinnerung an den sonderbaren Vorgang war in der Seele haften geblieben. Mutter sah sich an die dem todkranken Kinde gegebene Zusage gebunden; sie erschien ihr als von Gott ihr abgerungen und dann auch von ihm eingegeben. Der Würfel war gefallen. Erstaunlich rasch ging die Wiedergenesung vor sich: die schwere Krankheit schien nur als Helfer zur Entscheidung gesandt, der nach Ausrichtung seiner Aufgabe alsbald verschwand. Mir aber gab der außergewöhnliche Fall während der Schulzeit bis ins köstliche Amt hinein zuversichtliches Geleite, daß der erwählte Beruf Gottes Wille sei. — Zwei weitere bedeutsame Vorfälle, wenn auch ganz anderer, menschlicher Art, aus der für mich so entscheidungsvollen Zeit sind mir im Gedächtnis geblieben; sie seien hier erwähnt.

In jenen Tagen war auf seinen Vortragsreisen durch Deutschland Dr. Scheve auch nach Frankfurt gekommen, um seine Auf-

Digitized by Google

sehen erregende Schädellehre weiteren Kreisen bekannt zu machen. Er besuchte Mutter, die für alle Erscheinungen auf geistigem Gebiete die regste Teilnahme hatte und von dem geistvollen und sicheren, siegesgewissen Vortrage des begabten Schülers von Gall vorübergehend sich fesseln ließ. Die Lehre verblüffte sie, daß die Entwicklung und Äußerungen der einzelnen Seelenvermögen in gleichem Verhältnis zu der räumlichen Entwicklung der willkürlich ihnen zugewiesenen Hirnpartien stehe, man demnach an gewissen Erhabenheiten oder Vertiefungen der Schädeldecke den Besitz oder Mangel eines Seelenvermögens unterscheiden könne. Scheve schaltete und waltete wie ein Selbstherrscher auf seinem Gebiete; auf einer von ihm hergestellten Abbildung des Menschenschädels steckte er dreißig und mehr unterschiedlichen Seelenvermögen ihr Gebiet ab und machte sich anheischig, mit unfehlbarer Sicherheit angeben zu können, ob das betreffende Seelenvermögen an dem ihm zugewiesenen Wohnort sich aufhalte oder nicht. Mutter hielt seine Schädellehre für einwandfreies Ergebnis der Wissenschaft, vor deren ernstem Richtstuhl sie sich nur allzubald als Hirngespinst erwies. Ihr lag daran, Scheve seine Kunst an dem Sohne erproben zu lassen. Ohne ihm etwas von der kürzlich getroffenen Berufswahl zu sagen, bat sie den Gast, den Knabenschädel zu untersuchen. Nach wenigen Griffen hatten die langen, tastenden Finger durch den mächtigen Haarwulst, den kaum ein Kamm bewältigen konnte, an den vermeintlichen Buckeln und Vertiefungen der Schädeldecke mit der Sicherheit einer Kartenschlägerin oder eines Sterndeuters abgelesen: nicht für den kaufmännischen Beruf, wohl aber für das Studium vorzüglich geeignet, in erster Linie für Rechts- und Heilkunde, aber gar nicht für die Theologie. Ich entsinne mich nicht mehr, an welchem Teil der Schädeldecke von dem Gebietsverteiler die Wohnstätte der Theologie angewiesen war, wohl aber noch, wie sich Scheve herauszureden suchte, als ihm Mutter den Sachverhalt mitteilte.

Fast um die gleiche Zeit und in jungen Jahren erhielt ich aus nächster Nähe eine weitere heilsame Belehrung, mich nicht von rasch vorübergehenden Moderichtungen des Zeitgeistes und

Digitized by Google

seinen ebenso rasch gestürzten Tagesgötzen bestricken zu lassen. Der bekannte Ronge war auf seinen Triumphzügen durch Deutschland nach Frankfurt gekommen und hier in einer Weise gefeiert worden, wie ich eine ähnliche, an Menschenvergötterung streifende Begeisterung selbst im Jahre 1848 nicht erlebt habe. Der neue „Reformator" hielt mit seinem getreuen Dowiat von Sachsenhausen aus wie ein König seinen Einzug in der alten freien Reichs- und Krönungsstadt; an der Mehlwage in der Fahrgasse, unweit unsrem Gymnasium, fand ein feierlicher Empfang statt. Sobald unser Rektor Vömel davon erfuhr, schloß er das Gymnasium: wir Schüler sollten den „großen Mann" sehen und mit Hurra begrüßen. Der Kirchenrat der deutsch-reformierten Gemeinde öffnete den beiden Mundhelden die Kirche. Wo am Tage des Herrn die feiernde Gemeinde aus dem Worte Gottes sich erbaute, da lauschte nun allabendlich Kopf an Kopf die Menge und erhitzte sich an den radikalen, von nichtigen Redensarten aufgeblähten Großsprechereien von Ronge und Dowiat. Die ganze Stadt war wie von einem Rausch und Taumel ergriffen; Treitschke deutet recht, wenn er sagt, daß die fieberische politische Freiheitssehnsucht des Zeitalters sich an jeden Strohhalm anklammerte und alles willkommen geheißen, was den alten Gewalten in Staat und Kirche irgend widerstrebte. Durch eine Überfülle von Banketten und Festessen hatten sich die Gefeierten durchzuarbeiten; sie taten es unverdrossen wie Klas Avenstacken im Märchen sich durch den Pfannkuchenberg durchaß. In einem befreundeten Haus traf Mutter mit dem Helden des Tages zusammen; sie hatte ihren Jungen mitgenommen und stellte den Sextaner dem gefeierten Reformator als künftigen Pastor vor. Ich stand vor ihm erwartungsvoll, eine ernste, fromme Aufmunterung für den erwählten Beruf zu erhalten; und was sagte der Mensch? „Das ist schön, mein Junge, da lern du vor allen Dingen tüchtig turnen." Gewiß: ein Überguß eiskalten Wassers wäre mir in diesem Augenblick nicht schreckhafter gewesen. Mit Tränen erklärte ich zu Hause, nie wieder etwas von dem Schwätzer hören zu wollen. Ich habe Ronge doch noch einmal nach langen, langen Jahren gehört, ein paar Monate vor seinem Tode (1887)

Digitized by Google

in einer abgelegenen Wirtsstube in Wiesbaden vor einem Häuflein „Freireligiöser“: eine bemitleidenswerte Erscheinung dieser hinfällige, selbst von den einstigen Anhängern vergessene, äußerlich und innerlich verkommene, gebrochene Mann, bei dem, wie die völlig inhaltleere Ansprache verriet, nur seine hohlen, windigen Redereien treu bis zuletzt ausgehalten hatten.

Der für das ganze fernere Leben entscheidungsvolle Wechsel der Schule traf uns nicht mehr in den alten, trauten Wohnräumen der Münzgasse; nach dem Heimgang von Vater schienen sie uns allesamt verödet. Darum ergriff Mutter gern die günstige Gelegenheit, als 1842 die städtische Heuwage auf dem Roßmarkt frei wurde, das zwischen dem Goetheplatz und der Töpfergasse schön gelegene Eckhaus zu mieten. Die ungemein schmale Häuserzeile vom Theaterplatz zum Roßmarkt (die zwei Eckhäuser haben nach den beiden Plätzen zu, nur etwa drei Fenster Breite; keins der Häuser, wenn ich nicht irre, besitzt auch nur einen kleinsten Lichthof) war noch nicht lange an der Allee aufgerichtet; durch sie entstand ein Hintergäßchen, die Töpfergasse, die den Bewohnern als schwer vermißter Hof oder auch als Werkstätte diente. Ich kann heute noch nicht begreifen, was die Väter der Stadt veranlassen konnte, den freien, schönen Goetheplatz, den einzigen damals in der Stadt, der, mit prächtigen Bäumen besetzt, den Bürgern als Spaziergang diente, um diese Häuserreihe und die anstoßende, meist unsauber gehaltene Gasse zu schmälern. Das Eckhaus nach dem Roßmarkt war städtisches Eigentum geblieben, seit 1825 die Heuwage dahin verlegt. Vor dem Hause nach dem Roßmarkt hin befand sich die Wage, im Erdgeschoß ein größerer Raum, den sich die Stadt für den Wagemeister vorbehalten; die darüber befindlichen beiden Stockwerke, je drei Zimmer und Küche enthaltend, hatte Mutter gemietet. Nur an zwei Vormittagen der Woche wurde der untere Raum von dem Wagemeister für ein paar Stunden benutzt, ich glaube am Mittwoch und Samstag. Unweit in der Bockenheimergasse bis hinaus vor die Anlage

Digitized by Google

ſtanden an den Tagen die hochbeladenen Heuwagen vom Lande. Sobald ein Handel abgeſchloſſen, fuhr der Wagen vor unſer Haus, wurde auf die Wage geſtellt, genau unterſucht, ob ein geriebener Verkäufer das Gefährt nicht mit Steinen zum Schaden des Käufers belaſtet habe. Nachdem die Zugtiere ausgeſpannt, wurde das Gewicht feſtgeſtellt; dann mußte der entladene Wagen nach ein paar Stunden wieder vorfahren zur Feſtſtellung des verkauften Heus nach Abzug des Gewichtes des leeren Wagens. Nun erſt war unter den Polizeiaugen der Obrigkeit der etwas umſtändliche Handel abgeſchloſſen; der Preis für das gekaufte Heu mit einem geringen Aufſchlag an Markt- und Wägegeld wurde entrichtet. Punkt zwölf Uhr verlies der Wagemeiſter die leere Amtsſtube und händigte die Schlüſſel der Mieterin des Hauſes ein. Nur noch bis zu unſerem Wegzug aus der Heuwage 1846 blieb der kleinſtädtiſche Brauch aus der „guten, alten Zeit.“ Die Stadt verkaufte ihren Beſitz. Der ihn erworben, ſetzte ein Stockwerk auf, veränderte auch die Außenſeite des Hauſes und wandelte den Raum des Wagemeiſters zu einem offenen Ladengeſchäft um.

Ein Stück von Altfrankfurt war damit zu meinem Leidweſen aus dem anheimelnden Stadtbild gebrochen. Das nun entfernte Überbleibſel altväterlichen kleinſtädtiſchen Brauches auf dem Platz, der trotz ſeines Namens mit Pferden ſo gar nichts mehr zu ſchaffen hatte, war gerade zu meiner Luſt redſelig geworden, mir von längſt vergangenen Zeiten zu erzählen, die hier noch leiſe wie ein Schattenriß umgingen. Die Heuwage lag nicht in der Altſtadt und doch war bereits ein halbes Jahrtauſend vergangen, ſeitdem Frankfurt die ganze Umgebung in den Schutz und Trutz ihrer Stadtmauern und auch Stadtrechte aufgenommen. Zum zweiten Male nun ſchon war der Mauergürtel für die ſich mehrenden Bewohner zu enge geworden. Da gab — es war dem Gymnaſiaſten angenehm zu hören, daß es gerade fünfhundert Jahre vor ſeiner Geburt geweſen — Kaiſer Ludwig der Bayer 1333 den Befehl, die alte Befeſtigung, die ſich längs dem Liebfrauenberg an der Katharinenpforte vorbei an dem Kornmarkt und Hirſchgraben hinzog, zu durchbrechen und eine Neuſtadt in

Digitized by Google

das Gebiet der umwallten Stadt einzuziehen. Die Stadt Frankfurt hatte solche kaiserliche Huld wohl verdient. Zwanzig Jahre hindurch hatten die wackeren Bürger standhaft und fest zu Kaiser Ludwig in seinem furchtbaren Kampf wider den Papst gestanden und hatten unerschrocken und trutzig das tief in das Familienleben einschneidende päpstliche Interdikt über sich ergehen lassen.

Das neue Stadtgebiet übertraf räumlich das alte um das Vierfache, zunächst viel zu groß für den Überschuß der Bevölkerung, die in den alten engen Gassen kein Unterkommen mehr gefunden. So blieb längere Zeit ein großer Teil Ackerland; die Bürger konnten auf städtischem Boden und im Schutz des Walles ihren Kohl bauen. Die heutigen vier großen Plätze, der Roßmarkt, der Schiller-, Theater- und Goethe-Platz, bildeten Jahrzehnte hindurch ein einziges Stück Feld, auf das die gürtelartig um die Altstadt sich legende, noch während der beiden folgenden Jahrhunderte nur auf der Nordseite mit Häusern besetzte Zeil breit und weit auslief. Auf den erhaltenen großen Blättern des Belagerungsplanes von 1552 finde ich bereits auf dem ausgedehnten Ackerland Häuserblocks eingetragen, durch welche das einst ungeteilte Stück Land in die vier heutigen Plätze mit ungleichem Lageplan abgegrenzt ist.

Deutlicher wie heutzutage war in der Umgebung der Heuwage eine andere Erinnerung an die Einverleibung dieses Stadtgebietes im vierzehnten Jahrhundert zu erkennen. Die Erweiterung hatte eine Reihe von Gutshöfen aus der Nachbarschaft in die Stadt und ihren Schutz einbezogen. Sie blieben noch eine Weile unangetastet; ihren Besitzern mochte wohl ein Teil des großen Ackerlandes angehört haben. Mit der Zeit veränderte sich ihre ursprüngliche Lage nicht, auch nicht daß der Zugang in den Hof auf beiden Seiten mit Toren abgeschlossen war; die Umgrenzung des Hofes war aber allmählich mit Häusern besetzt, deren Bewohner in dem geräumigen, von der Straße abgesperrten, eingeschlossenen Hofe ein behagliches, zurückgezogenes Sonderleben führten. Wir Knaben drangen oft und gern in diese altertümlichen Höfe ein. In der Mitte stand manchmal noch ein Zieh-

Digitized by Google

brunnen wie auf dem Lande, um den Brunnen oder sonst im Hofe eine alte Linde und man erzählte uns, daß sie noch aus der Zeit stamme, da dieser Hof weit draußen im Felde gelegen. Die traulichen Höfe sind nun wohl all verschwunden, mit hochragenden, dichtbewohnten Straßen durchzogen, deren Namen nur noch, wie die Junghof-, Rothof-, Taubenhofstraße, an die einstigen Plätze erinnern.

Digitized by Google

8. Der Gymnasiast.

Mit Beginn des Sommerhalbjahrs 1844 trat ich in das Gymnasium ein, das seit einem Jahrfünft sich nicht mehr in den von 1529 an ununterbrochen innegehabten Räumen, dem Barfüßerkloster, befand. Damals war der alte Bau bereits bis auf die letzte Spur aus dem Wege geräumt. An Stelle der längst baufällig gewordenen Klosterkirche steht nun die nach 44 Baujahren endlich 1833 eingeweihte Paulskirche, in welcher 1848 das deutsche Parlament tagte; wo über dem schlichten, stillen Kreuzgang des Klosters mehr wie drei Jahrhunderte die Klassenzimmer des Gymnasiums untergebracht waren, wurde bereits das Jahr nach dem Wegzug der Grundstein für den von dem berühmten Berliner Baumeister Stüler entworfenen Neubau der Börse gelegt, die nun freilich auch wieder aus dem ihr zu eng gewordnen Haus in das leider versteckte[1]) Prachtgebäude am Börsenplatz übergesiedelt ist. Nur die nahegelegene Barfüßergasse erinnert in ihrem Namen an die für die evangelische Kirche und Schule Frankfurts weihevolle Stätte des einstigen Franziskanerklosters. Unvergessen hat uns zu bleiben, daß gerade die

1) Ein schwer verständliches, durch übel angebrachte Sparsamkeit der reichen Stadt kaum zu entschuldigendes Ungeschick hat diesem Monumentalbau ebenso wie dem des Justizpalastes keinen freien, offenen Platz gegönnt, um zur vollen Geltung zu gelangen. Man muß die beiden Verstecke schon ausfindig zu machen suchen, freilich dann auch zum Ärger, daß der Kunst gewissermaßen verwehrt wird, ihre wohltuende Wirkung auf die Bürger auszuüben.

Digitized by Google

geistlichen Söhne des seraphischen Franziskus von Assisi, die vierzig Jahre nach dem Tode ihres Stifters sich in der freien Reichs- und Krönungsstadt niedergelassen, bereits im Juni 1529 ihr Klosteranwesen dem Rate der Stadt übergaben. Vier Wochen später hielt der Guardian des Klosters in der Kirche eine Reformationspredigt, nach zwei Jahren wurde zum ersten Male in ihr das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt an die Gemeinde ausgeteilt. Der Rat hatte alsbald nach der Übergabe die Klosterkirche zur zweiten Stadtkirche erhoben; sie wurde die protestantische Hauptkirche, als der Dom 1548 (S. 60) den Katholiken wieder eingeräumt werden mußte.[1]) In dem ausgedehnten Kloster war auch das Pastorat des Seniors der lutherischen Geistlichen untergebracht. Zwanzig Jahre (1666—1686) wohnte in dem an die Kirche anstoßenden Seniorat der damals noch jugendliche „Reformator nach der Reformation" Spener. Von seiner Studierstube im Barfüßerkloster nahmen seine collegia pietatis den Ausgang zu ihrem unter Führung des heiligen Geistes tief und nachhaltig wirkenden, reichgesegneten Zug, man darf wohl kühnlich sagen, durch die gesamte deutsche Kirche der Reformation, ja noch über die Landesgrenze hinaus. Die Gymnasiasten hätten von ihren Klassenzimmern über die niedrige Wasch-

1) Aus dem 17. Jahrhundert liegen mir zwei Zeichnungen von dem Innenraume der Kirche vor. Über dem Chor weiset die Jahreszahl 1653 auf die Zeit einer neuen Instandsetzung der Kirche; der auf der Kanzel und am Altar angedeutete, mit der Halskrause wie heute noch in Hamburg versehene Geistliche könnte wohl der Senior Spener sein. Das Bildchen zeigt ein schmales Langhaus, eine Saalkirche; der Innenraum erinnert an den einheitlicheren, mächtiger wirkenden, auch viel prunkhafteren der zur Zeit Speners eingeweihten Katharinenkirche, die nach dem Abbruch der Barfüßerkirche zur Hauptkirche Frankfurts bestimmt wurde. In beiden Kirchen befindet sich die Kanzel in der Mitte der einen Langseite, alle Kirchbänke zur Rechten und zur Linken ihr zugekehrt. Infolge davon sieht die eine Hälfte der Gemeindeglieder die andre während des Gottesdienstes an und beide Teile müssen seitwärts zum Prediger aufblicken. Auch der andre Übelstand tritt ein, daß während des Altardienstes die eine Hälfte vor ihren Kirchenbänken eingepfercht zu stehen hat. Nur wer auf dem Lettner gegenüber der Kanzel Platz genommen, sitzt dem Prediger, wie sichs gehöret, gegenüber.

Digitized by Google

küche weg den ehrwürdigen Senior in seinem Pfarrgarten lustwandeln sehen können, wenn Spener sich solche Erholung gegönnt hätte; jahrelang hat der ungemein fleißige, von aller Welt angelaufene Geistliche den vom Straßenlärm abgelegenen einstigen Klostergarten nicht betreten.

Gleich bei Übergabe des Klosters 1529 verlegte der Rat das Gymnasium in den Teil des großen Anwesens, der zur Seite des langezogenen Kirchenchors um den Kreuzgang herum die Mönchsgelasse enthielt. Gerade vor einem Jahrzehnt war diese Lateinschule gegründet worden, das erste verheißungsvolle Zeichen von dem Anbruch der Reformation, jetzt durch die Übersiedelung in das eingegangene Barfüßerkloster gleichzeitig mit der in der Klosterkirche verkündeten Reformationspredigt ein weiteres schönes Zeichen innigen Verbandes der evangelischen Kirche und Schule nun auch in Frankfurt. Da hat die evangelische Kirche Wand an Wand mit ihrer hohen Schule gehauset, auch geistig wie Brüder aus gleichem Stamme unter demselben Dach, beiden ganz gewiß zu reichem Segen für Jung und Alt in der Gemeinde. Bereits 1519 haben edle Patrizier der Stadt, wie die Glauburg, Holtzhausen, Fürstenberg, Stallburg den Wilhelm Nesen, einen begabten Schüler des Erasmus und mit Zwingli befreundet, zum Lehrer der Bürgerskinder in griechischer und lateinischer Sprache berufen; auf der Durchreise nach und von Worms 1521 hat Luther die neugegründete, lateinische Schule besucht und einige ihrer Schüler unter eindringlicher Vermahnung gesegnet. Hieß das Gymnasium anfänglich wegen seiner, den vornehmsten Familien angehörigen Schüler die Junkerschule, dann seit ihrer Überführung in das Kloster, die Barfüßerschule, so bürgerte sich doch bald der Name ein, den es als einzige städtische Schule mehr wie drei Jahrhundert bewahrt hat. Unter den Bürgern war die Schule volkstümlich; auch wessen Söhne nicht in ihr ausgebildet wurden, nannte sie gern und mit einem berechtigten Anflug von Stolz: unser Gymnasium. Denn so lange Frankfurt freie Reichsstadt gewesen, war „unser Gymnasium" die einzige Pflanzschule gelehrter Bildung ihrer Söhne. Alle Rechtskundige, alle Ärzte, die Geistlichen und Professoren des kleinen, unab-

Digitized by Google

hängigen Gemeinwesens waren aus dem städtischen Gymnasium hervorgegangen; unter ihnen im Laufe der langen Jahre nicht wenige, deren Name genannt wird, wann immer unser deutsches Volk seine besten und tüchtigsten Söhne aufruft. Wer ein rechter, treugesinnter deutscher Knabe gewesen, wird von der Väter und Urväter Zeiten her als Mann lebenslang in pietätvollem Gedächtnis die Anstalt und ihre Lehrer bewahren, die uns auch auf dem Wege humaner Ausbildung gefördert und unterwiesen haben; dieser Lehrer schönster, wohlverdienter Lohn ihres wohl köstlichen, aber auch schweren, entsagungsvollen Berufes. Das Frankfurter Gymnasium kann eine glänzende Reihe lehrbegabter und lehreifriger Professoren aufweisen, die dort im alten Barfüßerkloster an ihm gewirket; auch in unserer Schulzeit einige, denen wir mit das Beste, was wir in diesem Leben erworben, zu danken haben.

Die älteren Mitschüler, die noch im Barfüßerkloster gewesen, erklärten uns neu eingetretenen Sextanern den Tausch für einen günstigen. Der alte verlassene Bau sei arg verwittert gewesen, im Äußeren um den Klosterhof düster, die aus Mönchszellen hergestellten Klassenzimmer dunkel und niedrig, die Luft in ihnen und den langen Gängen vor den einstigen Zellen dumpfig, muffig, als ob kein frischer Lufthauch seit Jahrzehnten durch sie gestrichen. Das konnte man den jüngst bezogenen Gelassen nicht nachsagen. Die Väter der Stadt hatten ihrem Gymnasium im Osten die neue Wohnstätte angewiesen, wiederum in der Nähe alter, lange bereits eingegangener geistlicher Stiftungen. Schon der Name der Straße wies auf die Nähe derselben hin: Predigergasse, daran anstoßend die andere „Hinter den Predigern."[1]) Unweit dem

1) Die etwas seltsame Straßenbezeichnung gab meinem alten Mitschüler, der jahrelang in Petersburg weltlicher Vorsitzender des Konsistoriums gewesen, Geheimrat Basil von Reutern, den erwünschten und bei Festmahlen im Kreise evangelischer Geistlichen der russischen Hauptstadt oft wiederholten Stoff zu Tischreden, daß er wie in Vorahnung seines späteren Amtes bereits als Gymnasiast „hinter den Predigern" her gewesen. Mein Freund Reutern war einer der Söhne des bekannten russischen Obersten von Reutern, der nach dem Verlust seines rechten Armes in der Schlacht

Digitized by Google

neuen Gymnasium hatte sich bereits 1233 der andere Bettelorden niedergelassen, der sich von jeglichem Besitz losgesagt und völlige Armut gelobt, um damit freie Hand zur Bekämpfung und Verhütung der Ketzerei hauptsächlich durch die Predigt zu gewinnen. Der Stifter Dominikus hat bereits dem Orden den Namen gegeben: ordo fratrum praedicatorum. Alsbald nach ihrem Einzug in die Stadt errichteten die Predigermönche Kloster und Kirche auf dem von ihnen erworbenen oder vielleicht auch von dem frommen Rat geschenkten Platz im Osten der Stadt, dicht am Wallgraben, der sich um die erste, vor fast einem Jahrhundert notwendig gewordene Erweiterung der Stadt hinzog. Sie haben für ihre Arbeit unter Ketzern nicht die Nachbarschaft der Judengasse aufgesucht. Erst ein Jahrhundert später (1349) hat die christliche Bürgerschaft sich das Eigentumsrecht über die zahlreich eingedrungenen Juden erkauft; ein weiteres Jahrhundert (1460) verging, bis die in steigendem Grade unbeliebt gewordenen Fremdlinge in dem dicht an das Dominikanerkloster anstoßenden Ghetto eingezwängt wurden. Wir Gymnasiasten gingen bei unsrem Schulweg gleichgültig an dem alten, schnöde verunstalteten Klosterbau vorüber, der seit über vierzig Jahren als Warenniederlage diente. Wir ahnten nicht, welche reiche Kunstschätze dies nach dem Dom denkwürdigste Gotteshaus der Predigermönche einst[1] besessen; ich ahnte erst recht nicht, daß ich ein halbes Jahrhundert später (1898) in der wieder hergestellten Klosterkirche eine evangelische Predigt halten würde, die den ersten Besitzern, dem ordo fratrum praedicatorum, wohl als schwere Ketzerei erschienen wäre.

---

bei Leipzig die reichliche Muße verwandte, sich zum Maler auszubilden. Nachdem er ein adliges Fräulein in Kurhessen geheiratet, verbrachte er die fernere Lebenszeit in Frankfurt. Er verstand bald den Pinsel mit der ihm gebliebenen linken Hand so gut zu führen wie früher mit der rechten das Schwert; seine Ölgemälde, zumal die reizenden Genrebilder aus dem Schwälmer Bauernleben, waren zu ihrer Zeit geschätzt. Wie manches Mal habe ich als Gymnasiast den ehrwürdigen frommen Lidländer, ein ritterlicher Balte von echtem Schrot und Korn, in seiner Malwerkstätte an der Hanauer Landstraße über der Arbeit gesehen.

1) Ein großer Teil ist gegenwärtig in dem städtischen historischen Museum untergebracht und bildet dessen wertvollsten Besitz.

Digitized by Google

Auch das neue Gymnasium in der Predigergasse stand auf geistlichem Boden. In unsren Klassenräumen — so munkelte man — hätten einst Äbte gehauset und ein lustigeres Leben geführet, als uns Lateinschülern darin beschieden war. Als die geistlichen Söhne des h. Bernhard, die Zisterzienser, bei ihrem regen Trieb nach Ausbreitung im zwölften Jahrhundert auch über Köln in unser Vaterland gezogen kamen, ging ihr Hauptweg zwar tief hinein in das nordöstliche Deutschland und in das Gebiet der noch heidnischen Wenden im heutigen Brandenburg und Mecklenburg; ein Teil aber wandte sich südöstlich und hat sich mit seiner dankenswerten, mustergültigen Kulturarbeit auch in der Wetterau ansässig gemacht. Hier und zwar in Arnsburg unweit Gießen haben die wackern geistlichen Kolonen bereits 1149 eine ausgedehnte, im Laufe der Jahre reich gewordene Abtei angelegt. Die Blütezeit des Ordens ging vorüber; die neu aufkommenden Bettelorden, die Franziskaner und Dominikaner, taten ihm vielen Abbruch; in den sich entleerenden reichen Klöstern zog Üppigkeit und Wohlleben ein. Den Äbten scheint es in der Wetterau etwas einsam geworden zu sein. So bauten sie sich in der glänzenden, unterhaltsamen freien Reichsstadt den Arnsburgerhof, der ihnen als Absteigewohnung diente, wenn sie sich geschäftlich oder auch zu vermeintlicher Erholung in Frankfurt aufhielten. Auch diese Zeit ging vorüber. Die Reformation räumte ebenso mit den Zisterzienseräbten in der Stadt auf, wie sie es mit den beiden Bettelorden in ihren Mauern getan. Der Äbte stattlicher Bau in der Predigergasse war nun dem Gymnasium zur Heimstätte überwiesen; als ob auch im vorigen Jahrhundert noch der Rat der Stadt andeuten wollte, daß er einen wenn auch lockern, hier nur örtlich bemerkbaren Verband zwischen Kirche und Schule bewahren wolle. Wie sehr dieser Verband in unsrer Schulzeit noch betont wurde, führte uns Gymnasiasten zweimal im Jahre die Einladungsschrift des Rektors zu den „Progressionsfeierlichkeiten" (Klassenversetzungen) zu Gemüte, die je und je anhuben: „Mit hoher Genehmigung eines hochwürdigen ev.-luth. Konsistoriums." Die geistliche Behörde hatte demnach — uns Knaben etwas unverständlich — die Erlaubnis zu erteilen, daß

Digitized by Google

unser Rektor die öffentlichen Prüfungen „ehrerbietigst und ergebenst“ anzeigte.[1])

Der Gang ins Gymnasium war dem Sextaner kein so kranker, freier wie jahrelang der ins Hasselsche Institut. Von all den lustigen leiblichen Übungen, die hier im frischen Zuge der Zeit eifrig betrieben wurden, war in der altehrwürdigen, dabei aber auch etwas altersschwach gewordenen Lateinschule keine Rede. Mit seinen Zöglingen wie ein Emporkömmling zu prunken und sie ab und zu den Bürgern zur Schau zu stellen, lag dem hochangesehenen Gymnasium fern. Wie ein alteingesessener Patrizier hatte es nicht mehr um die Aufmerksamkeit und Gunst der Bürger zu werben; es fühlte sich in der unbestrittenen Stellung sicher und vornehm geborgen, die einzige Pflanzschule gelehrter Ausbildung für die Söhne des freien, unabhängigen Gemeinwesens zu sein. Ihre Zöglinge konnten ihm all die neu aufkommenden Schulen und Institute nicht abwendig machen; sie waren ihm gesichert. Auch den Sextaner schon ergriff bald das gehobene Gefühl, in die von Allen gefeierte Gelehrtenschule aufgenommen zu sein; das stolz die Brust schwellende Gefühl war stark genug, die früher genossenen Freuden zu verschmerzen, willig auf sie wegen der Ausrüstung zur nun eingeschlagenen, so viel begehrteren Laufbahn zu verzichten. Ein anderer Übelstand des Wechsels war nicht so rasch verwunden und übte kurze Zeit ungünstige Wirkung aus. Um der völligen Unkenntnis der lateinischen Sprache willen, des Herzpunktes der gelehrten Ausbildung, kam ich in die unterste Klasse und saß da unter anderthalb bis zwei Jahre jüngeren Knaben, ein merklicher und auch empfindlicher Unterschied in diesem Alter. Vielleicht wäre klüger gewesen, mich zu Hause durch Privatunterricht in der unbekannt gebliebenen

---

1) Ab und zu trug die Einladungsschrift lateinischen Titel; dann wenn der Rektor sie mit einer entsetzlich trocknen, gelehrten Abhandlung schmückte. Sie lautete dann: examina solemnia Gymnasii Francofurtensis jussu et auctoritate summe venerandi consistorii Aug. Conf. hoc ipso verno tempore publice celebranda indicit D. J. Th. Voemelius, rector et professor.

Digitized by Google

Sprache rasch so weit vorbereiten zu lassen, um in eine höhere Klasse zu Altersgenossen aufgenommen zu werden. In all den übrigen Lehrfächern der Klasse war der Hasselaner seinen Mitschülern voraus; so schlich sich für sie Unachtsamkeit und Müßiggang ein, damit Rückschritt in dem bereits erlangten Besitz. Auch die langsame, schleppende Weise, wie den jungen Kameraden die Anfangsgründe des Lateinischen beigebracht wurden, erzeugte Langeweile, sie dann wieder bedenkliche Nachlässigkeit im Lernen, Erschlaffen der allzeit bis dahin regen Lernfreudigkeit. Mir wurde der unbehagliche Zustand fühlbarer als den Lehrern; zu meiner Überraschung rückte ich nach den für jede Klasse vorgeschriebenen drei Semestern in die Quinta mit der Auszeichnung des ersten Preises bei der Progressionsfeierlichkeit auf.

Vielleicht darf ein Teil der Schuld im Nachlassen des Lerneifers dem Klassenlehrer zugeschoben werden und seinem Ungeschick, auch einen trocknen Gegenstand in etwas den Schülern genießbar zu machen. Von 28 wöchentlichen Unterrichtstunden erteilte uns Scholl 20, darunter sämtliche (10) Lateinstunden. Professor Scholl — er erhielt diesen Titel nach zwölfjährigem Dienste am Gymnasium, als ich bereits Quintaner war, im Februar 1846 — verdankte die Stellung wohl weniger seiner Lehrbegabung als dem, daß er einen Konsistorialrat zum Vater hatte. Im ganzen Gymnasium, bei Lehrern wie Schülern, waren seine Kenntnisse gering gewertet; selbst wir Quintaner ertappten ihn einst auf einem groben Schnitzer im Lateinischen, als er einem Schüler mit roter Tinte als Fehler anstrich, was dessen Vater im Heft als richtig bezeichnete. Scholl mußte seinen Irrtum eingestehen; das ist aber nicht gut einem Lehrer seinen Schülern gegenüber, zumal wenn er ihnen im Verdacht steht, nicht sattelfest im Unterricht zu sein. Kaum waren wir in der fünften Klasse und hatten damit den allgemein beliebten Professor Gutermann zum Hauptlehrer gewonnen, so trat ein Wechsel ein, der uns an seiner Stelle wieder Scholl brachte. Besonders schmerzlich wirkte auf uns Knaben der Anlaß zu diesem Wechsel. Die Schulnachrichten meldeten im Herbst 1846, daß während der Osterferien der Klassenlehrer der Quarta, Professor Heß, kurz

Digitized by Google

vor seiner Jubelfeier am Gymnasium verschwunden sei. Hinter dieser kalten, dürftigen Mitteilung wollte der Rektor den Schülern verbergen, was sie und die ganze Stadt seit Monaten wußten, daß Heß Selbstmord begangen habe. Zum zweitenmal nun schon, daß ich in jungen Jahren von einem solchen Frevel eines Lehrers hörte; eine wiederholte bittere Erfahrung für einen Knaben, der gewohnt war, ehrfurchtsvoll zu seinen Lehrern aufzublicken. Und dieses Mal kein falsches Gerücht wie bei Bang und auch der Beweggrund kein so ergreifender: nicht durch Heimweh ließ sich der Professor zu der argen Sünde treiben, sondern, wie gesagt wurde, durch Schulden, die er beim Kartenspiel und Trunk gemacht habe.

Freudig wurde von uns allen im Frühjahr 1847 das Aufrücken in die Quarta und damit unter die Leitung von Professor Gutermann begrüßt, den wir in einzelnen Unterrichtsfächern bereits in den unteren Klassen lieb gewonnen. Gutermann war 1798 in Regensburg geboren, stand damals also schon im 50. Lebensjahr, seit 1839 am Gymnasium, an dem er bis 1869 tätig blieb. In den höheren Klassen — ihm war der Religionsunterricht von der Quinta bis zur Prima übertragen — ging die Nachricht unter uns Knaben um, als ob Gutermann von Schelling beeinflußt gewesen, ja auch den berühmten Philosophen persönlich gekannt habe; für uns Primaner, denen die Bedeutung des Weltweisen und in jenen Jahren sein Wiederaufleben an der Berliner Hochschule nicht fremd geblieben, genügender Anlaß, idealen Verklärungsschein auch auf den Schüler, unseren Lehrer, zu legen. In der Tat hatte Gutermann noch in seinem letzten Semester in Erlangen ein paar Vorlesungen Schellings zu hören bekommen, als derselbe während eines Erholungsurlaubs, den er aber auf sieben Jahre (1820—27) ausdehnte, sich an der Hochschule aufhielt und vor Studenten und Professoren Vorträge über seinen damaligen Lieblingsgegenstand, die Philosophie der Mythologie, hielt. Jetzt im Rückblick auf den geschätzten Lehrer und in später, verständnisvoller Wertung so mancher Äußerung ist mir ersichtlich, daß Gutermann in seiner Jugend sich dem machtvollen Einfluß dieses hochgerichteten und genialen Romantikers

Digitized by Google

unter den Philosophen hingegeben; ein von ihm veröffentlichtes Schriftchen über den Begriff und die Charaktere des Schönen bekundet diese Einwirkung. Sie hob an, als der junge Student der Theologie sich bereits dem an der Hochschule noch umgehenden Rationalismus entwunden und zumal durch Professor Kaiser dahin geführt war, daß auch ihm die Bibel als Gottes geoffenbartes Wort sein ein und alles geworden. Für sein ganzes späteres Leben wurde der Erlanger Aufenthalt entscheidungsvoll. An der kleinen Hochschule hatte sich in jenen Jahren ein Kreis von Männern zusammen gefunden, die bedeutsam und nachhaltig in die schöne Zeit der Wiedererweckung christlichen Glaubenslebens in unserem Volke eingriffen, Männer wie Pastor Krafft an der reformierten Kirche, wie Nägelsbach, Engelhardt, Schubert. Als ich in der Kandidatenzeit mit Gutermann ein Bibelkränzchen hatte, erzählt er oft, welche Anregung er von diesen Männern bekommen. Schon bald nach dem Abgang von der Hochschule hatte sich Gutermann für das Lehrfach entschieden, war zu seinen nach Frankfurt übergesiedelten Eltern zurückgekehrt und hatte 1826 eine Privaterziehungsanstalt gegründet, die aber unter seiner Leitung nicht gedeihen wollte, so daß sie nach einem Jahrzehnt an Dr. Fenner überging. Er hatte nur wenig Geschick für das praktische Leben, auch an seiner Frau — etwas vornehmen Herkommens; man flüsterte, als ob ihre Wiege im Thurn und Taxis'schen Palast in der Eschenheimergasse gestanden, in welchem die Bundesversammlung bis zu ihrer Auflösung tagte und der österreichische Bundespräsidialgesandte wohnte — nicht die geeignete Gehülfin, mütterlich und haushälterisch unter den anvertrauten Pensionären zu walten und so zu ergänzen, was dem Manne in dem umfangreicheren Haushalt und Familienleben fehlte.

Im Gymnasium war der wackere Mann besser an seinem Platze. Es konnte keinen gewissenhafteren, treueren Lehrer geben. Man fühlte ihm ab, daß er ein Herz für seine Schüler hatte und ihm unter ihnen wohler war als in seiner Familie; auch daß ihm ernstes Anliegen und Gewissenssache sei, aus den seinem Unterricht anvertrauten Jungen tüchtige Männer, fromme Christen

Digitized by Google

zu machen. Die Fertigkeit ging ihm auch als älterem Manne ab, die im Hasselschen Institut der jugendliche Bang in hohem Grade besessen, unter den Knaben in der Freistunde Knabe zu werden. Dazu fehlte seinem etwas steifen Wesen die Gelenkigkeit, dafür lebte er zu viel als liebste Unterhaltung unter seinen Büchern und in dem geistigen „Daheim", das er in seiner Jugend auf der Hochschule gewonnen, und in dem er gleichgesinnten Zuspruch in den ihm geöffneten und befreundeten Kreisen der Passavants, der v. Meyer und der anderen geistesverwandten Männer im damaligen Frankfurt fand. Nun freilich: wir Gymnasiasten hatten auch keine Freistunden, keinen Tummelplatz zu fröhlichem Spiele. Ein paar Klassenfenster im Erdgeschoß gingen in ein uns unzugängliches Höfchen, das zu einem kleinen Garten für des Rektors Töchter hergerichtet war, aber während der Schulstunden auch von ihnen nicht betreten werden durfte, um den in den heißen Sommertagen oft langweiligen Unterricht der armen Sextaner und Quintaner nicht zu stören. Im ersten Stock gewährten einige Klassenfenster einen Blick in den nahgelegenen umfangreichen und belebten Arnsburgerhof. Wir armen, in den öden Schulzimmern wie freilich etwas wilde Waldvögelein im Käfig eingesperrten Quartaner und Tertianer konnten über die niedrige Hofmauer weg, zumal in den Sommertagen und während öder Unterrichtsstunden, sehnsuchtsvoll nach den uns glücklicher erscheinenden Handwerkerkindern hinüberlugen, die sich beneidenswert im fröhlichen Knabenspiel balgten.

Und doch haben wir Gutermann den einzigen Waldausflug in all unsren neun Gymnasialjahren zu danken. Das kam aber so. Das Gerücht von einem schweren Herzeleid des geliebten Professors war auch in die Quarta gedrungen, daß ihn sein Schulweg wochenlang bei der Konstablerwache an der Ecke der Fahrgasse und Zeil vorübergeführt, während oben wegen böser Streiche hinter vergitterten Fenstern sein Sohn stand. Wir Jungen waren davon so ergriffen, daß auch die Ausgelassensten sich beeiferten, durch besondern Fleiß und ordentlichen Wandel dem sichtlich gebeugten Lehrer Freude zu bereiten. Gutermann merkte das wohl. Er befiel während dieser Leidenswochen und wohl in

Digitized by Google

ihrer Folge krank, das einzige Mal während meiner Gymnasialzeit. Als er dann seine Siele wieder aufnahm, hatten wir Knaben — im Gymnasium etwas völlig Ungewöhnliches — den Lehrstuhl in der Klasse mit Blumenkränzen ausgeschmückt. Diese kleine, zarte Aufmerksamkeit rührte den bescheidenen, schlichten Mann so, daß er uns mit Gutheißung des Rektors — ob er auch die „Genehmigung Eines hochwürdigen ev.-luth. Konsistoriums" für den außerordentlichen Fall einholen mußte, darüber wurden wir bösen Quartaner nicht einig — zu einem Waldfeste einlud. Wir waren einer solchen gemeinsamen Wanderung unter Führung eines Professors völlig entwöhnt und anfänglich auf dem Marsche etwas blöde. Das änderte sich bald, als wir hinter der Sachsenhäuser Warte im Ysenburger Walde uns lagerten und der von Gutermann vorausgesandte Wagen seine reichlichen Vorräte an belegten Butterbroten usw. hergab. Ach diese Butterbrote damals! Sie haben mich zum Mitschuldigen beim Übertreten der mosaischen Gebote gemacht. Karl Mayer Rothschild hatte seine beiden Söhne Nathanael und Willy auf Veranlassung ihres Erziehers, des bekannten Dr. Creizenach, ins Gymnasium geschickt; der ältere, Nath, war in der Quarta mein Banknachbar. Draußen nun im Walde drängte er den Kameraden, die ihm zuteil gewordenen Schinkenbrötchen gegen seine Käsebrötchen umzutauschen. Die verbotene, hier zum erstenmal genossene Frucht mundete dem befreundeten Judenknaben so vortrefflich, daß ich für ihn noch bei andern Kameraden die verpönten Stücke des als unrein verpönten Tieres eintauschte.

In Quarta wurden die lateinischen Unterrichtsstunden um zwei wöchentlich vermehrt (12). Sie wurden auch etwas unterhaltsamer, da an Stelle des straffällig öden Eutrop des Phädrus Fabeln sowie die Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos traten und beide Schriftsteller statt von Scholl von Gutermann erklärt wurden. Neu hinzu kam in der Klasse das Griechische mit sechs Stunden, sodaß den beiden klassischen Sprachen die Mehrzahl der Stunden zufiel (18 von 33). Noch ein weiterer neuer Gegenstand war zu unserer großen Freude in den Lehrplan der Klasse aufgenommen, die Geschichte, und zwar gleich von der tüchtigsten

Digitized by Google

Kraft vorgetragen. Wir hatten es in der Tat gut getroffen. Der bis dahin (seit 1830) den Geschichtsunterricht erteilende Professor Röder mußte im Frühjahr 1847 wegen andauernder Kränklichkeit seine Stunden niederlegen. Zunächst bis zu seiner Dienstentlassung nach Jahresfrist stellvertretend war Dr. Kriegk in den Lehrkörper des Gymnasiums aufgenommen worden. Der berühmte Geschichtsforscher aus Darmstadt, dem Frankfurt bald auch auf seinen Studienwegen zu einer zweiten Heimat wurde, stand damals in seinen kräftigsten Mannesjahren (geb. 1805), war frischen, regsamen Geistes, dem man die herzliche Freude abmerkte, sein Lieblingsfach den Schülern wert zumachen und durch die Geschichte einen erziehlichen Einfluß auf die ihm anvertraute deutsche Jugend auszuüben. In dankbarer Erinnerung an den gefeierten Lehrer ist mir gewiß geworden, daß das schöne und treffende Wort Treitschkes „eine Geschichtsschreibung, die nicht begeistert, verfehlt ihre Aufgabe" ebenso auch für den mündlichen Vortrag gilt; zumal vor einer empfänglichen Jugend, die von Gott die Begeisterung zur edlen Führerin ihrer Erziehung erhalten. Kriegk hatte in seinen Studienjahren zu den Füßen Schlossers als einer seiner tüchtigsten und bewährtesten Schüler gesessen und von diesem Meister für sein Lieblingsfach das πάθος des Herzens überkommen, das nicht nur den Theologen beredt macht. Ihm gelang rasch, die Geschichte nicht als ein Nebenfach im Lehrplan eines klassischen Gymnasiums von seinen Kollegen und Schülern werten zu lassen, sondern als ebenbürtig der

Digitized by Google

lateinischen und griechischen Sprache für die ideale und hochgerichtete humane Erziehung, die unseren deutschen Gymnasien obliegt. Er führte uns in die Geschichte und das Leben der beiden Völker ein, deren vollendete Sprache unsere geistige Lehrmeisterin war; worin uns diese Lehrmeisterin zu immer tieferem Verständnis unterwies, das machte uns unter Führung solch eines Geschichtslehrers stark und tüchtig, nun auch die Geschichte unsers Volkes zu verstehen und unsere Seele mit warmer Vaterlandsliebe zu erfüllen.

Bereits in der Quinta war als Lehrgegenstand die französische Sprache aufgenommen, zu meiner Zeit unter einem ebenfalls neu eingetretenen Lehrer Ernst, dem es trotz anfänglich regen Eifers nicht gelang, sein Fach, für das er sich durch jahrelangen Aufenthalt in der französischen Schweiz vorbereitet, aus der vorgefundenen Nebenstellung herauszuziehen. Bei den Kollegen und darum auch bei den Schülern galten für ein Gymnasium nur die toten Sprachen als die lebenspendenden und darum auch in erster Linie als würdig in einer Gelehrtenschule getrieben zu werden. Das hatten wir bald und gern abgemerkt, die lebenden Sprachen für minderwertig zu achten, ein müßiges Beiwerk, dem ein echtes Gymnasium und darum auch seine Schüler nur notgedrungen eine Art Schmollwinkel im Lehr- und Lernplan einzuräumen hätten. Nach kurzem Widerstreben erlahmte Ernst, wider solch Vorurteil anzukämpfen; auch uns Schülern gegenüber machte er gute Miene zum bösen Spiel und ließ den unvermeidlichen Dingen ihren Lauf. War einer noch so nachlässig und faul in seinem Unterricht, so wußten Lehrer und auch Schüler genau, daß ihnen höchstens ein ungünstiges Zeugnis ausgestellt würde, das aber völlig toter Buchstabe für Versetzung und Reifeentlassung blieb. Mein Hintermann auf der zweiten Bank, Albert Hendschel, machte sich das weidlich zu Nutze; Professor Ernst hatte auch keine Lust, ihn darin zu stören. So auch eines Tages in der Quarta. „Höre, Hendschel, ich weiß ganz gut, was du hinter dem Rücken von Dalton tust. Nun, du taugst ja doch für nichts andres als fürs Zeichnen und je eher dein Vater dich aus der Schule herausnimmt, desto besser für dich und auch die

Digitized by Google

Schule. Darum zeichne lustig weiter, unter der Bedingung jedoch, daß du mir alle Bildchen einhändigst, die du in meinen Stunden anfertigst.“ Hendschel ging auf den Vertrag ein; aber der ahnungslos ihm bis dahin als Wandschirm gedient, forderte und erhielt auch den Lohn, daß das vor dem Vertragsabschluß „hinter seinem Rücken“ gefertigte Bildchen sein Eigentum zu sein habe. Die rasch, aber trefflicher hingeworfene Zeichnung des vierzehnjährigen Knaben hat sich zufällig als loses Blatt in dem damals unvermeidlichen Stammbuch erhalten;[1]) sie zeigt schon ganz die hohe Begabung und auch den prächtigen Schalk des berühmt ge-

wordnen Künstlers, der sein Frankfurt mit dem Stift in gleicher, köstlich humorvoller Weise veranschaulicht und verherrlicht hat wie Stolze mit dem Wort.

Nur eine körperliche Übung war während der Sommermonate in den Schulplan aufgenommen, der Schwimmunterricht; die Teilnahme an ihm war dem Ermessen der Eltern freigestellt, wurde aber allgemein von ihnen zugestanden, sodaß er wie ein verpflichteter galt. Bereits unter dem Fürsten Primas und Großherzog von Frankfurt hatte Kleeblatt die Erlaubnis zur Anlage einer Schwimmanstalt am Untermainkai vor d[redacted]mals noch er-

1) In Lichtbilddruck finde die kleine Zeichnung hier ein Plätzchen; sie ist vielleicht die früheste von der Knabenhand des später so gefeierten Künstlers, die sich erhalten hat.

Digitized by Google

haltenen Mainiusel und unweit der den Altfrankfurtern wohl bekannten und gefeierten Mainlust. Sie hat ihren Platz bis heute inne, auch nachdem die Insel verschwunden. Das gesunde Vergnügen war rasch in Aufschwung gekommen und volkstümlich geworden. Die Väter der Stadt hatten die Erlaubnis zur Errichtung der Schwimmanstalt an die Bedingung geknüpft, an bestimmten Tagen und Stunden die Anstalt den städtischen Schulen frei zu geben. Was in dem Hasselschen Institut in der Schwimmanstalt gelernt, wurde nun mit Lust in alle den folgenden Jahren weiter geübt. Unter uns Gymnasiasten war ein Wetteifer ausgebrochen, wer zuerst im Frühjahr und zuletzt im Spätherbst im kalten Strom sich herumtummelte; Mutter überwand sich, ihren Sohn in diesem Eifer nicht zu hindern. Eine Art Leidenschaft des Abhärtens war über uns Quartaner und Tertianer gekommen, als der Naturmensch Ernst Mahner aus Leipzig (sein eigentlicher Name soll Karl Schlemmer gewesen sein) auch in Frankfurt auftauchte und wie einst der Rattenfänger von Hameln die Mehrzahl von uns Schuljungen in heller Begeisterung hinter sich herlockte. Selbst in den Wintertagen — selbstverständlich ohne Mantel — mit offener Brust gegen Wind und Wetter anzukämpfen, dünkte uns bei solchem Vorbild Pflicht eines deutschen Knaben. Wir wären am liebsten Spartaner geworden. In der Küche wurde nachgefragt, ob man wohl eine „schwarze Suppe“ bereiten könne, nachdem wir schon leichten Herzens den Morgenkaffee mit einem Trunk kalten Wassers und Schwarzbrot vertauscht. Nur ein ernster Riegel wurde von Mutter und auch der Schule vorgeschoben, als ich mit ein paar Kameraden um die Erlaubnis bat, mitten im kältesten Januar den „Urgesundheitsapostel“, wie er sich gern selbst bezeichnete und nennen ließ, nach der Gerbermühle begleiten zu dürfen, wo er an einer geöffneten Stelle des zugefrornen Maines ein Luft- und Wasserbad nahm und uns zur Teilnahme aufforderte. Wahrscheinlich hätte es den Jüngern so wenig geschadet wie dem Meister; wir waren bereits gründlich abgehärtet und wetterfest. So entsinne ich mich noch aus dem Winter 1848, wie wir eines Nachmittags nach Schulschluß mit Schlittschuhen bewaffnet an den nahegelegenen

Digitized by Google

Fluß eilten, dem herrlichen Eislauf zu frönen. Zu unsrer freudigen Überraschung entdeckten wir, daß das Treibeis sich seit ein paar Stunden „gestellt". Also nun frisch auf die schwankende Decke, wer zuerst das andere Ufer erreichen werde. Ich ungestüm voran. Da konnte nun doch nicht ausbleiben, daß ich dicht am Ziel an einer seichten Stelle einbrach, zum Glück nur bis an die Kniee. Hätte ich schon etwas russisch verstanden, so wäre das zauberhafte nitschewo wohl über die Lippen gekommen. Jedenfalls wirtschaftete das Wort, das Bismarck sich auf einen Ring schneiden ließ, schon unbewußt im Innern; denn die Schlittschuhe wurden angeschnallt und tüchtig mit den Kameraden um die Wette gelaufen, um warmes Blut in die nassen Beine zu bekommen. Als es dunkelte, machten wir uns auf den Heimweg. Unterwegs bemerkte ich, wie die Beinkleider hart werden wie Holzschienen; die Kälte wandelte ihre Feuchtigkeit in Eis. So durfte ich nicht nach Haus kommen; das belastende Beweisstück hätte mir das Verbot ferneren Eislaufes eintragen können. Darum rasch entschlossen in die Paulskirche, wo während der Abendsitzungen des Parlaments eine mollige Wärme wie in einer Bügelstube herrschte; auch an diesem Tage wieder. Es währte nicht lange und die Beinkleider fingen an aufzutauen und dann begann ein etwas länger dauernder Trockenprozeß. Nach einer Stunde konnte ich unbesorgt heimgehen und da auch nicht einmal ein Schnupfen als Verräter des unfreiwilligen, eiskalten Fußbades auftrat, blieb der Einbruch ohne jegliche üble Folge.

Auch für die andere, im Hassel'schen Institut eifrig getriebene körperliche Übung machte Mutter trotz der Warnung von überängstlichen Verwandten und Freunden, als ob sie die Gesundheit, wohl gar das Leben ihres einzigen Sohnes gefährde, einen Ersatz ausfindig. 1833 war der Turnlehrer August Ravenstein von Mainz nach Frankfurt übergesiedelt und hatte die erste Turngemeinde gegründet. Er fand bereiten Boden vor. Was Guts-Muths seit 1785 in Schnepfental mit seiner Gymnastik begonnen, hatte frühe, hauptsächlich durch Befürwortung zweier Lehrer an der vor kurzem (1803) ins Leben getretenen Musterschule, des bekannten Schulmannes Diesterweg und Hahn, seinen Einzug

Digitized by Google

in Frankfurt gehalten. 1815 war die Turnerei in den Lehrplan dieser Schule aufgenommen. Dann freilich setzte Preußen auch für den Sitz des Bundestages seine berüchtigte Turnsperre durch (1819). Doch nur für kurze Zeit und auch während der Sperre fuhren die Bürger der freien Stadt mit der liebgewonnenen Übung, wenn auch im Geheimen, fort. Kaum war Ravenstein ein Jahrfünft in der Stadt, so bewilligte ihm der Senat einen Jahresbeitrag von 500 Gulden für eine allgemeine Turnanstalt und weitere 400 Gulden zur billigen Benutzung derselben durch die Schulen. Mittwoch und Sonnabend des Nachmittags war die Anstalt den Gymnasiasten zur Verfügung gestellt, wurde aber von ihnen noch wenig benutzt, trotzdem Professor Gutermann in seinem Institut das Turnen als Privatunterricht eingeführt hatte. Gleich bei dem Übergang ins Gymnasium meldete mich Mutter zur Teilnahme an.

Ravenstein hatte vor drei Jahren (1841) auf dem Klapperfeld an der Seilerstraße (da etwa wo heute der Prachtbau des Justiz-Palastes steht) einen großen, von Bleichen umgebenen Platz gekauft und für seine Anstalt mit den nötigen Turngerätschaften ausgestattet. Von dem ausgedehnten, gegenwärtig völlig verschwundenen Klapperfeld und seinem Namen wurde uns kleinen Turnern fesselnde Märe berichtet. Hier unter freiem Himmel — so hieß es — seien in längst vergangenen Tagen die Kaiser nach uralter deutscher Sitte in der Weise gewählt worden, daß die freien Wahlmänner mit ihren Schwertern an die Schilde anschlugen, bis sie klirrten, klapperten. So sei es auch noch bei der Wahl Ludwig des Bayern gewesen, dem man alsbald zum Einzug die Stadttore öffnete, die man vor seinem Gegner, dem Herzog Friedrich von Österreich, rasch wieder verschloß. Als dann zwanzig Jahre später Kaiser Ludwig die zweite Erweiterung der Stadt genehmigte, wurde auch sein Wahlfeld mit in den neuen Gürtel der Festung eingezogen. Die Anstalt war bei meinem Eintritt (1844) stark besucht: 202 Erwachsene, 330 Schüler und auch 21 Mädchen. Ich blieb der prächtigen Leibesübung getreu, auch nachdem sich 1845 ein „Verein zur körperlichen Ausbildung der Jugend" gebildet, der mit bedeuten-

Digitized by Google

den Mitteln auf der benachbarten Seilerstraße ein Haus kaufte, in dem anstoßenden großen Garten, der bis hinunter zum Stadtgraben reichte, eine prächtige Turnhalle errichtete und mit den besten Gerätschaften ausstattete. Auch dieser Turnplatz ist verschwunden; wo er gewesen, hat man eine Straße von der neuen Zeil nach dem Sandweg durchgebrochen. Ravenstein wurde Leiter der Anstalt. Nicht bis zum Ende der Gymnasialzeit konnte ich, wie es Absicht und Wunsch gewesen, der Turnerei nun in dem stattlichen Neubau treu bleiben. Bei einer etwas waghalsigen Übung fiel ich — als Tertianer — so heftig aus beträchtlicher Höhe auf den linken Oberarm, daß der Knochen mit Zerreißung aller Bänder aus der „Pfanne" rutschte und nach der sehr schmerzhaften Wiedereinrenkung Jahr und Tag verging, bis der geschwächte Arm seine alte Kraft erlangt hatte, aber noch sehr der Schonung bedurfte.

Ravenstein stellte starke Forderungen an seine Turner. Auch an die Knaben unter ihnen, von denen er frühzeitig Entbehrungen, Abhärtungen forderte, die er selbst, der erwachsene Mann, mit Leichtigkeit ausübte. Ein Beispiel. Als Quartaner durfte ich 1847 an einem Ausflug auf den Feldberg teilnehmen. An einem Sonntag Nachmittag zogen wir — etwa vierzig junge Turner — vom Klapperfeld weg über die Zeil nach Bockenheim und weiter dem Taunus entgegen; zunächst als friedliche Kameraden, aber doch schon auf dem Turnplatz in zwei Heere geteilt. Der eine Haufe mit weißen, der andere mit schwarzen polierten Stäbchen versehen, die in der Faust gehalten auf beiden Seiten aus der Handfläche hervorragten. Dies Feldzeichen galt es, beim Kampfe dem Gegner zu entwinden; sein Verlust bedingte das Ausscheiden des Trägers aus der Schlachtreihe. Sieger war die Schar, die die meisten Hölzer des Gegners beim Waffenstillstand aufweisen konnte. Die ersten drei Stunden gingen die „Weißen" und die „Schwarzen" friedlich miteinander die gleiche Straße; dann Trennung: wir Weißen wanderten unter Führung eines Hilflehrers nach Königstein, die Schwarzen mit Ravenstein nach Falkenstein zur nächtlichen Rast vor der Entscheidungsschlacht. Es dämmerte bereits, als wir in Königstein einrückten. Das

Digitized by Google

Abendbrot hatte jeder von zu Hause mitgebracht, dazu ein Glas frisch gemolkener Milch. Dann hinauf auf den Heuboden des Bauernwirten. An Schlafen war selbstverständlich nicht zu denken; Heu- und Strohbündel flogen im Dunkel der Nacht hin und her und der ob solcher Störung übelgelaunte Führer suchte umsonst die ausgelassenen Missetäter ausfindig zu machen. Endlich der erste Hahnenschrei und nun wie Lützows wilde verwegene Schar hinunter, aus dem Gehöfte hinaus nach dem Dorfbrunnen auf dem Markt, dessen Viehtrog uns als gemeinsame Waschschüssel angewiesen war, während Morgensonne und Taschentuch das Abtrocknen zu besorgen hatten. Dann gab es wieder ein Glas frischer Milch mit prächtig schmeckendem schwarzem Bauernbrot. Um fünf Uhr Aufbruch nach dem Feldberg, eine Stunde früher als die Falkensteiner, da sie den nähern Weg hatten. Sobald wir von der offen liegenden, den Falkensteinern sichtbaren Landstraße rechts in den Wald zum mehr wie zweistündigen Aufstieg abbogen, wurden wir regelrecht abgeteilt, voraus drei Freiwillige als Vortrab, dann mit einem Abstand von 100—150 Schritten die Hauptmacht und hinter ihr in gleicher Entfernung drei Knaben als Nachhut. Verabredete Pfiffe sollten die Hauptmacht von der Nähe des Feindes in Kenntnis setzen. So ging es lautlos ohne Weg und Steg über Stock und Steine durch den prächtigen Eichen- und Buchenwald aufwärts in die Höhe. Wir erreichten sie, ohne auf den Feind gestoßen zu sein. Darum rasch ein Versteck im dichten Unterholz als Lagerstätte ausfindig gemacht, wo die Botanisierbüchsen und Jacken abgelegt wurden, und nun vorsichtig in kleinen Trupps, wie es uns die Lederstrumpf-Erzählungen gelehrt, nach allen Seiten auf den Kriegspfad und die Suche der Schwarzen ausgeschwärmt. Nach fast einer Stunde war die Spur gefunden. Auf beiden Seiten ertönten die Pfiffe; die einzelne Schwärme zogen sich zusammen und nun entbrannte der heiße Kampf da oben in luftiger Höhe. Nach einer guten Stunde wurde Halt geboten, die erbeuteten Hölzer wiesen nach, daß wir Königsteiner als Sieger aus dem erbitterten Ringkampf hervorgegangen. Sieger wie Besiegte bedurften einer wohlverdienten Rast; aber ohne Speise und Trank. Damals dachte man noch

Digitized by Google

nicht an Aussichtstürme und Wirtshäuser auf deutschen Bergeshöhen; unverantwortlicher Weise hatte Ravenstein keine Fürsorge getroffen oder angeordnet, daß wir von unserer Herberge etwas mitnehmen sollten, wenn auch nur ein Stück Brot. So mußten wir arme Jungen hungrig und durstig nach einer Stunde aufbrechen zu einem tüchtigen Marsch hinunter nach Dornholzhausen bei Homburg, wo wir völlig erschöpft um drei Uhr eintrafen und Pfannkuchen mit Salat als sehr verspätetes Mittagsmahl erhielten, nach zehnstündigem Fasten der erste Bissen. Und nun stand noch ein mehr wie dreistündiger Marsch bevor, ehe wir heimkamen. Nur für die Kleinsten wurde ein Leiterwagen herbeigeschafft; wir größeren Knaben blieben uns selbst überlassen und konnten zusehen, wie wir den Rückweg fanden. Ich kannte zum Glück schon von früheren Ausflügen den Weg; ein paar rüstige Kameraden schlossen sich meiner Führung an. Von anderen hörten wir am kommenden Tag, daß sie unterwegs liegen geblieben und von mitleidigen Dorfbewohnern während der Nacht beherbergt wurden, freilich zu großer Beängstigung der Eltern, die nicht wußten, was aus ihren Jungen geworden.

Der Unwille über solche Rücksichtslosigkeit Ravensteins war ein allgemeiner. Selbst im „Blättche" verlauteten heftige Klagen, ein in jenen harmlos-philiströsen Tagen mit ihrer Scheu vor der Öffentlichkeit nur selten betretener Klageweg. Auch von der Behörde — so verbreitete sich zur Beruhigung der aufgeregten Eltern das Gerücht — soll Ravenstein eine ernste Rüge mit der Drohung der Dienstentlassung im Wiederholungsfall für die ungehörige Zumutung an die Leistungskraft von Schulknaben erhalten haben. Jedenfalls blieb es bei diesem ersten Waffengang nach dem Feldberg; von einem zweiten ist während meiner Turnerei keine Rede mehr gewesen. Auch heute wie damals möchte ich nicht in das Scherbengericht über den Ausflug einstimmen. Selbst eine etwas übertriebene Abhärtung und Entsagung mit ihrer frühzeitig erworbenen Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse schadet einer geistig und leiblich gesunden Schuljugend mit ihrer aufquellenden Lebenskraft doch nicht so sehr, wie die gegenwärtig geübte Verweichlichung und Hand in Hand mit

Digitized by Google

ihr eine in nur allzuvielen Familien gepflegte Genußsucht, die auch dem Knaben schon nichts versagen kann und auch sein körperliches Gelüste und Begehren sich will „austoben" lassen, so weit nur immer ein gehobener Wohlstand und der auf materielle Genüsse und Zerstreuungen fast ausschließlich gerichtete Zeitgeist es dem einzelnen gestattet. Wir Glücklichen haben in jungen Jahren über solcher strengen, fast harten Zucht des Körpers und seiner an Schonungslosigkeit grenzenden Entsagung und Abhärtung — wer kann im Einzelfall die maßvolle Grenzmarke ziehen? — gelernt und früh geübt, den Körper und sein Behagen in strenge Zucht zu nehmen und ihn gefügig und gehorsam zu machen, sich den Forderungen des Willens als seinem Herrn, dem die Gewalt über ihn gegeben ist, unbedingt zu unterwerfen. Dieser Wille freilich durfte nicht zu einem eigenmächtigen Zwingherrn ausarten. Dafür hatte die häusliche Erziehung mit dem Ernst ihrer einfachen Lebensweise, mit dem frühe eingeprägten strengen Pflichtbewußtsein zu sorgen und Mutter war in solcher Sorge wahrlich nicht säumig. Dafür sorgte auch die Erziehung in der Schule; zumal in den obern Gymnasialklassen, in denen uns je länger je mehr das Verständnis für das große und schöne Leben der Griechen und Römer aufging. Wir lernten den Blick und das Begehren auf hohe, ideale Ziele zu richten, die zu erreichen des Lebens Zweck und auch menschenwürdigster Inhalt sei. Damals wurde uns — ich glaube von Professor Gutermann — das hoch- und tiefsinnige Wort seines Freundes und Geistesverwandten Dr. Passavant eingeprägt und die Prägung ist mir lebenslang geblieben, daß des Willens Freiheit und Wesen in dem Spruch gefasset sei: ich will Gottes Wille. Nur einem solchen Willen sei die Herrschaft des Ebenbildes Gottes über Leib und Seele eingeräumt. Im fröhlich-jugendlichen Jagen nach dem hochgesteckten Ziele — das wurden wir gelehret und lernten es gern — sollte der abgehärtete Körper Spanndienste tun; er durfte nicht mit andren ihm genehmeren Forderungen und Gelüsten drein reden. So wurden wir damaligen Jungen zu Hause und in der Schule auch durch das Stahlbad leiblicher Abhärtung und willig auferlegte körperliche Entbehrungen unterwiesen, die Pflicht

Digitized by Google

jedem Genuß vorzuziehen, in ihrer unbeugsamen Forderung die Verwirklichung unsers Willens zu erkennen.

Unauslöschlich hat sich dem Gedächtnis ein kleiner Vorfall eingeprägt, der den eben ausgesprochenen Gedanken veranschaulichen und um seiner Tragweite willen im späteren Leben hier angeführt werden mag. An einem prächtigen Frühlingstag — es war 1846 — komme ich hoffnungsvoll und freudestrahlend mit der Bitte zu Mutter, an dem sonnigen Nachmittag statt ins düstere kalte Gymnasium mit anderen Kameraden, die von ihren Eltern bereits die Erlaubnis erhalten, hinaus in den Wald eilen zu dürfen; ich würde nur ein paar minderwertige Schulstunden versäumen (Schreiben und Singen) und die Aufgaben für den nächsten Tag seien alle gemacht. Auffälliger Weise schlug Mutter, die wo sie nur konnte ihren Kindern eine Freude bereitete, die Bitte ab; eine bittere Enttäuschung für den armen Jungen, die auch durch die Mahnung nicht versüßt wurde, daß die Pflicht jedem Vergnügen voranzugehen habe; die Pflicht fordere, in die Schule zu gehen. Das wollte dem Quintaner nun doch nicht, zumal im Blick auf die begünstigteren Kameraden, einleuchten. Die gute Mutter suchte zu trösten: „mein Junge, sieh, indem ich dir die Bitte abschlage, erfülle ich — ich bin dessen gewiß — deinen Willen.“ Trotz der Tränen konnte ich mich über solcher Behauptung des Lachens nicht enthalten. „Und dennoch tue ich deinen Willen, lieber Hermann, nicht den kindischen Knabenwillen, sondern deinen Willen, wenn er mit dir ins Mannesalter gekommen sein wird. Das ist aber doch dein Wille, nur nicht mehr in den Kinderschuhen wie heute, sondern ausgewachsen wie ein starker Eichbaum.“ Ich verstand damals das Wort nicht, habe es aber verstehen gelernt und segne heute noch die gute Mutter über demselben, die mit dem Auge einer Seherin in dem Willen des Knaben den kommenden Mann mit seinem Begehr vorausgeschaut. Mutters damals unverstandenes, aber im Herzen bewegtes Wort wurde mir in späteren Jahren zum Wegweiser des Verständnisses eines schweren Wortes Gottes, der uns zu trösten verheißen, wie einen seine Mutter tröstet. Wenn unser Herr und Heiland, der uns die dritte Bitte im Geist und in der Wahrheit

Digitized by Google

beten heißt, die feste, untrügliche Zusage gibt, daß was wir in seinem Namen den Vater bitten, er uns geben werde, kann er dann nicht den über nicht erfüllte Bitte Bekümmerten mit dem Hinweis trösten, daß der Vater im Himmel dennoch Bitte und Wille erfüllt, nicht den kindischen hier auf Erden, wohl aber den Willen „des vollkommenen Mannes, der da ist in dem Maße des vollkommenen Alters Christi“ (Epheſ. 4, 13)? Wer zu der Überzeugung gekommen, dessen ausgereifter Wille heißet alle Führungen gut und bekennet: Der Herr hat alles wohl gemacht, gebt unserm Gott allein die Ehre.

Digitized by Google

9. Das Jahr 1848.

Im Jahre 1847 wurde zum letzten Male der 18. Oktober festlich in der Vaterstadt begangen, Frankfurts volkstümlichste Feier seit Jahrzehnten nun schon. Die Bürger-Artillerie zog am Vorabend um 5 Uhr hinüber nach Sachsenhausen vors Schaumaintor, wo jetzt der eiserne Steg über den Fluß führt, und unter dem Glockengeläute von allen Kirchtürmen feuerte während einer Stunde die Artillerie aus ihren acht Kanonen hundert Schüsse ab; für die am gegenüber liegenden Mainkai vom Saalhof bis zur alten Brücke dichtgedrängt lustwandelnde Menge eine ernstfreudige Einleitung zu dem, was der andere Tag zu bieten hatte. Am frühen Morgen schon waren die Straßen von schaulustigen Bürgern mit Weib und Kind angefüllt; „ganz Frankfurt" schien auf den Beinen. Von 7—8 Uhr wieder Glockengeläute und abermals hundert Kanonenschüsse, die über den Fluß hin donnerten. Nach dem Festgottesdienst in den Kirchen (oder fand er nur in der Hauptkirche statt?) große Heerschau über die gesamte Bürgerwehr und das Linienbataillon auf dem Roßmarkt. Kaum ein anderes Haus bot einen günstigeren Aussichtspunkt als die „Heuwage". So war es nicht verwunderlich, daß an dem Festtage alle Fenster von Freunden und Bekannten besetzt waren, über die hinweg eine zweite Reihe auf Stühlen und Bänken dem lockenden Schauspiel zusah. Sobald die Truppen ihre Plätze eingenommen, kamen die Bürgermeister in den städtischen Prachtwagen; der Kutscher und je drei Bediente über und über in reichverbrämten, scharlachroten Röcken und Halbhosen mit wohl-

Digitized by Google

ausstaffierten weißen Strümpfen. Im Geleite der Mitglieder des Senats fuhren die beiden höchsten Würdenträger der Stadt die lange Truppenlinie ab und setzten dann die Fahrt nach dem Römer fort. Wie in vergangenen glanzvollen Tagen die erwählten Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zu tun pflegten, zeigten sich die beiden Bürgermeister vom Balkon des Römers dem Volke, ihren Mitbürgern, und nahmen die Huldigung der vorüberziehenden Truppen im Namen der freien Reichs- und Krönungsstadt und zugleich zur festlichen Erinnerung an die unvergeßlichen Gedenktage des 18. Oktobers in Empfang. Die ganze schaulustige Menge vom Roßmarkt hinter der mit klingendem Spiel abziehenden Truppe nach dem Römerberg. Die Fußsteige waren von harrenden Bürgern dichtbesetzt, ebenso alle Fenster der Feststraßen bis zu den höchsten Dachlucken hinauf; manch waghalsiger Bursche war aus der Lucke gestiegen und hatte seinen Standort auf dem Dache selbst eingenommen.

Nachdem Mutter die Heuwage verlassen, wohnten wir dem fesselnden Schauspiel von dem günstig gelegenen ersten Stock einer befreundeten Familie in der Neuen Kräme bei. So auch bei der letzten Feier des 18. Oktober. Es war ein wunderschöner Herbsttag; vom blauen Himmel strahlte warm und glänzend die Sonne. Die Fenster waren ausgehoben; Kopf an Kopf drängte sich frohbewegt die bunte Menge in der breiten Straße. Nun kam der Zug vom Liebfrauenberg herab. Voran die Bürger-Kavallerie, eine gepriesene Schwadron auf tadellosen Pferden, in reicher Uniform, geführt von dem „schönsten Manne Frankfurts," wie die Frauenwelt rühmte, dem schmucken Hauptmann Mumm, einem Patriziergeschlecht angehörig, das unter preußischer Herrschaft in den Adelstand erhoben wurde und durch seine Schaumweine einen Weltruf erlangt hat. Nur Söhne reicher Familien konnten in die kostspielige Truppe eintreten, die ihre eigenen Pferde zu stellen hatte und im Vorführen der wertvollsten Rosse wetteiferten. Ihnen auf dem Fuße folgten die „Weißbüsche", auf dem schwerfälligen Tschako einen hochragenden, steifen weißen Federbusch. Dann kamen die Jäger mit grünen Federbüschen; darauf die „Pompiers" mit grün-roten Federbüschen, zuletzt die Artillerie. Hinter dieser

Digitized by Google

Bürgerwehr machte das Linienbataillon den Schluß. Das Ganze gestaltete sich zu einem Familienfest, mit harmlosem Gemisch von Bürgerstolz und Gemütlichkeit. Die schmucken Truppenteile zogen geschniegelt und gestriegelt vorüber, als ob sie bereit wären, unmittelbar vom Römerberg aus zur Rettung des Vaterlandes gegen den Erbfeind zu ziehen, und dann doch wieder neugierig nach Bekannten und Verwandten auf den Fußsteigen ausschauend und mit ihnen freundliche Grüße, im Einzelfalle auch mit dem weißen oder um der Prisenase willen mit einem buntfarbig gewürfelten Taschentuche wechselnd. Nachdem die feierliche Huldigung vor der freien Stadt oberster Behörde auf dem Römerberg und damit die an dem hohen Feiertage zu leistende Bürgerpflicht vorüber, löste sich die Truppe, der ganzen Stadt Stolz, rasch auf. Die Bürgerwehrleute, die ein paar Stunden unter Gewehr gestanden, hatten es nun eilig, zum wohlverdienten Festschmaus heimzukommen; unter ihnen viele Familienväter mit der wohlgenährten Ehehälfte am Arm und die Knaben mit Teilen der väterlichen Bewaffnung behangen. Nach wenigen Stunden zog die Familie abermals nach dem Römerberg, wo die frühe in die Feier eingeweihte Schuljugend vaterländische Gesänge vortrug. Am Abend dann des Festtages wiederum von 5—6 Uhr Glockengeläute von allen Kirchtürmen und ein drittes Mal hundert Kanonenschüsse vom Schaumaintor her.

Seit drei Jahrzehnten nun schon feierte Frankfurt unter stets gleichbleibender herzlicher Teilnahme der gesamten Bürgerschaft an diesem Tage wie eine gleichgesinnte, der hervorragenden Stellung und Bedeutung im Reich wohlbewußte Familie „ihren" 18. Oktober. Er war für sie, die freie Reichsstadt, die altehrwürdige Krönungsstadt der römischen Kaiser deutscher Nation, ein zwiefach bedeutsamer Gedenktag. Am 18. Oktober 1814, ein Jahr nach der Völkerschlacht bei Leipzig — so ließen wir Knaben uns gern belehren — habe Frankfurt wie ganz Deutschland zum ersten Mal das Gedächtnis an die wiedererlangte Befreiung des Vaterlandes vom welschen Joche gefeiert. Der Stadt größter Sohn, Goethe, habe an der glänzenden Feier, zu der Ernst Moritz Arndt die Anregung gegeben, teilgenommen,

Digitized by Google

drüben am Hainerweg, in Gesellschaft der Willemer'schen Eheleute. Wiederholt erwähnt Goethe in seinen Briefen die damalige erste großartig-sinnige Feier, die einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht habe. Zwei Jahre später, am 18. Oktober 1816 — und das war uns Frankfurter Jungen ebenfalls gar zusagende Kunde — leistete die Bürgerschaft auf die vor einem Vierteljahr angenommene Verfassung den Treueid, nachdem das Jahr zuvor Frankfurt wieder souveräner Freistaat geworden. Seit dem 18. Oktober 1817 dann, als das evangelische Deutschland zum dritten Mal die Jahrhundertfeier der Reformation beging, bis zum Jahre 1847 — kein dreißigjähriger Krieg wie gerade 200 Jahre zuvor, sondern eine ebenso lange Friedenszeit — wurde der zwiefach bedeutsame Tag als schönes Doppelfest begangen; der Nachweis wäre nicht schwer, wie in der geeinten Feier die unterschiedliche Bedeutung der beiden inhaltreichen Gedenktage vernehmlich noch zum Ausdruck gelangte. Sie ist tief dem Gemüt der Altfrankfurter eingeprägt; bis zur Stunde ist das Gepräge nicht bei allen Söhnen der Stadt verwischt. Sie können nicht völlig die Väter mit dem stolzem Bewußtsein von der in ihren Augen einzigartigen Herrlichkeit ihrer freien Reichsstadt vergessen und stehen dabei wie in alten vergangenen Tagen kaisertreu und deutsch bis ins Mark zu dem durch Gottes Führung wieder vereinigten deutschen Reiche, trotz aller bittern Erfahrungen heute dennoch lieber zu dem großen, starken deutschen Reiche unter dem Banner der evangelischen Hohenzollern, wie wenn das kläglich zusammengebrochne Reich unter dem Banner der römischen Habsburger neu aufgerichtet worden wäre. Ich entsinne mich noch gar wohl, daß im Bewußtsein der Bürger bei dieser volkstümlichsten Feier die Erinnerung an die Befreiung des deutschen Volkes von der Zwingherrschaft des Korsen je länger je mehr in den Vordergrund der Festfreude trat, eng damit verknüpft und von uns Quartanern und Tertianern schon mit empfunden die Sehnsucht, daß der sagenumrauschte Kyffhäuser sich endlich auftun und die Raben den schlafenden Rotbart wecken möchten, weil das deutsche Volk wieder einen Kaiser von solch wackrer deutscher Art an seiner Spitze begehrte.

Digitized by Google

Was sich dem alten Mann im Gedenken der letzten Feier des 18. Oktobers in der Vaterstadt aufdrängt, kann und will er nicht unterdrücken. Es mag zur gerechten Wertung des Sturmjahres 1848 einen kleinen Beitrag bieten.

Von dem Tage von Sedan trennen uns gegenwärtig ebenso viele Jahre, ein volles Menschenalter, wie die letzte Feier des 18. Oktobers 1847 von der Völkerschlacht bei Leipzig. Welch greller und auch schmerzlicher Unterschied der Gedenkfeier und ihrer Festfreude! Durch Gottes wunderbare Führung hat auf den Schlachtfeldern um Sedan die Weltgeschichte, die Geschichte des deutschen Volkes eine Wendung genommen, wie unser Volk in dem jahrhundertlangen Lauf seines Lebens keine großartigere, tiefgreifendere, gewaltigere erfahren. Worum seine besten Söhne wie um eine holde Braut seit den Befreiungskriegen geworben, was wie ein goldener Traum sie durch alle widrigen Tage einer rauhen Wirklichkeit tröstend, hoffnungweckend begleitet, das ist nun doch in lichtverklärte Erscheinung getreten: wir sind ein einiges, deutsches Volk geworden, durch Blut und Eisen zusammengeschweißt unter einem machtvollen Kaiser. Und die dankbare, fromme Gedenkfeier an den Tag, da Gott also unser Los zum Lieblichen gewendet, jetzt nach 34 Jahren? Ach, daß ich lieber nicht davon rede! Damals aber, 34 Jahre nach der Schlacht bei Leipzig? Wie war doch in Frankfurt Alt und Jung, Groß und Klein einig in jubelnder Festfreude bei der treu innegehaltenen Gedächtnisfeier! Auch die Väter noch, das eiserne Kreuz auf der Brust, im Herzen bittere Enttäuschungen über den Lebensgang des Volkes, und dennoch je und je an dem volkstümlichen Festtage voll Hoffnung, daß die blutige Aussaat der Befreiungskriege nun doch noch auch in trüber Zeit zur erwarteten Ernte ausreifen werde; ihnen treu und stolz zur Seite wir Knaben, solche Hoffnung wie ein teuer-wertes Erbe an uns reißend, sehnsuchtsvoll in aufquellender Lebenskraft dem verheißenen und fest geglaubten Tag entgegenziehend, an dem der Morgentraum eines einigen, mächtigen deutschen Volkes in holde Wirklichkeit eintreten werde.

Ja, wie waren wir Jungen damals hoffnungsselig in den

Digitized by Google

hochgesteckten Idealen, die uns Eltern und Lehrer einflößten! Wahrlich, eine ergreifend fesselnde Geschichte und Schulung, nun meinetwegen bis zum Jahre 1848, die unser Volk und wir heutigen Alten noch eine kurze Wegstrecke mit ihm durchlebt, um dann in den schönen Tagen des Heldenkaisers und seines urgewaltigen Altreichskanzlers auch „von Gottes Gnaden" das Reifezeugnis zu einem einigen großen Volk vor der staunenden Welt abzulegen. An der Schwelle des Jahrhunderts die bösen Tage von Jena und der anhebenden Fremdherrschaft, die Zeit des tiefsten Niederganges unseres Volkes in religiöser und staatlicher Beziehung. Sie wurden uns zu einem von Gott selber uns zu Gute angezündetem Läuterungsfeuer. Männer wie Schleiermacher und Fichte, wie Stein und Humboldt und wie alle die Recken- und Lichtgestalten jener unvergeßlichen Tage unserer deutschen Geschichte heißen mögen, sie wurden uns früh gelehrt und wir rissen begeisterten Herzens die eindringliche Lehre an uns, daß sie die Schürmeister des verzehrenden Gottesfeuers gewesen, unser Volk zu läutern und seine Söhne und Töchter aus dem tiefen Fall zur Höhe zu heben. Und dann auf dieser Helden Weckruf hin die wunderbaren Befreiungskriege mit Leier und Schwert: welch ein Schauspiel für eine aufstrebende Jugend, die von der Milch der alten Griechen und Römer genährt, von des Vaterlandes Größe träumte! Wir glaubten beim Friedensschluß unser Volk dem Ziele ganz nahe und meineten, daß es den Siegespreis für all das vergossene Heldenblut wohl verdienet habe. Es kam anders. Wir bekamen zu hören, daß Maienfrost auf die frische junge Saat gefallen; unsere Lehrer aber und auch die Lieblingsbücher enthielten uns nicht vor, daß der Frost nun doch nicht die mit dem Einsatz des Lebens in den Befreiungskriegen erstrittenen Ideale vernichtet, nur ihre Reife aufgehalten, und daß die deutsche Jugend zur Hüterin des teuerwerten Vermächtnisses berufen sei. Das war uns damaligen Knaben schon, und je länger je mehr, eine holde Lehre, zu erfahren, wie die Jünglinge auf den Hochschulen, wie die besten, wackersten Söhne unseres Volkes auf allen Gebieten des Wissens und Könnens dies Vermächtnis als ein treues Lieb festgehalten und von ihm auch in

Digitized by Google

den heraufkommenden widrigen Tagen einer machtvollen rückläufigen Bewegung nicht gelassen. Was die frommen Sänger der Befreiungskriege als gottgesandte Seher in die Heldenbrust unserer Väter und Mütter gelegt, das hielten die auf allen Gebieten sich geltend machenden Romantiker fest; sie wurden mit ihren Traumgestalten in „mondbeglänzter Zaubernacht" dennoch Trösteinsamkeit unserem Volke und seinen Idealen. Hand in Hand mit ihnen arbeiteten rastlos mit jugendlicher Begeisterung unsere deutschen Gelehrten und Forscher und Denker, die reichen Güter deutscher Geschichte, deutscher Sprache, deutscher Weise zu heben und uns, jeder in seiner Kunst, die geheimnisvollen geistigen Werkstätten und Lehrhallen zu öffnen, in denen wir früher zu einem einigen, deutschen Volke erzogen wurden als auf staatlichem Gebiete. Nicht alle Völker führt Gott durch die gleiche Schule zur Größe und Blüte. Uns auf diesem scheinbaren Umwege. Warum wohl? Nun, weil er uns eben zu einem deutschen Volke groß und stark erziehen wollte.

Das Begreifen solcher Wegführung lag selbstverständlich dem Fassungsvermögen des Tertianers — und nicht bloß ihm — in weiter Ferne; das hat dem Manne erst in ernstem eingehendem Nachdenken ein langes, erfahrungsreiches Leben geboten. Bildet doch auch das „tolle Jahr" nicht den Abschluß des Weges, nur eine bedeutsame Halteſtelle. Fast ein Vierteljahrhundert hatte noch bis zur Erreichung des Zieles zu verstreichen, lange bange Jahre ernster Schulung in zum Teil wesentlich anderer Richtung der Wegstrecke, als sie im Jahre 1848 eingeschlagen wurde. Aber das kann im Rückblick auf jene Tage bezeugt werden, daß wir Jünglinge von fünfzehn und sechszehn Jahren ein Verständnis für die Ideale jener sturmbewegten Zeit hatten und darum mit jubelnder Begeisterung ihr entgegen zogen als der gewissen Bringerin von Gütern, die unsere Lehrer und gefeierten Männer als eines Volkes kostbarste uns gelehret hatten. An meines Lebens Abend bin ich von Herzen froh und dankbar, in goldener, hoffnungstrunkener Jugendzeit den Frühmorgen des gewaltigen, vielverheißenden Jahres, und nun gar in Frankfurt, erlebt zu haben. Die damals gewonnenen Eindrücke sind unvergeßliche; den auf

Digitized by Google

ihnen ruhenden Verklärungsschein haben die dunklen Ausgänge und Folgen des Jahres dennoch nicht trüben können. Was auch die Anfänge schon Widriges, Unheilvolles in ihrem Schoße getragen haben mögen, war uns Jünglingen erst recht verborgen. Wir sahen und hörten nur mit heller Begeisterung, was das Jahr laut und zuversichtlich verhieß und daß es die sichere Erfüllung und Verwirklichung der Ideale sein werde, die die Befreiungskriege in nahe Aussicht gestellt, um deren Erlangung die tüchtigsten Söhne des Vaterlandes seitdem gelitten und gestritten, für die unser junges Blut schon auf der Schulbank und im kindlichen Spiele sich erwärmt. Ja, es ist lebenslange Freude und auch reicher Lebensgewinn, mit warmem Herzen an einer edlen Begeisterung, die ein ganzes Volk auch in seinen besten Söhnen und Töchtern ergriffen hat, in jungen Jahren teilzunehmen, von ihr fortgerissen zu werden. Und nun gar am Mittelpunkt der hochgehenden Bewegung, in unserem Frankfurt, der freien Reichsstadt, in deren Paulskirche des Volkes Recken tagten, sie alle anfänglich unstreitig beflissen, die Bitte zu erfüllen, die in goldenen Schriftzeichen hoch über der Kanzel ihnen zurief:

Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück:
O schafft sie, o bringt sie dem Volke zurück!

Die Kunde von dem Aufstand in Paris und dem Sturz des Juli-Königtums am 23. Februar 1848 war nach wenigen Tagen in Frankfurt eingetroffen und auch durch die dicken Mauern der einstigen klosterartigen Herberge der Zisterzienser-Äbte in unsere Schulzimmer gedrungen. Sie hatte wie im Handumdrehen jeden Groll wider den alten Erbfeind verscheucht, der sich auch bei uns Knaben im lauten Absingen des Liedes „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" jahrelang Luft gemacht.[1])

1) Man erzählt, daß das Becker'sche Lied nicht weniger wie zweihundert Singweisen im sangesfreudigen deutschen Volke gefunden. Auch Mutter, die lebhaften Anteil an allem nahm, was die Volksseele bewegte, hatte sich in edler Begeisterung fortreißen lassen, das Vaterlandslied in Musik zu setzen Sie wurde dringend um die Veröffentlichung gebeten, lehnte aber entschieden auch die Bitte von André ab, der das Heft in Verlag

Digitized by Google

Nun werde es bald auch bei uns losgehen: so tuschelten wir frühreife, grasgrüne Politiker leise uns zu, während Professor Ernst langweilige französische Vokabeln uns unaufmerksamen Buben beizubringen versuchte. Und es ging los, schon nach ein paar Tagen, auch in unserer spießbürgerlichen Stadt. Am 3. März nach Schulschluß eilten wir nicht auf dem nächsten Wege heim zum begehrten Vesperbrot. Der knurrende Magen hatte heute zu warten. Denn das Gerücht war in den Klassen verbreitet, daß in der Nähe des Rathauses etwas nicht ganz geheuer sei. Auf also, dahin! Wir fanden den Römerberg von einer lärmigen Menge besetzt. Der eingeängstete ältere Bürgermeister — so erfuhren wir anderen Tages — hatte einen Teil der „Forderungen des Volkes" zugestanden; damit nicht zufriedengestellt, hatte ein Volkshaufe die Treppe zum Kaisersaal und in das Ratszimmer erstürmt und verlangte sofortige Bewilligung sämtlicher Forderungen. Wohl nur der kleinste Teil der Aufständigen wußte um das, was sie herrisch von den etwas ratlosen Ratsherren verlangten. In diesem bedrohlichen Augenblick langten wir neugierigen Gymnasiasten auf dem Platze an; mit uns gleichzeitig die durch Generalmarsch herbeigerufene Stadtwehr, die den Römerberg zu säubern begann. Wie im Jahre 1866 die Bayern so hielten wir Schuljungen für ratsam, uns schleunigst, aber „siegreich rückwärts zu konzentrieren". Zurück über den Markt und durch die drei, vier stillen, abgelegenen Nebengäßchen nach der Schnurgasse, Töngesgasse heim, die aufregende Märe brühwarm zu berichten.

Nun der Stein ins Rollen gekommen, nahmen die Dinge raschen Verlauf, auch für die Schuljugend. Wir mußten überall dabei sein. So waren wir auch hitzig dabei, als es galt, die

nehmen wollte; aus frauenhafter Scheu, was ihr Inneres bewegt, aus der häuslichen Umfriedigung auf den lauten Markt der Öffentlichkeit zu tragen. Man denkt jetzt anders über diesen Punkt und hat fast das Verständnis für solch' zarte, echt weibliche Scheu eingebüßt. Mutters Singweise des volkstümlichen Liedes würde gewiß einen hervorragenden Platz unter den 200 Gesängen eingenommen haben; jetzt noch, nach mehr wie 60 Jahren, haftet die schöne, frische Melodie, die nicht einmal zu Papier gebracht wurde, in meinem Gedächtnis und ich summe sie in stillen Stunden gern vor mich hin.

Digitized by Google

deutsche Gesinnung durch schwarz-rot-goldene Abzeichen aller Welt kund zu tun. Als am 10. März selbst der Bundespalast in der Eschenheimerstraße die schwarz-rot-goldene Fahne aufhißte, zogen wir jubelnd vorüber, nicht nur an den Mützen die dreifarbige Schleife, auch über der Brust das gleiche geliebte Band, als ob wir schon Burschenschafter wären; ja selbst die Schulmappe prangte auf dem Umschlag in den drei Farben. Sie hat sich zufällig erhalten, liegt vor mir und weckt alte, liebe Erinnerungen an jene fernen, unvergeßlichen Tage. Der Märzmonat ging nicht zu Ende, ohne daß sich das überhastet zusammengewürfelte Vorparlament in der geliebten Vaterstadt einfand, etwa 500 Mann, unter ihnen neben vielen Irrlichtern Namen besten Klanges im ganzen Volke. Daß die Vaterstadt als Versammlungsort auserwählet, war uns Knaben eine selbstverständliche Sache. Welche deutsche Stadt — so sagten wir uns — hätte wagen können, diese uns allein zukommende Auszeichnung Frankfurt streitig zu machen? Wie die Alten waren wir Jungen überzeugt, daß, wie immer die Würfel fallen würden, Frankfurt die Hauptstadt des neuerstehenden Reiches sein werde. Würde an seine Spitze wieder ein deutscher Kaiser erküret werden, nun vom Volke selbst, nicht mehr von den sieben bei dem Zusammenbruch des alten Reiches in der Versenkung untergegangenen Kurfürsten, dann könne nur die alte Wahl- und Krönungsstadt, die nicht mit den Kurfürsten vom Erdboden verschwunden, ihre durch die Jahrhunderte geheiligten Rechte wieder ausüben. Würde sich das Volk in ungezügeltem Freiheitsdrang für eine Republik entscheiden — wer hätte in jenem Augenblick hochgehender Bewegung seinem souveränen Willen widerstreben können? so meineten wir kleine überkluge Politiker —, je nun, dann galt uns Republikanern von Kindesbeinen an als eine ausgemachte Sache, daß nur Frankfurt Sitz der Regierung sein könne, wie die geliebte Stadt seit 30 Jahren nun schon die Bundesversammlung in ihren Mauern herberge. Wir waren auch über die Stellung der Vaterstadt im neuen Reich nicht unberaten und in Verlegenheit. Im Geschichtsunterricht hatte uns Professor Kriegk gerade die Unabhängigkeitskriege der Vereinigten Staaten erzählt. So hielten wir allein unsere

Digitized by Google

freie Reichsstadt für berufen und auserwählt, das „Washington" in dem freien deutschen Reiche zu werden.

Was waren das für Glanztage, die wenigen Tage des Vorparlamentes und bald darauf der Beginn der Abgeordnetenversammlung! Ich war leider nicht Zeuge der hochgehenden Begeisterung, mit welcher 1871 das deutsche Volk seinen ehrwürdigen Heldenkaiser mit den großen Paladinen und seine sieggekrönten Söhne bei ihrer Heimkehr ins Vaterland begrüßte; von denen aber, die beide bedeutsamsten Zeiten in Frankfurt erlebt, sind nicht wenige der Meinung, daß doch noch mächtiger, ergreifender, allumfassender die Begrüßung der Männer des Parlaments gewesen als der Helden, die mit ihrem Blut und Eisen auf französischem Boden das geeinte Deutsche Reich erstritten. Gedenke ich jener einzigartig schönen Tage in der Vaterstadt, dann ist mir je und je, als ob ihre jubelnde Begeisterung nicht überboten werden könne. Nicht nur, weil die Jugend teilnehmender, nachhaltiger, stimmungsvoller solche ersten reinen Eindrücke einer begeisterten, in hellen Jubel ausbrechenden Volksseele aufnimmt und in treuem Gedächtnis verklärend bewahrt, auch um deswillen, weil damals der Begeisterung bei Groß und Klein und im ganzen Volk die zuversichtliche Hoffnung beigesellt war, daß diese Männer dem Volke bringen werden, was es mit rührender Treue seit den Befreiungskriegen erwartet und wovon es auch in den trübsten Tagen der Enttäuschung dennoch nicht gelassen.

Eine alte Erfahrung lehret, daß hochgespannte Hoffnung mit innigerer Freude die Menschenseele und auch die Seele des Volkes ergreifen kann als ihre Erfüllung, von der die Wirklichkeit so rasch den holden, zarten Schmelz der Sehnsucht und Erwartung wegstreift. Selbst durch die kalten, kahlen Räume des Gymnasiums zog ungewohnter Frühlingshauch. Der Rektor gab uns den Nachmittag frei, an dem sein Landsmann, Sylvester Jordan, den die Willkürherrschaft des Kurfürsten sechs Jahre lang (1839—1845) in einem Turme des Marburger Schlosses widerrechtlich hatte schmachten lassen, den Einzug zum Vorparlament hielt. Bis zur Friedberger Warte waren wir im Sturmschritt gelangt, als der Wagen eintraf, wir Gymnasiasten

Digitized by Google

voran in der Volksmenge, die, wie sie es tags zuvor von der Sachsenhäuser Warte aus mit Friedrich Hecker getan, geschäftig war, die Pferde auszuspannen, um den edlen Dulder wie im Siegeszug in unsre gastliche Stadt zu ziehen. Jordan wehrte solche Auffahrt ab; er war bescheidener als der gefeierte Held aus Baden. Nur im Schritt konnte der Wagen die Anhöhe herunter fahren; wir Knaben hatten Muße die von der langen Haft noch immer leidentstellten furchenreichen Züge des wackern Kämpfers für Recht und Gerechtigkeit tief uns einzuprägen.

Die Stadt selbst war bis in die entlegensten Gäßchen in einer Weise geschmückt wie später wohl kaum mehr wieder. Ich glaube nicht, daß Weihnachten unsere Wälder so sehr an jungen Tannenbäumen brandschatzt, als es damals geschah, um in lange Straßenzeilen mit diesem unserem nordischen Immergrün eine Baumallee zu zaubern. Da und dort hochragende, zum Teil künstlerisch ausgestattete Siegesbogen, die den einziehenden deutschen Männern in manchem sinnigen Spruch hoffnungsfrohen Willkommgruß entboten; bis in die höchsten Dachluken hinauf schwarz-rot-goldene Fahnen; an vielen, vielen Häusern selbst in den Gassen, in denen die armen kleinen Leute wohnen, im Erdgeschoß Durchscheinbilder mit erleuchteten Sinnsprüchen, in denen sich auch gesunder Volkswitz in derber Frankfurter Mundart aussprach; bis oben hin hinter jedem Fenster zwei, drei Talglichter, die am eigentlichen Festabend brannten. An diesem Abend — für uns Frankfurter ein seltenes Schauspiel — alle Schiffe auf dem Flusse die Taue bis hoch hinauf mit zahllosen Fähnchen bewimpelt, der Schiffsrand in farbigen Lichtern wie mit einem leuchtenden Bande eingefaßt. Auch an unbeabsichtigter Scherzrede fehlte es nicht, die alsbald zum geflügelten Worte ward und gegesund-harmlos selbst die zum Lachen nicht aufgelegten Wächter der Ruhe, den Frankfurtern von frühauf als erste Bürgerpflicht vorgehalten, entwaffnete. So stießen in jenen festlich erregten Tagen wir Gymnasiasten auf dem Schulweg in der Fahrgasse, gegenüber etwa dem Württemberger Hof, auf einen starken Zusammenlauf von Menschen, ein allzeit freudig von neugierigen Buben begrüßtes Ereignis. Was war geschehen? Auf Geheiß

Digitized by Google

seines Meisters hatte ein Lehrbursche zu all den vielen schwarz-rot-goldenen Fahnen am Hause noch eine blutig-rote angebracht. Solch ein Aufruhrzeichen am Sitze des Bundestages, am Vorabend friedevollen Einzuges der deutschen Vertrauensmänner in die gastfreie Vaterstadt! Hastig stürzt die Polizei an die Leiter, ergreift den gefährlichen Missetäter und das knallrote Beweisstück seines Verbrechens und herrscht ihn mit der ganzen Kraft angestammter Würde an: was er sich denn bei Begehung des Frevels gedacht habe? In größter Ruhe bekennt der „kleine, unschuldsvolle Sünder" — kein Berliner Schusterjunge jener Tage hätte eine treffendere Antwort geben können —: „Wann norzt (nur) der Klowe (Hacken, Nagel) hält un die Fahn net erunner fällt." Noch sahen wir die Leiter stehen, auch den „Klowe" an der Mauer; leider aber war der prächtige Lehrbursche, der keine Ahnung von der Bedeutung der blutig-roten Fahne hatte, und auch der eintönige Lappen, dem das Geleit von Schwarz und Gold zur Rechten und Linken fehlte, bereits verschwunden, ebenso war der über solche unerwartete Antwort verdutzte Schutzmann unter dem Lachen der Menge schleunigst abgezogen.

Die schönen Tage des Vorparlaments mit ihrer für uns Jünglinge ungetrübten Begeisterung waren vorüber, auch die ihnen auf dem Fuße folgenden paar Wochen des ebenso frevelhaften wie kläglich verlaufenen „Heckerputsches". Er hatte auch uns jungen Leuten eine heilsame Ernüchterung vor dem Tageshelden und seiner laut angepriesenen Freiheit eingeflößt, mir eine um so gründlichere, weil als eines der ersten Todesopfer im Kampfe wider die Freischärler ein wertgehaltener Freund des Hauses fiel, ein hochgesinnter, edler Leutnant aus Wiesbaden, der wenige Tage vor dem Auszug nach Baden meiner älteren Schwester sein Taschenbuch mit eignen Liedern verehrt hatte, deren weihevoller Inhalt uns an Theodor Körner erinnerte. Dann kam der Wonnemonat ins Land und mit ihm in die Vaterstadt die deutsche Nationalversammlung, die ebenfalls in der Paulskirche tagte. Eine lange Reihe erregter Tage und Wochen brachte auch sie, in erster Linie uns Frankfurtern; wir Gymnasiasten begehrten und erhielten unser Teil davon. Ein

Digitized by Google

Glück, daß das Sommersemester 1848 mein drittes und letztes in Quarta war und ich somit ein größeres Maß von Zerstreuung ohne Schaden für den Unterricht aushalten konnte; auch hatten die Lehrer ein verständiges Einsehen, in solchen Zeiten hochgehender Erregung des ganzen Volkes von deutschen Knaben keine weltscheue Enthaltsamkeit zu fordern, die sie selber nicht leisteten. Jeder Gang zur Schule zeigte uns an den Bilderläden fast täglich neue und vorzüglich gelungene, aber schonungslose Zerr- und Spottbilder der Redner aller Parteien des Parlamentes und ihrer Verhandlungen. Kein Schulverbot hatte uns von dem Besuche der Paulskirche fernhalten können; die brennenden Tagesfragen wurden in den Zwischenstunden eifrig erörtert und eifrig bis zum Ringkampf Partei genommen, bei uns Jungen von 15—16 Jahren zumeist für die Männer der Linken. Einzelne von uns kamen zu Hause mit befreundeten Abgeordneten in persönliche Berührung und erfuhren dadurch auch von Vorgängen in den Klubsitzungen, deren Verlauf wir dann im Redegefecht des Parlamentes verfolgen konnten.

Auch in dieser Beziehung war ich begünstigt, freilich damit etwas mehr wie die Kameraden von unzerstreuter Teilnahme am Unterricht abgezogen. Mutter hatte vor zwei Jahren die Wohnung in der städtischen „Heuwage" aufgegeben und ein neugebautes Haus draußen vor der Stadt, dicht an der Eschenheimer Anlage (Unterweg 4) gekauft.[1]) Damals stand das Haus mit seinem Garten noch vereinzelt, fast wie im freien Felde; nebenan nur ein ebenfalls noch neuer Bau, auf der anderen Seite wohlgepflegte Gemüsefelder bis zu einem Wohnhaus an der Ecke der Anlage und der Eckenheimer Landstraße, die nach dem Friedhof

1) Solange wir das Haus besaßen, trennte noch keine Gartenmauer mit Laube den Unterweg von der Landstraße, nur eine leichte, niedrige Bretterwand des gegenüberliegenden Gartens des Nachbarhauses, der hier in einem spitzen Winkel auslief. Die erwähnten Kugeln am 18. September schlugen an dem oberen rechten Fenster ein; ihre Spuren waren noch nach Jahren im Rahmen bemerkbar. Der am Schluß des Abschnitts erwähnte Rohbau stand rechts von dem Lichtdruckbildchen; in dem leise nur angedeuteten Haus zur Linken wohnte 1848 kurze Zeit Wilhelm Jordan.

Digitized by Google

führt. Auch die Rückseite des Hauses und Gartens grenzte an Gemüsefelder und gewährte noch ungehemmte Ausschau bis nach dem fernen Taunus. Heutzutage steht das liebe Haus mitten drinne in einem starkbebauten Stadtteil und von der gegenüberliegenden Altgasse führt ein Durchbruch über den zugeschütteten Graben und die Anlage unmittelbar auf unser Heim, das damit aus seiner einstigen ländlichen Stille in das laute Getriebe der Stadt gerückt ist. Das Haus war zu geräumig, um von Mutter und ihren drei Kindern allein bewohnt zu werden. Ein Teil der Zimmer wurde vermietet, im Jahre 1848 an Mitglieder der Abgeordnetenversammlung, denen es wohl tat, aus den lärmigen Sitzungen weg die schönen, warmen Sommerabende draußen vor der Stadt in dem friedlichen „Landhaus“ zu verbringen.

Ich denke gern an die Einwohner zurück. Ein Stockwerk hatten zwei Abgeordnete aus Sachsen inne, der Kreisamtmann Otto Heubner aus Freiberg und sein Schwager Dietsch aus Annaberg, beide mit ihren Familien. Wir verkehrten viel mit ihnen; auf gemeinsamen Ausflügen in den Stadtwald kamen die Familien sich näher; zumal war es der bedeutendere Heubner, an

Digitized by Google

dessen Unterhaltung Mutter großen Genuß hatte. Beide Männer waren durch und durch Ehrenmänner, warme treugesinnte Vaterlandsfreunde, dabei ernst und fromm gesinnt; ihre politisch-freisinnige Richtung wies ihnen, wie den meisten Abgeordneten aus Sachsen, den Sitz auf der Linken an.[1]) Ein inniges, schönes Familienleben führten beide Schwäger, auch da Heubner als vorzüglicher Erzieher sich erweisend. Ein gemeinsamer Spaziergang ist mir unvergeßlich geblieben. Die zwei älteren Kinder, Knaben von 5 und 6 Jahren, waren mitgenommen; unterwegs brach bitterer Streit zwischen ihnen bei Teilung eines Butterbrotes aus; der Jüngste war bei der Teilung übel weggekommen und klagte dem Vater unter Tränen seine Not. Mit größter Ruhe, ohne eine strafende Scheltrede nimmt Heubner die beiden ungleichen Teilstücke und mit den Worten: „Der eine teilt, der andere wählt" überläßt er die Wahl dem kleinen, übervorteilten Patron. Die Wahrheit des Schiedspruches war dem älteren Bruder so einleuchtend, daß er sich gelassen in sein selbstverschuldetes Geschick fügte, aber in der Folge bei ähnlichem Anlaß wohl sich hütete, ungleich zu teilen.

Bereits im Januar 1849 legte Heubner seine Stelle nieder und verließ mit der Familie zu Mutters Leidwesen Frankfurt. Er war Mitglied der sächsischen ersten Kammer in Dresden geworden und in ihr Führer der gemäßigten Linken. Sein bald eintretendes verhängnisvolles Geschick ist bekannt. Die Kammer wurde aufgelöst; der Maiaufstand brach los; der König flüchtete; die Regierung lag ein paar Tage zu Boden. In diesem für das Land äußerst bedenklichen Augenblick entschloß sich widerstrebend und nach langem, schwerem Kampfe Heubner, die auf ihn gefallene Wahl zum Mitglied der provisorischen Regierung anzunehmen, wie seine Frau damals Mutter schrieb und wie ich heute fest überzeugt bin, aus Liebe zu seinem von der Regierung im Stiche gelassenen Lande, um ein maßvolles Gegengewicht gegen die Ausschreitungen seiner beiden Mitleiter der provisorischen

1) Von 24 Abgeordneten aus Sachsen gehörten 20 der Linken an. Die auffallende Tatsache aus den damaligen sächsischen Verhältnissen nachzuweisen, ist hier nicht der Ort.

Digitized by Google

Regierung, Tzschirner und Todt, und gegen die Anmaßungen von aus der Fremde herbeigeeilten Rädelsführern wie Bakunin zu bilden. Aber die aufgeregten Wellen schlugen über dem Haupte des edlen Mannes zusammen und rissen ihn in ihre unheimliche Tiefe. Er war zu schwach zu führen und wurde der von den bösen Elementen Geführte. Die Truppen zogen nach blutigem Kampfe in Dresden wieder ein; der arme Heubner wurde in Chemnitz ergriffen, zum Tode verurteilt, dann aber von dem Könige zu lebenslänglichem Zuchthaus „begnadigt". Zehn Jahre hat Heubner in Waldheim geschmachtet; er hat die schwere Last als Mann und Christ getragen, sie wurde ihm zu einer inneren Läuterung.[1]) 1859 — wir verfolgten mit herzlicher Teilnahme das schwere, harte Geschick des uns wert gewordenen Hausgenossen — gab ihn sein König der Freiheit und seiner Familie zurück. Nicht als eine völlig gebrochene Kraft kehrte der scharf gezüchtigte Mann zu Weib und Kindern und in den großen Kreis treubewährter Freunde zurück. Jetzt siebenundvierzigjährig, trat er zunächst arbeitsfreudig, tatkräftig in die Hypotheken-Versicherungsgesellschaft in Dresden, deren sachkundiger Leiter er schon nach wenigen Jahren ward. Das Zuchthaus hat sein frommes Gemüt nicht verbittern dürfen; in der Trübsalshitze ist sein Glaube gereift. 1871 wurde Heubner Mitglied der lutherischen Landessynode, nachdem er seinen Direktorposten niedergelegt und als freier Rechtsanwalt Mitglied der zweiten sächsischen Kammer geworden. Um vier Jahrzehnte hat er die schwere Haftzeit in gesegneter Arbeit auch für sein geliebtes Sachsen überlebt; er starb ein halbes Jahrhundert, nachdem er uns in Frankfurt nahe getreten. Weder ihm noch einem Glied seiner Familie bin ich im späteren Leben wieder begegnet; aber der edle, wackere Mann, der für seinen Fehltritt so hart gebüßt, ist mir unvergeßlich geblieben.

Ganz andrer Art wie die beiden Abgeordneten aus Sachsen war ein dritter Insasse des Hauses, Pastor Kotschy aus österreichisch Schlesien, den seine Gemeinde zu Ustron, zumeist der

1) Das bezeugen auch seine „Klänge aus der Zelle in die Heimat", die im Drucke erschienen, während ihr Sänger noch Zuchthäusler war.

Digitized by Google

slawischen Bevölkerung angehörig, ins Parlament entsandte. Eine wohlverdiente Auszeichnung des vielseitigen Mannes; denn er hat der Gemeinde, deren Pfarrer er von seinem 22. Jahre an 1811 bis zu seinem Tode 1856 war, zu einer neuen schönen Kirche verholfen, deren Bauleiter er auch gewesen, er hat ihr in deutscher und der ihm völlig geläufigen polnischen Sprache eine „Biblische Geschichte zum Gebrauch in den Schulen" geschrieben, seine nicht geringen ärztlichen Kenntnisse (auf der Leipziger Hochschule hat er neben der Theologie den vollen Lehrplan eines Mediziners durchgemacht) den Armen im Städtchen unentgeltlich zu Gute kommen lassen und hat die Lieblingsbeschäftigung seiner Mußezeit, Pflanzenkunde, zumal den Obstbau zum Nutzen der Heimat verwandt. Der große Pfarrgarten wurde unter seinen pflegenden Händen ein gepriesener Schmuck von Ustron und der weiten Umgegend; eine ganze Reihe edelster Obstarten verpflanzte er nach Schlesien und machte sie da heimisch, sodaß die Landleute dort heute noch ihren Wohltäter rühmen. Er war, was der Rationalismus jener Tage besonders hochhielt und zu erzielen sich angelegen sein ließ, nach jeder Seite hin ein „gemeinnütziger" Pfarrherr voll Menschengüte und humaner Gesinnung. Uns Kindern im Hause, die wir von dieser gemeinnützigen Tätigkeit in nebelgrauer, halbasiatischer Ferne kaum etwas erfuhren, am wenigsten aus seinem eignen Munde, war der Pfarrer und herzensgute Kinderfreund eine etwas gar absonderliche Erscheinung aus dem uns fremden Osten, die sich gut in das Bild fügte, das man uns von Polen entwarf. In seiner abgetragenen, bis zum Schmutz vernachlässigten Kleidung erinnerte er an polnische Juden, wie sie zur Meßzeit in der Stadt auftauchten. Dem Dienstmädchen war es schier unmöglich, das von ihm bewohnte Zimmer in Ordnung zu halten; am liebsten wäre ihm wohl gewesen, wenn sie den sich ansammelnden Schmutz — Homer würde ihn schwerlich einen göttlichen genannt haben — unbehelligt gelassen hätte. Dagegen beanspruchte er ihre Hülfe, ihm des Morgens in aller Frühe in eine abgelegene Gartenlaube eine Wanne mit eiskaltem Wasser zu bringen. Während er selbst noch in den kühlen, nassen Herbsttagen das Fußbad im Versteck nahm, ver-

Digitized by Google

zehrte er als Morgenimbiß zum Grauen des Dienstmädchens rohe Gurken mit Schwarzbrod, eine mir später bekannt gewordene Leibspeise slawischer Bauern.

Kotschys Hauptnahrung war Pflanzenkost und zwar zu völlig ungeregelter Zeit. Als ich ihn einst fragte, warum er als Pastor seinen Sitz auf der Linken genommen und dazu weit vom Rednerstuhl entfernt hinter einer Säule unter der Empore, erwiderte er heiter wie ein Schelm: um da vom Präsidenten Gagern unbemerkt seine Zwetschen und Äpfel verzehren zu können, die er unterwegs auf dem Markt als Mittagsmahl eingekauft und in seinen weiten Rocktaschen mit in die Versammlung gebracht. Den Rednerstuhl in der Paulskirche hat Kotschy meines Wissens nie bestiegen, war auch in keinem der vielen Klubs Mitglied. Viel lieber suchte er die prächtigen Gartenanlagen der reichen Handelsstadt und auch in Biebrich auf. Als die Abgeordneten am 10. August die Einladung zur Dombaufeier in Köln erhielten, machte er von der Freikarte nur Gebrauch, um in Brüssel, wo er Ehrenmitglied der pomologischen Gesellschaft Van Mons war, und Harlem sich kostbare Rosen und Blumenzwiebeln für seinen Garten einzukaufen. Das Geld dazu hatte er sich an den den Abgeordneten ausgesetzten Tagegeldern erspart, die den wenigsten zum Unterhalt in der nicht billigen Stadt genügten, übergenug aber für die anspruchslose Lebensweise des halbpolnischen Pastors waren. Von dem allzeit freundlichen, gut aufgelegten Pfarrer hatte ich mir Anregung in dem erwählten Beruf versprochen; sie ward mir so gut wie nicht. Viel lieber unterhielt er sich mit dem Tertianer über seine lebenslang geliebten Klassiker, allen zuvor über Horaz und Virgil, deren Muttersprache auch der Fünfziger noch so gut handhabte, daß er Oden in lateinischer Sprache dichtete; es waren nicht die schlechtesten, die seit Jahrhunderten in allen Kulturlanden an der toten Sprache verbrochen werden. In meiner Bücherei befindet sich noch eine Tauchnitzausgabe des Horaz in Prachteinband, die der gutmütige, leutselige alte Herr mir bei der Versetzung in die Tertia geschenkt. Nach einer Seite war mir der Verkehr mit dem Abgeordneten aus Österreich und zwar aus einem mit Slawen reichlich durchsetzten Landteile nicht ohne Be-

Digitized by Google

deutung. So merkte ich frühe den Abstand, der uns von Österreich und seiner buntscheckigen, fremdartig gemischten Bevölkerung trennt. Mit all diesen Magyaren, Slawen, Italienern und wie die zahlreichen Völker und Völkerchen mit ihren Großmachtgelüsten heißen, die kaum die Habsburger Krone zusammenhalten konnte, ein starkes, stammverwandtes, deutsches Volk zu bilden, von der Unmöglichkeit war die Mehrzahl von uns Tertianern überzeugt. Es setzte zwar bei einigen Kameraden zu Hause Zwistigkeiten ab, zumal in Altfrankfurter Patrizierfamilien, wenn die jungen Grünschnäbel nicht mit einstimmen wollten in den altüberlieferten Lobgesang der Kaiserzeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, deren Blütezeit eng und scheinbar unlösbar mit der Blüte Altfrankfurts verbunden war; das hinderte aber nicht, daß wir Jungen mehr und mehr nach einem einigen, rein deutschen Reich ausschauten, kann es nicht anders sein unter einem Kaiser aus dem Hohenzollernhaus, unter der Bedingung freilich, daß die Rechte unserer freien Reichsstadt unangetastet bleiben.

Doch das war Zukunftsmusik, von der erst nur einzelne leise Töne und Weisen in jenen Sommertagen an unsre lauschenden Knabenohren drangen, und auch diese zum Teil unverstanden, daß wir kleine Politiker nur nachsummten, was die von uns bevorzugten Männer des Volkes vorsangen. Die Hitze der Teilnahme an den Redegefechten in der Paulskirche kühlte über den endlosen, uns Jungen, die wir auf baldige Entscheidung über das Regiment im ersehnten deutschen Reiche brannten, langweiligen, meist unverständlichen Verhandlungen über die Grundrechte des Volkes gründlich ab, zum Glück für die Teilnahme am Schulunterricht. Es mußten schon entscheidungsvolle Tage kommen, die uns in die Versammlung lockten. So in den Junitagen, da über die einstweilige Zentralgewalt verhandelt wurde. Ich hatte es glücklich getroffen, zugegen zu sein, als Gagern, die wundervolle, schöne Gestalt auf dem Stuhl des Vorsitzenden, bei der Wahl des Reichsverwesers mit zündenden Beredsamkeit und der ihm eignen treffsicheren Schlagfertigkeit, die vielen seiner Worte Flügel verlieh, den harmlosen, unbedeutenden und zu noch größerer Unbedeutendheit in der ihm eingeräumten Würde von

Digitized by Google

vornherein verurteilten Erzherzog Johann der trotzigen Linken gegenüber mit der bestechenden Redewendung befürwortete: wir geben ihm unsre Stimme nicht weil, sondern obgleich er ein österreichischer Erzherzog ist. Wozu hat nicht das Wort vom „weil" und „obgleich" seitdem herhalten müssen und es scheint noch immer nicht abgegriffen zu sein. Aber alle solche selten und seltener werdenden fesselnden Tage wurden für Frankfurt und auch für uns Gymnasiasten durch den verhängnisschweren 18. September in den Hintergrund gedrängt. Der Tag mit seinen Erlebnissen hat sich so tief eingeprägt, daß hier etwas eingehend von ihm die Rede sei.[1])

Am 26. August war in ungeschicktester Weise der Waffenstillstand von Malmö abgeschlossen worden. Der empörte Unwille des Volkes warf seine sturmgepeitschten Wellen in die Paulskirche; auch Dahlmann rief am 5. September das Wort in die Versammlung, daß diese Abmachung die Ehre Deutschlands antaste, weil sie sich an der Sache der meerumschlungenen, stammverwandten Schleswig-Holsteiner frevelnd vergreife. Und trotzdem genehmigte am 16. September die Versammlung, wenn auch nur mit einer Mehrheit von 21 Stimmen, den Vertrag. Wir haben die ausschlaggebenden Beweggründe hier nicht zu erörtern; wir erzählen persönliche Erinnerungen aus der Jugendzeit. Als ob man nur auf diesen Ausgang gelauert, so wurden anderen Tages bereits die Kirchgänger durch rote Zettel an den Straßenecken für den Nachmittag zu einer großen, vorher schon geplanten und ins Werk gesetzten Volksversammlung eingeladen, wider die durch den argen Beschluß dem ganzen Volk angetane Schmach Einsprache zu erheben. Angesagt war die Versammlung auf der Pfingstweide, draußen vor dem Allerheiligen-Tor unweit der Hanauer Landstraße,[2]) wohin in früheren friedlicheren Jahren der Bürger mit Weib und Kind gern am Feierabend zog zum harm-

1) Vergl. die ausführlichere Schilderung in der Petersburger Zeitung des 16., 17. und 18. September 1898: „Der 18. September 1848 in Frankfurt am Main."

2) Einen Teil derselben nimmt heute der Zoologische Garten ein.

Digitized by Google

losen Spiel unter den schattenreichen Linden oder zuzuschauen, wie der Hirte hier auf der Weide die Herde heim in die Hürde brachte, dann selbst sich zur Ruhe in seinen Wagen zurückzog, und die Nachtwache dem treuen Schäferhunde überließ.

An jenem warmen Herbstsonntag nun bot die stille Pfingstweide ein ganz anderes, widerwärtiges Bild.

Wohl an die 20000 Männer mochten versammelt sein, Zuzügler bis von Offenbach, Mainz und Darmstadt her, unter ihnen die Mehrzahl „Bassermann'sche Gestalten." Ich sehe ihn noch vor mir in heftiger Erregung, den wüsten Volksaufwiegler Zitz von Mainz, der es meisterlich verstand, zündende Redensarten wie Feuerbrände auf die Strohköpfe der Menge zu werfen; ich höre ihn noch, wie er von dem steinernen Tisch unter der Linde herab über das urteillose „Stimmvieh" auf der Weide die Worte schrie, daß nun die Stunde gekommen, in welcher das Volk „mit Fraktur schreiben müsse." Die verwegene Rede ist seitdem geflügeltes Wort, das gleich bei seinem ersten Ausflug dort die verwegene Wut der aufgestachelten Menge, die sich von Vernunft nicht leiten läßt, entfesselte, die zu zügeln aber die Volksaufwiegler je und je und meist zu ihrem eigenen Verderben ohnmächtig sind. Wir paar Gymnasiasten, die wir uns an dem Sonntag auf die Pfingstweide hinausgewagt, hatten nach solcher zügellosen Rede genug des tollen, wüsten Treibens. Tief niedergedrückt verließen wir den Platz, an dem offenkundig zum Aufruhr gehetzt wurde; aber auch ärgerlich und verstimmt, daß die Behörde solch aufrührerisches Zeug unbehelligt geschehen ließ und sich damit — wie wir Tertianer nicht anders meinen konnten — aus Feigheit zum Mitschuldigen dessen machte, was der andere Tag schon Schweres über Frankfurt heraufbeschwor.

Als wir am nächsten Morgen zur Schule kamen, wurden wir mit dem eindringlichen Rat alsbald entlassen, schleunigst heimzukehren. Ich schlug nun doch den weiteren Weg an der Paulskirche und durch die Eschenheimergasse an der Wohnung des Reichsverwesers vorüber ein, um mit den frischesten Nachrichten nach Hause zu kommen. Auf dem dichtbesetzten Platz vor

Digitized by Google

der Kirche waren die Zugänge zur Versammlung geschlossen; in der Nacht schleunigst herbeigerufene Bundestruppen aus Mainz hielten die Türen besetzt. Nur im Norden von der Sandgasse aus gelangten die Abgeordneten in den Sitzungssaal, auch sie nur unter Vorweisung ihrer Karte. Durch ein paar Seitengassen war ich bis an diesen für Zuhörer verschlossen gehaltenen Eingang gerade in dem Augenblick gelangt, als der aufgewiegelten Menge gelang, die Türe gewaltsam zu sprengen, als nun endlich aber auch die Truppe den Befehl erhielt, den ganzen großen Platz zu säubern. Damit waren wohl die Abgeordneten vor der zügellosen Menge und ihrer etwaigen Frakturschrift geschützt; sie erschienen selbst aber zugleich als Gefangene der Soldaten. Die von der Paulskirche weggetriebenen Leute zerstreuten sich in kleinen, aufgeregten Trupps durch die Altstadt und begannen — eine ihnen bis dahin unbekannte Arbeit — da und dort einzelne Straßen mit aufgerissenen Pflastersteinen oder was ihnen sonst passendes zur Hand war, zu sperren und zu verrammeln. Auch bei dieser ungewohnten Arbeit blieben sie zunächst unbehelligt, fast in Sehweite der aufgestellten Soldatenposten, als ob dieselben erst eingreifen sollten, nachdem die Betörten mit ihren Straßensperrungen hübsch fertig wären. Unaufgehalten und ungefährdet kam ich durch die Eschenheimerstraße und die stille menschenleere Anlage heim. Gespannt warteten wir in dem so friedlichen Landhause, was die nächste Stunde Bedrohliches bringen werde, die beiden Familien aus Sachsen ernstlich um ihre in der Paulskirche noch eingeschlossenen Männer besorgt. Etwa um zwei Uhr kamen auch sie aufgeregt zu den Ihrigen, grade in dem Augenblick, wo unser Haus durch ein paar Kugeln aus der Altgasse und Friedbergerstraße getroffen wurde. Die eine Kugel hatte einen Fensterrahmen im zweiten Stock durchschlagen, eine zweite eine große Scheibe zertrümmert und beinahe das jüngste einjährige Kind von Heubner, das auf der Diele spielte, verwundet, als sie von der Decke abprallte und zu Boden fiel. Hinter dem Garten sahen wir arges Gesindel von Bockenheim, Hausen und Ginheim her, mit Knütteln und Sensen bewaffnet, durchs Feld nach der Eckenheimer Landstraße hinziehen.

Digitized by Google

Die Anlage vor dem Hause war menschenleer, wie ausgestorben. Da bemerkt Heubner langsam zwei Reiter von dem Eschenheimer Tor herankommen und erkennt zu seinem Schrecken in dem einen Lichnowsky, ruhig eine Zigarre rauchend als ob es sich um einen Spazierritt handle, trotzdem kein Abgeordneter in diesem Augenblick der aufgeregten Menge so verhaßt und durch eine Reihe von Zerrbildern vor aller Welt gebrandmarkt war wie der Fürst, der zu den entschiedensten Vertretern des Malmöer-Waffenstillstands gehörte. Ihm zur Seite der edle General Auerswald, den niemand aus der Menge kannte und der aus ritterlichem Sinn dem tollkühnen Lichnowsky zur Seite bleiben wollte, da er ihn von dem verwegenen Ritte nicht abhalten konnte. Heubner erkannte die große Gefahr der beiden Reiter und forderte mich auf, ihnen nachzulaufen und sie zu einer Tasse Kaffee dringendst einzuladen. Ich hinunter auf die Straße und eilenden Laufes hinter ihnen her. An der Ecke der Landstraße setzten sie sich, als das Schießen von der Stadt stärker wurde, in Trab. Ich konnte sie mit meinen flinken Beinen nicht mehr erreichen und machte Kehrt, als ich vor mir in der Anlage den einzigen Fußgänger sich überschlagen und tot auf dem Boden liegen sah; eine Kugel aus der Stadt hatte ihn ins Herz getroffen. Noch war ich nicht in den Unterweg eingebogen, als eine Abteilung der aus Mainz herangezogenen Achtundreißiger im Laufschritt heranstürmte, der führende Leutnant in größter Aufregung auf mich mit der Frage losstürzte, ob ich Lichnowsky und Auerswald gesehen, und mich aufforderte, den Weg zu zeigen. Ich wies ihn längs der Anlage nach dem Friedberger Tor, wo die beiden Reiter meiner Vermutung nach im Bethmannschen Landhaus voraussichtlich Zuflucht gefunden hätten.

Unverrichteter Sache, wenn auch ungefährdet, kam ich heim. Das unheimliche Schießen in der Stadt hatte stark zugenommen; anderen Tages erfuhren wir, daß der heftigste Kampf bei der Straßenverrammelung an der Ecke der Zeil, Fahrgasse und Allerheiligengasse stattgefunden; es mußten Kanonen wieder sie aufgefahren werden. Stunden banger Sorge, was wohl aus den

Digitized by Google

beiden Reitern geworden, gingen vorüber; das Gesindel hinter unserem Garten hatte sich nach der eisernen Hand hin verzogen, wo ein Weg nach der großen Bornheimer Heide führte. Auch aus der Gegend drangen deutlich Flintenschüsse herüber. Als es zu dämmern anfing, bemerkt unser österreichischer Pfarrer, wie ein wüster Haufe von der eisernen Hand her dicht an unserem Hause, wo der Unterweg auf die Anlage stößt, die Straße verrammeln will. Er erkennt die drohende Gefahr für unser Haus; geistesgegenwärtig und kaltblütig fordert er die Führer des Haufens unbemerkt auf, während die andern die Straße zu sperren suchen, mit ihm im Garten ein Glas Wein zu trinken. Er tat es in der klugen Berechnung, daß wenn die Rädelsführer nicht zugegen, der ratlose Haufe sich verlaufen werde, was auch zum Glück geschah. Der starke und reichlich gespendete Wein tat bei den überhitzten, durstigen Leuten seine Wirkung; sie wurden redselig und auch ruhmredig. Einer von ihnen — ich habe ihn nach Jahren im Marburger Zuchthaus, wo er seine langjährige Strafe verbüßte, wieder erkannt — zog plötzlich einen Tuchlappen aus der Tasche und fragte Kotschy, ob er wohl errate, von welchem Rock der stamme? Den habe er vor einer halben Stunde einem ermordeten General abgerissen, der mit dem ebenfalls ermordeten Lichnowsky draußen auf der Bornheimer Heide liege. Kotschy will und kann an die furchtbare Freveltat nicht glauben; es wird ihm aber doch in der Nähe des Gesindels unheimlich zu Mute und als ich ihm zuflüstern konnte, daß die führerlose Bande draußen vor dem Hause sich zerstreut, trieb er die trunkenen Kerle aus dem Garten und zur schleunigsten Flucht unter der Drohung, daß ein Trupp Soldaten im Anzug wäre.

Das für unglaublich Gehaltene erwies sich anderen Tages als wahr. Es würde zu weit sein, heute noch, mehr wie ein halbes Jahrhundert nach der gottlosen Freveltat, Schritt für Schritt zu erzählen, wie die beiden armen Opfer der entfesselten, zügellosen Volkswut ihrem Verhängnis verfielen. Ich habe es bereits in der Petersburger Zeitung vor Jahren getan, dabei gestützt auf den Bericht des „Rosenschmidt", wie er ihn selbst der ihm wohlbekannten Mutter einst gegeben, in dessen Gartenhaus

Digitized by Google

die beiden Männer in ihrem Versteck von der blutgierigen Menge aufgestöbert wurden.[1])

Die Folgen des unglückseligen Tages und zumal des Meuchelmordes an den beiden Volksvertretern waren schwer verhängnisvoll, in erster Linie für unsere Vaterstadt, ebenso aber auch für unser ganzes deutsches Volk und den weiteren Verlauf des so hoffnungsvoll begonnenen Jahres. Selbst vor dem blödesten Auge hatte sich jäh ein Abgrund aufgetan, vor dem Männern ein Grauen ankam. Auch wir Jünglinge und Knaben schon merkten mit Schrecken und Schmerz, welch unheilvolle Heimsuchung der furchtbare Tag auf unser Frankfurt, auf die ganze vor wenigen Monaten noch mit so heller Begeisterung begrüßte Bewegung heraufbeschworen. Die volle Tragweite freilich des unsinnigen Aufstandes war uns Jungen verborgen. Wir konnten nicht fassen, daß die Befürworter einer rückläufigen Bewegung in die alten verderblichen Gleise geschickt und schlau und für die folgenden Jahre erfolgreich hier einsetzten. Ebenso wenig freilich erfuhren wir davon, daß grade der 18. September den gesegneten Anstoß zu jenen Wittenberger Tagen gab, an denen Wichern, der wackere Held und auch Seher unseres deutschen Volkes und seiner evangelischen Kirche, mit dem Heroldruf der Inneren Mission die in todähnlicher Erstarrung schlafenden Gemeinden weckte, die Männer und Frauen, die Jünglinge und Jungfrauen, und vor ihr Gewissen die unwiderstehliche Nötigung stellte, sich zu erbarmender, zielstrebiger Liebesarbeit an unsren armen, gottentfremdeten Brüdern und Schwestern aufzuraffen. Das ist uns Alten der Inneren Mission, zumal wer als Jüngling den 18. September in Frankfurt erlebt und auch erlitten, heute noch Trost und Kraft, daß der Gott, der im Regimente sitzt, auch die Heimsuchung eines ganzen Volkes, unseres evangelischen Volkes

1) An der Stelle des Gartens befindet sich heute die Bergerstraße. Kaum mehr ausfindig zu machen ist die Stelle, wo auf der einsamen Heide der Baum gestanden, an den gelehnt der unglückliche Fürst die Todeswunde an seinem von Sensenhieben scheußlich zerfetzten Arm erhielt. Die Pappel muß unweit der heutigen Lutherkirche gestanden haben, in der Nähe etwa des Merianplatzes.

Digitized by Google

„ihm zu Gute wenden kann als ein allmächtiger Gott und auch seinen Kindern wenden will als ein getreuer Vater", wie eine köstliche Bekenntnisschrift aus den Tagen der Reformation die evangelischen Glaubensgenossen freudig bezeugen läßt.[1]) Für solch kräftigen, frommen Trost fehlte uns Jünglingen das Verständnis; wer möchte den Stab darüber brechen? Wir gedachten des unvergeßlich schönen, verheißungsvollen Anbruchs der gewaltigen geistigen Erhebung des ganzen Volkes wenige Monate zuvor in unsrer lieben Vaterstadt und standen nun da niedergebeugt wie an einer Brandstätte, die den stolzen Bau unsrer Hoffnungen in einen Schutthaufen verwandelt. Ich schäme mich nicht zu bekennen, daß mir die Augen naß wurden, als ich am Dienstag Morgen in der Frühe unweit dem Eschenheimer Turm die verglimmenden Beiwachtfeuer und um sie herum die übernächtigen Soldaten sah, die uns wohl vor dem wüsten Pöbelhaufen geschützt, zugleich aber auch vernehmbar merken ließen, daß die von den besten Söhnen des Volkes heißersehnte Freiheit unter die Beaufsichtigung der Heerführer und Machthaber gestellt sei.

Wie schwer doch lastet solch unholde Wirklichkeit und Ernüchterung auf hoffnungsseliger Jugend! Über all dem anhebenden Gerede der Philister, die sich am sichersten im Schutze von Soldaten fühlen, kam nach den schmerzlichen Tagen etwas über uns wie Altklugheit, ein Gift für ein junges Gemüt. Lange hält solch' unnatürlichen Druck eine gesunde Jugend nun doch nicht aus; wir arbeiteten uns auch dank unserer Schule allmählich wieder heraus. Die erlittene trübe Erfahrung ward uns heilsam. Wir zogen uns mehr und mehr von der überregen Teilnahme an den flüchtigen Dingen der Tagesereignisse zurück. Durch die schweren Erlebnisse gewitzigt, verlernten wir Söhne der freien Stadt, republikanisches Regiment unserem geliebten deutschen Volk zu wünschen. Mir ist noch deutlich in der Erinnerung: vor dem 18. September, als die Gelüste der äußersten

1) Der Heidelberger Katechismus in seiner 26. und 28. Frage und Antwort, tief aus Röm. 8, 28 geschöpft.

Digitized by Google

Linken bereits uns Jungen unbehaglich und leidig zu werden anfingen, versuchten wir wohl noch, das auch in den Schulzimmern auftauchende Gerede, als ob alle Lumpen Republikaner seien, mit der Gegenrede zu entkräften, damit sei noch nicht erwiesen, daß nun auch alle Republikaner Lumpen seien; auch hier gelte das geflügelte Wort Gagerns, daß einer Lump sei nicht weil, sondern obgleich er Republikaner wäre. Nach dem 18. September aber unterließen wir solche Gegenrede. Wir schwiegen noch eine Weile, merkten aber wie sich im Innern langsam ein Wandel vollzog. Zunächst in eigentümlicher, für unsere Gymnasialausbildung ungemein förderlicher, segensreicher Weise. Wenn ich Kleines mit Großem vergleichen darf, wir wurden in unserer Art Romantiker, wie unsere Dichter vor einem Menschenalter gewesen. Wir flüchteten aus der rauhen, uns widrig gewordenen Gegenwart in die wunderbare Traumwelt der alten Klassiker und in ihre geweiheten Hallen der Kunst, auf deren Gebilden die adelnde Schönheit einer ewigen Jugend ruht. Was sich uns da unter Führung auserwählter Lehrer — wir werden es zu zeigen haben — erschloß, das gab uns Anregung, Verständnis und damit Liebe, einzudringen in die Geschichte und das Geistesleben unseres Volkes. An der Hand der alten Griechen und Römer — ich kann es von mir selbst bekennen — sind wir zu tiefgegründeten Vaterlandsfreunden geworden. Während uns die anhebende rückläufige Bewegung fast auf allen Gebieten scheinbar von dem Volke und seinem gegenwärtigen Ergehen fernhielt und entfremdete, reiften wir innerlich aus, unser teures Volk in seiner Tiefe und den ihm von Gott verliehenen und anvertrauten Gaben zu verstehen und zu ihm bis ins Alter hinein hoffnungsfreudig, jugendfrisch in guten und in bösen Tagen zu stehen. Auch diese unsere Schule und Zeit der Romantik ward zu einem Stahlbad und Jungbrunnen der Liebe zu unserem Volke.

Digitized by Google

10. Die Konfirmation.

Die Zeit der Konfirmation nahte. In den meisten Schulen fiel sie zusammen mit der Entlassung der Schüler und ihrem Übergang in den erwählten Beruf sei es eines Handwerkers oder Kaufmannes; den Gymnasiasten erschien die Tertia als die geeignetste Klasse, sich neben dem Unterricht auf die ernste kirchliche Handlung vorzubereiten. Frankfurt hatte sich ziemlich spät der in der Kirche der Reformation aufkommenden Sitte angeschlossen, der ersten Teilnahme am heiligen Abendmahl eine Vorbereitung bei dem Geistlichen mit daran sich reihender Aufnahme in die Zahl der mündigen Gemeindeglieder vorangehen zu lassen; noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurden die Kinder nur wenige Tage vor dem ersten Abendmahlsgenuß zur Unterweisung dem Pfarrer ins Haus gesandt. Spener scheint der erste Geistliche in Frankfurt gewesen zu sein, der nach vorangegangener kurzer Belehrung und Prüfung die Kinder durch Handauflegung und Segenswunsch förmlich, wenn auch nicht in der Kirche vor versammelter Gemeinde, so doch in seiner Pfarrwohnung im einstigen Barfüßerkloster zur Teilnahme am heiligen Abendmahl zuließ. Dem bedeutsamen, als ein Fortschritt zur tieferen Erfassung der Konfirmation in unserer evangelischen Kirche anzusehenden Vorgang ihres Seniors folgten aus freien Stücken die Stadt- und Landgeistlichen; doch verstrich noch geraume Zeit, bis der in das Belieben der Eltern gestellte Brauch zur fest eingebürgerten Sitte wurde, der sich keine evangelische Gemeinde mehr entziehen wollte, bald schon nicht mehr durfte. Damit war die ernste, feierliche

Digitized by Google

Handlung noch nicht völlig zu dem geworden, was sie ihrem Wesen nach zu sein berufen ist. Sie war nicht Sache der Gemeinde, mehr nur ein Abkommen zwischen dem Geistlichen und den einzelnen Familien. Wie so sehr spät, um nicht zu sagen verspätet, sind die hohen Rechte und Pflichten einer evangelischen Gemeinde und jedes einzelnen Gliedes in derselben im wesentlichen Unterschied von einer römischen Priesterkirche der Gemeinde zum Bewußtsein gekommen und damit vor das im Evangelium gebundene Gewissen der Gemeindeglieder als zu leistende Pflicht getreten! Noch 1813 blieb dem Geistlichen freigestellt, die von allen evangelischen Familien als eine unabweisbare Verpflichtung anerkannte Konfirmation in der Pfarrwohnung oder vor versammelter Gemeinde an der Stätte zu vollziehen, an welcher sie zur gottesdienstlichen Feier am Tage des Herrn sich vereinigt.

Zur Zeit meiner Konfirmation war seit einer Reihe von Jahren der Vollzug der feierlichen Handlung ausschließlich in die Kirche verlegt; aber auch jetzt hatte sie nicht das volle ihr zukommende Gepräge erhalten. Sie galt noch nicht als eine Feier der ganzen Gemeinde, an der sie einen wesentlichen Anteil zu nehmen hat. Durch die heilige Taufe werden die Kinder wie Christo, so auch der evangelischen Gemeinde „einverleibt", wie der tiefe und schöne Ausdruck in einer Bekenntnisschrift der Reformation lautet; durch die Konfirmation spricht die Gemeinde ihre bis dahin unmündigen Glieder mündig, nimmt sie als solche in ihre Mitte auf und gewährt ihnen den Zugang zu dem anderen, von ihrem unsichtbaren Haupte eingesetzten Gnadenmittel, das ihr als einem Haushalter über Gottes Geheimnisse anvertraut ist. Die Feier der Konfirmation fand zu meiner Zeit und findet noch in Frankfurt wie in den meisten größeren Städten an einem Werktage statt, somit nicht vor versammelter Gemeinde, die an diesem Tage ihrem Berufe und der von Gott befohlenen Arbeit nachzugehen hat. Als ob die evangelische Gemeinde nichts angehe und ihr gleichgiltig zu sein habe, wer ihr durch die Konfirmation als mündiges Glied zugewiesen wird. In der Tat eine verhängnisschwere Gefährdung wie eines gesunden Gemeindelebens so auch unserer Konfirmanden,

Digitized by Google

die mit diesem Tage zumeist aus der Hut des Elternhauses und der Schule entlassen werden und sich nicht in die treue, teilnehmende Hut der Gemeinde aufgenommen sehen. Äußere Gründe mögen bei der Tageswahl mitsprechen, in erster Linie die jedes Gemeindeleben hemmende Größe unserer modernen Großstadtgemeinden. Aber nie und nimmer dürfen äußere Gründe als stichhaltig gelten, schwerwiegende innere Gefährdung widerstandslos geschehen zu lassen. Wo ein ernster, frommer Wille ist, zeigt sich auch ein Weg, erkannte Schäden unseres Gemeindelebens zu heilen. — Man verzeihe einem alten Pastor die Abschweifung an dieser Stelle; die Liebe zu seiner teuern, evangelischen Kirche und ihren in unseren Tagen stark geschädigten Gemeinden haben ihn dazu gedrängt.[1])

Vater und Mutter und ihre Familien, soweit die Erinnerung an sie zurück reicht, gehörten der reformierten Kirche an, der Vater mit den Seinen als Engländer, die Mutter mit den Ihrigen als Pfälzerin. So galt als selbstverständlich, daß der einzige Sohn und Stammhalter wie Mutter einst und nun bereits 1846 die ältere Schwester in der heimischen deutsch-reformierten Gemeinde konfirmiert werden würde. Und doch kam es anders. Mutter war für das Studium ihres Sohnes ein nicht unbedeutendes Stipendium in Aussicht gestellt, dessen Stifter vor langen Jahren die Erlangung an die Zugehörigkeit zu der, man darf wohl sagen, Staatskirche der Stadt geknüpft hatte. Das war Mutter so peinlich, daß sie lieber auf das Stipendium verzichten, als ihren Sohn aus der Gemeinde ziehen lassen wollte, an der sie von Jugend auf mit treuer, frommer Liebe hing. Als aber sowohl der geschätzte Geistliche der Gemeinde, der sich je und je als Seelsorger und Hausfreund bewährt hatte, Pfarrer Schrader, und zugleich auch der Rektor des Gymnasiums Vömel, ein Mitglied der reformierten Gemeinde, in Mutter drang, die günstige

1) Was hier doch nur gestreift werden konnte, ist ausführlicher behandelt in dem Abschnitt von dem Konfirmandenunterricht und der Konfirmation in meinem Büchlein „Aus dem Leben einer evangelischen Gemeinde." (Gütersloh 1901).

Digitized by Google

Aussicht nicht kurzer Hand abzulehnen, als die zwei wohlwollenden „Vertrauensmänner" darauf hinwiesen, daß, wie die beiden Brüder aus dem gemeinsamen Haus der Reformation sich im Laufe der Zeit in Frankfurt zu einander gestellt, gegenwärtig von einem Wechsel des Bekenntnisses, von einem Übertritt aus einer in eine davon wesentlich unterschiedene andere Kirche keine Rede sein könne, gab Mutter nach.

Schrader und Vömel haben zutreffend das brüderliche Verhältnis der beiden Kirchen zu einander in dem Frankfurt ihrer und auch unserer Tage geschildert. Die Wurzeln des schönen Verhältnisses sind am Frühmorgen der Reformation in den dafür günstigen Boden der freien Reichsstadt eingesenkt und treten da bereits in zarten Anfängen bemerkbar zu Tage. Darf auch hier das geflügelte Wort verlauten: on revient toujours à ses premiers amours? Der genaueste Kenner der Kirchengeschichte seiner Vaterstadt, der lutherische Pastor D. Steitz (gest. 1879; er war ein Schwager von Albrecht Ritschl) sagt zutreffend in seinem fesselnden Büchlein „der lutherische Prädikant Hartmann Beyer, ein Zeitbild aus Frankfurts Kirchengeschichte im Jahrhundert der Reformation": „Man hat in den Streitschriften gegen die Reformierten oft behauptet, das evangelische Bekenntnis habe in Frankfurt von Anfang an einen klar ausgesprochenen lutherischen Charakter gehabt; allein eine unbefangene Einsicht der Quellen bestätigt im Gegenteil eine vorwiegende Hinneigung zu dem Lehrtropus der Schweizer. Bekanntlich hat Luther 1533 eine energische Warnungsschrift an den Rat gesandt und vor dem verdeckten Zwinglitum der hiesigen Prediger gewarnt." Auch in der Gottesdienstordnung zeigte sich ein überwiegender Einfluß der Schweizer und Süddeutschen. Die Altäre wurden abgebrochen; an ihre Stelle kam ein Abendmahlstisch auf erhöhter, hölzerner Unterlage; erst 1669 wurde, und zwar nicht ohne Bedenken, in der Barfüßerkirche bei einer nötig gewordenen Instandsetzung ein Altar errichtet. Heftige Streitigkeiten brachen aus, als ein aus Bamberg berufener Geistlicher 1537 Chorröcke, Kruzifixe und brennende Kerzen beim Abendmahl im Widerspruch mit der gesamten städtischen Geistlichkeit einzuführen versuchte; der Rat be-

Digitized by Google

rief Bucer aus Straßburg zur Schlichtung des ärgerlichen Streithandels. Noch kurz vor seinem Tode gab Luther einem nach Frankfurt berufenen Geistlichen die ernste Weisung mit auf den Weg: „Dieweil er (Luther) vernommen, daß die Zeremonien, so in den Sächsischen Kirchen gebräuchlich, in die Kirchen zu Frankfurt noch nie wären einkommen, sondern der ganze Dienst und sonderlich die heiligen Sakramente in großer Einfalt und schlicht nach der Einsetzung gehalten würden, befehle er ihm, er solle es also, wie er es finde, bleiben lassen und sofern nur die Lehre rein und lauter getrieben werde, in den Kirchengebräuchen, weil die an ihm selber ein frei Ding seien und nichts weder geben noch nehmen, sich nicht unterstehen, etwas Änderung anzufangen." So ist es auch geblieben bis zu meiner Zeit. Noch bei Überreichung der Augustana 1530 war Frankfurt unvertreten; erst 1537 unterschrieb ein Frankfurter Geistlicher als Vertreter der Stadt in Schmalkalden die daselbst vereinbarten Artikel, wodurch nachträglich der Augustana und ihrer Schutzschrift zugestimmt wurde.

In den anhebenden Religionsverfolgungen der Gegenreformation war Frankfurt auf dem schönen Wege, wie Emden im Norden Deutschlands so an der Mainlinie eine „Gottesherberge" für um des Evangeliums willen aus ihrem Vaterland vertriebene Flüchtlinge zu werden. Von den Niederlanden kamen Scharen heimatlos gewordener Evangelischer, noch mehr solche „elende", weil landlos gewordene Brüder aus dem ebenfalls stammverwandten England, die durch ihre Königin, die „blutige Maria", von Haus und Hof vertrieben waren, weil sie nicht zur römischen Kirche rückfällig werden wollten. In ihrer Mitte zwiefach heimgesuchte Leidensgefährte, denen England eine zweite Heimat geworden und die nun als Ausgestoßene von da viel brennendere Wunden in Dänemark und Norddeutschland von Brüdern aus dem gemeinsamen Haus der Reformation erhalten. Sie alle baten die gastfreie Stadt um Aufnahme und Heimrechte für das Teuerste, was sie besaßen, ihren evangelischen Glauben. Sie baten den edel gesinnten, evangelischen Rat nicht vergeblich. Er öffnete ihnen die Stadt als Bergungsort und räumte ihnen für ihre

Digitized by Google

fremdsprachigen Gottesdienste den Mitgebrauch der Kirchen ein. In jenen über die Kirche der Reformation heraufziehenden trüben Tagen war ein heller Sonnenblick, daß in dem duldsamen Frankfurt ungehindert Männer wie Calvin, Knox, Laski den Ihrigen das Wort Gottes verkündigen konnten.

Die milde Lenzeszeit der jugendlichen evangelischen Kirche ging nur allzu rasch auch für das sonnige Maintal und die Vaterstadt vorüber. Der nach dem Heimgang des deutschen Reformators den verhängnisvollen zweiten Sakramentsstreit über unser evangelisches Deutschland und zu seiner schwersten Schädigung heraufbeschworen, der Hamburger Pastor Westphal mit seinen Streitgenossen, forderte den Rat der Stadt auf, wider einen Teil dieser Flüchtlinge anzugehen wie gegen Straßenräuber und Aussätzige.[1]) Die Kirchen wurden den Reformierten wieder genommen, selbst jeder Gottesdienst im Weichbilde der Stadt ihnen aufs strengste untersagt. So blieb es — uns spätgeborenen Söhnen Frankfurts kaum mehr faßbar — zwei lange Jahrhunderte hindurch. Man wollte den fleißigen, betriebsamen Glaubensgenossen aus der Fremde, die sich gar bald als ein wertvoller Bestandteil der Bürgerschaft und ihres wachsenden Wohlstandes erwiesen, das Gastrecht nicht kündigen; aber ihr Bekenntnis und Gottesdienst war verfehmt. Den Katholiken hatte man Kirchen eingeräumt, den Juden auch ihre Synagoge gelassen; nur die Brüder aus dem gemeinsamen Haus der Reformation mußten bis 1788 bei Wind und Wetter, mit Weib und Kind aus dem Weichbild der ihnen unholden Stadt nach Bockenheim wandern, dort ihre Gottesdienste nach der Väter Weise zu halten. Wie sehr auch selbst die Könige von Preußen für die Ausgestoßenen um Duldung baten, blieb der Rat auf diesem Punkte unerbittlich. So widerspruchsvoll und befremdlich doch: dabei gehörte Frankfurt zu den Gebieten der lutherischen Kirche, die die Konkordienformel nicht unterschrieben haben. Einige einflußreiche Ratsherren waren auf die unduldsame Eintrachtsformel ärgerlich, die mit runden, harten Worten die

1) Vergl. dazu auch den 4. Bd. meiner Beiträge zur Geschichte der evangelischen Kirche in Rußland (Berlin 1905) S. 375 ff.

Digitized by Google

Lehre der ihnen befreundeten reformierten Mitbürger verwarf. Sie vermochten den Rat zu der Erklärung, aus politischen Gründen den Beitritt der Stadt durch Mitunterzeichnung der Konkordienformel nicht geben zu können.

So gingen fortan eine nur allzu lange Weile die zwei Schwesterkirchen der Reformation in der freien Reichsstadt, in der sie anfänglich in Wesen und Weise so nahe als treue Kameraden sich berührt, wie durch eine weite, tiefe Kluft getrennt nebeneinander her, die eine als die herrschende, die andere als die lieblos unterdrückte. Und dennoch sie beide widerstandslos gemeinsam hineingezogen auf den unserer evangelischen Kirche im Lande der Reformation gewiesenen Weg! Die Zeit einer starren Rechtgläubigkeit zog vorüber. Der Senior der lutherischen Geistlichen Frankfurts, Spener, war das von dem Haupte der Kirche auserwählte Rüstzeug, über den tiefschmerzlichen Zwiespalt der beiden getrennten Kirchen wenigstens mittelbar eine Verbindung anzubahnen. Wie Spener sich ausdrückte, war er ernstlich bemüht, den evangelischen Glauben aus dem Kopf in sein Heimgebiet, das Herz, zurückzuführen. Dazu dienten ihm seine collegia pietatis, Gemeindlein in der großen Gemeinde, ecclesiolae in ecclesia, die ernstlich nach vertiefter Schrifterkenntnis und Betätigung des Glaubens in einem geheiligten Lebenswandel trachteten. Auch an der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit, in Frankfurt wurden diese Gemeindlein der warme Mutterschoß des Pietismus, der in seinen ersten schönen und verheißungsvollen Lebenstagen je länger je mehr das bisherige Gängelband einer starr und steif gewordenen Pastorenkirche lockerte und das Schwergewicht eines Christenlebens bei aller Treue zur Kirche und ihrer Lehre in die persönliche Stellung zu dem Herrn und Heiland verlegte, ernstlich beflissen, den ungezweifelten Christus für uns nun auch den Christus in uns sein zu lassen. Hervorragende Frankfurter Geistliche, wie Fresenius, den uns Goethe als Seelsorger und Hausfreund seiner Familie zu bleibender Erinnerung bewahrt hat, wie Stark, dessen weitverbreiteten Erbauungsbücher heute noch nach fast zweihundert Jahren auch in Frankfurt nicht völliger Vergessenheit anheimgefallen sind, förderten die aufquellende

Digitized by Google

Erfrischung des Glaubenslebens in ihren Gemeinden; der gefeierte Fresenius freilich dabei in unduldsamem Eifern wider den auch in die pietistischen Kreise Frankfurts machtvoll dringenden Einfluß der Brüdergemeinde und in ebenso unduldsamer Wahrung der schroffen Stellung wider die Reformierten der Stadt.

Die Zeit des Pietismus ging ebenfalls vorüber; nicht ohne bleibende segensreiche Spuren seiner Wirksamkeit auch in Frankfurt zu hinterlassen. Er war zu einer krankhaft tändelnden Gefühligkeit, einer verschroben überspannten Empfindsamkeit in religiösen Dingen entartet und hatte damit naturgemäß dem durch die gesamte geistige Zeitströmung geförderten Heraufkommen des Rationalismus starken Vorschub geleistet. Sein Kommen war berechtigt, gewissermaßen unabweisbar geworden und ist damit eingeordnet in die wunderbare Führung unserer evangelischen Kirche, die sich auch in solche Zeit zu schicken hat. Wie eine Gewaltherrin forderte die Aufklärung rücksichtslos die Gottesgeheimnisse unseres Glaubens vor den unfehlbaren Richtstuhl ihres sogenannten gesunden Menschenverstandes, von dem man kurzweg und gar eilig und selbstbewußt annahm, daß er in dem vielgepriesenen, erleuchteten achtzehnten Jahrhundert das Vollmaß seiner Gesundheit und die Höhe seiner Reife erlangt habe. Was sich vor diesem gewalttätigen Richter nicht rechtfertigen konnte, wurde seines geoffenbarten Inhaltes göttlicher Wahrheit entleert. Dem herrschenden Zeitgeist war dann ein leichtes Ding, mit seinen leeren Hülsen sich der Duldsamkeit in Glaubenssachen zu rühmen; er übersah dabei, daß im wesentlichen Unterschied von Gleichgültigkeit wahrhaft duldsam nur sein kann, wer neben eigenem Besitz an Glaubenswahrheit sich an dem Besitz des Nachbars nicht vergreift, ihn unangetastet neben sich duldet. Unverkennbar hat der Rationalismus auch in Frankfurt religiöser Duldsamkeit unter den uneinigen Brüdern aus dem gemeinsamen Haus der Reformation die Wege geebnet; er hat die Ernte in seine Scheunen eingebracht, deren fruchtbringende Samenkörner der Pietismus in seinen Frühlingstagen ausgestreut. Damit verhalf er der evangelischen Kirche zu dem, was auszurichten sie zu ihrer eigenen schweren Schädigung so lange, lange Zeit versäumt hatte.

Digitized by Google

Der Rationalismus hielt fast unaufgehalten seinen Siegeseinzug in Frankfurt. Weitaus die Mehrzahl der Geistlichen fiel ihm widerstandslos, ja von Herzen zu; unter ihnen recht bedeutende, auch achtungswerte, hochgebildete, fromme Vertreter der herrschenden Aufklärung. Sie hatten die Bürgerschaft in geschlossener Reihe hinter sich. Und doch gelang ihm nicht völlig die Segensspur des Pietismus wegzuräumen; sie war so tief eingedrückt, daß man sie sich nicht mehr entreißen lassen wollte. Der Rationalismus konnte aus seinem dürftigen Besitz dem frommen Gemüte keinen Ersatz bieten. Goethe hat uns in den Kreis dieser „Stillen im Lande" seiner Vaterstadt eingeführt und den tiefgehenden, weitreichenden Einfluß der „schönen Seelen" in unvergänglichen Zügen dargestellt. Der warmen Schilderung ist leicht abzufühlen, daß der Verkehr mit Susanna von Klettenberg, der treuen Freundin seiner Jugendjahre, das „Weltkind in der Mitte" anheimelte, seinem frommen Gemüte wohltat. Goethe konnte sich der Einwirkung dieser in Christo zur Heimat und Ruhe gelangten Seele nicht entziehen; er wollte es lange Zeit nicht einmal. Als nun doch die eigenen inneren Wege ihn von der anheimelnde Stätte in die Ferne zogen, blieb eine Sehnsucht nach dem zurück, was er im geistigen Umgang mit Susanna von Klettenberg genossen und was ihm die anderen eingeschlagenen Wege nicht boten.

Die Bekenntnisse der schönen Seele weisen auf verborgene, innere Zusammenhänge mit dem hin, was Spener mit seinen Gemeindlein in der Kirche erstrebte und anbahnte, was in seinen Fußtapfen die Brüdergemeinde auch in der Vaterstadt der Susanna von Klettenberg förderte und weiter entwickelte. Von der „Spindel"[1]) in der weltabgeschlossenen Stube der „schönen Seele" gehen goldene Fäden aus, die nachweisbar bis in die

1) Wort und Bild gewählt in Erinnerung an ein Gedicht der Susanna von Klettenberg aus ihrer letzten Lebenszeit, dessen Schluß lautet:

Komm, Spindel, komm. Froh soll die Hand dich lenken,
Du läßt mir Kopf und Herze frei;
Empfindungsvoll kann ich da fühlend denken;
Das andre ist doch Narretei.

Digitized by Google

frommen Kreise der „Stillen im Lande" reichen, die fast ein halbes Jahrhundert nach dem Heimgang (1774) der Susanna von Klettenberg sich um die Passavants, den Bibelmeyer und ihre glaubenssinnigen Gesinnungsgenossen in Frankfurt sammelten. Sie alle waren die in Frankfurt von Gott erwählten Werkleute, das dem Verglimmen nahe Feuer herzinniger Jesusliebe auf dem Gemeindeherd während der kalten Zeit der Aufklärung nicht verlöschen zu lassen und hinüber zu retten in eine bessere Zeit, die sich des Evangeliums von Christo nicht mehr schämte, weil ihre tüchtigsten Söhne und Töchter seine Gotteskraft zur Seligkeit erfahren.[1])

Unbestreitbar ist der durch den humanen Geist der Aufklärung tief in das Gemüt der Bürgerschaft eingedrungenen Duldsamkeit zu danken, daß endlich, endlich 1788 den Reformierten das Recht verliehen wurde, im Weichbild der Stadt sich Kirchen zu erbauen. Dennoch bleibt befremdlich, daß sie, die seit Jahrhunderten Freud und Leid mit ihren Mitbürgern geteilt, nun doch noch nicht als völlig ebenbürtig und gleichwertig den Brüdern der Reformation galten. Man gestattete ihnen nur, Betsäle in der Straßenflucht, keine Kirchen auf freiem Platz zu bauen. Ihre von den angrenzenden Wohnhäusern im Äußeren kaum zu unterscheidenden Kirchengebäude durften weder Turm noch Dachreiter noch des etwas besitzen und besitzen sie auch heute noch nicht, wodurch sie als gottesdienstliche Gebäude den Straßengängern bemerklich gemacht worden wären; kein Glockengeläute durfte am Tage des Herrn die Gemeinde zum Gottesdienst rufen. Aber die Zeit und auch die holde Zeit religiöser Duldsamkeit schritt in der alten freien Reichsstadt trotz solcher Kleinlichkeiten unaufhaltsam vorwärts. Ein Vierteljahrhundert nach Einweihung der deutschen (1793) und der französischen Kirche (gerade sechs Monate früher am 16. September 1792), als die deutsche evangelische Kirche der

1) Noch immer fehlt uns leider eine Kirchengeschichte Frankfurts, die den gerechten Forderungen an eine solche Genüge leistet und auch für die unsichtbaren und unwägbaren Kräfte eines christlichen Volkslebens Sinn und Verständnis hat und dazu die Lust und Liebe, von ihnen zu berichten.

Digitized by Google

Reformation ihre dritte Jahrhundertfeier festlich beging, hat Pfarrer Fresenius von der Weißfrauenkirche, ein Großsohn des erwähnten Gegners der Reformierten in Frankfurt, in der deutsch-reformierten Kirche das Abendmahl ausgeteilt und gleichzeitig der reformierte Pfarrer Spieß in der lutherischen Katharinenkirche. Auch in der Weise der Austeilung war kein Unterschied zu bemerken; in den lutherischen Kirchen wurde noch bis tief in unsere Tage Brot und keine an die Hostie der römischen Kirche nur allzu sehr erinnernde Oblate gereicht und der Kelch den Genießenden in die Hand gegeben. Sogenannter Altardienst beim sonntäglichen Gottesdienst fand nicht statt; die noch von Luther empfohlene schlichte süddeutsche Weise der Gottesdienstordnung war beibehalten. Wer aus norddeutschen lutherischen Gegenden nach Frankfurt kam und am Gottesdienst teilnahm, mußte glauben, als ob nur Reformierte in der Stadt wohneten. Ich entsinne mich gar wohl des Aufsehens, als Oberst von Reutern regelmäßig in der Paulskirche auf der Frauenseite seinen Platz einnahm, wie er es daheim in seinem lutherischen Baltenland gewohnt war, wo keine Trennung der Geschlechter in der Kirche statt hat. Dem lieben Pfarrer Deichler, der treu und fromm an seiner lutherischen Heimatkirche hing, bereitete die Kunde bitteren Schmerz, daß der von ihm hochverehrte, geistvolle Professor von Zezschwitz während eines längeren Aufenthaltes in Frankfurt 1863 zum Abendmahl nach Erlangen reiste, weil ihm nach seiner Behauptung in Frankfurt kein unverfälschtes lutherisches Abendmahl gereicht würde.

Zum Teil durch den jahrhundertlangen Druck war das Gemeindebewußtsein der Reformierten ein stärkeres, kräftigeres als bei den Glaubensbrüdern in der herrschenden lutherischen Kirche. Sie sahen sich in der Stadt, die ihnen seit der Väter Zeit traute Heimat geworden, kirchlich wie eine kleine Auslandsgemeinde gewertet. So viel Bitteres solche Schätzung von Mitbürgern und evangelischen Glaubensgenossen mit dem unvermeidlichen Nachgeschmack der Geringschätzung dessen, was dem Christen das Teuerste zu sein hat, bietet, gewährte sie doch zugleich den auf

Digitized by Google

sich selbst angewiesenen, treu und fest zusammengeschlossenen Gemeindegliedern reichen Gewinn, wie er den meisten Auslandsgemeinden zufällt. Während der allgemein herrschenden Aufklärung und ihrer unermüdlichen erfolgreichen Entleerung der evangelischen Heilsgüter, in deren unangetastetem Besitze allein eine Gemeinde ihre Wehr und Waffe, ihren Schutz und Trutz hat, hielt diese kleine Auslandsgemeinde in Frankfurt, wie sehr auch ihre einzelnen Glieder von dem übermächtigen Zeitgeist ergriffen wurden, dennoch mit rührender Pietät an dem Glaubensbekenntnis der Väter fest, um dessentwillen diese einst heimatlos geworden und ihre Söhne und Töchter standhaft und treu lange Jahrzehnte hindurch in der neuen Heimat gelitten. Die Nachkommen wollten davon wie von einem teuer-werten Vermächtnis nicht lassen, dessen Besitz ihnen je und je Leid eingetragen, aber auch Trost im Leid und Kraft zu seiner Überwindung geboten. Ich besitze noch den Festbericht der Gemeinde bei Anlaß der fünfzigjährigen Jubelfeier der Einweihung ihrer Kirche am 17. März 1843. In seinem Anhang ist „das von den eingewanderten Reformierten im Jahre 1554 übergebene Glaubensbekenntnis" abgedruckt, das den damaligen Gemeindegliedern als nun auch ihr in allem Wechsel der Zeit bleibendes Bekenntnis ans Herz gelegt werden sollte. Auch den anderen Segen einer Auslandsgemeinde empfing in reichem Maße die Frankfurter reformierte Gemeinde: die Erziehung zur Opferwilligkeit. Sie war für ihren Bestand allein auf sich angewiesen; das ganze Kirchenwesen und die Versorgung ihrer Armen lag ausschließlich auf den Schultern der Gemeinde. Los von dem städtischen Kirchenregiment und seiner Fürsorge auch für den Unterhalt der lutherischen Kirchen, stand die reformierte Gemeinde frei und unabhängig da und hatte für ihre Bedürfnisse selbst aufzukommen. So lernte sie zeitig und auch opferwillig und lehrte ihre Söhne und Töchter von Jugend auf wie die Rechte einer wahrhaft evangelischen Gemeinde so auch die ernste Pflicht, daß jedes Glied in ihr von Herzen willig und bereit zu sein hat, die ihm verliehenen äußeren und inneren Gaben zum Nutz und Heil seiner Brüder anzulegen. Gefordertes und geleistetes Opfer ist ein

Digitized by Google

wunderbar starker Kitt, die einzelnen Glieder in Liebe zur Gemeinde festzuhalten.

Gingen auch gesellschaftlich und im unterschiedlichen Berufsleben die einzelnen Familien der Gemeinde getrennte Wege — wie hätte es anders sein können? —, so traten in der Kirche und im Gemeindeleben schöne Zeichen der Zusammengehörigkeit wie zu einer geistlichen Sippe, zu einer Familie hervor. Ich gedenke gern der sonntäglichen Gottesdienste in meiner Jugend in der hellen, reinen, schlichten Kirche, in „unserer Kirche", in der wie in einem großen Familiensaal das wohlige Gefühl innigen Gemeindeverbandes anheimelnd schon über den Knaben kam und die Lust weckte, als Mann dermaleinst in einer solchen Gemeinde das Wort Gottes verkündigen zu dürfen. Wie die Gemeinde am Tage des Herrn sich pünktlich zum Gottesdienst in ihrem Betsaal sammelte, so im anstoßenden Gemeindesaal — keine an Rom erinnernde „Sakristei" nur für den Pastor und den Küster — der Geistliche mit den Kirchenältesten und den Diakonen. Sobald auf ein gegebenes Zeichen das Vorspiel der Orgel begann, begab sich der Geistliche im Geleite des Kirchenrats auf die Kanzel und nahmen die Presbyter und Diakonen zur Rechten und Linken der Kanzel in dem Durchgang auf ihren Sesseln im Angesicht der ganzen Gemeinde Platz. Einen gar wohltuenden Eindruck machte, diese berufenen Vertrauensmänner den Gottesdienst von Anfang bis zu Ende inmitten ihrer Gemeinde feiern, den Geistlichen nicht erst zur Liturgie und Predigt auftauchen und alsbald wieder in seiner Sakristei verschwinden zu sehen, als ob er wie ein römischer Priester sich an dem für einen evangelischen Gottesdienst unentbehrlichen Gemeindegesang nicht zu beteiligen habe, das Presbyterium vielleicht gar sich von dem Gemeindegottesdienst fern halten dürfe. Am Schlusse des Gottesdienstes und vor Erteilung des Segens forderte der Geistliche die Presbyter auf, ihres Dienstes zu walten und an den Kirchtüren das Almosen für die Armen einzusammeln, gleichzeitig die Gemeinde, mit ihren Gaben Gott Dank zu opfern an den Hilfsbedürftigen der Gemeinde. Das Opfer fiel begreiflicherweise reichlicher aus, als wenn es von Kirchendienern, dazu noch während des Gottesdienstes

Digitized by Google

mit dem Klingelbeutel eingeholt wird. Es tat wohl, auch den reichen Kaufherrn für die Gemeindearmen das Almosen in Empfang nehmen zu sehen; selbst wir Kinder hätten uns gescheut, mit leerer Hand an dem freundlich grüßenden und dankenden Diakonen der Gemeinde vorüber zu gehen.

Anders damals — seitdem ist ein günstiger Wandel eingetreten — in den Schwesterkirchen der Stadt. Alle die sechs lutherischen Kirchen mit ihren insgesamt zwölf Geistlichen bildeten nur eine einzige Gemeinde von mehr wie 40000 Seelen[1]), eine denn doch zu hohe Ziffer, um das Bewußtsein einer gemeindlichen Zusammengehörigkeit wie in einer großen Familie aufkommen zu lassen, die sich am Tage des Herrn mit ihrem Geistlichen und Kirchenrat in der eignen Kirche trifft und singend, betend, am Worte Gottes sich erbauend wie eine große, fest zusammengeschlossene Hausgemeinde vor dem Angesicht Gottes steht. Örtlich abgegrenzte Pfarrbezirke mit ihnen zugewiesener Kirche und Geistlichkeit gab es nicht, eben so wenig festgeschlossene Personalgemeinden. Man suchte des Sonntags den Geistlichen auf, der einem zusagte, in vielen Fällen den, der in oft raschem Wechsel der Mode den stärksten Zulauf hatte. Auch für die einzelnen Amtshandlungen bestand freie Wahl und konnten ungehindert bei verschiedenen kirchlichen Handlungen in derselben Familie verschiedene Geistliche damit betraut werden, wenn auch tiefwurzelnde, pietätvoll festgehaltene kirchliche Sitte alteingesessene Bürgerfamilien vor einem die Seelsorge des Geistlichen in der Familie und jede leiseste Ausübung von Kirchenzucht schädigenden Wechsel vielfach bewahrte. Die Fürsorge für den Unterhalt der Kirchen

---

1) Die Bevölkerung der Stadt mit ihrer Vorstadt Sachsenhausen finde ich 1841 mit 55269 Seelen angegeben; in dieser Zahl eingeschlossen die Reformierten, Katholiken und Juden, für die ich aus jener Zeit keine gesonderten Größenangaben besitze, nur die dem Standesamt entnommene städtische Angabe, daß 1842 die Zahl der Geborenen bei den Lutheranern 842 war, bei den Katholiken 221, bei den (deutschen und französischen) Reformierten 133, bei den Juden 95 betrug. Die deutsch-reformierte Gemeinde mag zwischen 3—4000 Glieder gehabt haben, die franz.-reformierte kaum ein Drittel der Zahl.

Digitized by Google

und ihre Geistlichen war wie in den meisten lutherischen Landeskirchen auch in Frankfurt seit den Tagen der Reformation auf die bürgerliche Obrigkeit abgewälzt. Mit der dadurch unvermeidlich entstandenen Abhängigkeit war der andere schwere Schaden eingerissen, daß die Gemeinde, dem Beten und Arbeiten für ihr „tägliches Brod" wie unmündige, sorgenlose Kinder enthoben, das freiwillige Opfer als Pflichtleistung jedes einzelnen Gliedes und Lebensbedingung einer wahren Gemeinde verlernte, dadurch arm wurde an hingebender, aufopferungsvoller Liebe für unsere teuere evangelische Kirche. Im Unmut über diese vorgefundenen Mißstände und ihre offen zu Tage tretenden Schäden sagte mir einst in meiner Kandidatenzeit Pfarrer Steitz, daß ihm die lutherische Kirche seiner Vaterstadt wie ein Fischteich vorkomme, an dessen Rand zwölf Geistliche eifrig bemüht seien, eine größere oder kleinere Menge von Fischen in ihr ausgeworfenes Netz zu locken; ganz besonders seien einzelne auf die Goldfische im Teich erpicht und — fügte er etwas boshaft lächelnd hinzu — „der geschickteste und auch erfolgreichste Angler auf diese Fischart ist und bleibt doch mein lieber Schwager."

Als die Zeit des Konfirmandenunterrichts herankam, stand Mutter vor der Wahl, welchem der zwölf Geistlichen sie ihren Sohn zur Vorbereitung auf die ernste Handlung anvertrauen sollte. Die Entscheidung fiel ihr nicht schwer. War Mutter aus irgend einem Grunde abgehalten, dem Gottesdienst in ihrer Gemeinde beizuwohnen, so besuchte sie mit Vorliebe die gehaltvollen Predigten des Stadtpfarrers an der Weißfrauenkirche, Dr. Konrad Kirchner, der, 1809 geboren, bereits 1833, also in sehr jungen Jahren, Geistlicher in seiner Vaterstadt geworden. Auch was sie von dem Leben des allgemein gefeierten, mildgesinnten Geistlichen vernahm, an dessen lauteren, unanstößigen Wandel kein klatschhaftes Gerede der Leute sich heranwagte, bestärkte Mutter in dem Wunsche, ihren Sohn von dem frommen und gläubigen Manne konfirmieren zu lassen.

Kirchner war ein Sohn des weit über das Weichbild Frankfurts hinaus wohlbekannten, als Geschichtsschreiber seiner

Digitized by Google

Vaterstadt, als Schulmann, als Ratgeber des Fürstprimas Dalberg und als gefeierter „Kanzelredner," — wie der Rationalismus mit Vorliebe seine Prediger nannte, die keine Verkündiger des Evangeliums mehr waren, auch der Aufklärung nicht zu sein brauchten — gepriesenen D. Anton Kirchner, des hochbegabten und ehrenwerten Vertreters und Anwaltes der auch in den Frankfurter Bürgerkreisen zur schier unbestrittenen Alleinherrschaft gelangten Aufklärung. Sein Wahlspruch lautete: „Seitdem Gott sprach: es werde Licht, wird die Finsternis keine dauernde Macht mehr gewinnen." Wir Söhne einer anderen Zeit wissen gar wohl, was dem Rationalismis als Licht und Finsternis erschien und in welcher Täuschung sein Prophet und Herold in Frankfurt sich befunden. Auch eine andere für des Vaters theologischen Standpunkt recht bezeichnende Stelle mag hier erwähnt werden. Bei der Beerdigung des Malers Morgenstern sagte er: Morgenstern war ein Christ aus jener guten alten Zeit, wo man den Weg zum Herzen nur durch den Verstand suchte. Und dies Wort an der gesegneten Wirkungsstätte Speners und zu einer Zeit noch geredet, da Schleiermacher den Hahnenruf eines neu anbrechenden Tages weithin in die deutschen Lande bereits längst hatte ausgehen lassen und im Gegensatz zu dem altersmüde gewordenen Rationalismus der Religion ihren Heimsitz im Gemüt angewiesen! Als aufgeklärter, aber auch bereits rückständig gewordener „Kanzelredner" ist der alte Kirchner in seiner Vaterstadt völlig vergessen; bleibenden Ruhm und dankbares Andenken hat er auf den anderen Gebieten seiner vielseitigen gemeinnützigen Tätigkeit erworben. Viel häufiger und in pietätvollem Gedenken war in meiner Jugend von einem anderen lutherischen Geistlichen der Stadt die Rede, der zehn Jahre jünger wie Kirchner (geb. 1779) schon zwei Jahre vor ihm im Alter von nur 44 Jahren (1833) heimgerufen wurde, Alexander Stein, der zuerst wieder unter den lutherischen Geistlichen der Stadt glaubensfreudig und mit warmer Beredsamkeit das Evangelium von Christus dem Sohne Gottes und der Welt Heiland verkündigt hat.

Äußerlich und auch in seinem geistigen und geistlichen

Digitized by Google

Wesen glich der Sohn dem Vater kaum. Der alte Kirchner galt als die gewichtigste Persönlichkeit der Stadt, auch wegen seines gewaltigen Leibesumfanges; der junge war von schlanker, fast schmächtiger Gestalt. Das mächtig seine Umgebung geistig überragende Wesen des Vaters, wie zu einem Selbstherrscher auf dem ihm gewiesenen Gebiete berufen, trat besonders stark im ganzen Hauswesen und auch in der Erziehung der Kinder hervor. Im Zusammenleben mit dem gestrengen, einspruchlos gebietenden, mit kindlicher Ehrfurcht und Scheu bewunderten Vater wagte sich die Eigenart des Sohnes nicht hervor; sie zog sich still in sich selbst zurück. So wurde Konrad, während der Vater viel und gern mit Menschen verkehrte und seinen übermächtigen Einfluß auf sie geltend zu machen in hohem Grade verstand, fast mädchenhaft scheu und blöde im Verkehr mit der Umgebung und behielt die frühe Gewohnheit und Neigung des Gemütes auch später bei. Er blieb unverheiratet sein lebenlang; eine ebenfalls ledige Schwester führte dem Pfarrer den einfachen Haushalt, wie der Bruder still, bescheiden, von der Welt zurückgezogen. So sagte man uns Konfirmanden; denn zu sehen haben wir sie während der zwei Jahre des Unterrichts nicht bekommen. Das Pfarrhaus auf dem kleinen Hirschgraben erschien uns als ein evangelisches Kloster, in dem die beiden Geschwister fromm und friedfertig hauseten; später erfuhr ich, daß Kirchner in den letzten Lebensjahren (er starb 1874) in sein Geburtshaus übergesiedelt, das uns Hasselanern immer als ein Kloster aus alten längstvergangenen Tagen erschienen.

Digitized by Google

(S. 163). Konrad Kirchner hatte die Hochschule zu einer Zeit bezogen, in der der Vulgärrationalismus von seinem lange innegehabten Herrscherstuhl bereits gestoßen war und lebensmüde nur noch wie in einem Altenteil auf Kanzeln und in Pfarrstuben umging, deren Inhaber vergessen hatten, rechtzeitig aus dem Amte zu scheiden.

In vollen Zügen atmete der junge, begabte Student die erfrischende Lenzesluft des seit den Befreiungskriegen in Deutschland und seiner evangelischen Kirche mit aufquellender Kraft neu erweckten Glaubenslebens ein. Leider wußte mir niemand mitzuteilen, unter welchen inneren Kämpfen und Anfechtungen sich Kirchner zu Männern wie Schleiermacher und nun auch schon in seinen Studienjahren wie Tholuck, Hase, Neander, Nitzsch hindurchgearbeitet; ich erfuhr nur, daß er innerlich als ein anderer ins Vaterhaus zurückkehrte, wie er dasselbe vor drei Jahren verlassen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß zwischen der Theologie des Vaters und der eigenen auf der Hochschule erlangten eine weite Kluft sich aufgetan, und doch hielt ihn tiefwurzelnde kindliche Ehrfurcht an dem Vater fest, daß er mit seiner anderen Überzeugung in Gegenwart des Rationalisten sich nicht hervorwagte. Der merkbare Zwiespalt förderte den frühen Hang, sich in sich selbst zurückzuziehen. Nach wie vor mied er den persönlichen Verkehr mit Menschen; dichterisch veranlagt lebte er am liebsten in seiner Klause, unter den Büchern, im ungestörten, friedvollen Verkehr mit seinen geistverwandten Helden und Lieblingsdichtern. Kurz vor dem Heimgang (1835) hatte der Vater noch die Freude, den Sohn ins Amt einzuführen. In höherem Grade als hoffentlich heutzutage ebnete damals in Frankfurt ausgedehnte Gönnerschaft von Vettern und Basen und Logenbrüdern den Zugang in eine städtische Pfarrstelle — und nun gar der Schutz einer Persönlichkeit wie die des alten gefeierten Kirchners. Da nimmt es nicht Wunder, wenn der erst vierundzwanzigjährige Kandidat in eine Stelle rückte, die minder begünstigten Kameraden in viel späteren Jahren zuteil wurde.

Die Gunst war keinem Unwürdigen erwiesen. Mit Ernst und strenger Gewissenhaftigkeit widmete sich der junge Kirchner

Digitized by Google

den Obliegenheiten des geistlichen Berufes. Sein lauteres, stilles, vornehmes Wesen hielt ihn fern, an dem großen Fischteich dem Angeln, und nun gar vielleicht auf Goldfische, obzuliegen. Seelsorge in Hausbesuchen zu üben, dazu war der junge Prediger zu menschenscheu und blöde; die Bürgerkreise, die durch die Schule des Vulgärrationalismus und gesunden Menschenverstandes hindurchgegangen, waren solch geistlicher Fürsorge entwöhnt und begehrten sie nicht mehr. Altgewohnte Sitte hielt noch an dem sonntäglichen Kirchenbesuch fest und da erwartete man als gottesdienstliche Feier eine „schöne" Predigt. Mit großem Fleiße und Treue kam Kirchner dem Verlangen nach. In schöner Form bot er, was sein Inneres bewegte, eine glaubensinnige Verkündigung des Evangeliums; mehrere veröffentlichte Erbauungsbücher legen für die fromme, milde Gesinnung des evangelischen Mannes günstiges Zeugnis ab. Zu bewundern war die tiefdringende, genaue Menschenkenntnis des fern vom Verkehr mit Menschen dahinlebenden Predigers. Als Mutter einmal sich herausnahm, den scheuen, wortkargen Mann nach den Quellen zu fragen, aus denen er die zutreffende Seelenkunde seiner Predigten schöpfe, wies er auf Shakespeare, Walter Scott, Bulwer und die anderen damals zur Blüte gelangenden, von ihm gepriesenen englischen Romanschriftsteller hin.

Die wie zu einem formvollendeten Kunstwerk sorgsamst ausgestattete und niedergeschriebene Predigt lernte Kirchner wörtlich auswendig. Wie Spener einst wich er von der Niederschrift auf der Kanzel wohl kaum im geringsten ab; er hatte sie aber so fest inne, sie war so sehr seinem Kopf und Herz entsprungen, daß ihr Vortrag auf den Hörer nicht im geringsten den peinlichen Eindruck des Aufsagens von etwas Auswendiggelerntem machte. Nur einmal — so viel ich mich entsinne — hat der Prediger den Faden der Rede verloren; ein Pastor aus Petersburg trug ahnungslos die Schuld daran. Pastor Taubenheim von der dortigen Petrikirche, eins der leider mehr und mehr verschwindenden Originale mit festem, eigengeartetem und auch absonderlichem Gepräge, war 1857 auf der Heimreise von einer lange geplanten Fahrt ins gelobte Land nach Frankfurt und auf Anraten seines

Digitized by Google

Wirtes in die Weißfrauenkirche zur Predigt des allgemein gefeierten Kirchner gekommen. Zu den Absonderlichkeiten des lieben, alten Taubenheim gehörte, daß er selten nur seinen Chorrock auszog. In diesem Amtskleid, darüber im Sommer und Winter ein langer, offenstehender Mantel, war er in Petersburg unter Groß und Klein stadtbekannt. Auf den gutherzigen, schrullenhaften Pastor war das Wort eines meiner Amtsvorgänger gemünzt, wenn er scherzend von der zunehmenden Gewohnheit redete, „zur Zeit und zur Zeit" den Talar zu tragen: ah, nos chers frères, ils finiront encore par se coucher en robe.[1]) Nun saß mein guter Petersburger Pastor an jenem heißen Julisonntag unter der Kanzel im weiten Mantel, über den in langen Strähnen die grauen gelichteten Haare des Hauptes fielen. Unter dem offenstehenden Mantel trat der schwarze seidene, aber auch durch die Reise stark mitgenommene Chorrock breit und anmaßlich zutage, verziert durch das goldene Brustkreuz, womit der russische Kaiser brav gesinnte evangelische Geistliche seines Reiches auszuzeichnen pflegt und das an weit auf die Brust herabfallender goldener Kette getragen wird. Das war zu viel für den armen, scheuen Pastor der Weißfrauenkirche! Welch ein hoher Würdenträger, wie er meinte, der römischen Kirche mochte sich in seinen Gottesdienst verlaufen haben und zu welchen vielleicht heimtückischen Absichten? Über solch schwerwiegenden Fragen riß mit einem Male der Faden der wie immer gut eingeprägten Predigt

1) Die Voraussage des Scherzwortes erfüllte sich in der Tat. Der alternde und altersschwach gewordene Taubenheim konnte mit der dem Konfirmandenunterricht gestellten Aufgabe niemals rechtzeitig fertig werden. Nahte der Tag der Konfirmation, so verdoppelte er wohl die wöchentlichen Stunden und reckte, wenn auch das nicht reichen wollte, die einzelne Stunde um das zwei- selbst dreifache aus, den Müttern für ihre 16- und 17jährigen überanstrengten Töchter nicht selten eine ernste Besorgnis. Er selbst gönnte sich dann wohl mitten inne eine kleine Pause im anstoßenden Studierzimmer. Da traf ich den lieben Amtsbruder eines Tages, während im Nebensaal die vierzig, fünfzig Mädchen sich ruhig verhalten mußten, auf dem Ruhelager unter einer Decke, aber im Chorrock, den er auch im Unterricht trug, und zur Erholung in seinem geliebten Tacitus, de Germania lesend!

Digitized by Google

und es kostete dem ängstlichen Prediger in steigender Verlegenheit Mühe, ihn wieder einzufädeln. Es glückte dann doch noch, wenn auch unter Angstschweiß.

Zwei Jahre währte der in einer größeren, kahlen Stube des Pfarrhauses gegebene Unterricht; das erste Jahr hatte die befremdliche Bezeichnung, „das Gebet" (ins Gebet gehen), welche Redeweise mir niemand deuten konnte, das Schlußjahr trug den zutreffenden Namen Konfirmandenunterricht (den Konfirmandenunterricht besuchen). Ein wesentlicher Unterschied in der Unterweisung war in den zwei Abteilungen kaum bemerkbar. Nur ungern denke ich an jene Stunden im Pfarrhaus zurück. Was sie geboten, ist mir so gut wie völlig entschwunden; haften geblieben nur die Erinnerung an das gar zu oft empfundene peinliche Gefühl, wenig oder nichts für das innere und äußere Leben in dem Unterricht zu erhalten. Und ich war mit so großen Erwartungen und Hoffnungen in diese ernste Zeit der Vorbereitung eingetreten! Pfarrer Kirchners Unvermögen anregenden Verkehrs mit den fast ängstlich gemiedenen Nebenmenschen trat auch uns Knaben gegenüber beklemmend zu Tage. Wir merkten gar wohl den Reichtum seines frommen, gläubigen Herzens. Die Ernstgesinnten unter uns streckten verlangende Hände der Teilnahme an diesem Besitz aus; aber es fehlte dem edlen, so scheuen Manne völlig an Geschick der Mitteilung und an der geforderten Kunst, nun auch dem Knaben Knabe zu werden. Ein weiter Weg trennte Lehrer und Schüler. Der ungelenke Pastor verstand nicht trotz unverkennbar guten Willens eine Brücke zu unserem Verständnis, weniger noch zu unserem Herzen zu schlagen. Oft fragte ich mich, ob denn der so hochgeachtete Geistliche selber nie Knabe gewesen und vergessen habe, was das Herz eines Jünglings mit heißem Verlangen im Konfirmandenunterricht begehrt.

In gleichem Maße zeigte sich Kirchner unvermögend und auch unlustig, der Trägheit, Gleichgültigkeit und in weiterer Folge der störenden Ausgelassenheit eines Teils der Jungen einen Zügel anzulegen. Der Konfirmandenunterricht hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die der Schulunterricht nicht kennt. Für ein oder

Digitized by Google

zwei Stunden in der Woche kommen die Konfirmanden aus den verschiedensten Anstalten, von der einfachen Volksschule bis zum Gymnasium, mit den starken Unterschieden gereiften oder unentwickelten Auffassungsvermögens und Vorbildung im Pastorat zusammen; sie sind sich und bleiben einander fremd, sie meiden näheren Verkehr. Wenn nun dem Pastor das Geschick abgeht, um seinen Unterricht das zusammenhaltende Band weihevoller Erbauung zu legen, dann kommt es nicht zu einer gesegneten „ecclesiola" der Söhne und Töchter einer gläubigen, evangelischen Gemeinde; dann bleiben die vielen Knaben und Mädchen ein von da und dort zusammen gebrachter Haufe, der ärgste Hemmschuh eines gesegneten Konfirmandenunterrichtes mit seiner geforderten Zurüstung zur Aufnahme in die mündig gesprochene Gliedschaft der ecclesia, der evangelischen Heimatkirche. Unsere Zeit des „Gebets" fiel in das Jahr 1848. Nun hatte sich zumal nach den Septembertagen das Gerücht verbreitet und war, wenn auch vielleicht nicht in das klösterliche Studierzimmer des Pastors, so doch auf demselben Flur in die „Gebetsstube" von uns Knaben gedrungen, daß das „tolle Jahr" mit der vorgeblich überlebten Konfirmation aufräumen werde, wir deshalb unnütz auf eine Feier uns vorbereiteten, die nicht mehr stattfinden würde. Die evangelische Kirche hatte auch in Frankfurt völlig in dem sturmbewegten Jahre versagt, stand unbeachtet und als müssiger Zuschauer selbst ohne merkbare Zeichen des Beifalles oder Mißmutes über die Vorgänge auf der Weltbühne da, daß die Mehrzahl unter den „Gebetsbesuchern" dem „tollen" Gerüchte glaubte; für sie ein erwünschter Anlaß, ihrer Gleichgültigkeit an dem vergeblichen Konfirmandenunterricht freien Lauf zu lassen. Wir Anderen hatten umsomehr unter der gesteigerten Teilnahmlosigkeit der Kameraden zu leiden; ein lästiger Druck lag auf den Stunden, den der Pastor nicht imstande war zu bannen.

Kirchner hatte sich sein Ungeschick der Unterweisung verstärkt durch das dem Unterricht zugrunde gelegte Lehrbuch. Daß man die Konfirmanden in das Bekenntnisbuch ihrer Kirche, hier also in den unübertrefflichen kleinen Katechismus einzuführen habe, war damals noch fremde Mär in der Vaterstadt; jeder

Digitized by Google

Pastor wählte nach eigenem Gutdünken eins der wie Brombeeren in den Tagen der Aufklärung zahlreich aufgeschossenen Lehrbücher, oder aber er teilte den Schülern seine eigenen Ansichten über das Christentum mit, einerlei ob dieselben mit der Lehre der Kirche stimmten oder nicht, in welche durch ihr Bekenntnis die Konfirmanden als mündig gesprochene Glieder aufgenommen wurden. Aus lebenslang treu bewahrter kindlicher Erfurcht behielt Pfarrer Kirchner das Lehrbuch bei, das sein Vater vor länger als einem Vierteljahrhundert (1820) veröffentlicht hatte, nach welchem er selber einst von ihm unterwiesen, dem er aber innerlich nun doch entwachsen war. Des alten Kirchner „Christenlehre für unsere Zöglinge der evangelischen Kirche, auch Erinnerungsbuch für Erwachsene" steht frohgemut und mit voller Befriedigung auf dem Standpunkt des Vulgärrationalismus. Wie Kellerluft berührte uns Knaben schon die „Erste Frage der erwachten Denkkraft" am Beginn des anödenden Lehrbuches mit der jammervollen Antwort: „Wo bin ich? ist die Frage, welche sich jedem, sobald er seines Daseins gewiß ist, von selbst aufdrängt. Wenn du diese Frage an dich richtest und deinen gegenwärtigen Zustand untersuchst, so nimmst du wahr, daß du dich an einem Orte befindest, der neben vielen deinesgleichen noch unzählige lebende Wesen und leblose Dinge enthält."

Solch schales, plattes Zeug sollten wir als Einleitung in die Glaubenslehre auswendig lernen! Damit vergleiche man die erste Frage des „Heidelbergers:" Was ist dein einiger Trost im Leben und Sterben? mit der einzigartigen, tief aus dem Evangelium und aus christlicher Erfahrung geschöpften wunderbar treffenden und packenden Antwort! Oder nun gar, wenn der längst überlebte, lange auch schon entschlafene Anwalt nüchternster Aufklärung noch aus dem Grabe heraus von Jesu als Erlöser uns arme Jungen belehrt und sein Sohn mitleidlos die Lehre unserem Gedächtnis einprägen hieß: „Es war der Zweck Jesu, die Menschen, seine Brüder, aus den Banden loszumachen, in welchen Wahn und Sünden sie gefangen hielten. Die Freiheit, die er ihnen brachte, ist die Freiheit der Gotteskinder, die nicht mehr unter dem Sklavenjoch des jüdischen Gesetzes, nicht mehr unter der

Digitized by Google

Herrschaft des heidnischen Aberglaubens stehen, sondern den Regungen des göttlichen Geistes folgen, der Stimme Gottes in der eigenen Brust gehorchen. Dem Erlöser verdanken sie ihr neues Leben, den Sieg des Geistes über die Macht des Fleisches, über die Triebe der sinnlichen Natur und die Eingebungen eines oft boshaften Herzens. Von solchem Verderben hat Jesu nicht allein seine Zeitgenossen, sondern die Menschen aller Zeiten erlöset. Ihm verdankest auch du deine Erlösung von der Herrschaft und dem Fluche der Sünde, von peinlicher Gewissensangst, von der Furcht vor Tod und Hölle. Darum nennet ihn die Schrift mit Recht den Erlöser der Menschen. Darum hat Gott der Welt in Jesu Sendung den stärksten Beweis seiner unergründlichen Liebe gegeben." Genug des abgestandenen Zeuges!

Ein ungelöstes Rätsel bleibt mir, wie der in seinen Predigten so seelenkundige Pfarrer Kirchner mit einem Lehrbuch die Konfirmanden quälen und abschrecken konnte, über dessen kümmerlichen und bereits auch überwundenen Standpunkt er selber hinaus war. Auch eine noch so starke, lebenslang bewahrte kindliche Ehrfurcht, rührende pietätvolle Anhänglichkeit an den zu seiner Zeit tonangebenden Vater löset das Rätsel nicht. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Pastor gar viel in dem trockenen Lehrbuch mit dem darin sich spreizenden „gesunden Menschenverstand" überschlagen und das Schwergewicht der Unterweisung auf die zum Glück reichlichen Belegstellen aus der heiligen Schrift gelegt hat, die freilich, aus dem Zusammenhang gerissen, in ihrer Zeugenschaft dem Kundigen nur allzuoft wie eine Faust aufs Auge erscheinen. Das focht zum Glück weder den Katecheten noch die Katechumenen an; beiden boten die Bibelstellen den erwünschten Anlaß von der dürren Heide des Lehrbuches auf die grüne Aue des Wortes Gottes zu gelangen, das mir von Kind auf nicht fremd war.

Wie der Konfirmandenunterricht ohne tiefere Eindrücke auf das Gemüt vorübergegangen, so auch die Feier der Konfirmation und ersten Teilnahme an dem heiligen Abendmahl. Das Abendmahl — so wurden wir nach dem Lehrbuch unterwiesen — zählt wie auch die Taufe zu den „christlichen Anstalten", unter diesen zu

Digitized by Google

den Sakramenten: „zwei von Jesus selbst gestiftete Religionsgebräuche, die auf den Geist durch sinnliche Zeichen zum Unsichtbaren durch bildliche Vorstellungen führen. Sie sollten zum Zeichen der Treue gegen Jesum, zum Zeugnis des göttlichen Wohlwollens und zur Erweckung eines in Liebe tätigen Glaubens dienen usw. usw." Von dem Abendmahl selbst aber lehrte uns der alte, mitsamt seiner Theologie entschlafene Kirchner durch den Mund seines Sohnes: „unter den den Konfirmanden zuteil werdenden Vorzügen ist die Erlaubnis, am Gedächtnismahl Jesu teilnehmen zu dürfen, den Freunden des Verewigten (unter der hausbackenen Bezeichnung will nicht der Verfasser der Christenlehre, sondern unser Herr Christus verstanden sein!) besonders teuer. Diese ehrwürdige Anstalt wurde von Jesus am Abend vor seinem Todestag gestiftet. Als Haupt der Seinen nahm er bei dem Passahmahl nach väterlicher Sitte das Brot, segnete es betend ein, brach es in Stücke und teilte diese den Seinen aus. Dann nahm er den Kelch und ließ ihn im Kreise herumgehen. Doch statt der gewöhnlichen Beziehungen des Passahfestes empfahl er ihnen eine ernstere Erinnerung. Das gebrochene Brod sollte sie nicht an die Trübsale ihrer Väter in Ägypten, sondern an seine eigenen Leiden und an seinen Tod erinnern. In diesem Brote teilte er ihnen seinen am Kreuze zu brechenden Leib aus. Der Kelch soll nicht mehr das Zeichen der Freude über den Besitz des gesegneten Kanaans sein. Sie sehen vielmehr im ausgegossenen blutroten Wein das Blut des Geopferten fließen, und freuen sollen sie sich nur über das höhere Erbteil, das ihnen der Gekreuzigte um den höchsten Preis erwarb. In diesem Sinne wurde das Abendmahl von den ersten Christusbekennern gefeiert. Sie kamen öfter zusammen, um zum Gedächtnis dessen, der für sie gestorben war, das Brot zu brechen. Durch dieses Brudermahl wurde unter ihnen selbst das Band der Liebe enger geknüpft und eine Erbverbrüderung (der alte Kirchner fügt dem auffälligen Ausdruck in Klammer das wahrscheinlich zur Erklärung dienende Wort „Kommunion" bei) gestiftet, die zur wesentlichen Beförderung der Zwecke des Religionsstifters dienen sollte usw. usw."

Wie würde der deutsche Reformator derb-polternd wider

Digitized by Google

solches Gerede eines nach seinem Namen sich nennenden Pastors in der freien Reichsstadt Frankfurt des neunzehnten Jahrhunderts drein gefahren sein, das tief unter dem ihm arg-zuwideren „Zwingeltum“ steht. Der Sohn hat freilich uns Katechumenen die armseligen Worte des Vaters über das geheimnisvolle Liebesmahl wesentlich verändert und in die leeren, ausgedroschenen Hülsen fruchtbringende Körner eines tieferen, evangelischen Verständnisses des heiligen Abendmahls gelegt; aber er ist doch nicht weit über das hinausgegangen, was er in seinem wiederholt aufgelegten Kommunionbuch ausspricht.

Als ob ich noch seine mir einst traute, mit Andacht vernommene Stimme in der Katharinenkirche hörete, so lauten die warmen Worte des Büchleins, in denen Kirchner seine Konfirmanden unmittelbar anredet und ihnen „die Bedeutung des ersten Genusses dieses Mahles ans Herz legt, wo es den Lebensbund besiegelt, den der jugendliche Geist mit seinem Schöpfer und seinem Erlöser geschlossen hat.“ Bei jenem ersten Abendmahlsgenuß haben die eindringlichen Worte den Konfirmanden mächtig ergriffen; er ist sich dessen heute noch bewußt. Sie gaben in der Feierstunde so unendlich viel mehr als das ungenießbare Bettelbrot des Lehrbuches; sie predigen auch „die rettende Gewißheit der Begnadigung Gottes,“ die das Abendmahl dem reuigen Sünder darreicht, von welcher Gnade bei dem alten Kirchner keine Rede ist. Aber nun doch: alle die schönen und auch herzlichen Worte des Sohnes treffen nach

Digitized by Google

der Meinung des gereiften Mannes nicht genügend klar und unumwunden den Kern und Herzpunkt des heiligen Abendmahles als eines heiligen, von Gott eingesetzten Wahrzeichens und auch Siegels, daß sein gekreuzigter Leib und vergossen Blut dem gläubig Genießenden wahre Speise und Trank der Seele zum ewigen Leben sei. Heute kann ich dem Eindruck nicht wehren, als ob in den Worten des Seelsorgers an seine Konfirmanden sich etwas von scheuer Leisetreterei bekunde, die sich noch nicht völlig von pietätvoll festgehaltenen Eindrücken eines frommen Elternhauses losgelöst und darum aus den dunklen Tälern der Aufklärung noch nicht siegesgewiß in den lichtstrahlenden Tag der evangelischen Wahrheit eingetreten.

Mit solchem herb erscheinenden Wort will ich nun doch nicht die Erinnerung an die Konfirmation[1]) und den ihr vorangegangenen Unterricht schließen. Ich weiß mich dennoch dem achtungswerten Pastor und Katecheten zu bleibendem Dank verpflichtet. Anders erscheint ja und wirkt ein ernstes, frommes Wort auf den empfänglichen Jüngling und anders auf den gereiften Mann. Mag auch das späte Urteil als das zutreffendere sich erweisen, so bekenne ich im Rückblick auf jene fernabliegende Zeit willig und auch herzlich dankbar, daß die Unterweisung des verehrten Geistlichen und Lehrer den jungen Konfirmanden nicht der gottseligen Wahrheit des Evangeliums und seinem frühgehegten Wunsche, Diener am Worte zu werden, entfremdet hat, daß sie vielmehr auch Handreichung zu einer vertieften Erfassung, zu einer freudigen Ergreifung der in Christo geoffenbarten Heilswahrheit geboten, wenn auch diese Handreichung auf Umwegen nach dem hochgesteckten Ziele wies.

---

1) Kurz vor der Einsegnung war Onkel August aus München zum Besuch gekommen und hatte wie zehn Jahre zuvor in Waldfischbach mit seiner vorzüglich trefffsicheren Hand Mutter nebenstehendes Bild ihres bald sechzehnjährigen Sohnes zum Andenken an die Konfirmation mit Tusche gezeichnet.

Digitized by Google

II. Die oberen Gymnasialklassen.

Die vier unteren Klassen waren im herkömmlichen Schritt und Tritt zurückgelegt; Ostern 1850 rückte ich in die Sekunda auf. Oftmals in den abgelaufenen sechs Jahren wollte dem Mißmutigen vorkommen, als ob zu sehr der Schritt des „Krähwinkler Landsturms" eingehalten würde und die jeder Klasse vorgeschriebene Wegestrecke fortschreitenden Lernens in kürzerer Frist zurückgelegt werden könne; Klagen und auch Streitpunkte, die später in dem Kampf zwischen klassischen Gymnasien und den auftretenden Realgymnasien ebenfalls zur Aussprache kamen. Wie immer die Entscheidung fallen mag, heute bin ich von Herzen froh und dankbar, die Schulzeit in einem klassischen Gymnasium verbracht zu haben, in dessen Lehrplan nichts von der gepriesenen Morgenluft einer Umgestaltung zugunsten der sog. Realien für den Tagesbedarf praktischen Berufslebens zu wittern war. Unser Frankfurter Gymnasium hielt fest an der hohen, seit den Tagen des Humanismus und der Reformation ihm gesteckten und alle die Zeit hindurch mit mehr oder minder großem Geschick inne gehaltenen Aufgabe, in zielstrebiger, wohlbewährter Schulung den Geist der ihm anvertrauten Knaben und Jünglinge, ihr Denkvermögen und gleichzeitig auch ihr Gemütsleben zu entwickeln, um dann auf der Hochschule die Ausbildung für den erwählten Sonderberuf in Staat und Kirche und Schule zum schönen, freien Dienst der Nebenmenschen zu erhalten. Mit ernstem Bedacht war bis in die obersten Klassen im Unterrichtsplan vermieden, was als eine frühzeitige Abrichtung und Einübung auf einen zukünftigen Beruf und Broderwerb hätte erscheinen können.

Digitized by Google

Unsere Professoren wußten kaum und kümmerten sich nicht, ob sie dermaleinstige Rechtskundige oder Heilkundige, Geistliche oder Lehrer vor sich hätten; ihr Sinnen und Trachten war einzig darauf gerichtet, durch den ihnen zugewiesenen Lehrgegenstand mitzuarbeiten an der Erziehung von freien, human gebildeten Jünglingen. Drei Hauptfächer waren auch in unserem Gymnasium mit der edlen Aufgabe betraut. In erster Linie die beiden klassischen Sprachen um ihres unvergleichlichen Wertes willen als Denkübung, aber auch zur allseitigen, verständnisvollen Einführung in das Leben der beiden Völker, die in Weisheit und Kunst sich zu hoher, einzigartiger Schönheit ausgelebet und nun auch auf dem ihnen gemeinsamen Gebiete als gottgeordnete Vorläufer dessen dastehen, der der ganzen Welt das Heil gebracht, den Juden sowohl wie den Griechen, die beide auf ihn vorbereitet waren und seiner bewußt oder unbewußt warteten. Neben der gründlichen und vertrauten Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache und ihr zunächst die Geschichte als berufener Lehrer und auch Priester, Männer zu erziehen und das reine Opferfeuer der Vaterlandsliebe in den jugendlichen Seelen anzufachen, ihnen an solchem Feuer gefestetes, dauerndes Gepräge zu verleihen. Den beiden Führern als Dritter im Bunde zugesellt die Mathematik mit ihrer überwältigenden Offenbarung streng eingehaltenen Maßes und Gesetzes, das der ganzen Erscheinungswelt zu Grunde liegt und, in seiner Tiefe und Wahrheit von einem frommen Lehrer gedolmetscht, auch den Jüngling schon wie geheimnisvoller, wohltönender Sphärenklang aus einer oberen Welt anmuten kann, der mit lockendem Nötigen[1]) zu dem Gesetzgeber und Schöpfer Himmels

1) Von der erfahrenen Lockung der höheren Mathematik hat mir im späteren Leben auch Freund Kögel erzählt, daß er beim Abgang zur Hochschule einen Augenblick unschlüssig gewesen, ob er Theologie oder Sternkunde studieren solle, da beide Fächer mächtig die Seele zu Gott weisen. — Bei einer ausgedehnten Umfrage, welche drei Bücher man, wenn zu lebenslänglicher Haft verurteilt, als Trösteinsamkeit mit in die Zelle zu nehmen wünsche, lief auch die Antwort ein: allem zuvor die Bibel; dann ein Handbuch der höheren Mathematik; inbetreff des dritten Buches war der Gefragte unschlüssig, ob Homer oder Dante, ob Goethes Faust oder Shakespeare.

Digitized by Google

und der Erde die nach Gottes Ebenbild geschaffene Seele ziehen will. Die unteren Gymnasialklassen mit dem uns ungeduldigen Jungen, die wir damals den Preis der zu erringenden Gabe selbstverständlich nicht abzuschätzen vermochten, oft überlangsam dünkenden Gang gewährten die Ausrüstung und Vorbereitung, um in den oberen Klassen die Vollreife für die Hochschule zu erlangen und den Ernteertrag der Aussaat einzuheimsen.

Wir durften in Sekunda und Prima körnerreichen Ertrag zumal des ersten und wichtigen Hauptfaches in unsere Scheunen einbringen. In pietätvoller Rückerinnerung an die im Gymnasium verbrachten Jahre bekenne ich am Abend eines langen Lebens gern, daß der Ertrag bis heute vorgehalten, zugleich auch, daß wir den guten Ausfall der Ernte hauptsächlich dem Klassenlehrer der Prima und Konrektor des Gymnasiums Professor Dr. Schwenck zu danken haben. Der geistbegabte, zumal dem alten Griechenvolk und seinen besten Söhnen geistverwandte Lehrer und Führer in die schöne, lichtverklärte Welt von Hellas und Rom steht heute noch lebensfrisch vor mir, der hochgewachsene Mann mit der etwas gebückten, nach rechts sich lehnenden Haltung, die ein deutscher Gelehrter, achtlos des Äußern und in nächtlichen Studien über seine Bücher gebeugt, leicht annimmt. Noch war das Haupthaar des damals nicht sechzigjährigen Mannes (geb. 1793) dunkel und ungelichtet; die lebensprühenden Augen fesselten, als ob in ihnen etwas von der Schönheit haften geblieben wäre, die sie in der Kunst des Lieblingsvolkes fort und fort zu schauen bekamen. Eins hatte Schwenck von seinen gepriesenen Lehrmeistern nicht gelernt, die preiswerte Kunst, auch in der äußeren Erscheinung und Gewandung der Schönheit gerecht zu werden. Wie anders doch Äschines (in Neapel) und auch Sophokles (in Rom) nach ihren auf uns gekommenen Standbildern, selbst in Tracht und Haltung so voll edler, selbstbewußter Manneswürde! Dagegen Schwenck in der Schule wie daheim in einem meist schon etwas abgängigen Kleide, in Schnitt und Ausführung einem modernen Sackrock (Paletot) nicht unähnlich. Aus der einen Seitentasche lugte ein vielbenutztes, buntfarbiges Nasentuch hervor; aus der andern entnahm die Hand gar oft die geliebte, silberne Schnupf-

Digitized by Google

tabakdose, von deren stark duftendem Inhalt nicht nur die große, scharfumrissene Adlernase, sondern auch die Kleidung ihr reichliches Teil abbekamen. Und für dieses Teil mit den unschönen, fleckigen Spuren auf Leibwäsche, Weste und Rock hatte der Professor so gar keine Augen und Acht.

Die auffällige Vernachlässigung der äußeren Erscheinung — vielleicht der ungetilgte Rest einer kümmerlichen Kindheit; Schwenck war Sohn eines kleinen Dorfschusters im Flecken Lich bei Gießen — würde bei vielen Lehrern losen Sekundanern und Primanern erwünschten Anlaß zu Scherz und Spott geboten haben; der wagte sich aber auch bei den ausgelassensten Schülern diesem Professor gegenüber nicht hervor. In seinem ganzen Wesen und Benehmen lag dennoch etwas von unnahbarer Vornehmheit, die jede Annäherung verscheuchte. Wir alle merkten bald die geistige Überlegenheit des gefeierten Lehrers wie seinen Kollegen so erst recht seinen winzigen Schülern gegenüber, und daß er sich dieser Überlegenheit vielleicht in gesteigerter Selbsteinschätzung bewußt war und seiner Umgebung in der Schule, der großen wie der kleinen, empfindlich bis zur Verletzung fühlbar zu machen verstand. Er lobte selten; aber wir kannten die stummen Zeichen seiner Zufriedenheit und unser eifriges Streben war auf ihre Erlangung gerichtet. Strafen habe ich ihn nie gesehen; ein Blick jedoch, ein Wort — verdient oder unverdient — konnte weher tun als eine harte Rüge oder Züchtigung, soweit eine solche in den höheren Klassen noch zulässig war. In beißenden, herben Bemerkungen überschritt Schwenck oft das einem Lehrer auch Primanern gegenüber zugestandene Maß; sie wirkten auf das leicht verletzbare, dazu wehrlose Gemüt eines Schülers wie ein plötzlicher Überguß eiskalten Wassers. So fragte er einst einen mäßig begabten, aber treuen, fleißigen Handwerkersohn kurz vor seinem Abgang zur Hochschule nach einer von ihm mangelhaft gelösten Aufgabe, was er zu studieren beabsichtige. Als der verlegene, eingeschüchterte Junge erwiderte: Theologie, entfuhr Schwenck die ungehörige Antwort: da tun Sie wohl daran; für dieses Fach sind Sie gerade dumm genug. Die gering von dem Berufe eines Geistlichen in der Klasse dachten — es waren ihrer

Digitized by Google

nicht wenige —, denen mochte wohl die böse Rede gefallen; die anderen aber, deren Herzenswunsch das Studium der Theologie war — sie gehörten zufällig zu den Tüchtigeren der Klasse —, hatten lange innerlich zu kämpfen, bis das harte, ungerechte Wort ihres dennoch hochverehrten Lehrers verwunden war.

Ein ander Mal wieder bekam fast die ganze Klasse die Lauge verdroßner Laune des überlegenen und doch so unbesonnenen Lehrers zu kosten. Schwenck war entschiedner Gegner, Primanern die billige Kunstfertigkeit geläufigen Latein-Schreibens und Sprechens beizubringen. Er hatte seine guten Gründe und pflegte zu sagen, Cicero nnd Horaz würden auf und davon laufen, wenn man sie nötigen wollte, eine Verunstaltung ihrer Muttersprache zu lesen oder zu hören, wie sie auch von den Sprachkundigsten verbrochen würde. Die Sprache sei der geheimnisvolle Atemzug der Seele, auch einer Volksseele; sie sei die formvollendete Verkörperung des Gedankens und jeder Versuch, in der entlehnten Gewandung der Gedankenwelt eines längst entschwundnen Volkes aufzutreten, werde, auch wenn die Kleider stilgerecht seien, zu einem dem Manne nicht ziemenden Mummenschanz. Wir hatten bei Schwenck nie seitenlange lateinische Aufsätze zu schreiben; ebenso wenig machte er den Versuch, uns die Sprache der Römer radebrechen zu lassen. Für solche heilsame Übung seien allein lebende, zeitgenössische Sprachen geeignet. Alle zwei bis drei Wochen sagte er uns in der Muttersprache ein sorgfältig von ihm erwognes und ausgearbeitetes, etwa 12 bis 15 Zeilen langes Satzgefüge in die Feder, das wir zu Hause ins Lateinische zu übersetzen hatten, doch so, daß wir über jeden gewählten Ausdruck, über jede Satzwendung und Gedankenwiedergabe zur Rechenschaft bereit sein mußten. Die paar Zeilen forderten stundenlange, mühsame Arbeit und Erwägung. So auch eines Tages ein kurzes Satzgefüge, in welchem von einer geschichtlich uns bekannten Persönlichkeit unter andrem und nebenbei erwähnt wurde, daß sie in Athen studiert habe. Nun ein Wetteifer, wie der Ausdruck studieren zutreffend im Lateinischen zu dolmetschen sei. Der eine wählte studere, der andre verfiel auf literis incumbere, ein dritter und vierter auf andere Worte. Aber wir bekamen Alle eine Rüge bis auf

Digitized by Google

einen findigen Juden, der das reichhaltigste lateinische Wörterbuch besaß, unsre gewählten Ausdrücke herausbekommen und gefunden hatte, daß kein Mitschüler den Satz mit studiorum causa Athenis versabatur übertragen. Flugs also diese Wendung und er hatte damit zufällig den Vogel abgeschossen. Er bekam Lob, wir andern einen in Gift getauchten Tadel: „Sie kannten aus der Geschichte den Mann, der in Athen studierte, und mußten demnach wissen, daß er es machte wie die Mehrzahl von Ihnen in wenigen Wochen, die sich Studierens halber und unter solchem Vorwand ein paar Jahre auf den Hochschulen müßig herumtreiben, des Vaters oft sauer zusammengebrachten Wechsel vertun und auf der Kneipe und im Fechtraum heimischer sind als im Hörsaal." Wohl mögen einzelne der Klasse das Wort wie eine von solch einem Manne gegebene Weisung und Berechtigung ihres Herumtreibens auf der Hochschule begehrlich an sich gerissen haben; wir andern aber — und sie mochten dennoch die Mehrzahl sein — erhielten einen schmerzlichen Dämpfer auf die reine Begeisterung, mit der wir als echte, auf das Ideale gerichtete deutsche Jungen dem nahe bevorstehenden Übergang zur Universität entgegen sahen, eine aufrichtige Begeisterung, die gerade Schwenck wie kein andrer Lehrer in den jugendlichen Seelen geweckt. Das peinlich-verstimmende Wort wirkte wie so manche widerwärtige Schlußzeile gerade der schönsten Dichtungen Heines, den Schwenck, Platens Freund doch so gar nicht mochte.

Und dennoch, trotz all' solcher erziehlicher Fehlgriffe, übte Schwenck von den Lehrern der oberen Klassen auf die unter uns, die empfänglichen Sinnes seiner Führung in die traumhaft schöne Welt griechischen und römischen Geisteslebens folgten, weitaus den mächtigsten, nachhaltigsten Einfluß aus, der auch heute noch, nach mehr wie einem halben Jahrhundert, nachwirkt und alle die Zeit hindurch bis zur Stunde im Gedenken des unvergeßlichen Lehrers und was er für das Leben geboten, unvermindert warmen Dank rege hält. Was waren das doch für Stunden in der Sekunda, in denen uns Schwenck mit den Werken Virgils zumal seiner Äneis, mehr noch mit den Oden des Horaz bekannt machte und zeigte, wie in den formvollendeten Dichtungen des

Digitized by Google

Freundes und Schützlings eines Mäcen der echt-römische Geist seiner Zeit sich am reinsten und schönsten wie in seinen Vorzügen so auch in den uns nicht verschwiegenen Fehlern widerspiegele. Fesselnder noch und gehaltvoller, eindringlicher waren die Stunden in der Prima, in denen der gefeierte Lehrer unsere Seele in das Land der Griechen, seine andere geistige Heimat von Jugend auf, geleitete. Schwencks Studienjahre waren in die schöne Zeit der Befreiungskriege mit ihrer tiefgehenden Einwirkung auch auf das Gemütsleben unserer deutschen Jugend gefallen. Diez, der berühmte Begründer der romanischen Philologie, Follen, der Burschenschafter, Thudichum, der bekannte Sophokles-Übersetzer, alle drei Freiwillige im Kampf wider den Korsen, waren ihm treue Studiengenossen, mit denen er auf der Hochschule ein philologisches Seminar gründete, als dessen kenntnisreichstes Mitglied auch unter solchen Kameraden Schwenck galt. An die hochgehende Zeit reihte sich bald darauf die Erhebung Griechenlands wider das lange getragene Türkenjoch. Unter ihrem mächtigen Eindruck weithin wandte sich in den gelehrten deutschen Kreisen die Teilnahme für das wackere Häuflein der Aufständigen in gesteigertem Grade dem untergegangenen Volk und seinen unsterblichen Meisterwerken zu, das in den Heldentaten der spätgebornen Söhne zu neuem Leben zu erwachen schien. Auch Schwenck hatte im ernsten Gang seiner Studien an der aufkommenden Vorliebe für das auserwählte alte Griechenvolk und seine Meisterwerke regen Teil genommen. Der hervorragende Altertumsforscher Welcker, der, bereits Professor, mit seinen Studenten 1813 als freiwilliger Jäger wider den Erbfeind ausgezogen und seit 1806, während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Rom durch hochbegabte, hochstrebende Männer wie Wilhelm von Humboldt, Thorwaldsen, Rauch und den in den Fußtapfen Winkelmanns wandelnden Zoega dazu ermuntert, sich der Erforschung der Religion, Kunst und Dichtung der Hellenen zugewandt, war Schwencks Lehrer bereits im Gymnasium und dann auf der heimischen Gießener Hochschule. Der hervorragende Schüler ward des Meisters lebenslanger Freund und geistverwandter Begleiter auf Forschungsreisen in die schöne Welt der alten Griechen.

Digitized by Google

Keinem der unsterblichen Dichter des begnadeten Volkes stand Schwenck innerlich so nahe wie dem Zeitgenossen des Perikles, dem großen und frommen Sophokles. Und während der drei Semester in Prima haben wir unter solcher Führung den Meister gelesen! Nicht alle seine uns erhaltenen Stücke in der Schule, wohl aber, durch den fesselnden Unterricht angeregt, die fehlenden zu Hause. Auch da noch unter des Lehrers kundiger Leitung; wie zu Goethe und Schiller hatte Schwenck zu Sophokles gehaltvolle Erklärungen veröffentlicht. So bedeutsam dieselben sind, bieten sie doch nur ein Schattenbild dessen, was der mündliche Vortrag wie ein beseeltes Marmorgebilde vor unsrem Geistesauge erstehen ließ. Gründlich vorbereitet hatten wir zu diesen Lieblingsstunden des Lehrers und der Schüler zu erscheinen; alle Sprachschwierigkeiten der zu behandelnden vierzig und fünfzig Verse, auch die grammatikalischen und stilistischen, mußten völlig überwunden sein. Sie waren es auch bei der Mehrzahl; „sattelfest" kamen wir zur Stunde wie kaum bei einem anderen Unterrichtsgegenstand der Prima. Wir wußten gar wohl, daß der gefeierte und auch gefürchtete Lehrer von Stümpereien nicht unnütz aufgehalten sein wollte; dafür stand ihm sein Sophokles zu hoch, aber auch er selbst in stolzer Einschätzung der Höhe zu nahe. Das ließ er uns nicht selten und dann immer peinlich merken, wenn er beim Beginn der von uns ersehnten Stunde seufzend das Buch zur Hand nahm, wie wenn er zu einem ihm und auch dem hehren Meister nicht zukommenden Frondienst an uns verurteilt wäre. Der Seufzer und seine niederdrückende Wirkung auf uns war bald verklungen und vergessen, wenn Schwenck, mit unsren Antworten zufriedengestellt, sich der Erklärung des Stückes zuwandte und nun Sophokles selbst Gewalt über ihn bekam und er uns unwiderstehlich in die lichte Höhe des Dichters emporhob. Bis zum heutigen Tage ist mir unvergeßlich der Eindruck geblieben, wie unter seinen Worten die hehren Gestalten der Griechen Leben gewannen und plastisch, als ob sie Fleisch und Blut angenommen, vor die Seele traten, in ihrer stillen Größe und hoheitsvollen Schöne, bei allem tragischen Ernst dennoch nicht herb, sondern mit Zügen beseelter Anmut, in jedem Worte, in jeder auch leidenschaftlich erregten

Digitized by Google

Handlung schlichtes Maß einhaltend und in solch' reinem, wohllautendem Ebenmaß die sanft bezwingende Gewalt echter griechischer Kunst auf des Menschen Gemüt offenbarend. Schwenck vermied fast geflissentlich jedes eindringlich überredende Wort, jede störende Nutzanwendung. Die wunderbaren Gestalten des begnadeten Dichters, das ganze meisterhafte Kunstwerk, das er vor unsern Augen gewissermaßen enthüllte, sollte unbehelligt von empfehlender Rede des Lehrers seine überwältigende Wirkung selber auf die Seele des Schülers ausüben. Tat sie es nicht, weil das Geistesauge des Schülers für solchen Anblick nicht „sonnenhaft" war, dann ließ er den „Blinden" achtlos beiseite. Denen er aber die Augen auftat, die lernten unter seiner Führung die Werke griechischer Kunst auf jeglichem Gebiete und weiter die Meisterwerke aller Völker in stillem Betrachten auf sich einwirken, sich von ihnen selbst ohne fremdes Zutun bilden zu lassen. Ein unschätzbarer Gewinn für alle Folgezeit.

Was mir diese Stunden von Schwenck wertvoll auch für den erwählten Beruf machte, war der von dem Lehrer angedeutete, von dem Meisterwerk unwillkürlich und machtvoll ausgehende Hinweis, daß die tragischen Heldengestalten nun doch nicht willenlose Drahtpuppen in der unsichtbaren Hand eines mitleidlosen, eisernen Schicksals seien. Auch er, der fromme Grieche, vermag die Hülle und Decke von dem den Heiden unbekannt gewordenen Gott nicht wegzuziehen; das war allein dem vorbehalten, der unter den Seinen mit den Worten auftrat: wer mich siehet, siehet den Vater. Aber Sophokles weiset bei seinen Helden auf eigne, vermessene Schuld hin als wesentlich mitbeteiligt bei dem über sie hereinbrechenden, unheimlich schweren Verhängniß; selbst bei Antigone, deren wunderbares Bekenntnis „nicht mitzuhassen sondern mitzulieben berufen zu sein" wie ein Wort aus dem Heiligtum des Evangeliums lautet. Wo immer ein Dichter unter den Griechen als begnadeter Seher seines Volkes von Schuld redet, deutet er ahnungsvoll auf eine Verschuldung des Sünders wider den „unbekannten Gott" hin, dem Paulus in Athen einen Altar errichtet sieht. Trifft dies zu — es erschien mir frühe als zutreffend —, dann ward mir wohl und weihevoll über dem Lesen des So-

Digitized by Google

phokles zu Mute, auch auf ihn wie noch auf so manchen bewunderten Sohn des frommen und edlen Griechenvolkes die Rede des Herrn beziehen zu dürfen: du bist nicht fern dem Reiche Gottes. Gewiß näher als so viele in unsren Tagen, die hinter sich gegangen, von Sünde und Schuld nichts mehr wissen wollen und darum folgerichtig wähnen, des einigen Heilandes entraten zu können. Der angehende Student der Theologie, der das Volk der Griechen in seinen besten Söhnen und ihren Meisterwerken lieben gelernt, sehnte sich danach, aus dem Munde des gefeierten Führers in die schöne, untergegangene und dennoch bleibende Welt das Jesuswort von dem Nahesein dem Reiche Gottes auch auf seinen und durch ihn unsren Lieblingsdichter angewandt zu hören. Schwenck hat es nicht getan. Ihm war hier eine Schranke aufgerichtet, die niederzulegen er auch zu stolz und selbstbewußt war. Er schien nicht einmal Lust danach zu verspüren; wir aber merkten, daß ihm an dem tröstenden, aufklärenden Worte des Herrn weder für seinen Sophokles noch auch für seine Schüler viel gelegen sei. Das tat wohl wehe; dennoch bleibt unverkürzt mein Dank dem Lehrer, die Augen für das geistige Leben und Schaffen des auserwählten Griechenvolkes sehend gemacht und an dieses Volkes Meisterwerken bis dicht zu der geweiheten Schwelle von ihm geführt worden zu sein, die er wohl selber nicht überschritten, die aber dem einen, dem andren seiner Schüler auch von dieser Seite aus den begehrten Zugang zu dem Heiligtum geöffnet.

Anderer Art fast nach jeder Seite hin war Rektor Vömel, dessen Unterricht in den alten Klassikern wir ebenfalls in Sekunda und Prima erhielten, ich kann nicht sagen: genossen, zumal nicht im Vergleich zu dem, was uns Schwenck von dem reich und auserlesen besetzten Tisch der Griechen und Römer bot. Vömel war durch und durch Philologe alten Stils und darin so fest eingekapselt, als ob er seine Schüler alle zu solchen trockenen Buchstaben-Gelehrten auszubilden sich verpflichtet fühle. Wohl keinen hat er dafür gewonnen; manche aber, die durch den anregenden Einfluß von Schwenck für das Studium der alten Klassiker eine Neigung erhalten, davon abgeschreckt. Die Schriftsteller, in deren Geist und Verständnis er uns einzuführen hatte

Digitized by Google

— Demosthenes und Thukydides — hat er uns gründlich verleidet; erst nach vielen Jahren gelang mir, den Meister der Geschichtschreibung seines Volkes zu verstehen und damit auch zu werten. Was würde uns Thukydides durch Schwenck in empfänglicher Jugendzeit geworden sein! Proben seiner Lehrweise und Behandlung, um nicht zu sagen Mißhandlung, der alten Klassiker hat der Rektor in den halbjährlich erscheinenden Einladungen zu den Entlassungsfeierlichkeiten des Gymnasiums wiederholt gegeben; aus einer gewissen Schonung wohl der Eltern in lateinischer Sprache, um sie von dem entsetzlich trockenen Inhalt von vornherein fernzuhalten. Die der toten Sprache Kundigen schreckte alsbald der Inhalt von jeder eingehenden Kenntnisnahme ab; denn wen in alter Welt von denen, für welche die Mitteilungen doch zunächst bestimmt waren, konnten gelehrte Abhandlungen des Rektors auch nur einen Augenblick fesseln wie die mir noch vorliegenden aus den letzten Gymnasialjahren: „Σ codicis Demosthenici conditio describitur," oder die ebenfalls seinen anerkannt hervorragenden Demosthenes-Studien entlehnte: „De N et Σ adductis literis"? Ich bezweifle, ob auch nur seine Kollegen sie gelesen. Freilich nicht in gleicher Weise wie in diesen Abhandlungen wurden wir durch Schwencks geistvolle Behandlung verwöhnten Primaner in den Unterrichtsstunden gequält — das wäre unerträglich gewesen —; aber der Weise nahe genug kommend, um durch sie gelangweilt zu werden. Dabei haben wir, wie vermutet werden könnte, auch in der griechischen Sprache und ihrer Grammatik von dem Rektor nicht die gleiche Förderung erhalten wie von dem Konrektor. Ein auffälliges Lehr-Ungeschick, wie mir scheint von Vömel selbst erkannt und auch bedauert, stand dem hindernd entgegen.

Ein weiters Ungeschick bekundete der Rektor im Verkehr und in der Behandlung seiner Schüler, die sich nun doch nicht mehr als Schulknaben fühlten. Er war eben viel mehr Gelehrter, trockner Buchgelehrter, als Erzieher; darin so unähnlich seinem Schwiegervater Schwarz,[1]) dem bekannten und seiner Zeit be-

1) Nicht Jung-Stilling war Vömels Schwiegervater, wie irrtümlich Beyschlag in seinen Lebenserinnerungen einmal angibt. Schwarz hatte

Digitized by Google

rühmten Heidelberger Professor der Theologie und Erziehungskunst (gest. 1837), der in Lehre und Anwendung beider Fächer gleich Tüchtiges leistete. Unverkennbar hatte Vömel den lebhaften Wunsch und auch das ernste Streben, sein auf beschränktem Gebiete reiches Wissen für das Leben zu verwerten, den Primanern wohlwollend nahe zu kommen und dadurch den begehrten Einfluß zu gewinnen, uns zu tüchtigen Männern und — was ihm gleichbedeutend war — zu aufrichtigen Christen auszubilden. Darin unterschied er sich wesentlich und vorteilhaft von Schwenck, dessen kühle, vornehme Zurückhaltung auch uns oft und auch peinlich den Eindruck machte, als ob die Schule mitsamt den Schülern und ihrem Ergehen ihm auf seiner stolz überlegenen Höhe gleichgiltig sei. Trotzdem war sein Einfluß auf uns Primaner stärker, nachhaltiger als der Vömels, der in der Weise der Behandlung und Zucht sich nicht selten arg vergriff, als ob er selbst nie jung gewesen, dabei auch Blößen des Charakters zeigte, die einer wenn auch ausgelassenen, überschäumenden, aber dennoch ehrlichen, offenen deutschen Jugend in hohem Grade abstoßend sind. Ein bezeichnender Fall! Wieder einmal hatte ein loser Junge einen besonders bösen Streich wider den Klassenlehrer der Sekunda ausgeübt, der Mehrzahl unter uns selbst zum argen Verdruß. Unbestraft durfte die Sache dieses Mal nicht bleiben; aber dem unbeholfenen Rektor gelang nicht,

seines Freundes Jung-Stilling Tochter Magdalena geheiratet. In der Prima ging zur Belustigung von uns Jungen das Gerücht um, daß Vömel, schon als Heidelberger Student zu seines Professors holdem Töchterlein in Liebe entbrannt, eines Tages sich ein Roß habe satteln lassen, um vor den Fenstern der Geliebten in etwas auffälliger Weise der Auserkorenen bemerkbar zu machen, was als stille Flamme sein Herz bewegte. Das Rößlein hatte davon weder Ahnung noch Verständnis und als der verliebte „Sonntagsreiter," der schon damals in den Büchern besser beschlagen war als auf dem Sattel, vor dem Fenster etwas gar heftig den Hut und dadurch ungelenk den Zügel zog, warf das Tier unwillig den verliebten Reiter ab und in den reichlichen Straßenschmutz. Als Zeichen des guten, braven Herzens der „Zukünftigen" meldete die Mär, daß das Professorentöchterlein Mitleid mit dem verunglückten Reiter empfunden und durch diese Pforte habe die Liebe Einzug in ihr nicht steinernes Herz gehalten.

Digitized by Google

den Missetäter ausfindig zu machen. Keiner der Mitschüler wollte Angeber werden; nur die wenigsten hätten ihn überhaupt nennen können, so schlau und vorsichtig hatte er seinen Bubenstreich allein ausgeführt. Vömel verfiel zuletzt auf die unglückselige, feige List, einzeln die Bessern der Klasse auf seine Stube kommen zu lassen und sie mit den erbärmlichen Trugworten zum Verrat zu verlocken, der Vordermann habe einen Mitschüler als Übeltäter bezeichnet, den Vömel als solchen vermutete. Er wolle nur noch die Bestätigung auch aus unserem Munde haben, die er nun doch nicht erhielt. Empört über den Verräter kamen wir zu den Kameraden zurück; die Empörung erreichte eine bedenkliche Höhe, als sich herausstellte, daß die Lockrede des Rektors nur eine trügerische Finte gewesen. Die mißglückte Untersuchung wurde eingestellt; aber das Ansehen des Rektors hatte schweren, kaum mehr heilbaren Schaden erlitten. Weithin, auch bei der Behörde wurde erkannt, daß die zerfahrenen, zuchtlosen Zustände am Gymnasium unhaltbare geworden.

So wenig wie bei den Schülern verstand der Rektor das Ansehen seiner Stellung den Lehrern gegenüber zu wahren. Sie fanden bei ihm keine kräftige Stütze, der in jenen Jahren immer weiter um sich greifenden, besorgniseinflößenden Zuchtlosigkeit in den oberen Klassen zu wehren. Vömel machte selbst auf uns Schüler entschieden den Eindruck als ob er, über langem vergeblichem Kampfe müde und mürbe geworden, fortan den Dingen ihren Lauf lassen wolle, zumal das dreißigste Jahr seiner Leitung des Gymnasiums heranrückte (1823—53), an dem er halb freiwillig, halb gedrängt sein Amt niederlegte. Zwischen Rektor und Konrektor bestand eine starke, auch uns Primanern offenkundige Spannung. Die beiden Leiter wichen sich geflissentlich aus, der eine mit den geringschätzigen Zeichen stolzer, geistiger Überlegenheit, der andere scheu, wie wenn er diesen verletzenden Zeichen aus dem Wege gehen wollte, weil ihm die Waffen fehlten, selbst auf die Gefahr hin mannhaft ihnen entgegen zu treten, daß es zu einem offenen Bruch kommen würde, der die Behörde zu einem verhängnisvollen Eingreifen veranlassen könnte. Schwenck kannte kein Ansehen der Person. Seines Wertes vollkommen bewußt,

Digitized by Google

trat er allen in gleicher Weise in vornehmer Kühle entgegen; glaubte er sich gereizt, allen in gleich hochfahrender Weise. Man liebte den Kollegen kaum, man fürchtete ihn; beides schien ihm gleichgültig. Ich bezweifle, ob er ein tüchtigerer Leiter des Gymnasiums geworden wäre. Vömel machte merkbaren Unterschied unter den Personen, mit denen er in Verkehr zu treten hatte; einen peinlich fühlbaren denen, die sich den Standespersonen und in Staat und Behörde einflußreichen Leuten nicht zuzählen konnten; er weniger vielleicht aus Eitelkeit und Selbstüberhebung als aus Charakterschwäche und im Bewußtsein seines Ungeschickes im Verkehr mit großen und kleinen Menschen. Er war entschieden und ausgesprochen ein Christ, der sich des Evangeliums nicht schämte, auch ein mild und duldsam gesinnter Theologe, nicht — wie Beyschlag meint — in den Fußtapfen Hengstenbergs einhergehend; ein Bibelkränzchen mit ihm in der Kandidatenzeit bot günstige Gelegenheit, genauer mit seiner theologischen Richtung bekannt zu werden. Aber auch hier traten einer heilsamen Einwirkung auf die Schüler die gleichen Hindernisse wie bei den Lehrgegenständen in den Weg, einmal das Ungeschick und Unvermögen, Wissen und Überzeugung in fesselnder, eine strebsame Jugend gewinnender Weise zur Geltung zu bringen, und dann die peinliche Charakterschwäche, die leider bei den Primanern dazu beitrug, beitragen mußte, ihnen die von dem Rektor unverkennbar vertretene evangelische Überzeugung verdächtig zu machen. Und doch wäre so heilsam und gut gewesen, wenn solche Überzeugung auch als Gegengewicht gegen die kühle Zurückhaltung oder merkbare Gleichgültigkeit des Konrektors in Glaubenssachen Zugang zu den Herzen der angehenden Studenten gefunden und ihnen als kostbare Mitgabe eines christlichen Gymnasiums nun auch festes, in dem Grund und Boden unseres evangelischen Glaubens wurzelndes Gepräge verliehen.

Wir haben noch von dem Prorektor des Gymnasiums, dem Klassenlehrer der Sekunda zu reden, der, entschieden wider seinen Willen, zu unserer Zeit am meisten zu der einreißenden Zuchtlosigkeit der oberen Klassen beigetragen. Professor Rödiger, ein Pfälzer von Geburt (geb. 1798) und wie der Rektor ein Glied

Digitized by Google

der reformierten Gemeinde, hatte ebenfalls wie der sieben Jahre ältere Vömel in Heidelberg Theologie und Philologie studiert, war 1817 in Jena hervorragender strammer Burschenschafter gewesen, dem seine Kommilitonen bei der bekannten Wartburgfeier die Festrede übertragen. Die Kunde davon war in unsere Schulräume gedrungen; eine Narbe über der Stirn bezeugte auch, daß er eine scharfe Klinge zu führen wußte: alles Zeichen, die ihn einer guten Aufnahme bei Gymnasiasten versichern konnten. Dazu eine schöne stattliche Erscheinung im kräftigen Mannesalter eines angehenden Fünfzigers, weiter der uns nicht unbekannt gebliebene Ruf, daß er bereits mit neunzehn Jahren durch eine grundgelehrte Abhandlung (die einfache Wurzel des vierfachen Satzes vom logischen Grunde) sich den philosophischen Doktorgrad erworben, daß er dann als Privatdozent in Berlin, um den schmachvollen, heute noch Zorn und auch Schamröte weckenden Untersuchungen wegen der Wartburgfeier und was sich für unsere deutsche Studentenwelt daran reihte, zu entgehen, in die freie Reichsstadt am Main sich 1821 begeben und schon nach zwei, drei Jahren Lehrer und Professor am Gymnasium geworden — und trotz all den günstigen Zeichen dennoch im Laufe der Jahre schier Spielball einer ausgelassenen Schuljugend und auch ihr Verderb! Ich bin kein zweites Mal einem durch und durch braven, ehrenwerten, wohlgesinnten Lehrer begegnet, dem die Kunst des Erziehens so völlig gebrach und der damit einreißender Zuchtlosigkeit wahrhaftig nicht gewollten Vorschub leistete, der zugleich im Unterrichten trotz großen und gründlichen Wissens so haltlos und plötzlichen Einfällen hilflos preisgegeben erschien. Er sah uns wie Männer an mit den gleichen wissenschaftlichen Liebhabereien, wie sie von ihm Besitz ergriffen, und übersah immer wieder von Neuem, daß er unter seinen Schülern lose Jungen vor sich habe, deren Schlichen er nicht gewachsen war. Und auch die anderen in der Klasse, die sich über die pietätlosen, zuchtlosen Streiche ärgerten, langweilten sich über die von dem Professor ihnen, dazu noch in ungeschickter Weise, zugemuteten Liebhabereien. Welchen Sekundaner und Primaner können stundenlange, immer wieder aufgetischte Wortableitungslehren der lateinischen Sprache fesseln?

Digitized by Google

Wen unter ihnen die Mitteilungen aus dem stattlichen Bande des „Antibarbarus“ des Philologen Krebs, einem Leibroß des Konrektors? Wen die Forderungen, die in den unteren Klassen schier bis zu Tode gehetzten kleinen Grammatiken von Zumpt und Buttmann nun auch in den großen Ausgaben sich genau einzuprägen? Zum Tummelplatz für solche Liebhabereien mußten Homer und Xenophon, Cicero und Livius herhalten: kein Wunder, daß diese Griechen und Römer uns im Gymnasium verleidet wurden und die Strebsamen erst nachträglich zu Hause ein richtiges Verständnis und damit auch Genuß zumal an Homer gewannen.

Größer wie das Ungeschick in der Unterweisung war Rödigers völliges Unvermögen, die Zucht in seiner Klasse aufrecht zu erhalten, über seine Schüler in fester Ordnung und Erziehung eine starke Oberhand zu bewahren. Oft beschlich uns Mitleid mit dem hülflosen Mann und seinen von augenblicklichen Stimmungen beeinflußten Mißgriffen in Handhabung der Schulzucht. Seine vielseitigen und gründlichen Kenntnisse verfehlten nicht auf lernbegierige Schüler achtungsvollen Eindruck zu machen; auch gemütvolle Seiten des Wesens traten nicht selten zu Tage und gelangten zu wohltuender Aussprache, denen wir entnehmen konnten, daß er ein warmes Herz für die Jugend sich bewahrt und aufrichtig uns trotz aller bösen Erfahrungen wohl wollte, daß er auch schmerzlich die von ihm selbst aufgerichtete Schranke, unser Herz zu gewinnen, erkannte. Ein paar Belege. Er hatte — ich weiß nicht wie lange schon und durch wen — den Spitznamen „Hanjörg“ [1]) erhalten. Er wußte darum und mußte gar oft den Namen in seiner Klasse hören, bekam ihn sogar auf der Wandtafel mit großen Buchstaben zu lesen. So eines Tages wieder. Dieses Mal wollte er den Unfug rügen. Mit der ihm eigenen, oft bespöttelten Handbewegung, daß er den Zeigefinger der rechten Hand zum Munde führte und den angefeuchteten Finger dann wie drohend in die Höhe reckte, sagte er in gelassenem Ton mit dem gewohnten Anstoßen der Zunge wider die Zähne: „Wer das an

1) Die Zusammenziehung von ein paar Rufnamen war es nicht; er hatte in der Taufe die Namen erhalten: Georg Ludwig Julius.

Digitized by Google

die Tafel geschrieben, will ich nicht wissen; aber das sage ich ihm: schön ist das nicht. Mich ficht das nicht an; Sie können mich sogar meinetwegen Melchisedek nennen. Aber schön ist das gewiß nicht." Anderen Tages prangte an der Tafel die Inschrift „Melchisedeck", mit dem weiteren Zusatz „zu deutsch: König der Gerechtigkeit; dann schon lieber Hanjörg." Der Konrektor las die tief kränkende Herausforderung. Statt den Frechling herauszufinden, was nach der Handschrift nicht schwer gewesen, und ihn gründlich zu strafen, statt die ganze Klasse zur Verantwortung zu ziehen, einen solchen Buben in ihrer Mitte zu dulden, wischte der Professor die höhnende Beleidigung ruhig von der Tafel weg und sagte mit der gleichen Handbewegung wie tags zuvor, aber nun doch mit schmerzbewegter Stimme nur: „schön ist das nicht."

Strafloſigkeit macht gemütleere Jungen frecher; die frech betretene Bahn ist in Schulräumen gar abschüssig. Einer dieser Buben hatte sich Gewürze verschafft, von denen er erfahren, daß sie auf eine heiße Ofenplatte gelegt, widerlichen Geruch und auch lästigen Hustenreiz verursachten. Zunächst vor einer Stunde des Konrektors eine Probe mit einer kleinen Gabe, aber mit dem Erfolg, daß mitten im Winter die Fenster geöffnet wurden und Lehrer und Schüler in ihre Mäntel gehüllt die Stunde aushalten mußten. Nach ein paar Tagen eine stärkere Probe mit dem beabsichtigten Erfolg, daß nun auch ein allgemeines, ununterbrochenes Husten begann. Nur der Professor war nicht hinter den Schelmenstreich gekommen. Der unschuldige Schuldiener wurde herbeigerufen und tüchtig wegen Nachlässigkeit im Heizen vor uns allen abgekanzelt, die ganze Klasse aber für den Tag nach Hause entlassen. Die bösen Jungen hatten erreicht, was sie wollten; sie hatten dem mißliebigen Lehrer einen straflos ausgehenden Schabernack angetan, sich und ihren Mitschülern an dem sonnigen, ins Freie lockenden Wintertag einen freien Tag verschafft. Nun doch nicht allen zur dankenswerten Freude. Nicht wenige waren einsichtsvoll genug zu ermessen, wie solch wüstes Treiben eine ganze Klasse entsittliche. Wir sehnten uns nach festem Anziehen der Zügel; wir schämten und ärgerten uns über die von ein paar zügellosen Buben ausgeübte Zwingherrschaft, die trotzig abzu-

Digitized by Google

schüttelnn nun doch der Mut fehlte, zum Teil weil den gewiesenen Wächtern der Zucht und Ordnung Geschick und auch Lust gebrach, dem Treiben zu wehren. Allen, auch den Eltern und der Behörde erschienen die zerfahrenen Zustände je länger je mehr unhaltbare. Man ließ sie noch eine Weile gehen, weil Aussicht auf eine baldige Änderung erschien. Mit unserem Weggang vom Gymnasium trat der lange ins Auge gefaßte und dann doch immer wieder hingehaltene Wechsel ein. Am 18. Februar 1853 war unsere Entlassung zur Hochschule; drei Tage zuvor hatte der Rektor seine Außerdienststellung beim Senat beantragt, weil „seit vierzig Jahren im Schuldienst,“ [1]) und wurde seinem Gesuche fünf Tage vor Ostern, am 22. März willfahren, als ob der Senat dem auch für sein Gymnasium ersehnten Frühling einen freudigen Willkommgruß entbieten wollte. Vierzehn Tage früher, am 8. März, war der Konrektor „unter Anerkennung seiner langjährigen Leistungen“ in den erbetenen Ruhestand getreten. Nach Jahresfrist (am 1. April 1854) folgte der nicht in das erledigte Rektorat aufgerückte Prorektor den beiden Kollegen nach.

Trotz der argen Mißstände und ihres unbehelligten Gehen- und Geschehenlassens trat ein merkbarer Schaden in der Reife und Leistungsfähigkeit der Schüler nicht zutage. Wenn wir auf der Hochschule unser Wissen in den Haupt- und Nebenfächern mit dem unserer Kameraden von preußischen und anderen Gymnasien maßen, wollte mir oft dünken, als ob wir Frankfurter in keinem Wissenszweig ihnen nachstünden, auf einzelnen Gebieten sogar ein etwas höher gestecktes Ziel erreicht hätten. Ein wohltuendes Zeichen auch, wie selbst unter ungünstigen, erschwerenden Verhältnissen unsere altbewährten deutschen Gym-

1) 1813 war Bömel im Alter von 22 Jahren zunächst Professor am Gymnasium zu Wertheim am Main geworden, bald darauf an die Landesschule seiner Vaterstadt Hanau versetzt, aber bereits 1817 an das Frankfurter Gymnasium berufen worden, an dem er 1819 Prorektor, 1821 Konrektor und das Jahr darauf Rektor wurde. Er hat noch um 13 Jahre seine Entlassung im Ruhestand überlebt. Von den damals verabschiedeten Kollegen starb der zwei Jahre jüngere Konrektor bereits 1864, der sieben Jahre jüngere Prorektor 1866.

Digitized by Google

nasien an den Willigen ausrichten, wozu sie berufen sind. Auch die von Schwenck und seinen Mitarbeitern nach meiner Überzeugung mit Recht zurückgestellte Übung im Latein-sprechen und -schreiben war mir bei der gründlichen grammatikalischen Schulung und dadurch erzielten Beherrschung der Sprache kein Nachteil; in zwei lateinisch gehaltenen Vorlesungen und Besprechungen (bei Ranke in Marburg über Augustins Bekenntnisse, bei Trendelenburg in Berlin über des Aristoteles Nikomachische Ethik) war rasch die bis dahin vernachlässigte Kunstfertigkeit eingeholt. Wir wurden ohne Reifeprüfung zur Hochschule entlassen. Noch heute freue ich mich deß und bin dankbar für die Verschonung, wie sehr auch mancher tüchtige Schulmann in solchem ihrer Überzeugung nach argem Versäumnis ein weiteres Zeichen des gesunkenen Zustandes unsres damaligen Gymnasiums erblicken mag. Zumal nach den bitteren Erfahrungen als Kurator eines Gymnasiums in Rußland mit seiner verderblichen Prüfungsseuche, die unsre Gymnasien aus der Höhe von Erziehungsstätten für das Leben zu Zwangsanstalten für Prüfungen herabwürdigt[1]), bin ich von Herzen froh, solcher auf Geist und Gemüt schädigend wirkenden Marter in lebensfrischer Jugendzeit enthoben gewesen zu sein. Unsere Lehrer hatten Recht zu sagen und als Mann stimme ich ihnen vollkommen bei, daß sie in gewissenhaftem und treuem Unterweisen die Reife ihrer Schüler zur Versetzung besser beurteilen könnten als der Ausfall einer schriftlichen und mündlichen Prüfung mit all den unvermeidlichen Zufälligkeiten in Frage und Antwort. Eltern und Behörden — so sagten und forderten sie — müßten zu den Männern, denen sie ihre Söhne zur Erziehung fürs Leben[2]) überwiesen, das Vertrauen haben, daß ihr in langen Jahren gewonnenes, reiflich mit den Kollegen erwogenes Urteil ein zutreffendes und gerechtes sei. Mißtrauen und Argwohn in solches Urteil lähmt in hohem Grade die Arbeitsfreudigkeit der Lehrer in ihrem köstlichen und doch so schweren

1) Vielleicht findet sich später Gelegenheit und Anlaß von diesen Erfahrungen eine Mitteilung zu machen.

2) Wahrspruch und Siegel auch unsres Gymnasium lautete: non scholae sed vitae.

Digitized by Google

Berufe und schädigt in bedenklicher Weise das ehrfurchtsvolle Vertrauen des Schülers zu seinem Lehrer. Das gehört heute mit zu den angenehmen Erinnerungen an die durchlebte Schulzeit, daß von Eltern und Behörde unsern Lehrern und ihrem Urteil bei den Klassenversetzungen volles Vertrauen entgegengebracht wurde und wir Jungen von frühauf in dieses Vertrauen zu unsren Professoren gleichsam hineinwuchsen.

Wen nur die einem Faulen als heilsam gepriesene Angst vor einer entscheidenden Abgangsprüfung in den letzten Monaten an den jahrelang vernachlässigten Arbeitstisch fesselt, an dem hat das Gymnasium seine hohe, edle Aufgabe verfehlt. Nicht eine gewisse Masse verschiedenartigen Wissensstoffes dem Jüngling beizubringen, ist Zweck unsres deutschen klassischen Gymnasiums; dies geforderte Wissen dient nur als das in langgereifter Erwägung und Bewährung erkannte beste Mittel zur Erreichung des hochgesteckten Zieles, dem Jüngling eine freie, humane Bildung von Geist, Wille und Gemüt zu verleihen. Unsre tiefgründige Muttersprache bezeichnet treffend die überhastete Aneignung lange versäumten Wissens nur für die Prüfung als ein dem deutschen Jüngling unwürdiges „Ochsen", ein klägliches „Einpauken" und Aufstapeln von Gedächtniskram mit der bestimmten Absicht ad proximam oblivionem, wie gar offenherzig zur Zeit des Vulgärrationalismus ein Professor der Dogmatik seinen Zuhörern die lutherische Glaubenslehre vortrug und empfahl. Der wissenschaftliche Durchschnittswert der in Frankfurt ohne Reifeprüfung zur Hochschule entlassenen Gymnasiasten stellte sich — wir sind für eine derartige Berechnung freilich nur auf Mutmaßungen angewiesen — nicht niedriger als auf andren mit schweren Prüfungen belasteten deutschen Gymnasien. Verhältnismäßig war wohl die gleiche Menge Mittelware darunter, von der, wie der Amerikaner von den Austern sagt, dreizehn aufs Dutzend gehen: Gymnasiasten, dann Studenten, die kaum in den erwählten Beruf mühsam eingetreten und zugelassen, sich als hausbackene Philister erweisen, dem Brote nachgehen und in keinem Zuge ihrer Tagesarbeit oder Lebensgewohnheit zeigen, daß sie in einem klassischen Gymnasium mit seiner ideal gerichteten humanen Bildung

Digitized by Google

erzogen worden sind. Soweit ich den späteren Lebenslauf von 36 Kameraden, mit denen ich während der drei Halbjahre in Prima kürzere oder längere Zeit zusammengewesen, habe im Auge behalten können, hat er mir gezeigt, daß auch von der eben angedeuteten Mittelware der größere Teil sich später doch noch als brauchbare und nützliche Söhne ihrer Vaterstadt selbst in mancher hervorragenden, ehrenvoll bekleideten Stellung erwies, für welche Tauglichkeit sie die Grundlage im Gymnasium erhalten; hat mir aber auch gezeigt, daß eine verhältnismäßig nicht kleine Zahl aus den 36 Gymnasiasten hervorgegangen, die in ihrem Berufe eine Bedeutung und einen Namen sich erworben, der weit über das Weichbild der Vaterstadt reicht. Von ihnen sei an gegenwärtig noch lebende Männer und Mitschüler erinnert wie Konsistorialrat Enders, der für seine Lutherforschungen die Würde eines Doktors der Theologie erhalten; wie Geheimrat Schlee, der als langjähriger Leiter des Altonaer Reformgymnasiums der durch ihn zum klaren, wohldurchdachten Ausdruck gelangten Umgestaltung (Altonaer System) weithin in Deutschland und über seine Grenzen hinaus Beachtung und auch Nachahmung verschafft hat; wie Dr. Ludwig Wecker, der mir als berühmtester Augenarzt in Paris gerühmt wird; wie Professor August Weismann an der Freiburger Hochschule, Sohn unsres Klassenlehrers in Tertia, der als unentwegter, dabei in selbständigen, teilweise von dem Meister unterschiedenen Bahnen wandelnder Darwinist hohes Ansehen in gelehrten Kreisen sich erworben.

Ein Gewinn der unterlassenen Reifeprüfung für die Hochschule in unserem Frankfurter Gymnasium darf nicht unerwähnt bleiben: die uns älteren Schülern gebotene reichliche Mußezeit zu selbständigen Lieblingsstudien nach eigener Wahl. Freilich wurde sie nicht von allen dazu verwandt, diente vielmehr gar manchem zur Versuchung, frühzeitig müßiggängerischen Vergnügungen und Zerstreuungen nachzugehen, wie sie auch das damalige Frankfurt schon einem bemittelten Jüngling von 16—20 Jahren mannigfaltig bot. Meinetwegen! Nicht alle brauchen solch verfuchlicher Lockung zu erliegen; gut und heilsam aber ist dem angehenden Studenten, schon auf der Schule ihr widerstehen gelernt

Digitized by Google

zu haben und so der köstlichen Ungebundenheit und Freiheit der Hochschule mit gefestetem Willen entgegen zu gehen. Denen das Auge für die einzigartige Schönheit und Herrlichkeit der untergegangenen und dennoch uns Spätgeborenen nicht entschwundenen Welt der Griechen und Römer zumal durch den geistvoll-fesselnden Unterricht von Professor Schwenck aufgetan war, denen gleichzeitig in seinen anregenden Geschichtsstunden der noch in ungebrochener männlicher Frische wirkende Professor Kriegk das Herz zur Vaterlandsliebe warm gemacht und mit Begeisterung für die hohen Reckengestalten der Völker auf der Weltbühne erfüllt, die gaben sich mit dem in der Schule Gebotenen nicht zufrieden. Wir wollten nach dem Wahrspruch, daß die Eßlust über dem Essen kommt, mehr, viel mehr haben und verschafften uns den Mehrbedarf in der reichlich gebotenen freien Zeit auf eigene Hand. Gern denke ich an die Freude zurück über den Erwerb der damals gepriesenen, heute fast völlig verdrängten Beckerschen Weltgeschichte aus den ersparten Groschen des bescheidenen Taschengeldes; die zwölf Bände wurden als erwünschte Ergänzung zu dem in der Schule Gebotenen eifrig durchgearbeitet. Was wir von den alten Klassikern nur bruchstückweise oder garnicht im Gymnasium zu lesen bekamen, wurde zu Hause nachgeholt, mit um so größerem Genuß und Gewinn, je rascher wir dank der erhaltenen gründlichen Schulung in den beiden toten Sprachen der Schwierigkeiten des Lesens und Verstehens Herr wurden und durch die in den Unterrichtsstunden erhaltene Anweisung in das tiefere Verständnis der Schriftsteller und ihren unvergänglichen Gehalt gelangten.

Noch steht mir lebhaft vor der Seele, wie über dem begeisterten und liebevollen Versenken in die griechischen und römischen Meisterwerke, in der Schule sowohl wie zu Haus, dennoch ein Rest von Fremdgefühl trotz aller bewundernden Vertrautheit nicht weichen wollte und ein selbst von Homer und Sophokles und Plato nicht gestilltes Sehnen im Gemüte zurückblieb. Lange konnte ich mir das eigenartige, bis dahin unbekannt gebliebene Gefühl nicht deuten; ein inneres Widerstreben hielt mich ab, den Führer in die Welt der Griechen, Professor Schwenk, um die Deutung anzugehen. Ohne mir deshalb Rechenschaft geben zu

Digitized by Google

können, fürchtete ich gerade an diesem Punkte nicht verstanden zu werden und daß der Lehrer vielleicht mit rauher Hand die empfindsame Stelle antasten und verletzen würde. Von anderer Seite kam mir um jene Zeit völlig unerwartet die Deutung des unverstandenen Fremdgefühls bei dem Lesen der bewunderten klassischen Meisterwerke. Die zwei wöchentlichen Lehrstunden in deutscher Sprache und Stilübung, die Professor Weismann in den beiden oberen Klassen erteilte, waren so dürftig und trocken, daß mich nach einem Ersatz verlangte. Zu guter Stunde kamen die „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur" in meinen Besitz, die der Leiter des Marburger Gymnasiums, Vilmar, ein Chatte von echtem Schrot und Korn, vor einem größeren Kreis gebildeter Frauen und Männer mit der Absicht gehalten, „die Gegenstände selbst in ihrer Wahrheit und Einfachheit zu den Gemütern Unbefangener reden zu lassen." In dem Jahre meines Eintritts ins Gymnasium veröffentlicht, haben die Vorträge des hochbegabten und hochgesinnten Schulmannes, so durch und durch deutsch und darum ein frei und furchtlos bekennender evangelischer Christ, ihren bis heute nicht völlig unterbrochenen Siegeszug durch ganz Deutschland gehalten, in der Tat ein Volksbuch edelster Art, das auch mir in schöner empfänglicher Jugendzeit ein unvergeßlicher Führer in unseren heimischen Dichterwald wie kaum ein anderes Buch gewesen.

Mit fesselnder, überwältigender Kraft der Darstellung und dennoch so gar nicht in aufdringlichen Worten weiset der Führer nach, wie dieser Jahrhunderte alte, wunderherrliche Wald gleich unseren Eichen- und Buchenwäldern fest im vaterländischen Grund und Boden, im tiefen Gemütsleben unserer deutschen Volksseele wurzelt und dabei auch wie der andere schöne Wald hochgebauet auf Bergeshöhen ist, er aber auf den heiligen Höhen, nach denen sehnsüchtig in geheimnisvoller und uns offenkundig gewordener Lebensführung der fromme Israelite aufschaute und zu denen der Grieche gleich den Weisen aus dem Morgenland wie in dunklem, unwiderstehlichem Drange geleitet ward. Durch die Wipfel und Kronen da droben unseres echten deutschen Dichterwaldes rauscht und wehet wie vom Himmel hoch — wer unter

Digitized by Google

uns deutschen Christen hat den Windeshauch nicht verspüret und ihn in vollen Zügen eingeatmet? — die frische, freie Frühlingsluft unseres christlichen Glaubens, in der allein wir mit unserem deutschen Volke gesunden. In den heimischen Wald hinein und auf seine lichten Höhen hinaufgeführt zu haben, war die preiswerte Tat Vilmars in jener Gymnasialzeit. Als ich in späteren Jahren unter den Pinien und Cypressen von Griechenland und Rom lustwandelte, tiefer noch im sonnigen Süden in den liedgefeierten Palmenhainen Ägyptens und Indiens, kam mich über all' der berückenden, wohlduftenden Pracht, die die Sinne gefangen nehmen will, dennoch Heimweh an nach unseren trauten deutschen Wäldern, nach unseren Eichen und Buchen, Linden und Tannen mit ihrem herben und doch so würzigen Erdgeruch. Und so auch in der Literatur. Die mir gewordene holde Deutung jenes unverstandenen Fremdgefühls und ungestillten Sehnens trieb nicht dazu, die liebgewonnenen griechischen und römischen Meisterwerke aufzugeben und zurückzustellen. O nein! Im Gegenteil; tiefbefriedigt und durch den von Vilmar erschlossenen Schatz bereichert, kehrte ich zu meinen gefeierten Griechen und Römern zurück, nun im Besitz dessen, was ich vermißt und sie mir nicht bieten konnten; was sie mir aber die Hülle und Fülle zu bleibendem Besitze geboten, machte mich verständig zur gerechten Abschätzung und Wertung dessen, was Gott an Geistesgaben den alten klassischen Völkern und unserem deutschen christlichen Volke verliehen, uns Spätgeborenen als den Berufenen und Auserwählten, die zwiefache Gabe zu genießen.

Die in den Vorlesungen erhaltene Anregung genügte mir nicht; das rechne ich ihnen als feines Lob an. Unaufhaltsam trieb sie weiter, an der Quelle selbst den frischen Trunk zu schöpfen, den Vilmar so lockend und durstweckend zu rühmen verstand. Ich mußte die alten Dichterwerke in ihrer Ursprache lesen. Darum unverdrossen und auf eigene Hand hin an das Erlernen unserer deutschen Muttersprache in ihrem ganzen langen Werdegang bis hinauf in die Zeit vor mehr wie einem Jahrtausend, da die frohe Botschaft von dem „Heliand, dem Friedekind Gottes" unseren Vätern und Müttern unten im Sachsenland gepredigt ward und

Digitized by Google

das Wort Gottes seinen heiligen Inhalt auch über unsere Muttersprache ausgoß, sie heiligend umgestaltete. Raumer hatte fast gleichzeitig mit Vilmars Vorlesungen das fesselnde und gehaltvolle Buch von der „Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache" veröffentlicht, das mich beim Studium von der Entwicklung unserer Muttersprache mächtig anregte und auch förderte. Wie manches Buch hat damals der Gymnasiast aus der städtischen Büchersammlung, die noch keine Leseräume wie heutzutage bot, heimgeschleppt, zum freudigen Staunen des Bibliothekars Böhmer und mit Unterstützung seines Gehülfen, des allzeit dienstwilligen, aber etwas absonderlichen Dr. Haueisen, der es nicht lassen konnte, den leseeifrigen Gymnasiasten in der Wahl seiner Bücher zu „bemuttern."

Ein unvergeßlich fesselnder Gang während ein paar Jahre führte von Luther und seiner Dolmetschung der Bibel an der Schwelle unserer heutigen Schriftsprache aufwärts zum Verständnis der Minnelieder eines Walter von der Vogelweide und Gottfried von Straßburg, höher der Zeit nach dann zu Parzival und Tristan, zum Nibelungenlied und der Gudrun bis hinauf zum „Heliand", der heute noch so mächtig das Gemüt zumal dessen ergreift, dem die anheimelnden Laute aus der Kindheit unserer teuern Muttersprache mit ihren altertümlichen und doch nicht fremdgewordenen Buchstaben-Anlauten verständnisvoll an Ohr und Seele dringen. Und dann wieder von der Sprache unseres deutschen Reformators auf weitem, zum Teil unerfreulichem Wege vorwärts in die zweite herrliche Blütezeit unseres deutschen Dichterwaldes. Da vor allem zu den beiden auserwählten Dichterfürsten, zu Schiller und Goethe. Der Jüngere der „beiden Kerle" hatte in der begeisterten Liebe des Gymnasiasten den Vorsprung vor dem anderen aus Frankfurt. Seine Werke wurden frühe der Bücherei einverleibt und ganz durchgelesen; auch seine längsten Gedichte, die Glocke, die Künstler usw., mit Leichtigkeit dem Gedächtnis eingeprägt, daß sie wie ein guter Kamerad auf einsamen Spaziergängen das Geleite gaben und auch auf einsamen Gedankengängen wie ein treugesinnter Lehrer den jugendlichen Geist und Willen in jene reinen Höhen

Digitized by Google

emporhoben, unter denen fernab, „in wesenlosem Scheine das Gemeine“ liegt. Für den anderen Dichterfürsten kam erst später Verständnis und mit ihm immer fester wurzelnde Liebe. Goethe selbst schlug die Brücke in der Totenweihe, die er dem Genius des frühe entschlafenen Freundes nun gerade vor einem Jahrhundert dargebracht. „Hermann und Dorothea“, dem Gedächtnis des Sekundaners bereits vertraut, führte tiefer in die Kenntnis und Wertschätzung dieses größten deutschen Dichters und auch Sehers in seinem Volke. Ich komme in diesen Erinnerungen noch nicht los von Goethe und was er dem Jüngling bereits gewesen. Seine „Iphigenie“ bestärkte mich in der Deutung des erwähnten Fremdgefühls, die hehr und mächtig zu neuem Leben aufgerufene klassische Gestalt, die das Land der Griechen sucht, aber diese Seele fühlt und redet deutsch und ihre milden, frommen Züge bekunden, daß sie christliche Luft eingeatmet und in ihr gesundet ist. Dann übte seine unwiderstehliche Gewalt der erste Teil des „Faust“ [1]) aus, dies einzigartige, tiefste Bekenntnisbuch wie des Dichters so auch der Volksseele, durch und durch bis in die Sprache hinein deutsch und zwar die Gestalt eines ringenden, grübelnden, zweifelnden Deutschen, der trotz allen Bemühens den Himmelstönen der Osterbotschaft, mächtig und gelind, sich nicht mehr entwinden kann, ja allendlich nicht will. Und nun gar Goethes Lieder, die der Volksseele kryſtallklar entquollen zu sein scheinen! An ihrer aufdämmernden Schönheit und dem Wohllaut auch in den Worten habe ich gelernt, Gott zu danken, diese Sprache als Muttersprache zu besitzen und damit ihren stimmungsvollen, anheimelnden Reiz ganz nachempfinden zu können. Ich glaube, nur ein Deutscher bekommt diese geheimnisvolle, überwältigende Kraft unmittelbar zu spüren, mit dem die Natur in Feld und Wald, auf dem Lande wie im Wasser gleich dem feuchten Weib im Liede auf das Gemüt von uns Erdgebornen verführerisch-lockend einredet.

---

1) Bis zur Stunde ist mir der zweite Teil innerlich fremd und unverständlich geblieben, sogar mit der Unlust, auf weiten Wegen und Umwegen vielleicht bis zu seinem Verständnis vorzudringen.

Digitized by Google

Soll ich noch weiter von dem berichten, was in jugendlichen Jahren bereits ein Klopstock, ein Lessing und die fesselnden Kreise der Zeitgenossen um sie mir zu sein anfingen? Es würde nun doch zu weit führen. Nur zwei Männer noch und Dichter aus der großen, reichen Tafelrunde unserer heimischen Literatur seien in dankbarem Gedenken genannt, die auf den angehenden Theologen im Gymnasium bereits eingewirkt: Hamann und Herder, sie beide auch als Landsleute aus der fernen deutschen Ostmark sich nahe berührend und in dem, was sie dem Jüngling an christlicher Erkenntnis zu bieten haben, sich gegenseitig ergänzend. Der universale Geist Herders, sein staunenswertes, verständnisvolles Eindringen in die Geistesschätze, man darf wohl sagen, aller Völker der Erde, daß er bei den Griechen und Römern so daheim zu sein schien wie bei Malayen und Chinesen und mit genialem Blicke die ganze Menschheit liebevoll zu umfassen strebte, machte einen gewaltigen Eindruck auf mich. Wie Herder in der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes" die Dichtwerke der Offenbarung mit hinreißenden Worten wertete, war mir neu, wohltuend fesselnd. Wir Primaner waren in der hebräischen Sprache schon so weit gefördert, daß wir die Psalmen, ja selbst einzelne Abschnitte der Propheten und des Hiob in der Ursprache lesen konnten. Unser Lehrer, der Jude Auerbach, hatte uns nur in das sprachliche Verständnis zu führen; so war mir die von Herder gebotene Ergänzung von besonderem Werte. Herder war nun doch selbst zu sehr Theologe, um seine jungen Leser mit dieser ästhetischen Betrachtung des Wortes Gottes gewissermaßen abzufinden. Von ihm bereichert und mächtig angeregt, bot Hamann erwünschte Förderung in der religiösen Erfassung des mir als Gymnasiast ungezweifelten Wortes Gottes. Man kann sich kaum einen größeren und grelleren Gegensatz vorstellen als die krausen, nebelhaften Gedankensprünge des nordischen Magus gegenüber der klaren, maßvollen und schönen Gedankenaussprache der alten Klassiker, in deren Werken der wolkenlose, heitere Himmel des Südens warm und wohltuend wiederscheinet. Wer durch den oft peinlichen und lästigen Gegensatz sich von dem tiefsinnigen, tief über den Geheimnissen des Wortes Gottes sinnenden Hamann

Digitized by Google

nicht wegscheuchen läßt, wird reich belohnt. Vieles blieb mir damals unverstanden, manches ist mir bis zur Stunde unverständlich; aber dann wetterleuchtet es wieder hoch vom Himmel her durch die dunkle Nacht so wunderbar, dann dringen wieder durch die phantastischen Nebelgedanken solch geniale Lichtblicke tiefsten Verständnisses der Bibel und nun gerade aus ihrem Allerheiligsten des gottseligen Geheimnisses von unserer Erlösung, daß ich seitdem von dem Magus des Nordens nicht mehr lassen kann, der einsamen Prophetengestalt in unserem Volke zu einer Zeit, da das Wort Gottes teuer war, die nicht von uns genommen ist und zeugen wird, so oft eine Zeit kommt (und sie ist in unseren Tagen wieder im Anbruch), da der Herr einen Hunger in die deutschen Lande sendet, nicht einen Hunger nach Brot und Durst nach Wasser, sondern nach dem Worte des Herrn zu hören (Amos 8, 11). Froh bin ich und dankbar, schon in der Gymnasialzeit die Stimme dieses Magus vernommen zu haben. Seine hochgehenden, stürmisch vordringenden, siegesbewußten Worte und Gedanken waren mir — wie so oft — Schutz und Trutz wider das noch ungebärdige, aber doch schon altersschwach und lebensmüde gewordene Gerede der Aufklärung und des sogenannten gesunden, so seichten Menschenverstandes über die Tiefe des Reichtums der Weisheit und Erkenntnis Gottes (Röm. 11, 33).

Daß man nicht durch die Erinnerungen aus reichen und schönen Schuljahren irre geleitet, auf den Gedanken komme, das Leben des Gymnasiasten sei weltfern hinter den Büchern und in solchen Beschäftigungen mit den Geisteshelden unseres Volkes und dem der Griechen und Römer aufgegangen. Durch die nach Vaters frühem Heimgang von Gott gewiesene Lebensführung auf eingeschränkterem, entsagungsreichem Wege, den unsere Mutter in festem, frommem Gottvertrauen ungebeugten Mutes wie ein Mann und Held betrat und auf dem sie ihren Kindern als unvergeßliches Vorbild vorleuchtete und zur beherzten Nachfolge anspornte, haben wir früh und zu lebenslang währendem Segen die hohe Kunst anspruchsloser Genügsamkeit, williger Entsagung gelernt, die fröhlich auf leibliche Genüsse verzichtet, ohne welche heutzu-

Digitized by Google

tage armen, durch törichte Erziehung, vielmehr Verziehung verwöhnten und verweichlichten Kindern bereits das Leben als schal und kaum lebenswert erscheint. Indem Mutter völlig im Verkehr mit und für ihre Kinder und ihre geistige und körperliche Ausbildung aufging, verstand sie es meisterhaft, ihren drei Lieblingen das Haus zu einem wohligen, reich beglückten Heim zu gestalten, ihnen Herz und Sinn für Genüsse empfänglich zu machen, die Leben und Natur mit vollen Händen denen darreichen, die für ihren bleibenden Wert frühe aufgeschlossene, lebensfrohe Augen und Verständnis erhalten. Von den Eltern war zumal auf den Sohn wie ein wertvolles Erbe die Freude an Gottes freier Natur, mit den wachsenden Jahren die Lust am Wandern hinaus in die weite, weite Welt übergegangen. Ohne Spaziergang mit ihren Kindern und zwar bei Wind und Wetter, im Sommer und Winter durfte Mutter kein Tag verstreichen. Ernstes Anliegen war ihr dabei, den jugendlichen Sinn für die Schönheit der Schöpfung und ihre Gebilde zu schärfen, das Herz für alle diese Reize empfänglich und dem Schöpfer dankbar zu machen. Zeit für solche Erholungen mußte erübrigt werden und wurde es auch; wo ein fester Wille, findet sich auch ein Weg und der abgehärtete Körper war bereit, auch starke ihm auferlegte Entbehrungen und Anstrengungen zu ertragen. Das ganze Jahr hindurch wurde mit dem grauenden Morgen aufgestanden und an die Arbeit gegangen, um Zeit für das Wandern weit hinaus in Feld und Wald zu gewinnen. Mit Lust denke ich an den Sommer 1846 und 47 zurück, wo allsonntäglich des Morgens gleich nach vier Uhr in den prächtigen, weit ausgedehnten städtischen Forst allein — mir seitdem bis heute das genußreichste Wandern und Reisen — bis in die Gegend von Isenburg ausgerückt wurde, um da im tiefen Bodeneinschnitt den fortschreitenden Bau der Main-Neckar-Bahn zu verfolgen. Von da wieder eilig heim, mit Mutter und Schwestern zu frühstücken und rechtzeitig zum Gottesdienst in unserer Kirche zu sein. Je länger je mehr wurde mir ein solcher Gang in Gottes freier Natur stimmungsvoller Eingang zur Feier des Tages des Herrn; mich dünkte, als ob die Eichen und Buchen am taufrischen Frühmorgen dem deutschen Knaben etwas zu sagen

Digitized by Google

hätten, was sie auch den alten Germanen zugeraunt, die in der Waldeinsamkeit ihren Tempel hatten.

Mit den Wanderungen im weiten, prächtigen Umkreis der Stadt hatte es auf die Dauer nicht sein Bewenden; mit Macht zog es mich hinaus dem blauen Duft der Ferne nach. So bänglich auch der Mutter zu Mute ward, wenn ihr Junge zu tagelangen Märschen aufbrach, gab sie ihn doch frei zum fröhlichen Wandern, soweit die Sparpfennige des Taschengeldes dem Genügsamen, Anspruchslosen reichten. In späteren Jahren bekannte mir die Gute, daß sie oft stundenlang des Nachts aus Sorge um ihren Wandersburschen nicht habe schlafen können; aber sie ließ sich nichts merken, um dem Sohne nicht die Reiselust zu verleiden. Der erste größere Ausflug war 1848 nach Marburg, bei Freunden einen Teil der Sommerferien zu verbringen, dieses Mal mit einem jüngeren meiner Obhut anvertrauten Schulkameraden, — Edmund Montgomery-Davidson. Als wir spät am Abend ermüdet in einer Herberge in Gießen einkehrten und in einer Wirtsstube gar scheu ein bescheidenes Abendbrot verzehrten, machten sich ein Paar anwesende Gäste ein Vergnügen daraus, die jungen Wanderer in der Fremde einzuängsten. Mit klopfendem Herzen und dabei doch abenteuerlustig suchten wir bald die Schlafstätte auf und rückten Schrank und Tisch an die verriegelte Tür, um vor einem vermuteten räuberischem Überfall einigermaßen geschützt zu sein; dann wurde das Dach abgeleuchtet, ob über dasselbe aus der Kammer ein Entkommen nach dem Nachbarhaus im Fall der Not möglich wäre. Das Fenster blieb geöffnet, der Wanderstock wurde fürsorglich mit ins Bett genommen und so gewappnet lagen wir bald in Morpheus Armen. Nicht lange. Bei dem ersten Hahnenschrei entwichen wir aus dem harmlosen, uns verdächtigten Haus und fröhlich und wohlgemut ging es durch das ruhige Städtchen auf die Landstraße, zu der uns der Nachtwächter den Weg gewiesen. Schon um neun Uhr in der Frühe trafen wir bei den Freunden in Marburg ein.

Ein Jahr später durfte dem abgehärteten Körper stärkeres zugemutet werden. So an einem Ferientage im heißen Hochsommer. Noch standen leuchtend die Sterne am nächtlichen Himmel,

Digitized by Google

im Osten zeigte sich keine Spur der Morgendämmerung, als ich das Haus verließ und fröhlich und wohlgemut über Feld zunächst nach Ginheim wanderte, wo der Sohn des Pastors, mein treugesinnter Schulfreund Ernst Schlee, mich zum gemeinsamen Weitermarsch erwartete. Nun ging es dem lockenden Taunus entgegen nach Falkenstein und Königstein zum Besuche der auch noch in ihren Trümmern fesselnden Schloßruinen. Weiter dann von da in die schattigen Waldungen des Lorsbacher Tales und längs der westlichen Abdachung des Höhenzuges bis hinüber nach Wiesbaden. In den Nachmittagstunden wurde dem Freunde an dem Kurort und in seiner nächsten reizvollen Umgebung gezeigt, was mir durch häufige frühere Besuche bereits bekannt war. Wir wollten mit dem letzten Zug heimfahren; der Tag war aber so wunderschön gewesen, der Abend so lind und erquickend, die Reiselust noch so rege, daß es nicht schwer war den Kameraden zu einer Fußwanderung während der mondhellen Nacht über Biebrich durch das reizende Rheingau nach Rüdesheim zu überreden. Wie wonnevoll war der Marsch auf der Landstraße immer längs dem „freien deutschen Rhein!“ Lautlos zog der Strom dahin und spiegelte „wellenatmend“ den Silberglanz der abnehmenden Mondesscheibe wieder. Gerne hätte ich in mitternächtlicher Stunde ein Bad genommen; aber der des Schwimmens unkundige Geselle war nicht dazu zu bewegen. Tiefes Schweigen in der weiten Natur; nur unterbrochen von unsrem Gesange, indem wir wiederholt und wiederholt laut in die Luft schrieen, als ob man es in Frankreich hören sollte, daß unsren Strom die Welschen „nicht haben sollten“. Dann zur Abwechslung das unvermeidliche Rheinlied von der Loreley, das andre Lied von dem guten Kameraden. Nur in den Städtchen und Flecken, deren Bewohner mitsamt den Nachtwächtern in tiefer Ruhe dalagen, wurde der fröhliche Gesang unterbrochen; wir hatten nicht Lust zu stören, was damals als des Bürgers erste Pflicht gepriesen ward. Ganz früh am Morgen trafen wir in Rüdesheim ein, grade in dem Augenblick, wo von drüben der „Delphin“ anlegte, der täglich die Fahrt von Bingen nach Frankfurt und zurück machte und uns nächtliche Wanderer mit heim nahm.

Digitized by Google

In den Herbstferien des letzten Halbjahres im Gymnasium wurde die größte und längste Wanderung, dieses Mal allein, angetreten, meist zu Fuß, den Ranzen mit dem geringen Gepäck auf dem Rücken, nur stellenweise unter Benutzung der Bahn. Zunächst durch den Odenwald nach Weinheim, von da über Mannheim wieder einmal hinein in die fröhliche, heimische Pfalz und durchs Annweiler Tal nach Waldfischbach und Zweibrücken zu alten Freunden der Familie; weiter über die Festung Bitsch, wo die ersten „Rothosen" zu Gesicht kamen, und den Rhein aufwärts bis nach Straßburg. Über Kehl ging es in fröhlichem Wandern hinein in den herrlichen Schwarzwald, nach dem sagenumzogenen, damals noch in tiefer Waldeinsamkeit verborgenen Mummelsee hinauf und durch das Murgtal nach Baden-Baden, von wo dann eiligst die Bahn zur Heimfahrt benutzt wurde. Die Ferien waren zu Ende und auch der Geldbeutel leer. Unverraten bleibe, wieviel er beim Antritt der Reise besessen; in unsren verwöhnten Tagen würde man es für unmöglich halten, damit während drei Wochen auf so weiter, unvergeßlich genußreicher Wanderung auszukommen. Ein Abenteuer des Ausflugs sei erwähnt. Selbstverständlich daß nach wiederholter und eingehender Besichtigung des Straßburger Münsters, mit Goethes geistverwandter Schilderung des Meisterwerkes deutscher Baukunst in der Hand, auch der hochragende Turm bestiegen wurde. Der Wächter legte das Fremdenbuch zum Namenseintrag vor. Das Herz war mir bei all dem Herrlichen dennoch tief niedergedrückt, daß die wunderschöne, kerndeutsche Stadt mitsamt ihrem Münster in schmachvoller Zeit, deren Erinnerung heute noch Zorn und auch Scham jedem Deutschen weckt, uns entrissen wurde. Junge Jahre mit ihrer durch die Befreiungskriege verstärkten Hoffnungsseligkeit halten solchen Druck nicht lange aus. So wurde denn der Sänger der Ilias als Helfershelfer angerufen und der griechisch-deutsche Hexameter verbrochen:

ἔσσεται ἦμαρ ὅτ' ἄν ποτ[1]) Straßburg gehören wird Deutschland.

1) Die zum geflügelten Worte gewordene Stelle der Ilias (VI, 448) hat Voß gedolmetscht: Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt.

Digitized by Google

Im Eifer, dem gepreßten Herzen Luft zu machen, hatte ich nicht bemerkt, daß der Türmer über meine Schultern weg den in solch' seltsamen, ihm unverständlichen Schriftzügen geäußerten Herzenserguß belauschte, dessen Schluß in des Elsäßers Muttersprache er nur allzu gut verstand. Wütend entriß er dem Frechling von jenseits dem Rheine das in seinen Augen nun entweihte Buch und griff nach dem Krückestock, den Frevler zu züchtigen. Der Gymnasiast war nun doch behender als der Invalide, dessen Schaumünzen auf der Brust zeigten, daß er unter dem ersten Napoleon bereits für den Kaiser und Frankreich geblutet, und den der damals gerade auf den Thron gelangte dritte Napoleon auf seinem Wächterposten belassen. Im Sturmschritt, Stufen überspringend, ging es die enge, steile Treppe hinunter; der alte gebrechliche Mann gab den ungleichen Wettlauf bald auf und so entkam ich der mir zugedachten ersten und auch letzten Tracht Prügel meines Lebens. Zwanzig Jahre später besuchte ich ein zweites Mal die „wunderschöne Stadt", die nun wieder — welch' eine Wendung durch Gottes Führung! — unser geworden. Oben auf dem Turm des Münsters ließ ich mir von dem jetzt deutschen Wächter das Fremdenbuch von 1852 vorlegen. Gerade nur die eine Seite aus jener Septemberwoche war aus dem Buche herausgerissen: die nicht wehetuende Strafe und Rache des wütigen Franzosen für die Prügel, die damals den deutschen Burschen „nicht erreichten."

Nach einem Jahrzehnt wurde ich in eigentümlicher Weise an das kleine Straßburger Abenteuer erinnert. Auf seinen schier weltweiten Wanderungen war Wilhelm Jordan, einer der letzten Überlebenden aus der National-Versammlung von 1848, die noch in das zwanzigste Jahrhundert eingetreten,[1]) nach Petersburg gekommen, um auch in der russischen Hauptstadt den zahlreich daselbst angesiedelten Deutschen seine Neudichtung des Nibelungenliedes, wie ein wieder erstandener Barde aus lange vergangenen Tagen, zu Gehör zu bringen. Er suchte den Pastor aus Frank-

1) Er ist bekanntlich vor zwei Jahren in der Mainstadt gestorben, die ihm in mehr als einem halben Jahrhundert zur zweiten Heimat geworden.

Digitized by Google

furt auf, ihn und seine Freunde zur Teilnahme an diesen Vorträgen einzuladen. Ich sagte mein Kommen zu, sobald ich ihn zuvor im Gottesdienst der Gemeinde unter meiner Kanzel gesehen haben würde. Denn der Dichter des Demiurgos war mir nicht fremd und auch nicht, daß er ein entschlossener Gottesleugner sei. 1848 wohnte er unweit unserem Hause. Damals hat er ein Kindermädchen des Dienstes entlassen, weil es sich unterfangen, seinen Kleinen aus der biblischen Geschichte zu erzählen und sie ein Abendgebet zu lehren. Der überall gefeierte, seines Wertes sich wohl bewußte Freigeist war etwas ärgerlich über den an sein Kommen geknüpften Vorbehalt des evangelischen Predigers, zugleich auch überrascht, daß ein Pastor das weit ausgedehnte, heutzutage völligem Vergessen anheimgefallene Dichterwerk gelesen. Jordan knüpfte daran zum Beleg an, daß auch in unseren modernen Tagen der Dichtergenius einem echten Jünger, wenn er sich auch auf einsamen philosophischen Gängen von dem Christengott abgewandt, dennoch die Sehergabe verleihe, wie ein Prophet des alten Bundes zu weissagen. So habe ihm Jahre zuvor sein „Dämon“ [1]) im Demiurgos zu künden eingegeben, daß Straßburg an Deutschland zurückfallen, Elsaß, die schöne Tochter, in die offenen Arme der Mutter heimkehren würde. Ich erzählte Jordan mein Abenteuer im Turme und fragte ihn scherzend, ob dann wohl des Homers „Dämon“ sich in einer dunklen Stunde übel vergriffen und Helfershelfer gewesen, einem „kleinen, unschuldsvollen Sünder“ von Primaner bereits zuzuflüstern, was er dem gepriesenen Dichter des Demiurgos so viel später erst in die Feder gesagt?

Das letzte Halbjahr im Gymnasium schien uns zögernd und doch, am Ziele angelangt, rasch vorübergegangen zu sein. 1853 fiel Ostern ungewöhnlich frühe, auf den 27. März; die Klassenversetzung der Schüler und die Entlassung der Primaner war bereits für den 18. Februar angesetzt. Nach altem Brauche war

1) Jordan wußte mir nichts Genaueres über diesen seinen verwunderlichen Ersatz für Gott zu sagen; auch die Frage ließ er unbeantwortet, ob er nicht gar am Ende selber der „Dichtergenius sei.“

Digitized by Google

die Feierlichkeit eine öffentliche, nicht nur in Gegenwart aller Gymnasiasten und ihrer Eltern und Angehörigen, sondern auch vor Vertretern der kirchlichen und städtischen Behörde, selbst bis zum Bürgermeister, der in seinem Staatswagen zur Feier anzufahren pflegte. War doch das Gymnasium Eigentum und auch Stolz der freien Reichsstadt; dazu einst die geistige Nähranstalt und Pflegemutter all der Männer im Rate der Stadt. Und diese Ratsherren und Gelehrten in mancherlei Berufen ließen sich gern bei solchem Anlaß für ein Stündchen an die eigenen Schuljahre erinnern, deren mit treuer, pietätvoller Anhänglichkeit lebenslang gedenkt, was ein rechter Deutscher ist. So lange der altberühmte Kaisersaal seit 1841 neu hergestellt wurde, fand die Feierlichkeit in dem beschränkteren Saale des an den Römer anstoßenden, von der adeligen Ganerbschaft Alten-Limpurg bereits 1495 erworbenen Laderan statt. Nur ein paar Mal noch wohnte ich da der Feier bei; im Frühjahr 1847 ward dieselbe in den prächtigen Kaisersaal verlegt, der seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts bei allen Hauptfeierlichkeiten des Reiches und der Stadt, seit dem 16. Jahrhundert auch bei den Festmahlen der Kaiserkrönung benutzt wurde und nun in seinem neuen, so viel schöneren Gewande statt der früheren unansehnlichen Rundbilder (Medaillons) der 53 Kaiser die ganze lange Reihenfolge derselben in lebensgroßen, gleichförmigen, von hervorragenden Künstlern der Zeit gemalten Standbildern zeigte, die, in Nischen getrennt, die beiden 84 Fuß langen Wandflächen schmücken. Die fesselnde Bildnisreihe, mit den Wahlsprüchen der einzelnen Kaiser versehen, war uns Gymnasiasten je und je eine angenehme, unterhaltsame Wiederholung und Auffrischung dessen, was uns Professor Kriegk in lebenswarmen Zügen von der entschwundenen deutschen Kaiserzeit erzählt hatte, uns Jungen in diesem denkwürdigen Raume besonders traut bei dem Gedenken, wie so mancher von diesen Kaisern und Helden hier im Saal Gast der Vaterstadt gewesen. Man wird uns Burschen nicht verübeln, wenn mit größerer Aufmerksamkeit unser Auge auf den farbenprächtigen Gestalten ruhte, als unser Ohr den Reden der Mitschüler lauschte. Die größere Hälfte des Saales war bei der Entlassungsfeierlichkeit den Eltern

Digitized by Google

und Angehörigen der kleinen Helden des Tages vorbehalten; an dem anderen Teil, näher zu den hochragenden Fenstern, von denen aus der großartige Römerberg überschaut wird und die neu gewählten Kaiser einst sich der riesigen Volksmenge zeigten, waren zwei mächtige Tische sich einander gegenüber aufgestellt. An dem einen saß der Rektor mit einem Teil der Kollegen, an dem andern der Bürgermeister und die Vertreter der kirchlichen und staatlichen Behörden. Hinter ihnen auf Bänken die Schüler mit ihren Klassenlehrern.

Die Feierlichkeit begann mit einem Choral. Meist nach einer Ansprache des Rektors oder eines neu eingetretenen Lehrers wurden von ein oder zwei Sekundanern und Primanern Reden über frei gewählte Gegenstände gehalten. Es war nicht immer leicht, Willige dafür zu finden. Da ich bereits in Sekunda Privatunterricht bei Dr. Creizenach über Literatur und Kunst, sowie über die auch von angehenden Theologen leider vielfach vernachlässigte Kunst der öffentlichen Rede und Beredsamkeit erhalten, folgte ich nicht ungern der Bitte des Rektors. Beim Abgang aus der Sekunda (29. August 1851) sprach ich über das Nibelungenlied, das ich um jene Zeit in der Ursprache gelesen und dessen Gestalten mit dem ganzen fesselnden Hintergrund ihres Lebens und Webens auf vaterländischem Boden mir traut und lieb geworden, anderthalb Jahre später beim Abgang zur Hochschule über das Wiederaufblühen der Wissenschaften im 15. und 16. Jahrhundert, ebenfalls ein Gegenstand, der mich um jene Zeit lebhaft beschäftigte und Fragen aufrührte, über welche ich zur Klarheit gelangen mußte. Humanismus und Reformation erschienen mir mit Recht als die beiden Geistesströmungen, die die weltumgestaltende neue Zeit heraufgebracht und über deren Gehalt und seine gegenseitige Wertung und auch Einfluß auf das eigene Gemütsleben zumal ein angehender Theologe sich Rechenschaft zu geben und zu ihrer Verantwortung bereit zu sein hat. Über derselben kommt es zu einem ernsten, entscheidungsvollen Waffengang, der nicht für jeden einen versöhnlichen Friedensschluß findet. Werfe ich in die mir vorliegende Niederschrift der damaligen Rede einen Blick, so ist mir, wie unreif

Digitized by Google

auch sie heute erscheinen mag, dennoch lieb zu erkennen, daß schon in jenen jungen Jahren das Verhältnis der beiden Mächte im ganzen zutreffend gezeichnet und die Reformation mit ihrem religiösen Tiefgehalt als die größere nachgewiesen wurde, der im Wettkampf die Siegespalme zugefallen wie im Leben der Völker so auch des jungen Mannes, der mit dieser Rede von dem ihm liebgewordenen humanistischen Gymnasium Abschied nahm, um auf der Hochschule sich zu einem evangelischen Theologen der Reformation auszubilden.

Leicht fällt nun doch kaum einem jungen Mann die „Jungfernrede". In großer Versammlung aus den Reihen der Mitschüler heraus und an das vor dem Tische des Rektors aufgestellte Rednerpult heranzutreten, vor sich die Würdenträger der Reichsstadt und der Kirche zu sehen und sie alle mitsamt den Hunderten von fremden Zuhörern gespannt, wie der scheue junge Mann seine Aufgabe der freien Rede lösen werde: es ist ein eigentümliches Gefühl, ähnlich dem einer ersten Meerfahrt, wenn der Anker gelichtet und auf schwankendem Schiffe der Zusammenhalt mit der festen Mutter Erde aufgehoben ist. Ich entsinne mich noch, wie Kriegk und Creizenach zum Schutz vor etwa anhebendem Unbehagen bei dem noch ungewohnten Element der freien, öffentlichen Rede den Rat gaben, um den Hunderten von Blicken der Zuhörer zu entgehen, unverwandt das Auge auf eine der Kaisergestalten an der Wand gerichtet zu halten, als ob das fest dem Gedächtnis eingeprägte Wort nur für ihn bestimmt wäre. Ich folgte dem wohlgemeinten Rat und freute mich, daß ich durch die Stellung des Rednerpultes dem Gegner der Reformation, Karl V., den Rücken zuwenden und die Rede an die beiden hochgesinnten und hochgemuten Hohenstaufen Konrad III. und Friedrich Barbarossa auf der gegenüber liegenden Seite richten konnte. Wenn die beiden heldenhaften Kaiser dort an der Wand Ohren zum Hören gehabt hätten, würde ihnen die Rede des Sekundaners mehr zugesagt haben wie die des Primaners; denn jene hätte ihnen von Bekanntem erzählt, diese wäre ihnen unverständlich geblieben. Was sie mir von ihrem Standort zuriefen ließ sich freilich der Gymnasiast zur Beherzigung gern gesagt sein und nicht

Digitized by Google

ad futuram oblivionem, zu zukünftigem Vergessen.[1]) Zwischen den einzelnen Reden wurden in der Regel die Namen der Versetzten aufgerufen und mußten sich die Stufenkletterer vor dem Ratstisch aufpflanzen. Sie taten es ohne ein Muß mit strahlendem Gesicht. Und nun gar erst die Glücklichen der Klasse, denen für „Fleiß und Betragen" ein Preis zuerkannt worden war. Der Auserwählte hatte vor aller Augen aus der Reihe seiner Kameraden zum Tisch des Rektors heranzutreten, der ihm aus den vor ihm aufgestapelten Büchern den Preis aushändigte. Den hatte der kleine Sieger im Wettkampf unter möglichst zierlicher Verbeugung — das kam den verlegenen und auch ungehobelten Burschen oft gar sauer an — den Vätern der Stadt am anderen Tische zur Prüfung zu übergeben, mit welcher geistigen Nahrung ihr Nachwuchs von der alma mater der Schule bei solchem Festmahl gespeiset werde. Die Auswahl der Speisen war oft eine recht dürftige, ungeschickte. Im Laufe der Schuljahre und ihren 18 Versetzungsfeierlichkeiten sind mir wohl reichlich ein Dutzend solcher Preise zugefallen; aber trotz der frühen Vorliebe am Eigenbesitz von Büchern hat sich doch nur ein einziges in der großen Sammlung bis zur Stunde erhalten. Den Schluß der Feierlichkeit bildete nach der meist lateinisch gehaltenen Abschiedsrede eines Primaners die ernste und auch wohlwollende Ansprache des Rektors an die etwa 8—10 zur Hochschule entlassenen Gymnasiasten; bei unserem Abgang die letzte, die Rektor Vömel hielt. Er war bereits um Enthebung von seinem ihm zuletzt nicht leicht gewordenen Posten eingekommen.

Nun ein „freier Bursche!" Ein unbeschreiblicher Zauber ruht doch auf dem Übergang zur Hochschule. Vieler Herren Länder habe ich gesehen und auch ihr Schulwesen kennen zu lernen gesucht; aber ich muß sagen, daß dieser holde Zauber in keinem Lande so tief, so wohlig und auch nachhaltig empfunden wird als

1) Konrads III. Wahlspruch lautet auf der Tafel: Pauca cum aliis, multa tecum loquere (sprich wenig mit anderen, viel mit dir); der des Rotbarts: praestat uni probo quam mille improbis placere (besser ist, einem Rechtschaffenen zu gefallen als tausend Schlechten).

Digitized by Google

in unserem deutschen Vaterland mit seiner von den Vätern als kostbares Erbe überkommenen, von den Söhnen nicht ernst und treu genug wie eine liebe Braut zu wahrenden akademischen Freiheit, die anzutasten oder gar zu vergewaltigen niemand wagen darf; der würdig sich zu erweisen unserer ideal gerichteten deutschen Studentenwelt edles Bestreben zu sein hat und wohl auch ist.

In der zunächst nun anhebenden Zwischenzeit geraten wir in einen etwas unbehaglichen Zwischenzustand wie zwischen zwei Stühlen eingeklemmt und ohne festen Sitzplatz. Aus dem Gymnasium entlassen, hat uns die Hochschule noch nicht unter ihre Bürger aufgenommen. Wir sind nicht Pferd und auch nicht Esel; wir sind nur mulus, Maulesel. Der neue, etwas spöttische Rufname grämt uns nicht allzusehr; er haftet nicht lange an uns. In heller Freude eilen die Gedanken vorwärts in die so bald anbrechende herrliche Studentenzeit; im voraus sonnen sie sich hoffnungsselig in all dem Glück, das sie aus ihrem Füllhorn über uns freie Burschen unfehlbar ausgießen wird. Und dennoch zieht leise über all die sehnsuchtsvoll erwartete Zeit des Glückes ein wehmütiger Schatten: wer hat ihn nicht bemerkt? In den langen neun Jahren war uns nun doch das Gymnasium zu einer Art geistiger Heimat geworden, seine Lehrer nun doch wie ehrwürdige Hausgenossen, die sich um unser geistiges und sittliches Ergehen gesorgt und deren aufopferungsvolle Liebe wir erfahren. Es ist ein schönes Pietätsgefühl, das den deutschen Knaben an seine Lehrer knüpft. Wir haben auch in unserem Gymnasium erfahren, daß die Lehrer ein Herz zu der ihr anvertrauten Jugend haben und trotz mancher Ungeschicklichkeit eines und des anderen Professors ihnen der klassische Wahrspruch: maxima debetur puero reverentia nicht fremd und unbeachtet gewesen. Von dieser anderen, traut gewordenen geistigen Heimat waren wir losgesprochen; nicht alle Banden lösen sich leicht. So muß der Braut zu Mute sein, je näher der ersehnte Tag herankommt, der sie als frohe, freudespendende Frau an den eigenen häuslichen Herd führt. Sie ist voll seliger Lust über das zu erwartende Glück und doch wehmutvoll, aus dem Elternhaus, aus der trauten Umfriedigung einer glücklichen Kindheit zu scheiden. Um so inniger werden die

Digitized by Google

Bande der Liebe zu den zurückbleibenden Insassen des Hauses und den Genossen der Kindheit geknüpft; die Braut wertet gerecht und liebevoll, was das Elternhaus ihr gewesen, was es ihr zu dauerndem Besitz an den eigenen häuslichen Herd in treuem Gedenken mitgibt. So auch wir einstigen Gymnasiasten in der Erinnerung an eine glücklich verlebte Schulzeit.

Einen Teil der wenigen Ferienwochen verbrachte ich in der Pfalz. Vor ein paar Jahren hatte sich die Schwester Cäcilie[1]) zu meiner Freude mit einem Kandidaten der Theologie aus Hannover, Theodor Bente, verlobt. Da die Aussichten in seiner Heimat auf baldige Erlangung einer Pfarrstelle um jene Zeit ungünstige waren, ging er gern auf Mutters Vorschlag ein, ihm durch ihre Freunde die Wege zur Aufnahme unter die Kandidaten der Pfalz zu ebnen. Im September 1852 wurde ihm die Pfarrei Ingenheim bei Landau überwiesen, ein malerisch gelegener Ort unweit dem Marktflecken Klingemünster, wo ein bereits im 7. Jahrhundert errichtetes Benediktinerstift gestanden und in dessen Nähe noch die Trümmer der einstigen ausgedehnten Reichsburg Landeck sichtbar sind. Es war kein leichter Posten, der dem 29jährigen ernstgesinnten, gläubigen Hannoveraner anvertraut wurde. Seit 1841 hatte die Stelle Pfarrer Frantz inne, der an der Spitze der liberalen Pfälzer Geistlichen stehende Führer in den widerwärtigen Gesangbuchstreitigkeiten, die die Pfalz durchtobten. Zweimal bereits war er wegen Irrlehren und aufreizender Umtriebe seines Postens enthoben, 1846 und 1850, während das „tolle Jahr" 1848 ihn für kurze Zeit wieder ins Amt geführt. Nach

1) Das beigefügte, wohlgetroffene Bildchen stammt aus der Brautzeit.

Digitized by Google

längeren, verwickelten und ärgerlichen Verhandlungen mit der Kirchenbehörde ging die zeitweilige Enthebung in endgültige Versetzung des Freigeistes in den Ruhestand über. Der erst dreiundvierzigjährige Pfarrer blieb am Orte wohnen, an dem er einen Anhang hatte, und gründete eine kleine Knabenerziehungsanstalt, die er bis zu seinem Tode 1864 leitete. In diese mißlichen Verhältnisse war der Schwager versetzt; dazu noch an einen Ort, dessen Drittel der Bewohner Juden sind, ein anderer Teil Katholiken, denen zur argen Zeit der französischen Reunionen im 17. Jahrhundert völlig widerrechtlich die evangelische Kirche ausgeliefert worden war, sodaß die reformierte Gemeinde in kümmerlicher Zeit sich eine eigene, bescheidene Kirche bauen mußte.

Wenige Wochen nach Berufung in die schwierige Stelle fand die Hochzeit der Schwester kurz vor ihrem 21. Geburtstag statt. Die Freunde des Hauses sahen mit etwas Besorgnis der Ehe entgegen, ob wohl die feingebildete Städterin, dreier Sprachen mächtig, musikbegabt und an geistig angeregten und anregenden geselligen Umgang gewöhnt, sich in die Stellung einer evangelischen Pfarrfrau auf dem Lande einleben werde. Der Schwester selbst wollte es bange werden, ob sie der ihr harrenden Aufgabe gewachsen sei. Sie hat sie bewundernswert und zu ihrer eignen Befriedigung ausgerichtet. Ein Hochgenuß war mir, meine liebe Cäcilie in ihrem glücklichen Heim und als wackere Gehülfin des Mannes unter den Armen und Kranken im Dorfe schalten und walten zu sehen. Sie hat ihr gutes Teil beigetragen, daß mein wackerer Schwager den ihm gewiesenen so besonders schwierigen, auch vielen Takt fordernden Vertrauensposten tüchtig versehen hat. Bis zu seinem Ende 1868 war er ein entschiedener und dabei milder, duldsamer Vertreter der gläubigen Richtung in der pfälzischen Kirche. Kaum ein halbes Jahr in Ingenheim und schon wurde Cäcilie wie eine Mutter im Dorfe verehrt; als ich mehr wie vierzig Jahre nach ihrem Heimgang wieder einmal durch den Ort kam, war das Gedächtnis an die Lichtgestalt einer deutschen evangelischen Pfarrfrau bei den Alten im Dorf noch nicht erloschen. Der Herr hat sie rasch heimgerufen in die Ruhe seines Volkes. Wenige Monate später (Juli 1853) hauchte die unvergeßliche Schwester

Digitized by Google

ihr junges, schönes Leben aus, indem sie einem Sohne das Leben gab. Ein arger Fehler des Landarztes hatte über der Geburt den Tod heraufgeführt; er mußte das Land verlassen. Mutter hat bis zu ihrem Heimgang den Verlust der heißgeliebten Tochter, die ihre Freundin geworden, nicht mehr verschmerzt.

Der Abgang vom Gymnasium fiel mit einer Umgestaltung des häuslichen Lebens zusammen. Der Besitz des Hauses, in dem wir glückliche Jahre verbracht, war Mutter leidig geworden. Schon seit den Sommertagen 1852 waren die Wohnungen unvermietet; in den drei Stockwerken hauseten seit Cäciliens Verheiratung nur Mutter mit ihren beiden Kindern im ersten Stock, oben in einer Dachkammer das Dienstmädchen. Grade jener anbrechende Winter war ein gefährdeter für Frankfurt geworden. Eine freche Diebesbande hatte wiederholt verwegene Einbrüche ausgeführt, ohne daß die Polizei ihrer habhaft werden konnte. Drüben in Sachsenhausen hatte die Bande sogar die einsame Bewohnerin eines draußen im Felde stehenden Gartenhauses umgebracht. Dort emsig gesucht, hatte sie ihre Arbeit nach dem entgegengesetzten Stadtteil verlegt. Dicht neben unserem Hause stand ein im Sommer errichteter Rohbau, der den Winter über austrocknen sollte. Eines Nachts wache ich durch das Klirren einer Fensterscheibe auf; ich springe aus dem Bett und bemerke bei dem Mondschein, wie zwei Kerle von einem Faß, das sie unter mein im erhöhten Erdgeschoß gelegenes Zimmer gestellt, herabsprangen und über den Gartenzaun weg im anstoßenden Rohbau verschwanden. Wie klar ersichtlich hatten die Einbrecher mit einem Diamanten die Fensterscheibe durchschnitten; durch eine kleine Unvorsichtigkeit war dieselbe ins Zimmer gefallen. Die Verhältnisse im Hause waren gut von ihnen ausgekundschaftet; sie wußten, wo die einzige männliche Person nächtige und daß nach ihrer Vergewaltigung das ganze Haus ihnen offen stünde. Anderen Tages machte ich auf der Polizei Meldung des mißlungenen Überfalls und bat um die Erlaubnis, bei einem etwaigen Wiederholungsfall von einer Schießwaffe Gebrauch machen zu dürfen. Sie wurde mir von den Hütern der Ordnung mit der Bitte gewährt, nach den Beinen, aber nicht nach der Brust

Digitized by Google

der Verbrecher zu zielen, da man die gefährliche Bande lebend ergreifen wolle; außerdem versprach man, in den folgenden Nächten insgeheim Schutzmänner in den Garten und seine Umgebung zu schicken. Eine Woche verstrich ohne einen neuen Einbruchsversuch; die Wache wurde wieder eingezogen. Auch das hatten die verwegenen Kerle ausfindig gemacht. Da an dem nächsten dunklen, stürmischen Winterabend, während Mutter mit der Schwester in der Stadt war, höre ich in meinem Arbeitszimmer den grellen Aufschrei des Dienstmädchens aus der im Erdgeschoß gelegenen Küche. Ich stürze hinunter, in den Garten und hinter den beiden Kerlen her, denen es gelang in den benachbarten Gemüsefeldern im Dunkel der Nacht zu entkommen. Zwei Tage später wurden sie in der Nähe festgenommen; sie gestanden, daß sie es auf unser Haus abgesehen und einen dritten Versuch geplant, wenn sie nicht ergriffen worden wären. Man hatte Mutter geraten, das bedrohte Haus alsbald zu verlassen und in der Stadt Zuflucht zu nehmen. Ein solcher Rat ist rascher gegeben als ausgeführt. Dagegen ergriff Mutter mit Freude die sich bietende Gelegenheit, wenn auch ohne Gewinn so auch nicht mit starkem Verlust das Haus zu verkaufen. Die Zeiten waren damals ungünstige; wenige Jahre nur später ging der Besitz in andere Hände um mehr als den dreifachen Preis über. Aber Mutter war nun ungebunden und frei für ein oder anderthalb Jahre ihren Wohnort zu wählen, wo sie wollte. So fiel ihr der Entschluß nicht schwer, ihren Sohn nach Marburg zu begleiten, wo ein schöner, geistig angeregter Freundeskreis sie mit Freude erwartete.

Digitized by Google

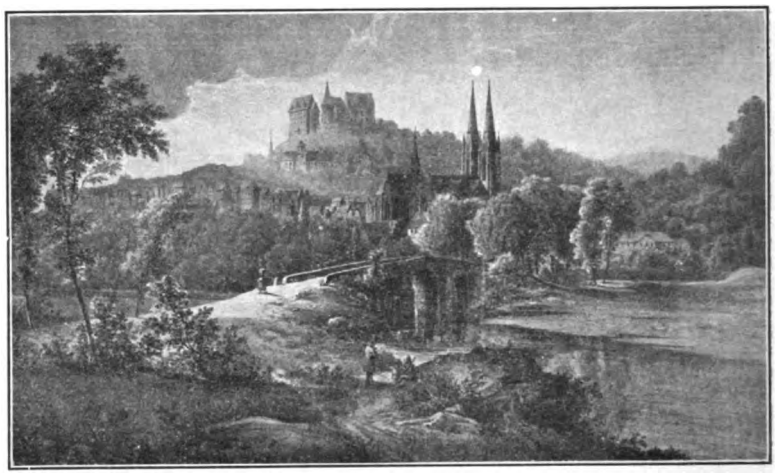
12. Auf der Hochschule in Marburg.

Der Beginn des Sommerhalbjahres war 1853 für die Hochschule auf den 18. April angesetzt, damals anderen Tages nach dem Jubilate-Sonntag. Zeitig eine Woche zuvor, das junge Herz voll Jubels über all' die Herrlichkeit, die ein deutscher Student von seiner alma mater zuversichtlich erwartet, zog ich in Marburg ein, dem anheimelnden Orte, der an jenem Tage im ersten, wunderschönen Frühlingsprangen den wohlgemuten, freien Burschen sonnverklärt grüßte. Seit jener nun entlegenen Zeit habe ich unser Vaterland kreuz und quer durchwandert, vom Fels im Süden zum Meer im Norden, von unserem deutschen Rhein bis zur fernen Weichsel an der Ostmark des Reiches ist mir kaum ein um seiner Schönheit willen gepriesenes Städtchen unbekannt geblieben: es mögen wohl wenige Landschaftsbilder in der Heimat angetroffen werden, die Marburg an malerischer Lage in waldesfrischer, hügelreicher Umgebung übertreffen. Und der Ort selbst, als ob er sich ein paar Jahrhunderte hindurch vor einer alles umgestaltenden Zeit unbehelligt zurückzuziehen verstanden, so hat er in seinen altertümlichen, steil den Berg ansteigenden Straßen und Gassen, in seinen dicht zusammengedrängten, hochragenden, schiefergedeckten, stellenweise windschiefen Häusern, in so manchem ehrwürdigem, eigenartigem und auch schönem Bau beredte Zeugen einer lange schon entschwundenen Zeit wie mit echter Chattentreue uns bewahret, die dem Steinsprachekundigen von Höhepunkten unserer deutschen Geschichte fesselnde Mär zu erzählen wissen. Vor einem halben Jahrhundert eindringlicher, anschau-

Digitized by Google

licher noch als den Söhnen des heutigen Geschlechtes, das bei starker Zuwanderung in den engen Gassen nicht mehr Raum findet und unten am Fuße des Berges im breiten Lahntal einen neuen Stadtteil mit nichtssagenden, kerzengeraden Straßenzeilen und modernen Mietkasernen sich aufgebaut hat, der so gar nicht zu dem schönen stimmungsvollen Bilde des alten, traulichen Städtchens und seiner inhaltreichen Geschichte paßt.

Anders langte der angehende Student in Marburg an als wenige Jahre zuvor der Gymnasiast (S. 285). In der Zwischenzeit



war die Eisenbahn von Frankfurt nach Marburg und Kassel fertig gestellt und dem Betrieb übergeben worden. Der stillen, abgelegenen Musenstadt — das bekam man noch vielfach zu hören — war der moderne Eindringling nicht recht genehm. In weitem Bogen und gemessener Entfernung mußte der eiserne Schienenweg an dem Städtchen vorüberziehen; von der Haltestelle aus hatte man noch ein gut Stück auf staubiger Landstraße, längs Wiesen und Ackerfeldern und über eine Jahrhunderte alte, schwerfällige Steinbrücke nach dem nächstgelegenen Stadttor zu gehen. Wer die neuangelegte breite und auch prächtige Straßenzeile kennt, in der Marburg Anschluß an die völkerverbindende Bahn gesucht und gefunden, wird kaum auf dem beigefügten Bildchen aus der

Digitized by Google

Studentenzeit mit dem ursprünglichen Zugangsweg zur Stadt sich zurecht finden. Und doch bietet die anmutige Zeichnung, was auch heute nicht nur dem geschichts- und kunstsinnigen Musensohn Marburg so überaus teuer und wert macht. Oben auf dem baumbestandenen, weithin die Umgebung überragenden Schloßberg die malerische Burg, die ein Graf Otto von Boineburg zu einer für das heute so herrliche Landschaftsbild unholden Zeit im elften Jahrhundert sich hatte erbauen lassen und nach dem im benachbarten Taleinschnitt sich hinwindenden Bächlein die Marburg nannte. Unten am Fuß der Bergkuppe, wo in vorgeschichtlichen Tagen ein ausgedehnter See das gegenwärtige Lahntal ausfüllte, machte undurchdringlicher, wegeloser Sumpfwald, auf dessen verwestes Erlenholz man noch immer bei Tiefgrabungen stoßen kann, jede Ansiedelung unmöglich; darum mußten die Burg- und Lehnsmänner des Grafen längs dem Berg nach der Südseite zu sich Weg und Raum für ihre Heimsitze dem Hügel mühsam abgewinnen. So zieht sich die Hauptstraße des Städtchens wie ein schmuckes, lebensvolles Band von der der Bergkuppe abgerungenen Plattform der lutherischen Kirche — ein prächtiger Luginsland — bis hinab, wo in der Niederung des Flüßchens die Mühle stand und frühe schon Klosterniederlassungen mit Kirche und Kapellen, auch für die sich mehrenden im Burgfried des Grafen hausenden kleinen Leute, angetroffen wurden. Ein paar Jahrhunderte zogen an der hochgelegenen Ritterburg vorüber, ohne daß viel von dem Leben und Treiben der mächtigen Schloßherrn verlautete. Wir vernehmen nur, daß Marburg bereits nach wenigen Jahrzehnten durch Heirat in thüringischen Besitz und bei dem Erlöschen des Hauses nach mehr wie einem Jahrhundert an die Landgrafen von Hessen kam. Ein denkwürdiges, manchem heute noch schmerzliches Blatt hat die Reformation in die Burgmauern eingetragen, damals als der edle Landgraf Philipp der Großmütige die beiden Reformatoren Deutschlands und der Schweiz mit ihren hervorragendsten Mannen zu einem Religionsgespräch auf sein Schloß in Marburg entbot (1529). Man zeigte uns Studenten der Theologie den Saal, in welchem Luther den Schweizern das arge, folgenschwere Wort zurief: „ihr habt einen anderen Geist

Digitized by Google

denn wir," auch den Tisch, auf den der zornesmutige, eigensinnige Deutsche das Wort geschrieben haben soll „das ist mein Leib." Der angebliche Kreidestrich ist längst verschwunden, aber unaustilgbar ist in das Gewissen unserer evangelischen Kirche die unversöhnliche Tat eingebrannt.

Gerade dreihundert Jahre früher hat die Kirche ein anderes Blatt in die Geschichtsrollen Marburgs eingetragen, lieblicher und ansprechender zu lesen als das aus den Tagen der Reformation. Seinen Inhalt kann und will unser Volk nicht vergessen; noch immer lauscht frommes, deutsches Gemüt mit Lust der Kunde von der heiligen Elisabeth, der Königstochter aus Ungarn, der jugendlichen Gemahlin des Thüringer Landgrafen Ludwig. Mit zwanzig Jahren schon Witwe ist die edle Frau von der Wartburg in Eisenach hinabgestiegen und hat sich, ihrem eigenen Willen und der Welt völlig entsagend, in die Waldeinsamkeit von Marburg zurückgezogen (1229). Sie wollte nicht oben in der Burg auf dem Schloßberg ihren Witwensitz einnehmen. Unten am Fuße des Hügels, wo die Marbach in die Lahn mündet, da hat sie, wie ihr großer Zeitgenosse Franziskus von Assisi von glühender Gottesminne ergriffen, eine Lichtgestalt in der Schar der mittelalterlichen Frommen, freilich auch mit dem uns Evangelischen befremdlichen, fast unverständlichen Gepräge, ein Hospital für Arme und Kranke gebaut und darin wie ein auserwähltes Kind unseres barmherzigen Vaters im Himmel gewaltet. Im aufreibenden Dienste, Traurige fröhlich, Hungrige satt zu machen, dazu unter den unbarmherzigen Kasteiungen ihres Beichtvaters, des berüchtigten Ketzermeisters Konrad von Marburg, ist ihr gottseliges Leben rasch zu Ende gegangen (1231). Schon vier Jahre nach ihrem Heimgang wurde die fromme und getreue Magd des Herrn, die im Leben bereits den Elenden, Preßhaften, Hungernden im Lande als eine Heilige galt, vom Papste unter die Heiligen seiner römischen Kirche versetzt. Die aus der Welt in das damals weltverborgene Marburg sich zurückgezogen, machte mit ihrem Scheiden den stillen, unbekannten Ort weltweit bekannt und berühmt. Ungezählte Pilgerscharen strömten aus allen Landen herbei, an ihrem Grabe zu beten.

Digitized by Google

Auch die Kunst säumte nicht, der Heiligen zu huldigen. Sie hat es in einer so vollendeten Weise getan, daß heute noch von allwärts Kunstverständige nach Marburg wallfahrten, den allein übergebliebenen Zeugen aus den Tagen der Elisabeth zu schauen und der wunderbaren, ergreifenden Rede seiner Steine zu lauschen. Noch im Jahre der Heiligsprechung wurde der Grundstein der Kirche über dem Grabe der heiligen Elisabeth gelegt. Bereits 1283 war der Außenbau fertig, eine für jene Tage unverhältnismäßig kurze Zeit, die wesentlich dazu beigetragen, der Kirche einheitliches Gepräge wie aus einem Guß zu geben, ein Meisterwerk altdeutscher Baukunst und zwar frühgotischen Stiles, der wie kaum ein anderer deutschem Wesen, deutscher Frömmigkeit entspricht und hier einen vollendet schönen, einzigartig reinen Ausdruck gefunden. An Größe und Pracht, an Reichtum und Mannigfaltigkeit schier unerschöpflicher Verzierungskunst wird unstreitig die Elisabethkirche von gar manchem Dom in Deutschland übertroffen; sie kann nicht — wer liebevoll in den Bau sich versenkt, sagt sich bald: sie will auch nicht — mit unseren Bauwerken in Straßburg und Köln, in Ulm und Freiburg sich messen. In keinem Zug des stimmungsvollen Baues ist auch nur leise ein Streben spürbar, höher hinaus zu wollen, als der Meister ihm den streng eingehaltenen, tief durchdachten Umriß vorgezeichnet. Auch neben den prächtigeren Bauten steht die Kirche dort an der Lahn als eine kostbare, wertgehaltene Perle da, einfach, schlicht in der Erscheinung und dabei in hoheitsvoller Schöne, in allen Teilen strenges Maß einhaltend, ein Psalm in Steinen, wohltönend wie eine „wundersame, gewaltige Melodie". Fast herbe vermeidet die Elisabethkirche jede äußere Zier, jeden Schmuck und doch hat der Baumeister und seine Werkleute die toten Steine zu beseelen verstanden, daß sie, einer zum anderen gefügt, durch die Jahrhunderte nun schon in ihrer äußeren ernsten und würdevollen Erscheinung treu und fest Totenwacht halten über der geweiheten Grabstätte der Heiligen, die allem irdischen Tand und Schmuck, ja der ganzen Welt entsagte und in seliger Gottesminne nur ihrem Herrn an den Geringsten und Elendesten unter seinen Brüdern dienen und leben wollte. In das Innere der herrlichen Kirche konnten wir damals

Digitized by Google

nicht gelangen. Vor sechs Jahren (1847) war über dem nahgelegenen Dorf Marbach ein gewaltiger Wolkenbruch niedergegangen. Der hochangeschwollene Ketzerbach, der in seinem Namen an den ersten Ketzermeister und Peiniger der heiligen Elisabeth gemahnt, hatte seine schlammigen Wasser in die Kirche ergossen und arge Verwüstung im Innern angerichtet. Mit der Ausbesserung des angerichteten Schadens betraut, wollte der kunstsinnige Meister Lang in seiner gründlichen und umfassenden Wiederherstellung von neugierigen Besuchern völlig unbehelligt bleiben.

Wie wird doch bald im trauten Marburg heimisch, wem Gott für Natur und Kunst und Geschichte das Auge aufgetan und empfänglichen verständnisvollen Sinn für die drei hehren Mächte verliehen! Das wohlige Heimgefühl hat die kurze Studienzeit überdauert und ist jugendfrisch und rege während eines halben Jahrhunderts bis an die Schwelle des Greisenalters geblieben. Mit unwiderstehlichem Nötigen zieht es mich noch immer in jedem Jahre, in den Straßen Marburgs oben am Schlosse, unten an der Elisabethkirche und in der reizvollen Umgebung auf den alten, oft betretenen Wegen allein zu lustwandeln, nur im holden Geleite unvergeßlicher Jugenderinnerungen.

Noch ehe die Hochschule — sie hatte es nicht eilig; er entging ihr doch nicht — den frisch eingetroffenen Studenten in ihre Bürgerrollen als civis academicus aufgenommen, hub schon mit gar lockenden Worten das Werben zum Einspringen als Fuchs in eine der vier vorhandenen Verbindungen an. Vergebliche Liebesmühe! Ich war nach Marburg mit dem festen Entschluß gekommen, meine Freiheit mir nicht durch den leidigen Zwang einer Verbindung schmälern zu lassen und auch in der Wahl von Freunden und Studiengenossen eigene, selbständige Wege zu gehen. Kneipenleben war mir von Haus aus zuwider; heute in den Tagen von Lombroso würde man den Widerwillen als erbliche Belastung bezeichnen, und so ihn entschuldigen oder auch brandmarken. Ich entsinne mich noch aus frühester Kindheit eines Wortes von Vater an Mutter: „Du weißt, wie ich an unserem Jungen hänge und doch würde ich Gott bitten, ihn lieber

Digitized by Google

heute mir wieder zu nehmen, als ihn im spätern Leben auch nur ein einziges Mal betrunken zu sehen." Eines solchen Ausspruches zur bleibenden väterlichen Warnung hätte es nicht bedurft. Von der uralten deutschen Neigung des Trinkens nur um des Trinkens willen habe ich bei aller Freude auch an heiterem Lebensgenuß zeitlebens nichts verspürt; so bin ich bis zur Stunde nach dem bekannten Studentenlied kein braver Mann, weil niemals einen Rausch gehabt. Noch eine andere erbliche Belastung habe ich durchs Leben geschleppt. Wie der Vater besitzt auch sein Sohn einen natürlichen Abscheu (horror naturalis), einen Glimmstengel „giftstinkenden Schmauchkrautes", wie Ernst Mahner (S. 192) den Tabak bezeichnete, in den Mund zu stecken. Nicht einmal ein Versuch wurde je gemacht, den Abscheu zu überwinden und mit solch qualmendem Ding im Gesicht in unmündigen Jahren den Mann auszuspielen und als Mann noch unter das Kind zu sinken, dessen Lutscher wenigstens Nahrungswert von Milch und Zucker enthält, während der Tabak nur nervenreizend wirkt und damit der modernen Seuche der Nervenverstimmung, der Nervenschwäche bedenklichen Vorschub leistet. Und nun sollte ich in einer bierdunstigen, tabakverpesteten Kneipe an festgeordneten Abenden wie in einem Kolleg bis tief in die Nacht hinein sitzen, auf Befehl und um die Wette trinken und „mit rauchenden Wölfen heulen." Nie und nimmer!

Auch wider eine leiseste Nötigung lehnte sich frühe ausgeprägter Freiheitssinn auf. Ebenso wider die lästige Schranke, nun gerade nur mit denen, die in die gleiche Verbindung „eingesprungen", in ein innigeres, brüderliches Verhältnis zu treten und damit in der freien Wahl von wahlverwandten Genossen gehemmt zu sein. Die einzelnen Verbindungen schließen sich gegen einander ab, zum Teil feindselig, meist daß sie einen näheren Verkehr unter einander meiden, nicht gerne sehen. Dafür sieht sich der einzelne Verbindungsbruder preisgegeben und auf Freundschaft angewiesen mit den zufällig zusammengewürfelten Kameraden in der gleichen Verbindung, die in ihrem Streben vielleicht garnicht zu ihm passen. Mit eignen Augen frank und frei wollte ich ins Leben und auch auf meine Studienwege sehen, nicht durch die mehr

Digitized by Google

oder minder gefärbte und getrübte Brille einer Verbindung; ebensowenig hatte ich Lust, mich dem geistlosen Müßiggang so manches unselbständigen Burschen und seiner anödenden Langeweile auszusetzen. Mir stand edle Freundschaft so hoch im Werte, daß ich mir meine Kameraden selber wählen, sie mir nicht durch die Werbekunst der Verbindung aufnötigen lassen wollte. Ich habe sie gefunden, wackere Studiengenossen, die nach dem gleichen hochgesteckten Ziele strebten und einer dem anderen Förderung auf dem gemeinsamen Studienwege geboten; wir sind uns zum Teil, wenn auch die Lebensreise später auseinander ging, treue Kameraden geblieben bis zur Stunde oder bis der Tod das äußere Band der Zusammengehörigkeit löste.

Den Gewinn und Segen verkenne ich nicht, den tüchtige Studentenverbindungen — und wir haben solche auf unseren deutschen Hochschulen — manch einem zu bieten imstande sind, zumal noch ungefestigten, in ihrem Wesen noch halbwüchsigen Jünglingen, die eben aus der Bemutterung des Elternhauses und der Schule entlassen und als freigesprochene Burschen auf sich selbst angewiesen, gar sehr des Haltes und Anschlusses an eine geordnete Genossenschaft bedürfen, in deren frischen, frohen Mitte das unselbständige, nachgiebige Wesen dauerndes, unter günstigen Umständen auch gutes Gepräge erhält. Die mir von frühauf zugewiesene ernste Lebensführung hatte in jungen Jahren schon dem Gemüte und auch Willen festeres Gepräge verliehen. Auf eigenen, meist von den Schulkameraden abgesonderten und einsamen Wegen, im engen Anschluß an das Leben daheim und im zeitig liebgewonnenen Verkehr mit den Büchern hatte der Gymnasiast Grundsätze gewonnen, die die Hochschule nicht mehr zu geben hatte, auch nicht mehr zu nehmen vermochte; die alma mater konnte sie nur noch läutern, festigen, zu bleibendem Besitze ausreifen lassen. Dazu der Vorteil, daß der junge Student an der Hochschule sein liebgewordenes Heim im Zusammenhang mit Mutter und Schwester vorfand. Mutter hatte durch Freunde den ersten Stock des Lederer'schen Hauses in der Reitgasse mieten lassen; wir traten alsbald in einen regen und auch geistig angeregten Verkehr mit befreundeten Professoren- und Beamtenfamilien,

Digitized by Google

sodaß der junge Student nicht verwaist unter fremden Leuten dastand. Es währte nicht lange, so wurde das eigene Heim von Studenten auch aus verschiedenen Verbindungen, die geselligen Familienanschluß begehrten, gern aufgesucht; Mutter und Schwester verstanden es gar wohl, den Freunden des Sohnes den Verkehr im Hause in wohltuender Weise begehrenswert zu machen. Unter den Wingolfiten zumal und auch unter den Germanen, eine jetzt eingegangene Verbindung, die ebenfalls das törichte und freve Duell verwarf, hatte ich bald einen zusagenden Kreis von Freunden gewonnen, hatte auch ein paar Mal an ihren Kommersen teilgenommen, sodaß ich freier, ungebundener Bursche doch nicht von dem fröhlichen, heilsamen Verkehr mit lebensfrischen Studiengenossen ausgeschlossen war und die unvergleichlich herrliche Studentenzeit in vollen Zügen genoß.

Am 20. April 1853 fand in der düstern, ärmlichen Kanzleistube des alten, vertrockneten Quästors mit der behördlich-steifen Bezeichnung eines „Universitäts-Verwandten" und der weiteren ebenso geschmacklosen des „Logis-Kommissarius" die Aufnahme unter die Bürger der Hochschule in formloser Weise statt, unter gleichzeitiger Aushändigung der „Gesetze für die Studierenden der Universität Marburg", deren 51 Abschnitte aus dem Jahre 1819 mit einer Reihe späterer Zusätze wohl kein Student gelesen hat.

Digitized by Google

Eine gemeinsame feierliche Aufnahme etwa durch den Prorektor und in Gegenwart der „Universitäts-Deputation“ war auch deshalb unmöglich, weil die Hochschule weder ein eignes Gebäude noch einen großen Versammlungssaal besaß. Beides erhielt sie und zwar in prächtiger, stilgemäßer Weise erst zwölf Jahre später durch den Landesherrn aus dem Hohenzollernhause. Der 1866 „alle gewordene“ Kurfürst wies für solche in seinen Augen unnütze Bauten kein Geld an; das konnte er viel besser für reiche Ausstattung seiner vielen unebenbürtigen Kinder verwenden. Von den Professoren habe ich damals schmerzliche Klagen über die schnöde Vernachlässigung der Hochschule seitens ihres kurfürstlichen Rektors vernommen; wir Studenten sorgten uns nicht viel darum und kehrten mit der unser akademisches Bürgerrecht bezeugenden Urkunde (Matrikel) stolz heim. Die etwas von der Gründung der Hochschule wußten, vielleicht auch mit dem freudigen Bewußtsein, nun gerade in Marburg das akademische Bürgerrecht erhalten zu haben. War doch unsere alma mater die erste und älteste evangelische Hochschule, durch welche die Reformation ihre hohe Aufgabe innigen Verbandes zwischen Kirche und Schule bekundete, das zielstrebige Bemühen, die Schule auch bis in ihre oberste Ausgestaltung mit dem Geist des Evangeliums zu durchdringen und dadurch freie Männer zu erziehen, die all ihr Wissen und Können in den Dienst des Evangeliums und des christlichen Staates stellen.

Bereits 1527 führte Landgraf Philipp den das Jahr zuvor auf der denkwürdigen Synode zu Homberg kundgetanen Entschluß aus, nun, „wo die Herrlichkeit des Evangeliums wieder leuchte“, in Marburg ein studium universale zu errichten, für die noch ungespaltene evangelische Landeskirche und für das noch nicht auseinandergerissene Hessen eine in kirchlicher und in politischer Hinsicht gemeinschaftliche Hochschule, „damit es an rechten Verkündigern und Haushaltern der heiligen Schrift, des bürgerlichen Rechtes, der Heilkunde, der freien Künste und Wissenschaften niemals im Lande fehle.“ Die großherzige Stiftung ist in den Wirren des unseligen dreißigjährigen Krieges und was ihm in Kirche und Staat Anlaß und Zündstoff geboten, unter-

Digitized by Google

gegangen. Da war es der hochgemute Landgraf Wilhelm VI., der unvergleichlichen verwitweten Landgräfin Amalie ebenbürtiger frommer Sohn und Geisteserbe, des Großen Kurfürsten in Brandenburg gleichgesinnter Zeit- und auch Glaubensgenosse, der drei Jahre nach dem Heimgang seiner Mutter, was sie selber noch gern getan, dem arg verwüsteten Lande allem zuvor die eingegangene Hochschule 1653[1]) wieder aufrichtete. Sie kam auf andren Boden wie die frühere zu stehen. In dem nun gespaltenen Hessenland hatte Landgraf Georg von Darmstadt die neugegründete Universität in Gießen zu einer Hoch- und Wartburg der lutherischen Kirche gemacht. So lag für den Sohn der entschlafenen Landgräfin Amalie, von der ein Zeitgenosse meldet, daß sie calvinissima gewesen, non minus a Papistis quam a Lutheranis abhorrens, nahe, als Gegenstück die wieder ins Leben gerufene Marburger Universität zu einer Hoch- und Wartburg der reformierten Kirche auszugestalten. Eine noch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch währende Blütezeit der auf neuer Grundlage wieder aufgerichteten Marburger Hochschule hub an. Zumal die theologische Fakultät erfreute sich eines guten Rufes weithin; sie zählte unter den Zuhörern oft mehr Ausländer (aus der Schweiz, Holland, Frankreich, Ungarn, Polen) als Landeskinder.

Zu meiner Studienzeit war die Blüte lange schon vorüber. Nur 226 junge Leute besuchten die Hochschule, unter ihnen außer mir 26 „Ausländer." Als solcher wurde auf der Landesuniversität angesehen und bezeichnet, wessen Heimatsort jenseits der kurhessischen rot-weißen Schlagbäumen lag. Auch die theologische Fakultät stand, was die Zahl der Zuhörer betrifft, nicht mehr an der Spitze; um ein weniges war sie von der medizinischen überflügelt. Als ich 1854 Marburg verließ, wurden nur 61 Studenten der Theologie gezählt, unter ihnen mit mir ganze sechs

1) Trügt mich meine Erinnerung nicht, so wurde in meinem ersten Studienjahr des zweihundertsten Geburtstages der alma mater in keiner öffentlichen Weise festlich gedacht. Welch ein Unterschied mit unsren „festetrunkenen" Tagen! Er tritt mir grade heute lebhaft vor die Seele, da mein Wohnort Charlottenburg den Tag zweihundertjährigen Bestandes in einem Überschwang von Festen und Festreden begeht.

Digitized by Google

„Ausländer." Den wenigen Studenten waren (einschließlich von 14 Privatdozenten) 54 Professoren bereit, ihre Wissensschätze mitzuteilen, auf je vier Studenten demnach ein Professor; ein embarras de richesse und doch kein genügend wertvoller Reichtum, um Scharen wißbegieriger junger Leute auch von jenseits der enggezogenen Landesgrenze nach dem schön gelegenen Erdenfleck zu ziehen. Die Professoren sind ja in erster Linie die auserwählten geistigen Mächte, eine Hochschule zu bevölkern. Unter dem halben Hundert von Professoren ein gut Teil in dem alten, von den Vätern überkommenen Wissensschatz und auch im lieben, alten Marburg eingerostet, schon seit langen Jahren zum eisernen Bestand und den unbeweglichen Gütern zählend, die niemand mehr Marburg abnehmen wollte. Auch nicht ein paar absonderliche Käuze, in ihrer Studierstube weltfremd gewordene und im engen, beschränkten Kreis alltäglicher Lebensgewohnheiten eingekapselte Originale — „im engen Kreis verengert sich der Sinn; es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken": so würde der heutige Reichskanzler unserem Schiller nachsprechen —, wie sie in vergangenen Zeiten häufiger noch als heutzutage an den deutschen Stapelorten der Gelehrsamkeit angetroffen wurden und in ihrer harmlosen Erscheinung die ebenso harmlose Spottrede einer lebensfrischen Jugend herausforderten. Das focht die gutmütigen Leutchen nicht an, drang kaum bis zu ihnen durch, störte sie jedenfalls nicht in ihren kleinen Kreisen. Über dem Schreiben tauchen sie in der Erinnerung auf, locken und reizen von ihnen zu erzählen; aber lassen wir lieber die der Vergessenheit längst anheim gefallenen Leute unbehelligt in ihrer Grabesruhe!

Professoren und Studenten, selbst mit Einschluß der etwas abseits stehenden, nicht als gleichwertig geachteten Lehrer und Schüler des Gymnasiums, machten nur einen Bruchteil der Bevölkerung aus, bildeten aber trotzdem, weil sie nicht gezählt, sondern gewogen sein wollten, den ausschlaggebenden Mittelpunkt, um den sich das Leben und Treiben der Bevölkerung bewegte. Sie galten als die tonangebenden Herren, auch die Brotherren der Stadt. Die kleinen Bürger und Handwerker, wenn sie nicht gerade der blühenden Töpferei angehörten, hatten von ihnen den

Digitized by Google

größeren Teil ihrer Nahrung, so gering und bescheiden auch der Wechsel der meisten Studenten und auch das Einkommen der Professoren war. Ich entsinne mich, daß als reichster Student ein Schenck von Schweinsberg galt, von dem die Mär umlief, daß er 500, ja 600 Taler im Jahr zu verzehren habe. Im Übermut habe ihn einmal das Gelüste angewandelt, seinen Korpsbrüdern Schaumwein vorzusetzen; aber im ganzen Städtchen sei keine Flasche des welschen Trankes aufzutreiben gewesen. Man habe eilig aus Gießen oder wohl gar aus Frankfurt ein paar Flaschen müssen kommen lassen.

Als akademischer Bürger und mit dem Belegschein, für die auserwählten Vorlesungen den Betrag dem Quästor eingehändigt zu haben,[1]) war man zur Teilnahme an den Vorlesungen berechtigt. Die einzelnen Professoren hatten zuzusehen, wie sie zu einem Hörsaal gelangten. Oft waren freilich der Zuhörer so wenige, daß auch ein bescheidener Wohnraum dafür ausreichte. Unter den Professoren der Theologie verfügte Henke in seiner an die Universitätsbücherei anstoßenden Wohnung — irre ich nicht, eine unentgeltliche für ihn als ersten Bibliothekaren — über ein geräumiges und auch stilles Zimmer im Erdgeschoß, das von früh bis spät von Kollegen mitbenutzt wurde. Den Studenten war es zumal in heißen Sommertagen ein mißliches Ding, während des akademischen Viertels von einer Vorlesung in die andere eines entlegen wohnenden Professors zu eilen, der sich nicht beklagen durfte, wenn aus den fünfzehn Minuten zwanzig wurden und

1) Wohl in keiner anderen Fakultät waren der zahlenden Zuhörer so wenige als in der theologischen, so daß von einer nennenswerten Nebeneinnahme aus Vorlesungen kaum die Rede war. Die Mehrzahl der Hörer waren Landeskinder im Genuß von Freitisch und auch Befreiung der Kollegiengelder; andere mußten um Stundung bitten; aber wer brachte es dann über sich, von den karg besoldeten Landgeistlichen den gestundeten Betrag einzutreiben? Professor Henke's Vorlesungen über Kirchengeschichte waren die besuchtesten; am Ende eines Semesters erzählte er mir scherzend, daß von den 25 Zuhörern außer mir nur sechs den Betrag entrichtet. Er fügte hinzu, daß diese sieben die regelmäßigsten und eifrigsten Zuhörer gewesen. Galt auch da der alte, vielfach bewährte Spruch, daß, was nichts kostet, meist nicht besonders gewertet wird?

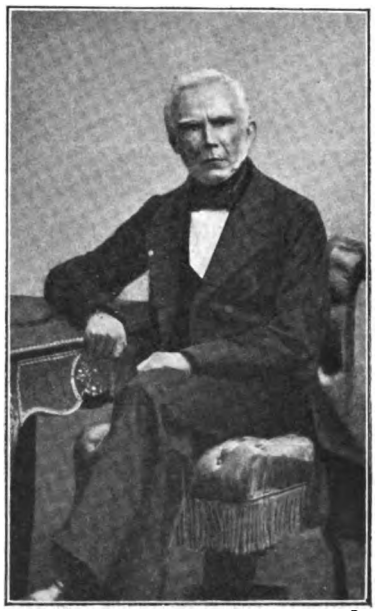
Digitized by Google

manchmal die Mehrzahl der Zuhörer nach Beginn der Vorlesung nicht gerade geräuschlos einbrach. Mit Vorlesungen habe ich mich von Anfang an und während der ganzen Studienzeit nicht allzu sehr belastet; während der sechs Halbjahre kaum so viele belegt und dann auch mit einer Ausnahme gewissenhaft gehört, als andere während eines Jahres.[1]) In Frankfurt bestand nicht der lästige Brauch, der Anmeldung zur Prüfung ein Verzeichnis der gehörten (oder auch vielleicht „geschwänzten") Vorlesungen beizufügen. So war ich frei und ungebunden, selbständig zu Hause den Studien obzuliegen; mit reicherem Gewinn als ihn die oft recht mangelhaften Vorlesungen bieten. Noch stehen die sauber gebundenen Nachschriften der wenigen Vorlesungen in der Bücherei; sie sind niemals, selbst nicht vor den theologischen Prüfungen, auch nur flüchtig wieder angesehen worden! Keinem Studenten — so meine ich — ist geistloses Arbeiten, das bezeichnende „Büffeln und Einpaucken" des für die unvermeidlichen Prüfungen geforderten Wissenschatzes, so unheilvoll und auch entsittlichend als dem Theologen, der ein ausgedehntes, tiefgreifendes Wissen in oft langen und schweren Kämpfen und Anfechtungen dem Herzen angeeignet haben muß, will er in seinem köstlichen Amte dermaleinst tüchtig und beredt erfunden werden, auch „allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in uns zu sein hat."

1) Die aufbewahrten Belegscheine der drei Hochschulen weisen nach, daß ich während der sechs Halbjahre elf theologische und drei philosophische Vorlesungen gehört, dazu an vier theologischen und einer philosophischen „Sozietät" teil genommen. Die eine Ausnahme des Drangebens einer belegten Vorlesung bezieht sich auf die Symbolik von Professor Twesten. Nach dreimaligem Versuche war es mir nicht möglich, den langweiligen Vortrag eines Professors weiter zu hören, dessen zweibändiger, leider unvollendet gebliebenen Dogmatik ich viel verdanke. Und trotz dieser argen Versäumnis finde ich auf dem Anmeldebogen von dem gutherzigen Professor mit seiner kleinen zierlichen Schrift eingetragen: „mit rühmlichem Fleiße besucht." Nun ja; diese Zeugnisse sind gleichwertig den zum Glück nicht in unserer Muttersprache kundgetanenen Lobeserhebungen, mit welchen die Verleihung der Würde eines Doktors der Theologie — wie soll ich mich ausdrücken? — urbi et orbi „gerechtfertigt" zu werden pflegt.

Digitized by Google

Anerkannt der bedeutendste und fesselndste Marburger Theologe war Professor Ernst Henke[1]), eine schöne, männliche Erscheinung mit geistvollen, lebhaft bewegten Zügen, die rasch und getreulich widerspiegelten, was die allzeit rege und vielseitig angeregte Seele beschäftigte; damals in der Vollkraft der Mannesjahre (geb. 1804). Seine gepriesenste Vorlesung war die über drei Halbjahre sich erstreckende Kirchengeschichte; mir zur besonderen Freude, dem die Geschichte bereits auf der Schule Lieblingsfach geworden und der nun von so anerkannt tüchtiger Hand in die der christlichen Kirche eingeführt werden sollte. In jenem ersten Sommerhalbjahr war der dritte Teil, die neuere Kirchengeschichte, an der Reihe. Ich hatte mich bald darin gefunden. Ihm hatte Henke die eingehendsten Quellenstudien jahrzehntelang zugewandt; hier bewegte er sich wie auf einem sorgfältig gepflegten Heimgebiet, dem Gebiet seiner Lebensarbeit, der auch heute noch mustergiltigen Darstellung von „Calixt und seine Zeit." Wohl hatte er auch für diese Vorlesung seine Handschrift vor sich, eine Menge loser Quartblätter, denen man ansah, wie er sie bereits wiederholt benutzt, aber auch zugleich an den vielen Randglossen und Einträgen, daß er sie immer wieder von Neuem durch-



1) So ernst, fast brummig wie auf dem wohlgetroffenen Lichtbilddruck sah Henke nie aus; es drückt sich in den Zügen die Unlust aus — wie er mir selbst einmal scherzend sagte —, ein paar Minuten ganz stille zu sitzen und nach dem verflixten Kasten zu sehen, wo hinter einer schwarzen Decke der Quälgeist sein Handwerk treibt. Damals dauerte die lästige Aufnahme viel länger wie heutzutage.

Digitized by Google

gearbeitet und fortlaufend ergänzt. Gar oft sah er von der Handschrift ab und erging sich in freier Rede; regelmäßig, wenn er mit warmem Herzensanteil von dem Gegenstand gepackt war. Dann nahmen auch Hand und Fuß an der inneren Erregung lebhaften, unruhigen Teil. Ein Zittern im starken Grübchen des Kinnes deutete auf einen ab und zu vergeblichen Kampf, der inneren Bewegung Herr zu bleiben; die rasche Rede stockte, selbst das Auge wurde feucht. Niemanden belustigte solche „Schwäche"; sie tut warmfühlenden Jünglingen dennoch wohl und erhöht die Verehrung für den selbst noch in reifen Mannesjahren wie ein jugendliches Herz in Liebe und Zorn begeisterungsfähigen Lehrer der Geschichte. Ich entsinne mich noch, daß Henke an den offenen Dienstag-Abenden auf seiner Studierstube den meist nur wenigen anwesenden Studenten einmal während des Halbjahres die Grabrede vorzulesen pflegte, die Schleiermacher am Sarge seines einzigen Sohnes, des jungen hochbegabten Nathanael, gehalten. Wiederholt habe ich sie zu hören bekommen; jedes Mal, daß Henke das Vorlesen unterbrechen und sich eine Träne trocknen mußte. Er hätte bei dem Tode eines eignen Kindes nicht ergriffener sein können.

Wie verschieden geartet als Theologe war doch Henke von seinem Vater, dem einst berühmten Helmstedter Kirchengeschichtslehrer und hervorragenden Vertreter des Rationalismus, der wie ein unerbittlicher Totenrichter die Helden der Kirche vor den Richtstuhl der Aufklärung als deren bedeutendster Staatsanwalt vorforderte, emsig beflissen, sie in schärfsten Worten abzukanzeln oder mitleidlos den Stab über sie zu brechen, wenn und weil sie vor dem mit absoluter Herrschergewalt dreinfahrenden, „gesunden Menschenverstand" seiner kurzlebigen Zeit sich als Kranke und Ungerechte auswiesen. Leicht ist dem Sohne mit dem weichen, pietätvoll an dem Elternhaus und seiner Überlieferung hangenden Gemüt nun doch nicht gefallen, sich den Fangarmen des in den Jahren seiner Ausbildung bereits im Hinsterben begriffenen Vulgärrationalismus zu entwinden. Gott hat es dem „Aufrichtigen" gelingen lassen, der mit zarter Gewissenhaftigkeit von jeder religiösen Wahrheit forderte, sich vor seinem Bewußtsein und frommen Gewissen zu rechtfertigen.

Digitized by Google

Zunächst wohl unter der geistigen Führung Schleiermachers, des begnadeten Sehers und Herolds an der Schwelle des Jahrhunderts und an dem gottgeordneten Wendepunkt der Theologie, mehr noch im jahrelangen vertrauten geistigen Verkehr mit dem Philosophen Fries in Jena, der sich wie Schleiermacher im Frieden von der heimischen Brüder-Gemeinde losgelöst und ebenfalls ein reiches, frommes Erbe des Vaterhauses an den eignen häuslichen Herd seines Denkens zu bleibendem Besitz unverkennbar mit herübergenommen. Soviel der junge Theologe auch von dem gereifteren Philosophen sich aneignete, ging er doch an dem entscheidungsvollen Punkte über ihn hinaus. Für Henke war, wie einer seiner tüchtigsten Schüler einst sagte, „die geschichtliche Vermittlung der Religion durch Christus die erreichbar vollkommenste, die von Christus ausgehenden Antriebe die denkbar reinsten und kräftigsten zur Hervorbringung und zum Ausbau der höheren Welt des Glaubens." Mit den zutreffenden Worten ist nun freilich auch die Schranke in der Theologie Henkes angedeutet, über die er bis zuletzt nicht hinausgekommen. Auf dem in ernstem frommem Ringen gewonnenen Standpunkt sah er, im wesentlichen Unterschied von seinem Vater, die Kirchengeschichte nicht als eine kalte Gerichtslaube zum Aburteilen und auch Verurteilen an; sie wird ihm vielmehr eine geweihete Halle, an der mit feinfühligem, religiös-ästhetischem Sinne in geistigem Verkehr mit den großen Gestalten der Kirche zu allen Zeiten zu wandeln, ihm auf die Dauer unentbehrlicher Genuß geworden. Das geflügelte Wort der Frau von Staël „tout comprendre c'est tout pardonner" hörte ich zuerst von Henke und zwar zustimmend. Schon als Student wollte ich das Wort nur eingeschränkt gelten lassen; es ist aber bezeichnend für Henkes Standpunkt in der Theologie. Nur vor gespreiztem Unverstand, zumal wenn er Hand in Hand ging mit nach seinem Dafürhalten rasch fertig gewordener Gläubigkeit, zog er sich mit geistreicher Scherzrede oder auch in Zornesworten zurück, weil ihm da nichts zu verstehen und darum auch nichts zu verzeihen gab.

Wie in der Welt der Bücher besaß Henke auch im Umgang mit Menschen hohe Begabung und ihr entsprechend war ihm fast

Digitized by Google

unentbehrliche Freude, mit den verschiedensten Geistern — es mußten nur in der Tat geistvolle Männer und Frauen sein — in anregenden und angeregten Verkehr zu treten. Nichts wahrhaft Menschliches sollte und durfte ihm fremd bleiben, daher die große Vielseitigkeit des Wissens auf den mannigfaltigsten Gebieten; sie waren ihm aber alle tributpflichtig für sein Lebensgebiet und gerade in der Kirchengeschichte trat uns die Leistung dieses Tributes in fesselnder Weise nahe. Die eingehenden Studien der Reformation, im Zusammenhang damit der erkannte tiefe Schaden, den das unheilvolle Auseinandergehen der beiden Brüder aus dem gemeinsamen Haus der Reformation über die evangelische Kirche heraufbeschworen und den er in seinem Calixt den treugesinnten Söhnen der Reformation vor das Gewissen gestellt, haben Henke von dem — nun sagen wir einmal beherzt — göttlichen Recht der Union und damit der ernsten Pflicht ihrer Durchführung in unserer deutschen evangelischen Kirche überzeugt. In jener Vorlesung über neuere Kirchengeschichte hat der junge Student den ersten Anstoß erhalten, Recht und Pflicht der Union zu begreifen und für sie in Wort und Schrift lebenslang einzutreten; damals entschiedener noch in den Fußtapfen des verehrten Professors, als die spätere theologische Entwicklung zumal unter Anregung von Nitzsch ihm gestattete. Nicht eine mehr oder minder starke Gleichgültigkeit gegenüber den Lehrunterschieden und den evangelischen Glaubensbekenntnissen, wie sie unverkennbar bei Henke sich geltend macht, flößt mir Treue und Liebe zur Union ein; das feste Hangen an ihr schöpft seine Kraft aus der tiefwurzelnden Überzeugung von dem gemeinsamen Besitz der Grundwahrheiten der Reformation (in veritate unitas) und unter Wahrung der unterschiedlichen, gleichberechtigten Glaubensbekenntnisse der echten Söhne der Reformation, in denen sich der Reichtum der einen evangelischen Kirche offenbart, nicht zur Scheidung der Brüder, vielmehr zum getreuen Zusammenhalten, wenn auch in verschiedener Waffenführung, wider den einen gemeinsamen Gegner, damals wider Rom allein, heutzutage wider den Unglauben und Aberglauben all' derer im Lager des Gegners wie in den eigenen Zeltreihen, die uns die heiligen Grundartikel göttlicher Majestät der Reformation anzutasten wagen.

Digitized by Google

Da Mutter und Schwester ebenfalls viel in dem gastlichen Hause verkehrten, gewann ich genaueren Einblick in das glückliche Familienleben des Professors an der Seite der treuen, herzensguten Lebensgefährtin, im Kreise einer großen Kinderschar. Henke hatte als außerordentlicher Professor der Theologie eine Tochter seines verehrten Lehrers Fries, Betty, 1834 heimgeführt, die in jungen Jahren Halbwaise geworden, zunächst von der das Hauswesen leitenden verwitweten Schwester des Vaters und in den letzten 14 Jahren von der zweiten Frau von Fries erzogen wurde. Tante und Stiefmutter gehörten der Brüdergemeinde an und übertrugen die Liebe und Anhänglichkeit zu ihr, die ja auch bei dem Vater nach der inneren Loslösung nicht völlig geschwunden, auf Betty. Die junge Professorin, obgleich sie aus dem Kreise der Brüdergemeinde getreten, konnte und wollte nicht dem inneren Leben, das in der Gemeinde waltet, entsagen; auch gerade ihr Mann hatte wahrlich nicht Lust, den aus diesem Leben gewonnenen tiefwurzelnden Seelenfrieden selbst nur leise anzutasten. Er wußte den innigen, ungezweifelten Glauben der Lebensgefährtin, der sie tief beglückte und in keiner Weise der Umgebung sich aufdrängte, für den ganzen Hausstand wohl zu werten. Auf dem Arbeitstisch der Frau Professor lag je und je das Brüdergesangbuch als traute Trösteinsamkeit im Alltagsleben. Die Theologie des Mannes blieb im Studierzimmer auf der anderen Seite des Flures; im Familienzimmer und unter den Hausgästen war Henke der liebenswürdige, geistvolle Mann, dem Freude und Bedürfnis geistig angeregte, mit oft prächtigem Humor gewürzte Unterhaltung, besonders gern mit dafür empfänglichen Frauen, war. Als ich später mit der Familie Bismarck näher bekannt wurde, hat mich die Fürstin in ihrem Heim und unvergleichlich schönen Verkehr mit dem Manne und den Kindern oft an die Professorin in Marburg erinnert, wenn größeres mit kleinerem verglichen werden kann. Nach 32jähriger Ehe wurde das trauliche Band gelöst; Henke hat die schwere Heimsuchung nicht mehr verwunden. Mit der Lebensgefährtin, die in stillem Gleichmut so wohl verstanden, alle die kleinen und kleinlichen Sorgen alltäglichen Hausstandes, alle Mühen der Kindererziehung von dem

Digitized by Google

Gelehrten fern zu halten, schien dem Professor ein wohltuender Halt und Stützpunkt genommen. Auch gesteigerte geistige Arbeit, die damals so mancher veröffentlichte Vortrag bekundete, konnte die entstandene Leere, ein zunehmendes Gefühl der Vereinsamung nicht bannen, auch nicht die Kinder, die zum Teil schon am eignen häuslichen Herde lebten. Wenige Monate vor seinem Hingang (1872) erreichte mich in weiter Ferne ein letztes Schreiben von ihm, nicht mehr mit der alten festen, klaren Handschrift, eher ein unsicheres Geschreibe, dessen Inhalt mit seinen tiefunglücklichen Wahngebilden mich erschreckte und aufs schmerzlichste berührte. Die bald darauf eintreffende Todesnachricht war eine Erlösung wie des Entschlafenen so auch dem, der in Henke den einstigen Lehrer der Kirchengeschichte verehrte und den edlen, human gesinnten Mann und Theologen zu schätzen gelernt.

Was die fesselnden Vorträge boten, genügte dem Wißbegierigen der Geschichte nun doch nicht völlig; sie gaben aber die gern ergriffene Anregung, tiefer in das Lieblingsgebiet auch der Theologie einzudringen. Henke empfahl zunächst Karl Hase's nach mehr wie einer Seite hin mustergiltiges, damals gerade in siebenter Auflage erschienenes Lehrbuch. Er war noch ein paar Jahre in Jena, als er um seine Braut warb, Kollege des berühmten Kirchengeschichtsschreibers gewesen. Wegen dessen abfälligem Urteil über den Vater[1]) hat er, auch im Unmut noch geistvoll scherzend und so den Groll sich von der Seele wegschreibend, den Namen Hases verwandt, um an den Rand seines Handexemplars das geflügelte Wort eines alten Klassikers zu setzen: νεκροῦ σῶμα λέοντος ἐφυβρίζουσι λαγωοί. Das hinderte ihn aber nicht, den hohen Wert des gefeierten Handbuches neidlos anzuerkennen. Mit dem größten Eifer, mit steigender Begeisterung wurde das klassische Werk durchgegangen; auf weitausgedehnten Spaziergängen mit Freund Justi, der sich gerade auf die erste theologische Prüfung vorbereitete und

1) „Henke schrieb die Kirchengeschichte als eine Geschichte religiöser Verirrungen und ein Gericht über geistigen Despotismus aller Art, die Geschichte der neueren Zeit mehr als eine geistesverwandte, zerstreut durch die Berücksichtigung auch des Unbedeutenden, aber im kräftigsten Geiste seiner Zeit." Eine Probe auch von Hase's gedrungnem Lapidarstil.

Digitized by Google

mit seinem staunenswerten Gedächtnis die inhaltsreichen Abschnitte fast bis auf den Wortlaut sich eingeprägt, bot das Buch reichen Stoff der Unterhaltung. Justi wußte den knappsten Ausdruck des Meisters in seiner zutreffenden Berechtigung zu deuten. Grade die Kürze der Darstellung mit ihrer zum Teil befremdlichen Ausdrucksweise reizte zum Nachspüren der Quelle, der das auffällige Wort entnommen. Auch da ward Henke Wegweiser. In seinem Hause hatte ich als Student eine der vielen Töchter Gieselers kennen gelernt, des gelehrten Professors Jette, ich entsinne mich nicht mehr, nach welchem Bande und welcher Abteilung und Auflage der umfangreichen Kirchengeschichte ihres mit 24 Kindern gesegneten Vaters sie im Munde der Studenten näher bezeichnet wurde. Durch sie und Henke wurde ich auf Gieselers Geschichte mit ihren vorzüglichen Quellenauszügen, bedeutend wertvoller noch als der etwas trockene Text, gewiesen, die mit Eifer gelesen wurden und an einzelnen Stellen lockten, an der Quelle selbst weiter zu schöpfen. Noch ein dritter Geschichtsforscher der Kirche wurde in jenen Marburger Tagen herangezogen und gewinnbringend gelesen: Neander, der wohltuend ergänzte, was die religiös-ästhetische Betrachtungsweise von Henke nicht bieten konnte: die eindringliche Überzeugung, daß dieser fromme Kirchenmann und Quellenforscher selber in dem weltüberwindenden Glauben lebte und wandelte, der die Lichtgestalten der einen, heiligen, allgemeinen, christlichen Kirche als eine Gemeine der Heiligen beseelte, und der es gar wohl verstand, die von dem Herrn zu „Pfeilern in dem Tempel Gottes gemachten Überwinder“ (Off. 3, 12) als solche Säulen der großen Gemeinde, die auf des milden Professors Wort lauschte, auch zur Erbauung darzustellen.

Neben der Kirchengeschichte war die Schriftauslegung alten und neuen Testamentes Hauptgegenstand der theologischen Studien in Marburg. Die Hochschule verfügte hier nicht über so anregende Lehrkräfte, wie sie eine solche für die Geschichte an Henke besaß. Daher kam es, daß ich nur drei einschlägige Vorlesungen hörte; mit Ausnahme einer später zu erwähnenden in Heidelberg blieben sie die einzigen während der ganzen Studienzeit: für das alte

Digitized by Google

Testament Psalmen und Archäologie bei Gildemeister, für das neue Testament Evangelium Johannis bei Ranke. Auf einem seinem Lehrfach entlegenen Gebiete war der feine, grundgelehrte Sprachforscher und Orientalist bereits dem Gymnasiasten bekannt geworden. Vor neun Jahren (1844) hatte er zusammen mit seinem Freunde und Bonner, jetzt Marburger Kollegen, dem berühmten Geschichtsforscher v. Sybel, ein weithin Aufsehen erregendes, rasch in mehreren Auflagen erschienenes Büchlein veröffentlicht „Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig andren heiligen ungenähten Röcken", in dem die beiden wackeren Protestanten in streng wissenschaftlicher Weise wuchtige, ja tödliche Hiebe wider die Wahn- und Truggebilde führten, die der Bischof Arnoldi der betörten, abergläubigen Menge unter die Augen stellte. Was der gelehrte Professor in seinen alttestamentlichen Vorlesungen bot, entsprach nicht völlig den Erwartungen des angehenden Theologen. Unbestritten: sie zeugten von einer erstaunlichen Gelehrsamkeit, die spielend schwierige Fragen zu lösen, dunkle Stellen des Textes zu erhellen vermochte; sie boten in erster Linie zum sprachlichen, dann aber auch zum sachlichen Verständnis der Psalmen ungemein viel. Aber doch entbehrte ich eins und auf die Länge schmerzlich. Mit der gleichen vornehmen Ruhe, kühl bis ans Herz hinan, behandelte Gildemeister die heiligen Bücher des auserwählten Volkes wie irgend einen arabischen oder persischen Dichter des Mittelalters, der gerade seine Aufmerksamkeit gefesselt. Ich vermißte in seiner Psalmenerklärung, was ich bereits bei Herder gefunden: feinfühliges, zartes Nachempfinden der hohen dichterischen Begabung des auserwählten Volkes. Dafür schien der Sprachforscher weder Ohr noch Herz zu besitzen. Noch mehr vermißte ich bei dem Professor das fromme Ergriffensein von dem Geiste, der durch die Psalmen und die ganze heilige Schrift geheimnisvoll und übermächtig hindurchzieht und dem Willigen den Tiefgehalt des Wortes Gottes als einer Offenbarung zur Seligkeit erschließt. So konnte er auch uns — oder habe ich nur ein Recht zu sagen: mich? — nicht im Gemüt ergreifen und in die fromme Begeisterung fortreißen, ohne welche wir Theologen niemals zum kongenialen Verständnis der heiligen Schrift gelangen.

Digitized by Google

Anders war es mit den Vorlesungen Rankes. Wie alle seine auf verschiedenen Lehrgebieten bedeutenden Brüder hatte auch er aus dem frommen Elternhaus ein reiches und wertgehaltenes Erbe tiefwurzelnden evangelischen Glaubens mitbekommen, das in Schulpforta, dem mit Recht hochgepriesenen deutschen und evangelischen klassischen Gymnasium, treu gepflegt und dann lebenslang pietätvoll bewahrt wurde. Ernst war wohl der am mindesten begabte von den fünf Söhnen des Hauses; als ob die älteren Brüder, zumal Leopold, dem jüngeren von der reichen Tafel nicht viel übrig gelassen. Und doch reichte auch das geringere Teil bei eisernem Fleiße, in peinlich gewissenhafter Arbeit zur Erreichung seines Lieblingswunsches aus, als Theologe den Lehrstuhl einer deutschen Hochschule zu besteigen. Vor drei Jahren war er, seit einem Jahrzehnt Pastor einer Dorfgemeinde in Oberfranken, im Alter von 36 Jahren Professor in Marburg geworden. Was ich bei Gildemeister in seiner Auslegung des alten Testamentes vermißte, das Ergriffensein von dem heiligen Geiste der Schrift zur Begeisterung ihres Verständnisses, glaubte und hoffte ich bei Ranke für das neue Testament zu erhalten. Und erhielt es nun doch nicht! Er erklärte in jenem ersten Halbjahr das Evangelium Johannis; er selbst überzeugt, daß nur der Lieblingsjünger des Herrn dies Evangelium — wie Tholuck rühmt, das Allerheiligste im Tempel der Evangelien — geschrieben haben könne, und auch persönlich von seinem Tiefgehalt unbestreitbar ergriffen. In der Vorlesung hielt er sich verpflichtet, mit seiner zarten, fast weiblichen Stimme in peinlichster Gewissenhaftigkeit, in unverdrossenster Ausführlichkeit jeden kleinsten und geringfügigsten Einwand der Gegner zu widerlegen und auch genau den mühsamen Weg anzugeben, wie er und die andren zu dieser Widerlegung gelangt. Über solcher Kleinarbeit versäumte er, uns das Auge zu öffnen und zu schärfen für die Höhen, zu denen der Apostel wie auf Adlers Fittigen uns emporhebt, unsren Herrn Christum als den Sohn Gottes in der Nähe zu schauen, seine Stimme als die des guten Hirten tief in der glaubenden Seele zu hören, ihr zu folgen, um dann aus eigner Erfahrung mit Thomas zu bekennen: mein Herr und mein Gott! So viel sich

Digitized by Google

auch Ranke Mühe gab — das merkte man dem braven Manne an —, gelang ihm nicht, eine wachsende Langeweile von uns fern zu halten.

Fesselnder war ein Privatissimum, das er mir und ein paar Kameraden draußen in seiner weit vor dem Barfüßertor an der Landstraße gelegenen Wohnung, im sogen. Englischen Hof, gab. Während eines Winters lasen wir in einer wöchentlichen Abendstunde — entsinne ich mich recht, bei einer Tasse Tee, jedenfalls allemal, wenn das Wetter gar stürmisch und unwirtlich war — Augustins Bekenntnisse, selbstverständlich in der Ursprache und mit daran sich reihender lateinischer Unterhaltung, die dem früheren „Portenser" noch geläufig war wie eine Muttersprache. Auch dem Professor war die Unterhaltung nach dem Herzen. Er trug sich lange mit dem Plan, „Ranke-Ausgaben" hervorragender altkirchlicher Schriften mit Anmerkungen für unsre heutige junge Theologenwelt herauszugeben und die Veröffentlichung der von ihm auserwählten Werke einzelnen seiner früheren „Schüler" zu übertragen, wie er liebgewonnene Zuhörer, meist zu deren Überraschung, gern bezeichnete. Mir waren in Erinnerung an jene Winterabende die Bekenntnisse des Augustin zugedacht. Wiederholt hatte ich noch nach zwanzig Jahren die bis nach Petersburg gerichteten Bitten des gutherzigen Professors abzulehnen.

Was die beiden Vorlesungen über Schriftauslegung alten und neuen Testamentes nicht gewährten, sollte häusliches Studium bieten. Auf Henkes Empfehlung schaffte ich mir seines Freundes de Wette „Kurzgefaßtes, exegetisches Handbuch zum neuen Testament" an, freilich um es bald gegen Meyers Kommentare zu vertauschen, die tiefer in das Verständnis einführten und durch des Verfassers große, je länger je mehr dem bestrickenden Einfluß des Rationalismus sich entwindende Wahrheitsliebe dem Inhalt des Wortes Gottes gerechter wurde. Volle Befriedigung der Marburger neutestamentlichen Studien fand ich, als mir Calvins Auslegungen in der von Tholuck veröffentlichten Neuausgabe zu Gesicht und dann auch in meinen Besitz kamen. Sie bieten beides in hohem Grade: den streng wissenschaftlichen Gehalt ernster Schriftforschung mit dem Tiefblick eines Christen, der fest und

Digitized by Google

unbeweglich auf dem Boden des Wortes Gottes steht und mit kongenialem Geiste auf die Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift zur unerbittlichen Beugung unter ihre Wahrheit hinhört, sie nicht meistern will, vielmehr wie ein alttestamentlicher Seher mit ungezweifeltem Glauben das Wort Gottes zu sich reden läßt und auch ihm gehorcht: „Sprich, Herr; dein Knecht höret." Calvin und die sich von ihm in der Schriftforschung leiten lassen, hören dann nicht nur den Wortlaut zu richtigem Verständnis; sie spüren auch — was viel mehr ist — die in diesem Worte waltende Gotteskraft, die Leben, unvergängliches Wesen dem Gläubigen wirket. Wir Studenten der Theologie waren nicht so reichlich wie unsere Kameraden heutzutage mit Schriftauslegungen bedacht, die in der Schule des großen Schriftforschers unsrer evangelischen Kirche der Reformation ausgebildet, beide eng mit einander verbundenen Seiten zur erbauenden Geltung im Geist und in der Wahrheit zu bringen verstehen. In dankenswerter Erinnerung für reichen Gewinn seien hier nur meines verehrten Freundes Godet meisterhafte Kommentare erwähnt. Dagegen blieben wir in jener Zeit noch unbehelligt von den Aufsehen erregenden, die ganze bisherige wissenschaftliche Auffassung des alten Testaments völlig umgestaltenden, schier auf den Kopf stellenden Behauptungen eines Wellhausens und seinem rasch sich mehrenden Gefolge. Die verlauteten erst später und übten keinen Einfluß mehr auf den in andren Anschauungen gereiften, mitten in den Arbeiten praktischen Berufslebens stehenden Pastor. Sie waren ihm Wolkengebilde, die ihre gewiesene Zeit haben, an der Sonne vorüber zu ziehen. Die andre Wolke, die zwei Jahrzehnte früher durch Strauß und Baur dunkel und gefahrdrohend über dem Gebiete neutestamentlicher Schriftforschung gestanden, war schon stark im Vorüberziehen begriffen; fast ein Jahrzehnt verstrich bis zum Versuche Renans, das unheilvolle Gewölk noch einmal heraufzubeschwören und den bereits fast vergessenen Strauß und Schenkel, der überall dabei zu sein hatte, zur lockenden Mitarbeit zu veranlassen.

Im Rückblick auf die reichbesetzte Marburger Studienzeit muß eines Werkes gedacht werden, das tief und mächtig in die

Digitized by Google

theologische Entwicklung eingriff und sie lebenslang beeinflußte. In einer gemütlichen Plauderstunde erwähnte eines Abends Henke den schon vor mehr wie 30 Jahren erschienenen, zu seiner Zeit viel gelesenen Roman des vielseitigen de Wette: Theodor oder des Zweiflers Weihe. Das Buch enttäuschte mich bitter; so flach von der Sünde zu reden, deren Stachel wir alle zu spüren bekommen, so gering und niedrig das Werk dessen zu werten, der am Kreuz sein Werk der Welterlösung vollbracht, empörte mich. Rasch griff ich zu der berühmten Gegenschrift, zu Tholucks mit glühender Begeisterung und hinreißender Beredsamkeit geschriebenem Büchlein „Die Lehre von der Sünde und dem Versöhner oder die wahre Weihe des Zweiflers." Kaum ein Labetrunk hat mir je so wohl getan wie diese Jugendschrift des gefeierten Theologen und Studenten-Seelsorgers, der von des Menschen Elend, von Gottes Barmherzigkeit in dem Versöhnungswerke Christi mit feuriger Zunge redet, schonungslos und unerbittlich in der Erkenntnis der eignen Sündhaftigkeit und dann wieder wie ein Adler zu der Himmelshöhe auffahrend, Gottes Liebe in der Dahingabe seines Sohnes an eine sünd- und schuldbeladne Welt zu feiern: eine tiefgreifende Dolmetschung des Römerbriefes an uns Kinder des 19. Jahrhunderts, als ob der Apostel selber dem vierundzwanzigjährigen, geistesverwandten Jüngling die Feder geführet[1]). Das mächtig und nachhaltig wirkende Buch führte den begeisterten Leser mit unwiderstehlichem Nötigen zu dem, dem Tholuck das Werk in seinen späteren Auflagen gewidmet „dem teuern Amtsgenossen Julius Müller, in dankbarer Freude über das zwölfjährige Zusammenwirken in einer Geistesgemeinschaft, welche sich begründete, als dieses Werk zuerst geschrieben wurde." Tholuck war schon zu der Zeit, da er sein Aufsehen erregendes Büchlein geschrieben, von dem Herrn erwählt, dem nur zwei Jahre jüngeren Kollegen Seelsorger und Wegweiser im Wirrsal auftauchender Zweifel zu sein. Noch nach fast einem halben Jahr-

1) Das Buch war an Tholucks Geburtstag 1823 druckfertig; freudig schrieb er dem befreundeten Verleger Perthes: „mein Anti-Theodor ist mir das liebste Geburtstagsgeschenk."

Digitized by Google

hundert bezeugt der Greis dem Greisen: Du machtest mich damals (1823) auf den sittlichen Geist des Christentums aufmerksam und erwecktest in mir wieder die Zuversicht, daß im evangelischen Glauben die seligmachende Wahrheit zu finden sei und außer ihm nirgends." Auf solch frühe Einwirkung Tholucks und auf den von ihm gebotenen Anstoß ist wohl zurückzuführen, daß Müllers theologisches Hauptwerk die bis zur Stunde nicht übertroffne klassische und auch formvollendet schöne Arbeit „die christliche Lehre von der Sünde" ist. Die Vorarbeiten und auch Abfassung der meisterhaften Schrift fallen in die schaffensfreudigen Jahre, da Müller vor seiner Berufung nach Halle in der vollen Entfaltung seiner akademischen Wirksamkeit im schönen, ihm unvergeßlich gebliebnen Marburg lebte (1835—39). Henke war sein Nachfolger geworden.

Für meine theologische Ausbildung war entscheidend — ich habe lebenslang die Führung und Fügung gepriesen —, daß die beiden Werke von Tholuck und Müller mir das Geleit in die Glaubens- und Sittenlehre der evangelischen Theologie gaben. Und welch ein Geleit! Zumal das Werk Müllers, das, auf dem unwandelbaren Grund des göttlichen Wortes in der heiligen Schrift fußend, in freier, wissenschaftlicher Forschung und in freudvoller Zuversicht, daß wissenschaftliches Denken mit christlichem Gefühl nicht in Widerspruch zu stehen brauche, dem Wesen der Sünde, die als nicht wegzuleugnende, unwiderlegbare Tatsache der Erfahrung vor dem Gewissen des Ebenbildes Gottes steht, auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens nachspüret und überzeugend zeigt, daß von ihrer Schuld keine Macht auf Erden den Sünder vor Gott entlasten kann. Mit dem Endergebnis der langen, an jedem Punkte im höchsten Grade zu gespanntester Aufmerksamkeit fesselnden Untersuchung konnte ich mich schon als Student nicht einverstanden erklären; es ist hier nicht der Ort, die Abweichung zu begründen. Das war der größte, dankenswerteste Erwerb und ist es geblieben, die wie das eigne Leben selbst erfahrene Tatsache der Sünde („meine Sünde, meine Sünde") nun auch als vor der wissenschaftlichen Forschung auf allen Gebieten des Lebens festbegründete, unerschütterliche Tatsache zu er-

Digitized by Google

kennen und in dem so erkannten Elend die gottgeordnete Unterlage zu gewinnen, auf der des Vaters heilige Liebe die Erlösung der Welt, meine Erlösung in der Dahingabe des Sohnes aufgebaut hat. Das ist ja auch der wunderbare, geheimnisvolle Gang des Evangeliums, „das Gott selbst anfänglich im Paradiese hat offenbaret . . . und endlich durch seinen geliebten Sohn erfüllet“[1]). Der einen Erfahrungstatsache von der Sünde reiht sich die ebenso nicht wegzuleugnende Erfahrungstatsache des Glaubens an: mir ist Erbarmen widerfahren. Nun mir dies gewiß geworden, stelle ich bei Prüfung der Geister, wie ihnen um Christo dünket, die Vorfrage, was sie von der Sünde halten. Wer sie ihres furchtbaren Ernstes entleeret, dem ist es dann ein Leichtes, den heiligen Wahrheitsgehalt der Erlösung umzuwerten; denn das Kreuz wird je und je den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit dünken.

Neben den erwähnten drei Theologen lehrten noch vier andere an der Hochschule: der ordentliche Professor Scheffer, der außerordentliche Heppe und die beiden Privatdozenten Hassenkamp (bald darauf zum reformierten Pastor in Elberfeld berufen) und Mangold (der später langjährige Bonner Professor). Während der drei Halbjahre habe ich keine ihrer Vorlesungen gehört; teils „lagen“ sie mir nicht, teils übten die Lehrer aus einem und dem anderen Grunde keine Anziehungskraft aus. Dagegen vermißte ich schmerzlich die Vorlesungen des noch in Marburg weilenden Professors der Theologie Heinrich Thiersch, dem das Ministerium Hassenpflug widerrechtlich nun auch eine Vorlesung „über Politik und Philosophie unter Trajan, Hadrian und den beiden Antoninen“, die er als Privatdozent in der philosophischen Fakultät für Philologie und Geschichte im Sommer 1853 halten wollte, unter dem einen lauteren, tief-christlich gesinnten Mann entehrenden Vorwand untersagte, „weil nicht feststehe, ob ich bei dem christlichen Bekenntnis beharre.“ Gerade vor zehn Jahren (1843) war der gelehrte Theologe nach Marburg berufen

1) Nach der tiefsinnigen Fassung des „heiligen Evangeliums“ im Heidelberger Katechismus (19. Fr.).

Digitized by Google

worden; wiederholt hat er mir später bekannt, daß damit wohl die glücklichste, aber auch folgenschwerste Zeit seines Lebens begonnen. Der junge (geb. 1817), in einen ungemein anregenden Kreis von Gelehrten und befreundeten Gesinnungsgenossen — unter ihnen zumal Henke und Vilmar — eingetretene Professor gewann bald gerade auf die strebsamsten und tüchtigsten Studenten der Theologie auch durch seine ernste, sittenstrenge Persönlichkeit großen und gesegneten Einfluß. Dann aber trat der tiefeinschneidende Wendepunkt ein, der zur Niederlegung der Professur, damit zum bedauernswerten Stillstand einer vielversprechenden Wirksamkeit in der evangelischen Kirche führte. 1845 bis 1847 empfing der bereits auch in England bekannte und gewürdigte Professor den wiederholten Besuch der hervorragenden irvingitischen „Apostel" William Caird und Thomas Carlyle. Was er von ihnen sah und mit begeisternden Worten über das Leben in den Gemeinden vernahm, die sich in England um den gefeierten schottischen Prediger Irving gesammelt und ein Wiederaufleben der apostolischen Zeit — auch mit ihrem noch unerschütterten Glauben an eine nahe bevorstehende Wiederkunft des Herrn — nicht nur erwarteten, in heißem Ringen und Beten erflehten, sondern auch als in ihrer Mitte mit Wundern und Zeichen bereits angebrochen priesen und durch ihre angeblich vom heiligen Geiste berufenen zwölf Sendboten den Gläubigen in allen Landen eilig verkündigen ließen, das alles wirkte auf das leicht erregbare Gemüt des deutschen Professors, den die ihm unheilbar und todbringend erscheinenden Schäden der evangelischen Kirche seiner

Digitized by Google

Tage namenlos schwer belasteten, wie eine vom Himmel ihm gewordene Offenbarung, der zu widerstreben Sünde sei. Sein Glaube und Gewissen drängten ihn, aus der vermeintlich dem Untergang entgegen eilenden Kirche weg nach dem Bergungsort zu flüchten, von dem er fest überzeugt war, daß der Herr selber auch ihm diese „apostolische Gemeinde" mit all den wieder erstandenen Ämtern aus der Zeit der Apostel zubereitet, in ihrer Mitte friedevoll die Wiederkunft des zur Rechten der Majestät thronenden Sohnes Gottes „in einer Kürze" zu erwarten.

Schon als Student war mir diese Wandelung ein fast unheimliches, weil ungelöstes Rätsel. Sobald Thiersch zu der Überzeugung gelangt, tat er den entscheidungsvollen Schritt als von dem Herrn ihm geheißen und legte seine Professur nieder, ohne vorwärts zu schauen auf die Sorgen und Entbehrungen, die er als Mann und Familienvater durch solches Opfer eines gesicherten Einkommens brachte. Ihm genügte zu glauben: Gott will es. Solch rücksichtsloses, mannhaftes Tun packt mächtig je und je und nimmt ein das Herz einer hochstrebenden Jugend, auch dann noch, wenn sie die Beweggründe nicht begreift und nicht teilen kann. Noch ist das Sendschreiben erhalten, in welchem Thiersch kurz vor Weihnachten dem Marburger Generalsuperintendenten Merle die Gründe des folgenschweren Schrittes auseinandersetzt, der ihm Verzichtleistung auf einen Beruf auferlegte, „für den ich erzogen bin und dem ich zehn Jahre meines Lebens gewidmet habe." In unseren unholden Tagen, in denen Geistliche offenkundig die Heilstatsachen unserer evangelischen Kirche verleugnen, die sie zu halten in feierlicher Stunde vor der Gemeinde einst gelobet und die sie allsonntäglich an heiliger Stätte des Gottesdienstes der Gemeinde singend, betend, bekennend verkünden, in denen kleingläubige und darum verzagte Kirchenbehörden, die nun doch auch zu Dienern und Haushaltern über Gottes Geheimnisse berufen sind, nicht den Mut gewinnen und säumig sind, solch unlautere, unwahrhaftige Schalksknechte und Mietlinge von Kanzel und Altar zu entfernen, in solch schwerer, verhängnisvoller Zeit tut Not, dies Sendschreiben, von goldener evangelischer Wahrhaftigkeit und zartester Gewissenhaftigkeit zeugend, wieder und wieder zu lesen;

Digitized by Google

freilich auch zu tiefer Beschämung über das unterschiedliche Verhalten heute und vor einem halben Jahrhundert!

Während der Studienzeit habe ich Thiersch nur aus der Ferne gesehen, den kleinen, etwas untersetzten Mann mit dem Klumpfuß, der am raschen Gang hinderte, mit dem mächtigen, prächtigen Kopf: unter der hochragenden, bereits durchfurchten Stirn die von starken Brauen überschatteten dunklen Augen, die nach innen zu schauen schienen, in eine Gedankenwelt fernab von den alltäglichen Dingen dieser Erde, unter der kräftig vorspringenden Nase ein trotzig festgeschlossener Mund, dem man anmerkt, daß er in unzweideutigen Worten auszusprechen wagt, was ein glaubensstarker Geist, ein sittenstrenger, von keiner Menschenfurcht beeinflußter Wille ihn sagen heißt und dem Worte unbeugsam die Tat folgen lassen wird. Auch einfache Leute, die dem einsamen, schweigenden Manne auf der seiner Wohnung nahe gelegenen Landstraße begegneten und ihn vielleicht im Dorfe, in der bescheidenen Bauernstube eines Irvingianers das Wort Gottes hatten auslegen hören, das ihm eine nörgelnde Behörde vor seiner Gemeinde in der Stadt untersagt hatte, blieben oft stehen und schauten ihm nach. Wenn ich ab und zu deß Zeuge war, trat mir unwillkürlich das ergreifende Bild eines Künstlers jener Tage vor die Seele, wie die Frauen in Ravenna leise flüsternd dem aus seiner undankbaren Vaterstadt verbannten Dante nachblicken, der in die überirdische Welt seiner göttlichen Komödie gedankenvoll vertieft, schweigend und einsam die Straße dahinzieht. In späteren Jahren bin ich dem achtungswerten Manne persönlich näher gekommen; wiederholt habe ich ihn an seiner bescheidenen Wirkungsstätte in Augsburg und Basel besucht. Die Abmachung war zwischen uns getroffen, daß der Irvingianismus in der Unterhaltung nie berührt werden dürfe. Weder konnte ich daran denken und hatte auch keine Lust dazu, dem verehrten Manne meine entschiedene Ablehnung der irvingitischen Lehre und Anschauung zu begründen, noch auch versuchte er, mich für eine Gemeinde zu gewinnen, in der er selber volle Befriedigung gefunden. Noch in Marburg hatte mir ein Freund, der als Student in den Bann von Thiersch und seinen Irvingianismus einen Augenblick ge-

Digitized by Google

raten, mitgeteilt, daß er, nachdem er den Bann durchbrochen, den Professor einst gefragt, ob ihm nie ein Zweifel an den vermeintlichen Offenbarungen des heiligen Geistes in der Gemeinde angekommen. Er erhielt die bedeutsame Antwort: „O ja, wiederholt; da er sie aber als Einflüsterungen des Teufels erkannt, habe er sie mit dem Machtspruch „hebe dich weg von mir Satan" unter die Füße getreten und nun wagten sie nicht mehr, ihr Haupt zu erheben." In den Büchern, die Thiersch später geschrieben und die zum Teil einen weiten, dankbaren Leserkreis gefunden, wird man vergeblich auf Spuren stoßen, daß ihr Verfasser Irvingianer oder daß ihn gelüste, für seine „apostolischen Gemeinden" Anhänger zu werben.

Die weiteste Verbreitung unter seinen Schriften hat wohl das köstliche Büchlein „Über christliches Familienleben" gefunden. Niemand wird den echt evangelischen Betrachtungen anmerken, daß sie 1853/54 in der verschlossenen Sakristei seines Kirchleins in Marburg niedergeschrieben, da man dem Verfasser die Predigt in der kleinen, von ihm gewonnenen „apostolischen Gemeinde" untersagt hatte. Acht Auflagen hat das Werk wohlverdient erlebt. Als 1868 der schwergeprüfte, aber nicht niedergebeugte Mann und Glaubensheld seine teuere Lebensgefährtin, eine Tochter des berühmten Zeller in Beuggen, die ihm in 28jähriger Ehe dreizehn Kinder geschenkt, dem Herrn über Leben und Tod zurückgeben mußte, fügte der Witwer dem mit seinem Herzblut aus lebensvoller Erfahrung des eignen christlichen Heims geschriebenen Büchlein einen Abschnitt bei: unsere Heimgegangenen. Vier Jahre zuvor (1864) hatte ich nach dem Heimgang von Mutter und im Sonnenschein einer jungen Ehe evangelische Betrachtungen über die Familie veröffentlicht und darin auch unsren in dem Herrn entschlafenen Familiengenossen eine Betrachtung gewidmet, in der ihnen eine über den Tod hinausreichende, von ihm unberührte, ins ewige Leben bleibende Stelle angewiesen wird. Der Gedanke hatte dem Witwer mit der frisch blutenden Wunde wohl getan. So fügte er seiner trefflichen Schrift bei ihrem nächsten Ausgang in die weite Welt einen neuen Abschnitt über die zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangenen Familienglieder bei. Bei meinem

Digitized by Google

letzten Besuch von Thiersch in Basel, vier Jahre vor seinem Tode (1885), konnte ich ihm mit seinem Buch in russischer Übersetzung eine große Überraschung und auch Freude bereiten.

Bald nach der Ermordung Alexanders II. erzählte mir Pobedonoszeff, daß er Thierschs „Christliches Familienleben" ins Russische übersetzt. Mir war die Sache neu; der Ober-Prokureur des russischen Synods hatte nur die Anfangsbuchstaben seines Namens K. P. der Übersetzung zugefügt. Pobedonoszeff kam gern der Bitte um ein Exemplar zur Übergabe an den mir befreundeten Verfasser nach, auch der weiteren Bitte, dem Geschenk eine eigenhändige Widmung beizufügen. „Ob in lateinischer oder deutscher Sprache?" Da ich natürlich letztere befürwortete, schrieb der vielvermögende Mann, der bald darauf, auch zum verhängnisvollen Schaden für Rußland, so arg wider unsere evangelischen Glaubensgenossen in den Ostseeprovinzen vorging, dem evangelischen Professor und Prediger in dessen Muttersprache warme Dankesworte für den reichen Segen, den er aus dem Buche geschöpft und an dem er durch die Übertragung sein russisches Volk und auch die russische Kirche teilnehmen lassen wollte.

Nicht auf die Theologie beabsichtigte ich meine Studien und den Besuch der Vorlesungen auf der Hochschule zu beschränken — und doch vielleicht nur auf sie, weil kein anderes gelehrtes Fach in gleichem Grade die mannigfaltigen Schätze menschlichen Wissens und Könnens für den eigenen Besitz zu verwerten und auch für ihre Jünger zu beanspruchen weiß und fordert. Nichts Menschliches kann und darf dem evangelischen Geistlichen fremd bleiben. Das ist der Theologie heilige, von Gott gewiesene Aufgabe, ein köstliches Vorrecht vor ihren Schwestern im adeligen Ring einer Universität. Von dem Besuche philologischer Vorlesungen haben die Marburger Gelehrten den durch Schwenks geistvolle Behandlung der Klassiker verwöhnten Frankfurter Gymnasiasten bald verscheucht; er wollte lieber daheim und im Zug der erhaltenen Anregung seine liebgewonnenen Griechen und Römer lesen, als im öden Lehrsaal an der eben so öden Jagd nach der aus vielen Varianten herauszufindenden richtigen Lesart teilnehmen. Besser

Digitized by Google

erging es mir mit philosophischen Vorlesungen. Durch nähere persönliche Bekanntschaft mit dem damals schon in kümmerlicher außerordentlicher Professur ergrauenden, braven und fleißigen Vorländer (geb. 1806) veranlaßt, hörte ich, außer seiner Vorlesung über die Philosophie Schleiermachers, mit dem er sich viel und eingehend beschäftigt, noch die über Geschichte der Philosophie, für deren etwas gar trocknen Vortrag mir Schweglers übersichtliche, anregende und klare „Geschichte der Philosophie im Umriß" eine willkommen geheißene Ergänzung bot. Größeren Gewinn gewährte die geistvolle Vorlesung Zellers, des Studiengenossen von Schwegler, über Geschichte der neueren Philosophie. Hätte ich wählen können, würde ich wohl die über die ältere vorgezogen haben; da ich aber kurz vorher seine dreibändige Philosophie der Griechen durchgelesen, bot mir diese Vorlesung erwünschte Fortsetzung und näheres Verständnis der neuzeitlichen Weltweisheit.

Auch nach der dem Theologen besonders bedeutsamen Seite, zu erfahren, wie sehr die Weltweisheit in ihrem Suchen nach Wahrheit dem Wechsel und Wandel aller Dinge, und auch des Erkennens, unterworfen ist. Unabweisbar drängte sich mir in dieser Vorlesung der peinliche Gedanke auf, daß ein Wahrheitsforscher in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fast häufiger die ihm angepriesene Wahrheit und Gottes- und Weltanschauung zu wechseln hatte wie ein Bauer den Sonntagsrock. An der Schwelle des Jahrhunderts noch der große Kant; über ihn hinaus bereits Fichte und Schelling mit einem begeisterten Gefolge, das mit den kühnen Geisteshelden Schritt halten wollte. Auch sie — wie so rasch! — von ihrem Herrscherthron durch Hegel gestoßen, von dem seine Jünger laut verkündeten — wir damaligen Studenten hörten noch ihre Stimme in unmittelbarer Nähe und nicht nur auf dem Gebiete der Philosophie —, daß er, der geniale Meister, das letzte, entscheidende Wort geredet. Das war noch kaum ausgesprochen, als in der Halle der Denker sich wieder neue Stimmen in anderer Tonart geltend machten. Nicht nur bei Zeller bekamen wir von Herbart und seinen, den Hegelschen Bahnen zum Teil entgegengesetzten Wegen der Welt-

Digitized by Google

weisheit zu hören; an der Marburger Hochschule lehrte einer seiner begabtesten Jünger, Waitz, freilich seit 1848 bis zwei Jahre vor seinem Tode (1864) in der entbehrungsreichen, auch von der Regierung gering gewerteten Stellung eines außerordentlichen Professors festgehalten.[1]) Von einem noch entschiedenerem Gegenfüßler Hegels hatte uns Zeller, wenn auch mit merkbarem Unbehagen und eilig am Ausgang der neueren Philosophie und seiner Vorlesung über sie, Meldung zu machen, von dem durch den „Erzevangelisten" (Frauſtädt) seiner, indischen Quellen entnommenen Weltweisheit aus dem „Turm des Schweigens" zum Leben erweckten Schopenhauer, uns Frankfurtern wenigstens in seiner äußeren Erscheinung und in der von Buddha völlig verschiedenen Lebensweise gar wohl bekannt. Wie lange wohl hält die nach Wahrheit lechzende Seele solchen Wechsel täuschender Luftspiegelung aus — Wolkengebilde, die heraufziehen und nach einer Weile wieder verschwinden, um anderen Platz zu machen —, bis ein solch gehetzter Schüler der Weltweisheit verzweifelnd ruft: was ist Wahrheit? Der den Durst nach ihr in die Seele seines Ebenbildes gesenkt, sollte der unvermögend sein, ihn zu stillen? Beneidenswert wären dann die glücklicheren Geschöpfe wie Stein, Pflanze und Tier, die ohne diesen Durst ihr Dasein hinbringen. Oder darf das Ebenbild mit dem Schöpfer über den Ort rechten, an welchem der Allmächtige ihm die Lebensquelle offenbaren will, und daß er in dem geheimnisvollen Vermögen des Glaubens das Schöpfgefäß uns verliehen, an der geoffenbarten Quelle den Durst zu löschen? Wie so oft trat mir während der Vorlesung Zellers das erschütternde Herrenwort bei Jeremias vor die Seele: „Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen ihnen hier und da ausgehauene Brunnen, die doch löchricht sind und kein Wasser geben." Ich aber pries die Huld Gottes, frühe schon in frommer Lebensführung zu dieser Lebensquelle geleitet

1) Henke pflegte zu sagen, auch in Marburg scheine für die Unterrichtsbehörde maßgebend zu sein, daß ein ordentlicher Professor nichts außerordentliches zu wissen brauche, ein außerordentlicher aber nichts ordentliches wisse und dem entsprechend letzterer sich auch an der kümmerlichsten Besoldung genügen zu lassen habe.

Digitized by Google

worden zu sein und damit das befriedigte Gemüt frank und frei gemacht zu haben, mit reger Teilnahme dem fesselnden Wolkenzug zu folgen, seine mannigfaltigen, oft so grotesken Umrisse zu verstehen und wie sie doch nicht, mögen sie auch noch so sehr sich zusammenballen und um die Sonne lagern, dem Glaubensauge die Lichtgestalt verdunkeln können, die gesprochen: ich bin die Wahrheit, das Licht, die Geisteswelt zu erleuchten.

Der ehrwürdige Zeller ist der einzige von all meinen Lehrern des Gymnasiums und auch der Hochschulen, der heute noch in dem Uralter von mehr wie neunzig Jahren (geb. 1814) unter uns Lebenden wandelt, der einzige auch, der die den deutschen Professoren schwer zugängliche Ehrenbezeichnung einer Exzellenz in seiner Anspruchlosigkeit nicht begehrt, aber erhalten hat und seine Büste im Ringe der Männer, denen im Tiergarten zu den Füßen der Hohenzollern ein Platz eingeräumt ist, aufgenommen sehen könnte, wenn der Greis nicht die Stätte jahrelanger Wirksamkeit in der Reichshauptstadt mit seiner schwäbischen Heimat vertauscht hätte. Damals vor vier Jahren (1849) war Zeller von Bern nach Marburg als Professor der Theologie berufen worden. Trotz der lebhaften Einsprache von Thiersch, dessen unbeugsamer Wahrhaftigkeit widerstrebte, einen wenn auch noch o geistvollen, in seinem Wandel untadeligen Gelehrten zum Lehrer der künftigen Diener am Wort zu berufen, der wie hochbegabter Schüler und später Schwiegersohn des berühmten, bahnbrechenden Tübinger Baur so auch sein entschiedener Gesinnungsgenosse und Mitarbeiter in der Theologie war. Vielleicht hatte die mannhafte Einsprache doch die Folge, daß ich Zeller nicht mehr in der theologischen Fakultät vorfand; er war bereits unter die Professoren der Philosophie aufgenommen und seine Studien wie Schriften bewegten sich fortan auf diesem Gebiete. Es war kein von Haus aus ihm fremdes Gebiet, auch kein Neuland für seine fleißige Feder. Schon von dem 25jährigen Kandidaten der Theologie sind mir platonische Studien bekannt; fünf Jahre später hat der Tübinger Privatdozent sein klassisches Lebenswerk „Die Philosophie der Griechen“ in Angriff genommen.

Digitized by Google

Die anderthalb Jahre im anmutigen Marburg gingen nicht in den ernsten Studien und unter den Büchern auf. Natürlich nicht! Durch das Zusammensein mit Mutter und Schwester im eigenen, gastlichen Heim war dem Studenten Zutritt in einen größeren Kreis von Familien geöffnet, der bald enger gezogen werden mußte, um nicht in der Zerstreuung eines reichen geselligen Lebens unterzugehen. Der Kreis war nur auf Professoren- und Beamtenfamilien beschränkt; sie bildeten, wie es in kleinen deutschen Hochschulen leicht, fast selbstverständlich der Fall ist, die gegenüber den andren Bewohnern des Städtchens streng abgeschlossene „Gesellschaft". Wie Nachbarsleute in einer Kleinstadt kannte sich die Mehrzahl der in diese „Gesellschaft" Aufgenommenen; man wußte um einander, nahm Teil an den kleinen und großen Erlebnissen, die vielfach gemeinsame waren; man traf sich im Sommer bei Ausflügen in die reizende Umgebung, im Winter zu geselligem Spiel und auch Tanz zumal der jungen Welt im Museum oder in gastfreien Häusern, die dann auch Studenten geöffnet waren. Einzelne Familien hielten enger zusammen; dann waren es meist sogen. Leseabende, zu denen sich ein Kreis durchweg gebildeter Bekannte am häuslichen Herd reihum vereinte. Das ganze Leben dieser „Gesellschaft" und auch ihr geselliger Verkehr war in jenen Jahren, zumal im Vergleich mit den heutigen gesteigerten An[illegible]lichen und auch der größeren allgemeinen Wohlhabenheit, ungemein einfach, schlicht, den bescheidenen Lebensverhältnissen entsprechend. Das schmälerte nicht die Freude der Geselligkeit, war ihr im Gegenteil eine bessere, für Leib und Seele gehaltvollere Würze, als die gegenwärtig viel reicher mit Speise und Trank besetzten Tische sie bietet, bei denen vielfach die geistigen Bedürfnisse zu kurz kommen und die nicht gering zu wertende Kunst geistvoller Unterhaltung fast völlig verloren geht.

Auch aus dem Grunde war ich, wie erwähnt, in keine Studentenverbindung mit ihrer aufgenötigten Kameradschaftlichkeit eingetreten, um frei und uneingeschränkt mir Freunde werben zu können. Von edler Freundschaft, zumal in hoffnungsfreudiger, lebensfrischer Jugend geschlossen, halte und hielt ich zu hoch, um bei ihrer sorgfältigen Auswahl mir irgend welche Grenzen ziehen

Digitized by Google

zu lassen, sei es auch der eng und zufällig geschlossene Kreis von „Verbindungsbrüdern“. Treue, nach dem gleichen hochgesteckten Ziel strebende Kameraden fand ich in Marburg, mit denen ich verbunden blieb, wenn auch früher oder später die äußeren Lebenswege zum Teil weit auseinander gingen. Von einem der dort gewonnenen Freunde sei hier die Rede. Im ersten Halbjahr traf ich im Kreise von Wingolfiten mit einem dicht vor der theologischen Prüfung stehenden Studenten zusammen, dessen Erscheinung und auch Unterhaltung mich alsbald fesselte. Der günstige Eindruck war ein gegenseitiger. Wir traten uns alsbald näher; die freundschaftliche Begegnung wurde und blieb dann eine dauernde; von Mal zu Mal fanden wir neue geistige und gemütliche Berührungen, die sich wie goldne Fäden um uns legten. Mein rasch gewonnener Freund, ein Jahr älter wie ich, war dem Wingolf bereits entfremdet, nicht nur wegen der höheren Semester, die einen immer sich erneuernden Anschluß an eben von der Schulbank entlassene, zum Teil noch unausgewachsene „Füchse“ erschweren, mehr noch weil das müßiggängerische, vielfach so geistesöde Treiben auf der Kneipe oder der „Bude“ ihm zuwider geworden.

Karl Justi war in Marburg als Sohn des lutherischen Stadtpfarrers geboren und erzogen, von väterlicher Seite Enkel eines erst vor sieben Jahren (1846) verstorbenen hochangesehenen, vielseitig gebildeten und literarisch tätigen Superintendenten und Professors der Theologie und gleichzeitig der Philosophie. Von dem Großvater empfing er nicht nur den Rufnamen; zugleich auch ein reiches Erbe von Geistesgaben. Wenige Menschen sind mir begegnet, die im gleichen Grade als Beleg für den Erfahrungssatz

Digitized by Google

angeführt werden können, daß hervorragende geistige Gaben ab und zu nicht vom Vater auf den Sohn vererben, sondern, das erste Geschlecht überspringend, in gesteigertem Grade, wie wenn unbenutzte Zinsen zum Kapital geschlagen wären, bei dem Großsohn wieder zutage treten[1]). In diesem Falle auch Gaben

1) In liebenswürdig scherzender Weise wurde ich einst von einem solchen „übersprungenen" Sohne an den nun doch unbewiesenen Satz erinnert. Bei einem Festmahl vor etwa 30 Jahren hatte ich zum Tischnachbar den General Skobelew, eine prächtige Soldatengestalt mit schneeweißem Vollbart, die breite Brust wie ein gestirnter Himmel mit leuchtenden Großkreuzen als Zeichen kaiserlicher Anerkennung für geleistete Dienste besetzt, dem Aussehen nach ein kerngesunder, frischer und auch bedeutender Mann anfangs der sechziger Jahre. Ich drückte ihm meine Freude aus, den Platz neben dem berühmten Helden, dessen gefeierter Name in aller Mund, angewiesen erhalten zu haben. Lachend erwiderte der General in fließendem Deutsch: „Herr Pastor, nun halten Sie mich auch für meinen Sohn!" „Nein, gewiß nicht! Sie sind doch der kühne, unwiderstehliche General, der seinem Kaiser Chiwa zu Füßen gelegt?" „Der bin ich eben nicht; das ist mein Sohn, General wie sein Vater, er aber erst 36 Jahre alt. Von einem Deutschen hörte ich einst — so fuhr der liebenswürdige Nachbar fort — als Naturgesetz oder auch auffälliges Spiel der Natur bezeichnen, daß hervorragende Gaben von dem Großvater auf den Enkel gelangen und der Sohn dabei wie ein Enterbter leer ausgehe. Das hat sich in meiner Familie bestätigt. Mein Vater war armer Leibeigener; sein Herr gab ihn unter die Soldaten ab, damals gleichbedeutend mit Ausstoßung aus der menschlichen Gesellschaft. Als Gemeiner zog er unter Suworoff in den Krieg. Unter den Augen des größten russischen Heerführers zeichnete sich der Gemeine derart aus, daß Suworoff ihn noch auf dem Schlachtfeld zum Offizier beförderte. Und nun ging es rasch von Stufe zu Stufe wohlverdient in die Höhe. In einer mörderischen Schlacht riß ihm eine Kanonenkugel das rechte Bein weg; trotzdem führte er seine Truppe zum Sieg. Heimgekehrt hat der Kaiser den berühmt gewordenen „Stelzfuß" nicht aus dem Dienste entlassen; er starb hochbetagt auf dem Ehrenposten eines Kommandanten der Peter-Pauls-Festung in Petersburg. Von der genialen Begabung des Vaters ging nichts auf den Sohn über. Wenn ich es trotzdem bis zum General gebracht, danke ich es dem, als Sohn des berühmten Soldaten auf die Welt gekommen zu sein und — Sie kennen wohl, Herr Pastor, den Gang des Aufrückens auf der Stufenleiter der russischen Beamtenwelt im Krieg und Friede? — daß Gott mich so lang am Leben erhalten, um gemächlich ohne Verdienst von einer Stufe zur anderen bis zur hohen Exzellenz emporgehoben zu werden. Mein Sohn

Digitized by Google

gleicher Art und Vielseitigkeit, daß meines Freundes empfänglicher, verständnisvoller Sinn wie bei dem Großvater ebenso wie von der Theologie (die Justis sind ein altes, kurhessisches Pastorengeschlecht) auch von der Kunst und den sogenannten schönen Wissenschaften gefesselt wurde. Der Großvater konnte noch zu seiner Zeit und begünstigt von dem herrschenden Rationalismus beide Seiten pflegen und in ihnen durch Wort und Schrift lehrend tätig sein; der verstorbene Superintendent war zugleich an der heimischen Hochschule gefeierter Professor der Theologie und Philosophie. Unsere Tage sind andere geworden; sie treten mit einem unerbittlichen Entweder-Oder an den Begabten heran, will er etwas Tüchtiges auf dem einen oder anderen Gebiet leisten. Vor die entscheidungsvolle Wahl gestellt, folgte mein Freund der stärkeren Lockung der Kunst, nicht weil er im Fortgang der Studien mit der Theologie zerfallen wäre und sich völlig von ihr abgewandt hätte,[1]) vielmehr weil bei aufmerksamer Prüfung die größere Neigung und auch Begabung ihn auf das künstlerische Gebiet hinwies. Wer seinen Lebenslauf aufmerksam verfolgt und die hervorragenden Leistungen auf dem von ihm erwählten Arbeitsgebiet zu werten weiß, sagt sich, daß die Wahl eine zutreffende, die von Gott gewiesene war.

Zumeist trafen wir uns auf Spaziergängen und auch bis

---

aber, glücklich und klug in der Wahl seines Großvaters, hat dessen reiches Erbe an genialer militärischer Begabung angetreten, größer und bedeutender als es mein Vater hinterlassen, da ich nicht einmal die Zinsen erhielt und sie jahrelang zum Kapital zugunsten meines Sohnes geschlagen wurden." Der liebenswürdig-bescheidene Mann, der mit Vaterfreude und Stolz sich an dem Ruhme des Sohnes sonnte und sich und die eigene Tüchtigkeit in ungerechtfertigten Schatten stellte! Während des Türkenkrieges, als ich mit dem jüngeren Skobelew in seinem Schmollwinkel in Sistowa zusammentraf, erzählte ich ihm dies Wort des Vaters. Er lachte darüber; von des Vaters selbstloser Bescheidenheit hatte er nichts geerbt, auch nicht diesen vorhandenen Teil des großväterlichen Erbes angetreten.

1) Die tiefe, gehaltvolle Studie über des großen Michelangelos Sibyllen und Propheten in den Deckengemälden der Sixtina zeigt, wie sehr Justi auch die alttestamentlichen Forschungen der Gegenwart kennt und es versteht mit selbständiger Feder in knapper Linienführung doch ein scharfumrissenes, zutreffendes Bild der einzelnen Propheten zu zeichnen.

Digitized by Google

nach der Amöneburg und dem Kloster Haina ausgedehnten Wanderungen in die reizende Umgebung Marburgs, zu denen ich den Freund abzuholen pflegte. Allzeit, auch in den heißesten Sommertagen, fand ich die hochaufgeschossene Gestalt des unermüdlich fleißigen Kameraden über den Büchern an dem stark benutzten einfachen Studenten-Stehpult — es hat heute noch seinen Platz in der Bonner Studierstube des berühmten, nun mehr wie siebenzigjährigen Kunstforschers — oben in der stillen, abgelegenen Klause des alten lutherischen Pastorates, in dem vor Jahrhunderten Priester und Mönche gehauset haben mögen. Der ungefüge, massive Bau mit Mauern wie einer mittelalterlichen Trutzburg bietet einen fesselnden Beleg, wie Marburg seine Häuser in den steil den Berg hinaufsteigenden Straßen auszuführen hat. Die Vorderseite steht noch an der für die Kirche dem Berge abgerungenen, so prächtig gelegenen Plattform und ihrer schattenspendenden Baumallee; durch eine schmale, steinerne Pforte in der dem Schloßberg zugekehrten Rückseite tritt man in das Haus ein, nicht in das Erdgeschoß, vielmehr in das dritte oder vierte Stockwerk. Eine alte, breite, schon etwas hinfällig gewordene Treppe führte einen Stock höher noch in das lauschige Arbeitszimmer des Kameraden mit seiner unvergleichlich schönen Fernsicht über die Plattform vor der Kirche und die Wipfel der Bäume weg, weg auch über das Städtchen in das sonnverklärte, zwischen Hügelreihen sich ausbreitende, im blauen Duft der Ferne verschwimmende Lahntal. Ein prächtig gelegenes Gelaß, so recht das weltabgeschiedene Studierzimmer eines Künstlers und Gelehrten; an den Wänden wertvolle Kupferstiche italienischer Meister, auf den Büchergestellen eine ausgewählte, für einen Studenten reiche Sammlung von Werken, an deren sorgfältig und geschmackvoll gehaltenem Äußeren schon man die Liebe des Eigentümers für seine Bücher erkennen konnte, ihm wertere Trösteinsamkeit bietend als der zerstreuende Verkehr mit Alltagsmenschen. Wie ein gelehrter Benediktiner-Mönch in evangelischem Gewande hausete der Freund in der hoch über das Treiben auf der Straße ragenden Zelle, inmitten seiner liebsten Kameraden, den Büchern, in der ständigen Nähe seiner mit seinem Geschmack ausgewählten Kunst-

Digitized by Google

werke. Selten oder nie habe ich einen fleißigeren Menschen gesehen. Von frühauf hatte Justi Leib und Seele in so strenge, aber wohlüberdachte Zucht genommen, daß sie bereits dem Studenten gefügig waren, den stärksten Anforderungen an ihre Leistungskraft zu entsprechen. Planmäßig durchgeführter Wechsel der Arbeit ward ihm zur Erholung. Die frühen, von der kurzen nächtlichen Ruhe frischen, und durch keine äußeren Vorgänge noch behelligten Morgenstunden waren streng wissenschaftlichen, philosophischen Studien zugewiesen[1]); machte sich nach Stunden eine begreifliche Abspannung und Ermüdung geltend, dann wurden etwa geschichtliche oder sprachliche Arbeiten vorgenommen, ein Dichterwerk, das Werk eines Künstlers zu verständnisinniger Betrachtung herangezogen. Bis auf Speise, Trank und Schlaf erstreckte sich die streng eingehaltene Lebensordnung; sie mußten ebenfalls dienstwillig mithelfen, Körper und Geist die unbedingt erforderliche Spannkraft zur Ausrichtung der an sie gestellten starken Ansprüche zu verleihen.

Wesentlich in solch planmäßiger, zielstrebiger Erziehung zur Arbeit und ihres großen Erfolges gefördert wurde Justi durch ein staunenswertes, ebenfalls von frühauf geübtes und geschärftes Gedächtnis, damit verbunden eine ebenso hervorragende Sprachengabe. Wie oft, fast regelmäßig, wenn die rege Unterhaltung sich der heiligen Schrift zuwandte, überraschte er den staunenden Kameraden, daß er lange Stellen aus den Psalmen und Pro-

1) Wie weit auch in späteren Jahren noch Justi diese peinlich erscheinende Fürsorge für sein geistiges Arbeiten trieb, ein kleiner Beleg. Er besuchte vor Jahren seinen Freund in Petersburg, um die reichhaltige, vorzügliche, leider im Ausland wenig gekannte Gemälde-Sammlung der Eremitage zu studieren. Mit dem Glockenschlag der Öffnung war er an Ort und Stelle und sicher der letzte, der nach sechs Stunden die spärlich besuchten Prachtsäle verließ; was sonst noch die schöne Stadt im hohen Norden an fesselnden Anziehungspunkten besitzt, ließ den Kunstforscher völlig kalt und gleichgültig. Das Frühstück mußte ihm in die Herbergsstube gebracht werden, damit am gemeinsamen Kaffeetisch der für die Arbeit in der Eremitage gesammelte Geist nicht zerstreut werde und die Lichtbilder ihrer Gemälde auf eine von der Wirklichkeit nicht angehauchte Platte der Seele falle.

Digitized by Google

pheten in hebräischer Sprache anführte, ebenso ganze Reden des Herrn, große Abschnitte der apostolischen Sendschreiben in griechischer. In gleicher Weise waren ihm lebende Sprachen, auch im Wortlaut ihrer Dichter geläufig. Kam die Rede auf Shakespeare oder Molière, auf Dante oder Cervantes, so wußte Justi die angezogenen Stellen in der Dichter Muttersprache wiederzugeben. Während er sich auf die theologische Prüfung vorbereitete — nur so nebenbei, ohne Unterbrechung seiner Lieblingsstudien —, konnte ich bewundernd mich davon überzeugen, daß dem Freunde z. B. Hases Kirchengeschichte stellenweise bis zu dem knappen, in Lapidarstil gefaßten Satzgefüge des berühmten Verfassers in „Fleisch und Blut" des Gedächtnisses eingegangen; ähnlich in den übrigen Sonderfächern der Theologie eine so sichere, tiefgehende Beschlagenheit, daß sie manchen prüfenden Professor hätte in Verlegenheit setzen können. Begreiflich bei alle dem, daß Justi eine ungemeine Belesenheit besaß. Er las je und je mit der Feder in der Hand. Nicht um sich Auszüge, Sammlungen zum raschen Nachschlagen anzulegen, vielmehr um auf diesem nicht leichten Umweg zum vollen und tiefen Verständnis des Schriftstellers zu gelangen, ihn zu gerechter Beurteilung zu bewältigen, unter Umständen über solch mühsamem Lesen sich von der Seele „wegzuschreiben", was bei eingehender Prüfung sich ihm als irrig erwies. Er bedurfte solcher Aussprache. Fand er für sie keine verständnisvollen Menschen in der Nähe — bei seinem zurückgezogenen, fast menschenscheuen Leben war es meist der Fall —, dann mußte das Papier dem einsamen Gelehrten zuhören. Vor mir liegt eine Reihe seitenlanger Briefe, in denen er dem Abwesenden nicht so sehr das Herz als seine Geistesarbeit ausschüttet: gehaltvolle Abhandlungen über das, was er gelesen, die auch heute noch nach einem halben Jahrhundert den Besitzer auch um des später berühmt gewordenen Forschers willen fesseln.

Schon in jenen Jahren der Ausrüstung hat Justi auf seinen Studienwegen die scheinbar entlegensten Gebiete unverdrossen betreten, um ein volles, gesättigtes Verständnis dessen zu gewinnen, was seinen regen Geist gerade beschäftigte. Daher auch die oft verblüffende Vielseitigkeit seines Wissens, die staunens-

Digitized by Google

werte Belesenheit und wie er beides dank seinem Gedächtnis je und je zur Hand hat und als echte Künstlerseele diesen Besitz so gar nicht protzig dem Leser unter die Augen stellt. Zahlreiche, wertvolle Proben dieser gewissenhaften, bis ins Nebensächliche, scheinbar Entlegenste vordringenden Forschung bieten Justis Schriften an unzähligen Stellen; sie alle legen beredtes Zeugnis ab, daß der Kunstforscher über der Arbeit selbst zum Künstler geworden, der in seiner formvollendeten Darstellung alle Schwere mühsamer, massiger Vorarbeit beseitigt hat und den Leser völlig unbehelligt von dem Schweiße des Erwerbens läßt, ihm nur reife, kostbare Frucht in goldner Schale darreicht. Nur an eine fesselnde Stelle sei erinnert. In dem meisterhaft geschriebnen Leben des Velasquez erklärt und rechtfertigt Justi die in den Gemälden des genialen spanischen Künstlers dargestellten Streitrosse, die uns bei raschem, oberflächlichem Aburteilen leicht als unbeholfen und ungeschickt gezeichnet erscheinen, daß wir solche schwerfälligen, klotzigen Gäule kaum mehr vor ein Lastfuhrwerk spannen würden, geschweige denn sie einem Könige als Leibroß anbieten dürften. In seiner ungemein fesselnden Begründung zeigt Justi eine bewundernswerte Kenntnis der Pferdezucht, des Reitwesens selbst bis in die sachgemäßen Ausdrücke der Aufzäumung jener entlegenen Zeit und dies alles in so leichter, ansprechender Form, als ob wir dem fesselnden Geplauder eines gewiegten Pferdekenners und Gestütmeisters und zwar des siebzehnten Jahrhunderts zuhöreten.

Die langsame Loslösung von der Theologie hin zur Philosophie hub schon während unsres Zusammenseins in Marburg an. Auch dem Freunde gegenüber war der Einsiedler wortkarg inbetreff der in seinem Innern sich vollziehenden Wandlung, solange sie für ihn selbst keine scharfumrissene Gestalt angenommen. Bei seiner großen Vorliebe und auch Begabung für geschichtliche Betrachtung glaubte ich anfänglich, daß Justi wie sein Lehrer Zeller die Geschichte der Philosophie zu seinem besonderen Studienfach erwählen würde. Bald aber machte sich ausschlaggebend das überkommene großväterliche Erbe für Kunst und schöne Wissenschaft geltend. Nicht um sich zu einem ausübenden Künstler aus-

Digitized by Google

zubilden und doch auch wieder, um mit dem kongenialen Auge eines Künstlers die Kunst und ihre Meister zu betrachten, und was er an ihnen nachdenkend, feinfühlig nachsinnend erschaut, dies als auch ein Künstler von Gottes Gnade in formvollendeter Gestalt schön und wahr und gut zu verkünden. Die Jugendneigung zur Geschichte trat auch da zutage wie die frühe Lust am Betrachten von Bildern. So hat Justi mit geweiheter Künstlerhand und in strenger Schulung eines gelehrten Forschers eine Reihe von Künstlern und ihren Werken gezeichnet und zwar in so vollendeter Weise, in so sprechend ähnlicher Anschaulichkeit, daß sie als unübertroffen, ja selbst unübertreffbar gepriesen werden. Der Marburger Jugendfreund steht auf seinem Gebiete heute da als weithin durch die Lande anerkannter Meister und auch Künstler.

Unsere Lebenswege sind in dem abgelaufenen halben Jahrhundert weit auseinandergegangen, nicht nur dem Raume nach. Mit treuer, für reichen geistigen Genuß und Gewinn von Herzen dankbarer Liebe habe ich dem einstigen Jugendgenossen auf den eingeschlagnen andren, mir von frühauf nicht völlig fremden Wegen nachgeschaut und über der heißen, jahrzehntelangen Arbeit wesentlich unterschiedlichen Berufslebens den von dem Kameraden aus dem reinen, klaren Quell edler Kunst geschöpften, allzeit in feingeschliffnem Glase gereichten Labetrunk zur Erquickung und auch Stärkung des eignen köstlichen Berufes genossen. Das hat gelockt und verführt, in diesen Erinnerungsblättern aus goldner Jugendzeit ausführlich von dem einstigen Studiengenossen zu erzählen, auch ein Bildchen beizufügen, wie der heute so berühmte Kunstforscher vor mehr wie einem halben Jahrhundert ausgesehen. Das Freundesauge ruht noch immer gern auf den ernsten, tiefen Zügen, die wohl nicht nur ihm leise schon andeuten, was aus dem damaligen Jüngling nun geworden.

Und immer wieder neue, fesselnde Bilder aus frischer, fröhlicher Burschenzeit in dem schönen Marburg steigen auf und wollen nicht dem Vergessen anheim fallen. So seien ein paar

Digitized by Google

von heiterer, ausgelassener Jugendlust in diese Erinnerungsblätter eingezeichnet.

Da kommt eines Tages Henkes ältester Sohn Wilhelm, der vor ein paar Jahren entschlafene berühmte Professor der Anatomie, mit der dringenden Bitte zu seinen Kameraden, in später Abendstunde ein Ständchen seiner „Liebsten", wie es im Burschenlied heißt, zu bringen. In dem befreundeten Nachbarhause von Professor Sybel war dessen Schwägerin, Fräulein Anna Eckhardt aus Darmstadt, zum Besuche eingekehrt und hatte rasch das leicht entzündbare Herz des jungen Studenten in Flamme gesetzt. Ein paar Tage nur brannte die Liebe, „von der niemand weiß", nicht einmal das geliebte Wesen, heißer wie Feuer und Kohle; dann aber brach die Flamme lichterloh durch und suchte in einem Ständchen offenbar zu werden. Wir vier oder sechs Kameraden sagten dem Freunde den begehrten Liebesdienst zu, wenn wir auch die nicht kannten, der die Huldigung galt. In der nächsten „mondbeglänzten Zaubernacht" standen wir unter Führung des liebeglühenden Henke vor dem Fenster der Herbergsstube in dem Eckhause der Untergasse und schmetterten und seufzten den ganzen Vorrat unsrer Liebeslieder mit einer Nachtigall um die Wette in die stille, linde Maienluft. Angefangen von dem Liebesbekenntnis „Steh' ich in finstrer Mitternacht" waren wir schon an der „Loreley" vorbei und wußten nicht die von ihr angeregte Trauer zu deuten. Wir waren weiter bei dem uns gefallenden Ännchen angelangt, die wir aber nicht aus Tharau sein ließen, sondern aus dem nähergelegenen Darmstadt; da machte uns glückstrahlend Henke aufmerksam, wie hinter dem niedergelassenen Vorhang des Fremdenzimmers im zweiten Stock der Schattenriß einer Frauengestalt sichtbar ward, offenbar die Gestalt der Edlen, der unser Minnegesang galt. Doch das Verhängnis reitet schnell. Dieses Mal in der Studenten unliebsamen Gestalt des alten „Pudels", der, für Liebeslieder unempfänglich, unsren Gesang — schön zum Erweichen der Steine und brave Bürgersleute in nachtwandelnder Zeit rasend zu machen — für eine den beiden Professoren Sybel und Zeller dargebrachte Katzenmusik gehalten haben muß. Ich fürchte meine laute und nicht immer

Digitized by Google

tonrichtige Stimme hat beigetragen, dem Braven den Gehörwahn zu verursachen, infolgedessen er wider uns mit dem Griffel des Gesetzes einschreiten wollte. Wir in unsrem edlen Dienste aufgescheuchten Minnesänger hatten flinkere Beine und entkamen ungefährdet der hinter uns her keuchenden „Obrigkeit". Andren Tages fiel mir das in der Nacht so wonneselige Gesicht des Verliebten auf; es war nun ebenso bleich in die Länge gezogen, wie es liebeglühend und seelenvergnügt gestern in die Breite gegangen. Ach, Henkes „Mine", der „Annchen aus Darmstadt" gute Freundin, hatte dem Bruder die schreckliche Mär berichtet, daß er uns vor dem falschen Fenster aufgestellt und die gefeierte Jungfrau hinter dem Vorhang die alte, dicke Köchin gewesen, die im süßen Gedenken der ihr, nun gar von Musensöhnen, dargebrachten Huldigung beim Mittagsmahl des armen Professors und seiner Familie mit Einschluß der Schwägerin die Suppe versalzen habe.

In der nun abgebrochnen „Ditmarei" hatte sich auch ein Student der Chemie eingenistet, Sohn eines gewesenen Ministers, aber von der als geizig verschrieenen Stiefmutter in bedauernswerter Weise knapp gehalten. Angehende Chemiker haben meist ein besonderes Geschick, unschöne Spuren ihrer Kunst nicht grade in kunstfertiger Weise auf Kleider und Wäsche anzubringen und darüber zur Rede gestellt, sich wie der Jude beim schlecht erworbenen Gewinn mit dem Satz zu rechtfertigen: non olet. Aus dem fadenscheinigen, stark abgenutzten und befleckten Rock, hinter der schon am Montag nicht mehr ganz saubern Wäsche reckte sich der blasse, mit Sommersprossen übersäete, mit rötlichen struppigen Haaren eingefaßte Kopf eines herzensguten Jungen empor, dessen braves Herz reiner Mädchenliebe nicht unzugänglich war. Nun wohnte der „Ditmarei" gegenüber die hochachtbare Witwe von M. mit ihren drei blühenden Töchtern. Die Straße war eng; Nachbarsleute saßen sich wie zum Zwiegespräch nahe gegenüber. Es währte nicht lange und der Chemiker mit dem liebebedürftigen Herzen, aber ohne Spiegel für seinen äußeren Menschen, verfiel auf den verwegenen Gedanken, daß seine stille, heiße Liebe zu einer der drei Schwestern erwidert werde. Stundenlang konnte der Musensohn am Fenster sitzen und zwar nicht über die

Digitized by Google

Bücher gebeugt. Die Nachbarin klagte meiner Schwester ihre Not. Sie wage kaum mehr am offnen Fenster frische Luft zu schöpfen; kein noch so deutliches Zeichen, daß ihr solch zudringliche Nachbarschaft lästig sei, verschlage; sie komme sich in ihrem so gemütlichen Heim wie in einer eng eingeschlossnen Festung vor. Dem gutmütigen Kameraden hatte ich die offenherzigen Auslassungen mitzuteilen; er glaubte ihnen nicht. So mußte zu einem „Pferdemittel" gegriffen werden, um den Leidenden von seinem Wahne zu heilen; ich glaubte es wagen zu dürfen. Eines Tages, während der unsaubere Chemiker im Laboratorium beschäftigt war, ging ich auf seine „Bude", zu der der Zugang mir allzeit offen stand, holte unter der für die Waschfrau bereits abgelegten Wäsche, unter den abgetragenen Kleidern die schlimmsten hervor und hängte sie vor das Fenster mit dem weithin sichtbaren Vermerk: „Billigster Ausverkauf". Mit Hilfe des uns beiden befreundeten Stubennachbars — ich verschweige seinen Namen, der heute weithin guten Klang hat — wurden dann noch zum Schluß sämtliche Möbel des Zimmers, als ob es sich um eine Stuben-Verrammelung handle, über- und untereinander gestellt, und nun lagen wir auf der Lauer. Punkt zwölf hörten wir den hungrigen Studenten die Treppe hinauf stürmen; er war gewohnt, dann schon den Tisch zum einfachen Mahle gedeckt vorzufinden. Eine kleine Pause; dann ein lautes Donnerwetter über den ihm gespielten Studentenstreich; dann kam ein Trödlerjude nach dem andern von der Straße herauf; wir hörten ihr „nichts zu handeln" und als Antwort heftige Zornesausbrüche, bis endlich einer der Hinausgeworfenen auf das Aushängeschild von dem billigen Ausverkauf verwies. Nun dämmerte dem bis dahin Ahnungslosen das ihm gespielte Stück auf. Ach, der Unglückliche! Er hatte sich über die verstellten Möbel rasch getröstet, als er bei einem raschen Blick nach dem Nachbarhaus seine „Flamme" zum erstenmal mit freundlichem Lächeln und, wie er deutete, teilnahmvoll am offnen Fenster erblickte. Der süße Wahn von endlich gefundner Gegenliebe verflog rasch, als er ans Fenster eilte und den argen, ihm gespielten Schabernack erkannte und zugleich, daß die gezeigte Teilnahme von gegenüber in helles, fast schadenfrohes

Digitized by Google

Lachen ausbrach. Außer sich vor Wut, stürmte er in die Nachbarbude und wenn er nicht der sanfte, gutherzige Bursche gewesen, würde er wohl die ihm angetanene Beleidigung mit Blut geahndet haben. Nun setzte ich dem guten Jungen auseinander, wie nur dies grausame Mittel ihn von seinem törichten Wahn habe heilen können. Und in der Tat, nach kurzer Besinnung kam die Heilung. Das schadenfrohe und spöttische Lachen des Mädchens gegenüber hatte wie ein kaltes Sturzbad auf den Verliebten gewirkt. Das Fenster wurde mit einem dichten Vorhang verhüllt; hinter demselben saß der Chemiker, keine verstohlene Blicke mehr über die Straße werfend, sondern eifrig über den Büchern der Chemie, um in ihren Gläsern und Retorten Trost für die entschwundene „zarte Sehnsucht, süßes Hoffen, der ersten Liebe goldne Zeit" zu suchen und auch zu finden.

Das dritte Halbjahr der Studienzeit ging zu Ende; mit ihm der unvergeßlich schöne Aufenthalt im reizenden, nach jeder Seite hin so anmutvollen Marburg. Der Abschied fiel herzlich schwer. Auch die Aussicht, die kleine, liebgewonnene Hochschule des anheimelnden Hessenlandes mit der gefeierten in Berlin zu vertauschen, war nicht lockend genug, die Loslösung von so vielen holden Banden der Musenstadt zu erleichtern. Mutter und Schwester hatten keine Lust, nach dem Norden mitzuziehen und dem Sohn und Bruder auch dort in der Ferne ein warmes, trautes Nest zu bereiten. Und ob wohl am fremden Ort so leicht Ersatz für den in Marburg zurückgelassenen schönen Freundeskreis von Professoren und Beamten, von hochgesinnten Studiengenossen gefunden werde? Viele Erinnerungsblätter an die Hochschule und auch an das frohgemute Burschenleben in Marburg haben sich in der wohlgehüteten Sammelmappe bis heute erhalten. Eins davon sei auch hier in stark verkleinertem Lichtbilddruck mitgeteilt. Ein Freund von der Gießener Hochschule, der ein paar Tage in Marburg weilte, hat es mit trefflicherer, geschickter Hand ins Album gezeichnet, ein Bild von dem heiteren Leben und Treiben so mancher Musensöhne in der reizenden Umgebung

Digitized by Google

Marburgs. Das schöne Bildchen ist nicht so getreu herausgekommen, wie es, leicht mit Farbentönen ausgemalt, von dem kunstbegabten Musensohn in das Album gezeichnet ist, und doch: wer vor mehr wie hundert Semestern im lieblichen Städtchen geweilet, wird mit Lust in den schwach zum Vorschein gekommenen Umrissen unverkennbar Gestalten wiedererkennen, die damals stadtbekannt waren. In dem stattlichen Burschen, das drei-

farbige Cerevis-Mützchen auf das dichte Haupthaar gestülpt, mit eng anschließendem Sammtrock, so flott in „Koller und Kanonen", der seinen Arm um die Schwälmer Bäuerin in ihrer kleidsamen, bis auf den heutigen Tag treu festgehaltenen Tracht „in allen Ehren" legt, hat der Zeichner selbst sich in sprechender Ähnlichkeit dargestellt; am Tisch vor dem Bierglas und im Angesicht von Schloß und Elisabethkirche zwei damals durch manchen losen, ausgelassenen Streich stadtbekannte Korpsburschen, mit dem von den Kindern gefürchteten Korpshund zu ihren Füßen. Am prächtigsten getroffen sind die drei Jammergestalten von Dorfmusikanten, die alle Kirchweihen in der Umgebung, alle Ver-

Digitized by Google

gnügungsgärten und Kneipen mit ihren mißtönigen Instrumenten bis zum Erbarmen unsicher machten und dennoch in ihrer gutmütigen, harmlosen Erscheinung, die auch ihnen einen Platz unter den unbeweglichen Gütern der Hochschule verschafft, selbst einen verschuldeten Studenten zur Herausgabe seines letzten Pfennigs in fröhlicher, sorgenloser Laune veranlassen.

Digitized by Google

13. Auf der Hochschule in Berlin.

Ein prächtiger, sonnenklarer Herbst hatte 1854 weithin in deutschen Landen seinen Einzug gehalten; alle Wetterzeichen und Wetterdeuter wiesen auf dauernden Bestand hin. Da hielt es den wanderlustigen Musensohn nicht mehr länger in den Straßen und Gassen der lieben, alten Vaterstadt, in der Mutter und Schwester sich wieder häuslich eingerichtet. Sobald nur der siebente Kirchentag vorüber, der an der gleichen Stätte in der Pauls-kirche gehalten wurde, in welcher 1848 die deutsche National-versammlung getagt, und bei welchem Anlaß ich zum ersten Male Wichern gesehen und gehört,[1]) zog es mich hinaus in die weite, weite Welt. Auf der bereits von Marburg her bekannt gewordenen Strecke bis Eisenach mit der Bahn; von da ab auf dem schönsten, genußreichsten Reiseweg: frei und frohgemut hinaus auf die Landstraße. Zunächst freilich ein mehrtägiger Halt unten im freundlichen Städtchen am Fuße der Wartburg. Welcher deutsche Jüngling und zumal evangelische Student könnte eilenden Fußes an der liedverklärten Schutz- und Trutzburg vorüberziehen, in der unser deutscher Reformator als „Ritter Jörg" das Wort Gottes in unser geliebtes Deutsch gedolmetscht und damit seinem Volk eine „gute Wehr' und Waffe" um Herz und Gewissen gelegt, die der „arg-böse Feind" nun dennoch unangetastet sta'n

1) In den Fliegenden Blättern aus dem Rauhen Hause (Juli 1905) habe ich die bei jener Versammlung und von dem „Vater der Inneren Mission" gewonnenen Eindrücke zu schildern versucht.

Digitized by Google

lassen muß. Auch im zwanzigsten Jahrhundert! Nach kurzer Rast am denkwürdigen Orte wurde der Koffer nach Berlin vorausgesandt, der nötige Wäschebedarf in den Ranzen gepackt und nun als ein echter Wandersbursche mit dem Felleisen auf dem Rücken, statt des Knotenstocks den kräftigen Regenschirm in der Hand, hinein ins lockende, kerndeutsche Land, nach Ilmenau, Paulinzelle, Rudolstadt, weiter an der Rudelsburg vorbei nach Kösen, das damals noch nicht den zutreffenden Beinamen der „Berliner Kinderstube" hatte, bis nach dem fernen Dresden.

Welch eine Fülle herrlichster Landschaften birgt doch unsre deutsche Heimat, an sonnigen, wonnigen Tagen anzuschauen wie ein Garten Gottes auf Erden! In dem schönen Garten der auserwähltesten Stellen eine das Thüringerland mit seinen waldbestandenen Bergen, mit seinen fruchtbaren Tälern. Gar viel hat der bevorzugte Erdenfleck dem einsamen, mit offenen Augen und Ohren lauschenden Wanderer damals alles zu berichten gehabt, die Burgen oben auf den Bergeshöhen, die Kirchen unten im Tale, vergangner Heldentage ehrwürdige Zeugen, die auch in ihren malerischen Trümmern noch so schön und beredt sind. Wo die Geschichte mit ihrer reichen und fesselnden Kunde von wackern Söhnen und Töchtern des hier seit Urzeiten angesiedelten Volksstammes verstummt, tut in dem alten, epheuumrankten Gemäuer Sage und Legende den sangesfrohen Mund auf und meldet herzerquickend reiche und gute Mär von dem, was hier einst in Freud und auch Leid erlebt ward. Ja selbst da und dort an lauschigen weltverborgenen Bergeshalden gesellt sich zu ihnen das deutsche Märchen, das auf den waldbestandenen Höhen, in felsigen Schluchten des schönen Ländchens einen Heimsitz sich aufgesucht. Die drei treuen, guten Kameraden, Geschichte und Sage und Märchen, weisen hoch hinauf in eine im blauen Duft der Ferne verschwimmende Zeit, da „Heliand" bei seinem Siegeszug um die Erde auch in diese Lande gedrungen und vor seiner Lichtfülle aus der Höhe die dunklen Gestalten der heidnischen Götter grollend in finstere Bergesschluchten sich zurückziehen mußten. Da hausen sie freilich noch, die holden Unholde, und verlocken einen Tannhäuser in die Tiefe des Hörselberges aus der beseligenden Nähe

Digitized by Google

des „Friedekindes Gottes“ in die verlangenden Arme der Venus. Über solch fesselnder Kunde verstrich rasch dem Wanderer die Zeit. Er empfand weder Müdigkeit, wenn auch an jedem neuen Tage bis zu fünfzig Kilometer mit Sack und Pack zurückgelegt wurden, noch büßte er die heitere Laune ein, wenn mitten am sengend heißen Tage in der Nähe der Rudelsburg ein schweres Gewitter mit heftigem Platzregen niederging und den wehrlos ihm preisgegebenen Burschen bis auf die Haut und den letzten im Ranzen geborgenen Faden durchnäßte. Gegen solche Wechselfälle war Leib und Seele von früh auf gefeit, daß oben an der Rudelsburg das wohlbekannte Studentenlied: „An der Saale hellem Strande stehen Burgen stolz und kühn“ mit lauter Stimme in den platschenden Regen gesungen wurde. Nach dem unwiderlegbaren Spruch „und wenn's genug geregnet hat, dann hört's von selber wieder auf“ fand auch dieses Unwetter sein Ende.[1]) Unten am Herdfeuer in Kösen wurden die durchnäßten Kleider getrocknet; das starke Schuhwerk hatte keinen Schaden gelitten. So ging es denn anderen Tages wohlgemut weiter nach Dresden.

Eine ganze Woche war für „Elbflorenz“ angesetzt. Unter den lockenden Mächten, die nach Berlin zogen, stand nicht in hinterster Reihe die Kunst. Noch ehe ich die goldene Inschrift an dem neuen Museum in der Reichshauptstadt gelesen „artem non odit nisi ignarus“, war ich eifrig bemüht, nicht als ein Unwissender vor der hehren Himmelstochter zu stehen. Das hatten mir nicht nur die alten Griechen angetan; in gleichem Grade bedurfte und begehrte der angehende Theologe solch tiefgehende Belehrung für seinen Lebensberuf. Was die Vaterstadt bot, war reichlich benutzt. Während der drei letzten Jahre im Gymnasium

1) Der schweigsame Moltke hatte seinen Spruch damals noch nicht kundgetan. Erst sechzehn Jahre später während des französischen Krieges tröstete er seine völlig durchnäßten, auf durchweichtem Boden am qualmenden Beiwachtfeuer gelagerten Soldaten mit dem ebenfalls unbestreitbaren Worte: Jungens, seht nicht verdrießlich drein und macht euch nichts daraus. Und wenns auch noch die ganze Nacht durch regnet, dringt doch kein einziger Regentropfen unter die Haut.

Digitized by Google

verbrachte ich regelmäßig wöchentlich einmal ein paar Stunden in der der Stadt vermachten Städelschen Gemäldesammlung in der neuen Mainzerstraße, deren auch damals schon nicht unbedeutende Schätze mir bald und nicht völlig verständnislos vertraut wurden. Die starken Lücken für die Kunde von dem Werdegang der Malerei wurden in der reichen Kupferstichsammlung des Instituts zu ergänzen gesucht. Der liebenswürdige Direktor Passavant, der, dem erwähnten (S. 115) Kreise der Romantiker in seiner Vaterstadt nicht fernestehend, bereits 1839 als der Ersten einer ein seiner Zeit gepriesenes Leben Raffaels von Urbino geschrieben, bot wohlwollende Anweisung in Benutzung der Kunstwerke; der rege Eifer eines Gymnasiasten war ihm bei seiner Leitung des Kunstinstituts ungewohnte Sache. Marburg gewährte kaum eine Förderung; nur bei Justi sah und hörte ich etwas von Kunst. Auch durch Kugler's Handbuch der Kunstgeschichte war mir Berlin als die Stätte bekannt, an der am anschaulichsten die Geschichte der Malerei studiert werden könne: im alten Museum eine umfassende Berücksichtigung und gute, lehrreiche Vertretung fast aller Schulen, wenn auch keine einzelne durch Meisterwerke ersten Ranges bevorzugt ist wie etwa die später wiederholt besuchten Sammlungen in Dresden und Wien, in Florenz und Madrid, in Paris und Petersburg. Wie zur teilweisen Ergänzung der in Frankfurt gewonnenen Eindrücke und ihrer Auffrischung, zugleich auch als Vorbereitung für das geplante genauere Studium in Berlin war der Aufenthalt in Dresden bestimmt.

Eine unvergleichlich herrliche Woche die acht Tage in Elbflorenz, mutterseelenallein im ungestörten Genuß der auserwählten Meisterwerke der Malerei! Ich hatte mich in der nahgelegenen Wilsdrufferstraße eingemietet. Sobald nur des Morgens die Sammlung zugänglich war, trat ich ein und war sicherlich der letzte, der am Nachmittag die geweihten Räume verließ. Grade die herrlichsten, gepriesensten Kunstwerke waren mir nicht fremd; welch ein Unterschied aber zwischen dem Schwarzdruck auch der vorzüglichsten Kupferstiche und dem farbenleuchtenden Gemälde der begnadeten Künstler selbst! An jedem Morgen, noch ehe der geräuschvolle Schwarm der Reisenden die feierliche Stille der

Digitized by Google

Räume verscheuchte, wallfahrtete ich allem zuvor hin zu Raffael und Holbein, zu Tizian, Paulo Veroneſe und Correggio. Lange, lange blieb ich wie mit gehaltenem Atem in die Betrachtung ihrer Meiſterwerke verſenkt, ſchweigend, daß ſelbſt kein Wort der Beurteilung, kein Ausdruck des Entzückens in der Seele verlauten durfte, bis die Gemälde Leben zu gewinnen ſchienen und dem in ſcheuer Ehrfurcht Lauſchenden die wunderbaren Geheimniſſe ihrer nun auch gottſeligen Kunſt zu offenbaren anhuben. Chriſtus ruft einmal die lebloſen Steine zum Zeugnis ſeiner Herrlichkeit auf. Ganz gewiß, ſo ſind auch Werke wie die Sixtina gleich der Stimme eines auserwählten Rüſtzeuges, in ihrer Sprache den Namen des Herrn zu verkünden. Mir ſind ſie es damals geweſen und auch geblieben bis zur Stunde; ich bin dankbar und froh dafür. Am Abend dann eines ſo inhaltreichen Tages verſuchte ich daheim im traulichen Stübchen und an der Hand eines Lehrmeiſters in das Verſtändnis der geſchauten Kunſtwerke und ihrer Meiſter einzudringen und ſo die erfahrene Wirkung der Gemälde begreifen zu lernen. Den Schluß des köſtlichen Aufenthaltes in Dresden bildete eine mehrtägige Wanderung ſtromaufwärts in die ſächſiſche Schweiz, noch immer begünſtigt von dem prachtvollen, ſonnigen Herbſtwetter. Ich bin ſeitdem nicht mehr auf der Baſtei, im Uttewalder Grunde, am Prebiſchtor geweſen, tauſend und abertauſend Eindrücke feſſelndſter Landſchaftsbilder auf der weiten Welt haben ſich auf jenen zeitlich in die Ferne gerückten Ausflug gelegt und dennoch iſt die Erinnerung gerade an dieſe Wanderung und was ſie dem jugendlichen Gemüte in reicher Fülle bot, friſch geblieben wie vom geſtrigen Tage. Weiter noch die Fußwanderung durch den reizloſen märkiſchen Sand bis nach Berlin auszudehnen und darüber vorausſichtlich die durch Dresden und ſeine reichen Kunſtſchätze gehobene Gemütsſtimmung einzubüßen, dazu verſpürte ich keine Luſt. In wenigen Stunden brachte mich die Bahn von der Elbe zur Spree.

Nun doch etwas beklommenen Herzens traf ich in der wildfremden, für einen Mainländer hoch im kalten, als unwirtlich geſcholtenen Norden gelegenen Stadt ein, die für ein Jahr Gaſt-

Digitized by Google

recht und Heimstätte gewähren sollte. Der erste Eindruck der preußischen Hauptstadt war nicht besonders freundlich und einladend. Das Bahngeleise lag in gleicher Höhe mit der Straße, von ihr durch eine Gitterwand getrennt, hinter der an Straßenübergängen die Menge auch der Fuhrwerke ungeduldig zu warten hatte, bis der langsam einfahrende Zug vorüber war; das Bahnhofgebäude unscheinbar, ja armselig und kümmerlich im Vergleich zu dem Main-Neckar-Bahnhof in Frankfurt. Und nun gar der erste Empfang seitens der „heiligen Hermandad!" Der Zug kam aus dem „Ausland", aus Sachsen; unter dem „fahrenden Volk" demnach wer weiß wieviele staats- oder stadtgefährliche Menschen. Ehe wir den Bahnhof verlassen durften, mußten wir uns durch Vorzeigen eines Passes als ehrlicher Leute Kind ausweisen. Mit solch einem in den Augen eines Bruders Studio unehrenhaften und darum beleidigenden Stück Papier hatte sich der Bürgersohn der freien Reichs- und Krönungsstadt nicht versehen. Zum Glück fand ich im Reisebündel den auf großem Bogen in lateinischer Sprache ausgefertigten Aufnahmeschein der Marburger Hochschule. Der Schutzmann aus der Stadt der Intelligenz wollte oder durfte sich wahrscheinlich keine Blöße seiner Gelehrsamkeit geben. Nachdem er einen Augenblick auf das ihm kauderwelsche Papier ohne jede nähere Beschreibung von Alter, Größe, Augenfarbe und sonstigen Kennzeichen des Inhabers scheinbar verständnisinnig geblickt, ließ er zufriedengestellt den Besitzer seines Weges hinaus auf die lärmige, belebte Straße gehen. Den Weg in den Studentenstadtteil hatte ich mir schon daheim von Kameraden angeben lassen und so genau eingeprägt, daß ich ihn ohne Führer fand: über den zum Teil noch öden oder mit ländlichen Dorfhäuschen, Gemüseäckern und großen bis zum weidenbeschatteten Landwehrgraben reichenden Privatgärten besetzten Askanischen Platz, in die auf der Nordseite bereits bebaute Anhaltstraße, dann links in die Wilhelmstraße eingebogen, die Linden gekreuzt, durch ein schmales Tor in die neue Wilhelmstraße und von da rechts ab in die zum „lateinischen Viertel" gehörige und empfohlene Dorotheenstraße.

Die Dorotheenstraße reicht in ihren Anfängen bis hinauf

Digitized by Google

in die Gründung der von der zweiten Gemahlin des Großen Kurfürsten, der Prinzessin Dorothea von Holstein-Glücksburg, außerhalb der Berliner Befestigung 1673 angelegten Neustadt. Nur noch die schlichte, bereits baufällige, auf dem Gemeindefriedhof 1678 errichtete Kirche fand ich damals vor, die erste Kirche in Berlin, die die reformierten Hohenzollern den beiden Brüder-Gemeinden aus dem Hause der Reformation zur Benutzung überwiesen. Seit ein paar Jahren (1847) hatte die das Jahr zuvor auf der Berliner Generalsynode gegründete Universitäts-Gemeinde den Mitgebrauch der Kirche für ihre Gottesdienste zugestanden erhalten. Der entschiedenste Vertreter der Union, Professor Nitzsch, war der erste Universitätsprediger bis zu seiner Berufung zum Probst an St. Nikolai (Frühjahr 1855). Ich habe wohl keine seiner alle vierzehn Tage in der nahe gelegenen Kirche gehaltenen, auch von Professoren und Studenten aller Fakultäten stark besuchten Gottesdienste versäumt, sicher, als regelmäßige Zuhörer auch die mir bekannten Professoren Trendelenburg und Braun mit ihren Familien unter den Zuhörern zu finden. Auch diese Kirche hat lange schon einem Neubau Platz machen müssen, so daß sich als ältestes Gebäude der Straße und zwar aus dem Jahre 1712 bis zur Stunde nur das Haus der Groß-Loge Royal York (Nr. 27) erhalten, ein pietätvoll unangetastet bewahrtes Werk von Berlins größtem und vielseitigstem Baumeister und Künstler Schlüter, das neben dessen Monumentalbauten des Schlosses und des Zeughauses sich fast wie in Steinen hergestelltes Meißener Porzellan ausnimmt. Aus dem achtzehnten Jahrhundert kein weiteres Gebäude mehr in der Straße, die im Westen von der Stadtmauer abgeschlossen war. Selbst aus meiner Studienzeit vor einem halben Jahrhundert hat die alles umgestaltende Neuzeit kaum zwei, drei Häuser unverschont gelassen; auch diese „schon geborsten" werden gar bald unter dem Brecheisen baulustiger Unternehmer verschwinden. Was der Musensohn in der gepriesenen Straße vorfand, waren meist niedrige, in kümmerlicher Zeit errichtete Häuschen, ab und zu noch nur ein vierfensteriges Erdgeschoß, in der Mehrzahl bei neueren, etwas ansehnlicheren Bauten ein Stockwerk aufgesetzt,

Digitized by Google

darüber ein hochragendes, entsinne ich mich recht, meist schindelgedecktes Dach. Der Grund und Boden war in letzter Zeit im Wert gestiegen; darum wurde Raum für neue vermietbare Gelasse im Dachstuhl hergerichtet, Mansardenstuben, die ihr reichliches Licht durch eingebaute, vorragende Fensteröffnungen erhielten. Da hauseten in zwei, drei bescheidenen Räumen „kleine Leute" die gern die Vorderstube an Studenten vermieteten und dadurch selbst beinahe umsonst wohnten.

Nach einer solchen traulichen Mansardenstube wurde ausgeschaut. Sie war bald gefunden. Das Semester hatte noch nicht begonnen, der Studentenschwarm war noch nicht wieder in sein Viertel eingezogen; fast jedes Haus und jede Wohnung bot ein oder mehrere Zimmer an. Das kleine, erwählte Häuschen (Nr. 82) ist längst verschwunden und hat einem schmalen mehrstöckigen Bau Platz gemacht, einer Mietkaserne neben dem heutigen Gasthaus Prinz Friedrich Karl. Über ein paar steinerne Stufen trat man von der Straße aus in einen schmalen Flur, der zwei kleine Mietwohnungen von je zwei Zimmern und einer Küche trennte. Eine schon ziemlich ausgetretene, steile Holztreppe führte an einem zweiten Stockwerk vorbei unter das Dach in die Mansardenwohnungen. Links hauste mit seinen Kindern ein Flickschneider; rechts wohnte ein kinderloses Ehepaar, das seine behaglich eingerichtete Vorderstube an Studenten vermietete. Den Mann habe ich während des ganzen Winters nicht zu Gesicht bekommen. Er war Laternenanzünder und Nachtwächter und kam ruhebedürftig nach Hause, wenn die anderen Bewohner an die Arbeit gingen; die gar redselige, einsame Frau schaltete und waltete tagsüber, während der Mann schlief, im kleinen, äußerst bescheidnen Hauswesen. Ihr mietete ich die vordere Mansarde ab, einen ungemein wohnlichen Raum mit seiner schief verlaufenden Decke, dennoch auch durch die Fenstervorbauten überall hoch genug, um aufrecht stehen zu können. Die besten, noch neuen Möbel des jungen Ehepaares waren dem Mieter übergeben; man konnte sich zumal im Winter kaum ein behaglicheres Daheim für einen Musensohn denken, der den größten Teil des Tages und die lauschigen langen Abende bei dem Schein des Öllämpchens über seinen

Digitized by Google

Büchern verbrachte. Und doch blieb er nur den Winter über bei der rührigen, aufmerksamen Frau Oppe wohnen. Im Sommer lag prall die Sonne auf dem Dach und damit der Decke der Mansarde, die neben der nur durch eine Bretterwand getrennten Küche des Nachbars lag; dazu stiegen aus den Straßenrinnsalen, durch welche die schmutzigen Abwässer und Abfälle der Häuser und Straßen zogen und die mit Bohlen zugedeckt nur zwei Mal in der Woche ausgefegt wurden, während der brütenden Hitze so moderige, übelriechende Dünste bis in das Obergeschoß auf, daß man kaum die Fenster zu öffnen wagte. Darum wurde gern eine sich bietende günstige Gelegenheit ergriffen, im Sommerhalbjahr ein — wie der heutige Berliner sich ausdrückt — „hochherrschaftliches" Studentenzimmer zu mieten.

In einem damals großartigen Neubau der Französischen Straße (Nr. 8) wohnte im dritten Stock mit seiner Frau ein Kassenrendant, der im wohlgehüteten Pult nach seiner Aussage zeitweilig oft bedeutende Summen zu bewahren hatte. Um den anvertrauten Schatz möglichst vor Dieben zu schützen, vermietete der getreue preußische Beamte auch hier wie in der früheren Wohnung den dem Treppenflur zunächst gelegenen Saal nur an einen aufs Wärmste als durchaus zuverlässig und häuslich empfohlenen Studenten, am liebsten der Theologie, der ihm als eine Art Wächterhund für seinen Schatz galt; nur über seine Leiche — wie wir scherzten — sollte der Dieb bis zum Geldschrank vordringen können. Auf der anderen Seite der Wohnung lag, auch wie eine Art Wachtstube, das Schlafzimmer des alten Ehepaars. Der erste „Saalhund" vor einem Vierteljahrhundert war der berühmt gewordene Theologe Alexander Schweizer, der um Schleiermachers willen seine letzte Studienzeit in Berlin verbrachte. Der Kassenverwalter hatte an dem fleißigen Studenten aus Murten so günstige Erfahrungen gemacht, daß er fortan den Wachtposten nur einem von dem Vorgänger empfohlenen Landsmann anvertraute. Im Frühjahr 1855 verließ ein mir befreundeter Student aus Basel den absonderlichen und doch sehr begehrten Posten. Auf seine Empfehlung als „treu und zuverlässig wie ein Schweizer" wurde ich in Gnaden aufgenommen.

Digitized by Google

Freilich nicht billig. Da der Preis der schönen „herrschaftlichen" Wohnung nicht dem kargen Gehalt des Beamten entsprach, mußte der Student für die große, hohe, mit drei sogar — was damals noch ungewöhnlich — Doppelfenstern nach der vornehm-stillen Straße, und mit den besten Möbeln ausgestattete „gute Stube" monatlich zehn Taler zahlen, eine den herkömmlichen Preis eines Studentenzimmers in dem Berlin jener Tage weit überragende Summe. Ich zahlte sie, eingedenk der mütterlichen, allzeit wohlbeherzigten Mahnung: „Wohne über deine Verhältnisse, kleide dich nach deinen Verhältnissen und nähre dich unter deinen Verhältnissen." Als ich nach jahrzehntelanger Abwesenheit nach Berlin zurückkehrte, fand ich das Eckhaus im äußeren noch völlig unverändert wie vor vierzig Jahren, eine anheimelnde Erinnerung an die in Berlin verbrachte schöne Studentenzeit. Auch sie ist seit ein paar Jahren verschwunden. Man hat den großen stattlichen Bau in einer Weise umgestaltet, daß er in der angeblich prachtvolleren Außenseite nicht mehr wieder zu erkennen ist. In der neuen Gestalt hat das Haus einen bedeutsamen Schmuck erhalten. Eine marmorne Inschrift an der Mauer meldet den Vorübergehenden in russischer und deutscher Sprache und überragt von einem in Stein gehauenen russischen Adler, daß in diesem Hause gelebt und am 15. Februar 1857 verschieden sei der russische Komponist Michael Glinka. Ob der Tondichter der volkstümlichsten russischen Oper „Das Leben für den Zaren" am Ende gar auch Wächterhund bei Herrn Bernkopf gewesen und damit Stubennachfolger des Studenten, der so bald schon nach dem Einzug des Russen Jahrzehnte hindurch in dessen Heimat und unter dem Herrscherstab seines Zaren gelebt, weiß ich nicht. Lange hat er nicht in dem Hause, das in so auszeichnender Weise sein Andenken bewahrt, gewohnt. Er war wenige Monate vor seinem Tode wieder einmal nach Deutschland gekommen, um in Berlin unter Dehn Studien über Melodien der russischen Liturgie zu machen.

Erst eine Woche nach meiner Ankunft nahmen die Vorlesungen an der Hochschule ihren Anfang; eine erwünschte freie

Digitized by Google

Zeit noch, um die mächtig große Stadt, deren Bewohnerzahl die der Vaterstadt um das zehnfache überragte, etwas kennen zu lernen.

Gewiß, die Hauptstraßen, zumal die denkwürdigen Linden vom Brandenburger Tor an bis hin zur Brücke, zum Lustgarten und dem Schloßplatz machten einen schier überwältigenden Eindruck, in sich steigerndem Maße fesselnd, je mehr die monumentalen Bauten und Denkmäler ihren steinernen Mund öffneten und dem wißbegierigen Studenten aus ihrem Leben zu erzählen anhuben. Preußen und seine Hauptstadt und was sie aus unscheinbaren Anfängen im reizlosen märkischen Sand in wenigen zwei Jahrhunderten durch die rastlose Tätigkeit der Bewohner, durch die geniale, zielbewußte Führung seiner Fürsten geworden, war dem Frankfurter bis dahin noch ziemlich unbekannt geblieben. Wo es nun doch dem Süddeutschen an der Mainlinie nahe gekommen, machten die Söhne des entlegenen Landes einen fremdartigen, wenig zusagenden Eindruck als Leute anderen Schlages wie wir im sonnigen, fröhlichen Oberlande; deute ich in später Rückerinnerung die längst überwundene Stimmung recht, schon mit dem geheimen Unbehagen, das auch bereits ein Jüngling unwillkürlich wider eine aufkommende überlegene Macht hegt, die ein dunkles Gefühl ihn wie einen unabweisbaren Herrscher fürchten heißt. Das Unbehagen mit dem ihm sich zugesellenden Mißtrauen fing über der überwältigenden Sprache der Steine, sobald ich ihrer kundig wurde, auch damals schon mälig an zu schwinden. Dort auf der Brücke am Schlosse Schlüters Meisterwerk, sein Standbild des Großen Kurfürsten, des urgewaltigen Helden, wie von Gott seinem Volk, in weiterer Folge dem ganzen deutschen Volke gegeben, der zur Zeit des tiefsten Niederganges im dreißigjährigen Kriege sein schwarz-weißes Banner mit dem Adler hoch in die Lüfte entfaltete, weit über die Grenzgebiete von Brandenburg und Preußen, daß es sichtbar wurde in den anderen deutschen Landen und selbst über des Reiches Grenzen den fremden Nachbarn sich bemerkbar machte; er selber, der geniale Hohenzoller, ungebeugt in allen widrigsten Lagen, hoffnungsvoll, daß aus seinem Gebein ein Held und Rächer aufsteigen werde zu vollenden, wofür er den felsenharten Grundstein in den wider-

Digitized by Google

strebenden Boden gelegt. Und dann drüben vor dem anderen Meisterwerk Schlüters, dem Zeughaus, das in unseren großen Tagen zur Siegeshalle des ganzen und einigen deutschen Volkes in Waffen geworden, das herrliche Standbild des anderen Großen aus dem gleichen königlichen Hause, der nach einem Jahrhundert mit der Kraft eines Titanen fortsetzte, was der Urgroßvater in Angriff genommen.

Schon dem Studenten schien bedeutsam, daß, während Schlüter nur die Reitergestalt des Kurfürsten in einsamer Größe darstellte, Rauch seinem hochragenden Helden eine glänzende Reihe von Mitarbeitern im Krieg und Frieden zur Seite stellt, Söhne des gleichen reckenhaften Volkes, die jeder an dem ihm gewiesenen Platz seinen Mann zum Besten des aufsteigenden Staates zu stehen verstand. Am Ende der bedeutsamen Siegesstraße und ihr würdiger Abschluß das klassisch-schöne Brandenburger Tor mit der von den Franzosen in drangsalvoller Zeit geraubten, dann aber nach schweren, blutigen Kämpfen aus Paris wieder heimgeholten Viktoria, uns begeisterungsfähigen Jünglingen damals ein beredtes Wahrzeichen der Befreiungskriege unsrer Väter vor vierzig Jahren, zugleich ein stetes ernstes Wahrzeichen, was uns zu tun übrig geblieben, um, solcher Väter würdig, zum allendlichen Siege zu bringen, wofür sie ihr Leben eingesetzt. Wir Frankfurter wußten gar wohl, daß das durchlebte „tolle Jahr" den Sieg nicht gebracht. Bei den täglich wiederholten Gängen unter den Linden und über den Schloßplatz[1]) dämmerte mir je länger je mehr die Überzeugung auf, daß die von uns Jungen erwartete und geforderte Krönung des ersehnten Baues nur unter Preußens zielbewußter Führung sich vollziehen werde.

Von den großen monumentalen Bauwerken abgesehen, die zumeist zur Zeit des prachtliebenden ersten Königs und nun wieder vor kurzem auf Anregung des vielleicht kunstverständigsten Hohen-

1) Das am häufigsten aufgesuchte Speisehaus befand sich in dem von Schlüter im Anfang des 18. Jahrhunderts erbauten prächtigen Wartenbergischen Palast an der Ecke der Königs- und Burgstraße dicht an der Kurfürstenbrücke, der nun leider auch vor ein paar Jahren der notwendig gewordenen Verbreiterung dieser regen Verkehrsstraße zum Opfer gefallen ist.

Digitized by Google

zollern-Königs Friedrich Wilhelm IV. zum großen Teil von dem hochbegabten, an klassischen Vorbildern des Griechenvolkes geschulten Schinkel in rascher Folge ausgeführt wurden, machten die meisten Straßen und Häuser Berlins einen armseligen, kümmerlichen und doch auch wieder erhebenden Eindruck, je reifer das Verständnis für die Bewohner dieser bescheidenen Häuser wurde. In den schmucklosen, niedrigen, dem äußern Ansehen nach dürftigen Häusern und Häuschen hauseten Söhne und Töchter eines Volkes, das keine glänzende, reiche Jugend und Vergangenheit durchlebt, vielmehr in harter, entsagungsvoller Arbeit sich einen Platz an der Sonne noch erst zu erringen hatte; ein Völkchen, das auf sprödem, unwirtlichem Boden vor wenigen Geschlechtern erst angefangen, unter zielstrebiger Führung sich aus armen, bescheidensten Verhältnissen emporzuarbeiten und im unermüdlichen Ringen sich nicht die Zeit gönnte, auch wohl kaum noch die Mittel besaß, haften gebliebene Spuren seiner geringen Herkunft abzustreifen, viel lieber in der früh gewohnten, zur anderen Natur gewordenen Anspruchlosigkeit unverdrossen, unablässig schaffen und schanzen will, den wohl erkannten Beruf auszurichten; ein mannhaftes, wehrhaftes Völkchen, dessen Könige nur die ersten Diener des Staates sein wollten und das unter solchem anspornenden Vorbild trotziger und herber Pflichttreue sich abmüht, jeder an dem ihm gewiesenen Platz von früher entsagungsvoller Kindheit an durch Krieg und Frieden die dem preußischem Volke, dem ganzen deutschen Volke zukommende Stellung im Ringe der christlichen Großmächte zu erkämpfen. Wir haben die Stellung erlangt; wir sind ein machtvolles, geeintes deutsches Volk unter dem Kaiserstab der Hohenzollern geworden. Gott sei Dank!

Die sich in Pracht verjüngende Reichshauptstadt legt auch in ihrer äußeren Erscheinung glänzendes Zeugnis dieser veränderten Stellung ab. Auch die letzten Spuren der kümmerlichen, kleinstädtischen Außenseite Berlins vor einem halben Jahrhundert sind in raschem Schwinden. Eine seit meiner Studentenzeit um das sechsfache gewachsene Bevölkerung findet seit Jahren schon keinen Raum mehr im alten Weichbilde der Stadt und hat sich in einer Reihe schöner, zum Teil prunkhafter Prachtstraßen

Digitized by Google

weithin in die Umgebung ergossen und die damals unscheinbaren märkischen Dörfer draußen weit vor den Toren selbst wieder zu Großstädten umgewandelt. Und nun doch und zumal über dem Niederschreiben dieser Erinnerungen: wie oft denke ich selbst mit einem leisen Anflug von Heimweh an die alten, traulichen, wenn auch noch so holperigen, in heißen Tagen so gesundheitswidrig übelriechenden Straßen mit ihren gar bescheidenen, stellenweise armseligen Häusern und Häuschen, die wie bei ausgewachsenen Beinkleidern in der Höhe und Tiefe Stücke angesetzt, oben auf dem Dach die Mansarden, unten im feuchten Keller Kaffeestuben, Verkaufsräume und Wohngelasse der kleinen Leute. In den nun zum Teil weggeräumten und verschwundenen Gassen und Häusern haben doch Väter und Mütter, Söhne und Töchter gehauset, die in harter, aber gesunder Zucht mitgearbeitet, daß ihr Berlin die glänzende, auch um ihrer Bauwerke und öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen willen weithin gepriesene Hauptstadt des geeinten deutschen Reiches geworden.

Das andauernde prächtige Herbstwetter lockte täglich hinaus in den herrlichen Tiergarten und seine nächste Umgebung. Der Ausgänge aus der Stadt dahin waren weniger als heutzutage. Ein großer Teil der von Osten nach Westen verlaufenden Straßen war leider durch die alte Mauerstraße von dem offenen Zugang ins Freie abgesperrt;[1]) dann hatte die weiter hinausgeschobene, zu meiner Zeit noch vorhandene Stadtmauer, längs der die lange Güterzüge von dem bescheidenen Stettiner- und Hamburger Bahnhof nach dem Potsdamer- und Anhalter im Schritte des „Krähwinkler-Landsturmes" befördernde „Klingelbahn" sich hinzog, ein paar Straßen, auch die Dorotheenstraße, zu Sackgassen verurteilt. So bildete für mich nur das Brandenburger Tor den einzigartig schönen Zugang in den herrlichen Tiergarten. Er war rasch auch

1) In dem Leben Jablonskis (Berlin 1903, S. 412) habe ich auf den Übelstand und die arge Versäumnis in seiner rechtzeitigen Beseitigung aufmerksam gemacht, die heute z. B. die größte Verkehrsader, die Leipzigerstraße, bis zur Unerträglichkeit belastet und eine unterirdische Ablenkung eines Teiles des Verkehrs zur zwingenden Notwendigkeit macht.

Digitized by Google

dem Musensohn aus dem Süden der täglich den Winter und Sommer hindurch aufgesuchte Lieblingsspaziergang. Was wäre doch Berlin ohne seinen Tiergarten? Und damals in höherem Grade noch wie heutzutage. Damals noch ein pietätvoll gehüteter Wald, nur mit dem Unterschied, daß er kreuz und quer für die lustwandelnden Städter mit gesonderten, geschmackvoll angelegten Reit- und Gehwegen durchzogen war, und mit dem anderen fesselnden Unterschied, daß Jahrzehnte hindurch aufs sorgsamste geübte Bodenpflege den dürren märkischen Sand, der in der Umgebung fast nur dem genügsamen Nadelholz Nahrung bietet, empfänglich und fruchtbar gemacht worden war, alle die mannigfaltigen Bäume unseres schönen deutschen Waldes in zum Teil ausnehmend prächtigen und gesunden Mustern zu tragen; ich glaube kaum, daß eine hervorragende deutsche Baumart im Tiergarten unvertreten ist. Nun wird es ja in unserem Tiergarten anders, ich kann nicht sagen ansprechender, anheimelnder. Unter unseren Augen bahnt sich mälig und leise die Umwandlung des Tiergartens mit seiner da und dort noch bewahrten Waldeinsamkeit und den malerisch angelegten kleinen Seen in einen Park an, nicht überall wie ein Engländer ihn an seinem Heimsitz anlegen würde, sondern wie ihn prachtliebende Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts dem französischen Hofe und seiner Gartenkunst entlehnt haben. Sogleich schon die schneeweiße, prunkhafte Marmoreinfassung am Eingang, die so gar nicht weder mit dem trauten Walde hinter ihr, noch mit dem würdevoll-schönen Brandenburger Tor vor ihr stimmt und unter den beiden Standbildern auch die hochragende Gestalt mit Kaiserkrone und Kaisermantel einer Prinzessin zeigt, die, aus der Fremde ins Land gekommen, nicht verstanden hat, das Herz des deutschen Volkes zu gewinnen. Sie ist auch den Berlinern niemals volkstümlich geworden, so wenig wie die beiden Männer, deren Büsten das Standbild schmücken und nicht das Allergeringste beigetragen, die neunundneunzig leidvollen Tage des Kaisers Friedrich zu verherrlichen. Und dann weiter die moderne Denkmalsseuche, die nun auch in unseren Tiergarten eingebrochen und ihn „bis an die Puppen“ mit schönen und unschönen Bildwerken heimsucht!

Digitized by Google

Während meiner Studentenzeit lag der traute Tiergarten nicht nur draußen vor dem Brandenburger Tor, sondern wenn auch noch im Weichbild der Stadt, so doch außerhalb ihrer Straßen und Häuserzeilen im Freien, von märkischem Sande, von Äckern und Höfen und Landgütern umgeben. Im Winter beschränkten sich die Spaziergänge auf die sauber gehaltenen Wege bis zu dem damals noch einzigen Standbild von Friedrich Wilhelm III. und seinem prächtigen Fries. Als die Frühlingssonne ins freie Feld lockte, wurde an schönen, hellen Abenden hinausgezogen nach den am Saume des Tiergartens gelegenen „Höfen", an die heute noch Straßen- und Plätzenamen erinnern. In Kemperhof, oder weiter hinaus in Albrechtshof, in Moritzhof wurde eingekehrt, unter den schattigen Bäumen der Gärten eine Satte Sauermilch für einen Groschen und für einen weiteren Groschen mit einem derben Stück Schwarzbrot und etwas Zucker und Zimmt verzehrt. Fand sich dann noch ein Groschen vor, wurde ein schon nicht mehr ganz wasserdichtes Boot gemietet und in dem seichten, träge in vielen Windungen dahin ziehenden Graben, der erst viel später zum Landwehrkanal eingefaßt wurde, herumgerudert. In linden Mondscheinnächten wurde der Heimweg durchs Feld nach dem Potsdamertor angetreten. Von der Kanaluferstraße (die heutige Magdeburgerstraße) unweit dem großen, roten Gebäude der Jungblut'schen Wagenfabrik führte ein schmaler Feldweg durch Getreidefelder zum Lietzower-Weg (Lützowstraße), weiter über Felder und durch Kirschbaumpflanzungen zu einer Windmühle in der Gegend der heutigen Steglitzerstraße bis hin zu den Sanddünen und Kirschgärten des „Jakobs'schen Weges" (Kurfürstenstraße).[1]) Von da

1) In Berlin waren die Besitzer der Kirschgärten nicht so freigebig und entgegenkommend wie die in der Vaterstadt. Draußen vor dem Bockenheimer Tor am Rotschildschen Park vorbei, in der Gegend etwa wo heute die Ober- und Unterlindau-, die Liebig- und Feldbergstraße sowie der Altkönigplatz sich befindet, lag das „Kirschenwäldchen". Waren seine Früchte reif, dann wurde uns Schulknaben gestattet, gegen Erlegung von 6 Kreuzern (etwa 17 Pfennige) auf einen Baum zu klettern und nach Herzenslust die gut mundende Frucht zu verzehren. Damit der Magen mit der Lust Schritt halten könne, war fürsorglich zu Hause von dem Mittagsessen nichts angerührt, der einzige, selbstauferlegte Fasttag des Jahres. Heißhungrig,

Digitized by Google

dann in die nahe gelegene Potsdamerstraße eingebogen, die auch noch viel mehr „Gegend“ und — wie Hegel sich ausdrückte — „Stoff für eine Landschaft“ als Häuser besaß. Die vorhandenen Häuser lagen teilweise noch zwischen Kartoffeläckern und Kornfeldern in großen Gärten zerstreut und verborgen, Landhäuser wohlhabender Städter, denen Schöneberg mit seinen großen Wirtsgärten zu abgelegen war und die in den heißen Tagen den Ihrigen die Wohltat einer Sommerfrische bieten wollten.

Weiter die Spaziergänge auszudehnen, gelüstete kaum. Höchstens einmal wurden Versuche gemacht, durch den heißen Sand bis zur entlegenen Borsigschen Fabrik, die anfing von sich reden zu machen, und dem neben der Ulanen-Kaserne vor wenigen Jahren aufgeführten Zellen-Gefängnis vorzudringen, oder den fernen Kreuzberg zu besteigen, bei dem man bis an die Knöchel im heißen Sand versank, oder das weit draußen gelegene, vor ein paar Jahren erst von König Friedrich Wilhelm IV. mit reichen Geldmitteln gegründete und von dem Diakonissen-Vater Fliedner eingerichtete Diakonissen-Krankenhaus Bethanien zu besuchen. Schöneberg, Tempelhof, Pankow, Stralau, Tegel mußten freilich einmal besucht werden; aber doch kein zweites Mal. Dann schon lieber weitere Wanderungen bis in die Märkische Schweiz oder nach Potsdam. Ein Ausflug dahin am Himmelfahrtstag (1855: 17. Mai) ist mir in lieber Erinnerung. Früh am Morgen vor Sonnenaufgang gings von der Französischen Straße aus durch den noch menschenleeren Tiergarten nach Charlottenburg, selbstverständlich zu Fuß. Erst ein paar Jahrzehnte später wurde die Straßenbahn gebaut; in so früher Stunde standen noch keine Droschken oder auch Kremser am Brandenburger Tor, die, wenn sich die ausreichende Zahl Fahrgäste zusammengefunden, selbst für einen Groschen den einzelnen mitnahmen, freilich fein langsam, um die müden Gäule zu schonen und den „Reisenden“ nicht an Staub der Landstraße zu kurz kommmen zu lassen. Von

---

mit völlig leerem Magen wurde auf den Baum geklettert, nach geraumer Zeit und unter einer mehrpfündigen Gewichtszunahme mühsam wieder herabgerutscht, traurig, daß selbst ein Knabenmagen doch nur begrenzte Aufnahmefähigkeit besitzt.

Digitized by Google

Charlottenburg mit seinen 7—8000 Einwohnern, das in jenen Tagen grade seinen 150. Geburtstag in sehr bescheidener Feier beging, hinauf auf den Spandauer Bock und ohne Aufenthalt links in den Tannenforst abgeschwenkt. Ein prächtiger Marsch, so allein im stillen Walde, unter dem Sange der Vögel hin nach dem Havelsee, nach Pichelsberg, Schildhorn und längs der Havel an den Wannsee. In weitem Bogen wurde derselbe umgangen, an der Pfaueninsel und Morlacke vorbei nach Potsdam. Grade zeitig zum Gottesdienst; das einzige Mal, daß ich den „Löwen von Potsdam" Krummacher in dichtgefüllter Kirche zu großer Erbauung predigen hörte. Nach dem Gottesdienst öffnete mir der Küster die denkwürdige Begräbnisstätte Friedrich des Großen, mir auch ergreifend in Erinnerung, daß ein halbes Jahrhundert zuvor Vater an der gleichen Stätte gestanden und seiner Begeisterung für den großen König Ausdruck gegeben (S. 17).

Nach einem einfachen Mahle wurde Potsdam „in Angriff genommen". Nicht das saubere Städtchen mit seinen breiten, leeren Straßen, die auch schon damals den Eindruck machten, als ob das Leben und Treiben in ihnen stille gestellt und schlafen gegangen wäre, seitdem der Schöpfer von Sanssouci das Auge geschlossen. Wohl aber die einzigartig schönen Parkanlagen mit dem überwältigenden Aufstieg zur Wohnstätte des großen Königs und der Terrasse vor ihr, mit der Fernsicht über den im ersten duftenden Lenzesgrün prangenden Park weg in die im Maiensonnenschein vor dem entzückten Auge daliegende hügelige Landschaft. Später erst, nachdem ich die klassischen Gefilde des Südens auf wiederholten Wanderungen gesehen, habe ich gelernt das fast trunkene Entzücken des ersten Anblickes zu begreifen. Ich kenne in unserem deutschen Vaterland kein Landschaftsbild, das in gleich anschaulicher, ergreifender Weise den warmen, wohligen Reiz einer schönen, italienischen Landschaft wiedergibt, wie das von der Terrasse aus vor Sanssouci an sonnigen Sommertagen sich ausbreitende. Festgehalten, ja gesteigert wird der Eindruck durch die nähere und weitere Umgebung, die eine feinsinnige, kunstverständige und auch freigebige Königshand (Friedrich Wilhelm IV.) mit Bauwerken und ebenso kunstvollendeten wie stimmungsvollen Anlagen

Digitized by Google

hat schmücken lassen wie das Orangeriegebäude, den sizilianischen Garten, Charlottenhof unten im Park und an seinem Eingang, aber dem Straßengeräusch entrückt und im Schatten der alten, prächtigen Bäume, die im formvollendeten Äußern und Innern — fast möchte ich kühnlich sagen — andachtweckende Basilika der Friedenskirche. Warum doch hat man nach dem schönen, altchristlichen Vorbild, das unserem evangelischen Gottesdienst und auch dem Wesen einer evangelischen Gemeinde so sehr entspricht, in unserer an neuen Kirchen reichen Zeit nicht weiter zu bauen versucht? Die Wanderung an jenem unvergeßlichen Himmelfahrtstag wurde weiter ausgedehnt, hinauf nach dem Pfingstberg mit seinem großartigen, an altrömische Prachtbauten erinnernden Belvedere, damals nach den noch großartigeren Entwürfen unvollendet wie heute und doch auch in seinem stillegestellten Werden schon so machtvoll und eindrücklich fesselnd. Von da durch die russische Ansiedelung zurück in die Stadt und über die Glienicker Brücke nach dem leider unzugänglichen Babelsberger Park und Schloß.

Der Student glaubte sich solche starke Wanderung an dem reich besetzten Tage zumuten zu dürfen, da die Absicht war, mit dem letzten Zug zurückzukehren. Aber der ging gerade weg, als ich mich, nun doch etwas müde, durch den warmen Sand — die heutige prächtige „Lange Brücke" mit den breiten, gepflasterten Zugängen wurde erst dreißig Jahre später errichtet — zum Bahnhof durcharbeitete. Was nun beginnen? Früh am anderen Morgen wollte ich eine Vorlesung bei Trendelenburg nicht versäumen. So suchte ich das nächstgelegene Wirtshaus auf, das bis Mitternacht offen hielt und dem späten hungrigen Gast noch ein Abendbrod bot. Nach kurzer Erholung und mit der Polizeistunde hinaus auf die Landstraße. Die abnehmende Mondesscheibe war über den hohen Bäumen heraufgekommen; ein gutes Kärtchen war zur Hand und darum frisch gestärkt und frohgemut in der stillen, linden Mainacht nach Haus. Nicht auf demselben Weg dem Havelufer entlang wie am Frühmorgen. Nun wurde die breite, mit Bäumen eingefaßte Landstraße inne gehalten, auf der der einsame Wanderer nicht so leicht vom rechten Weg abkommen

Digitized by Google

konnte. In den paar Ortschaften, durch welche die Straße zog, schlugen wohl die Hofhunde kräftig an; ließen aber doch den späten und bald auch schon sehr frühen Wanderer ungefährdet vorüberziehen. Je näher im Morgengrauen der Stadt, desto lebendiger die Straße: Milchwagen, Marktfuhren, die rechtzeitig in Berlin ihre Ware abliefern wollten. Bald nach sechs Uhr traf ich in der Französischen Straße ein, doch zu spät, um noch zur Ruhe zu gehen. Was liegt in gesunden Jugendjahren einem deutschen Burschen viel an einer draußen auf der Landstraße durchwachten Sommernacht? Die darf ihn noch nicht für eine Stunde an der frühe wieder aufgenommenen Arbeit hindern.

Vor dem 18. Oktober nahmen die Vorlesungen an der Hochschule nicht ihren Anfang. Beigetragen zu dem späten Beginn hat wohl die zwar außer Übung gekommene, aber doch nicht vergessene allgemeine Gedächtnisfeier der Völkerschlacht bei Leipzig. Hatten doch während der denkwürdigen Tage vor vier Jahrzehnten nicht weniger wie 43 Söhne der erst vor drei Jahren ins Leben getretenen alma mater ihr junges Heldenblut für die Befreiung des Vaterlandes auf den Schlachtfeldern von Großgörschen über Leipzig bis vor Paris vergossen. Mehr noch — so ist mir — beeinflußte den hinausgeschobenen Beginn der Geburtstag des einzigen Sohnes des Prinzen von Preußen und voraussichtlichen Erben der Königskrone, der selber vor wenigen Jahren erst — damals ein ungewöhnlicher Fall — Student in Bonn gewesen[1]) und seitdem im Herzen der preußischen Studenten ihr wertgehaltener Kommilitone aus dem Königshause geblieben, daß sie ab und zu im traulichen Gespräche unter sich von ihm als „unsrem Fritze" sprachen, Jahre zuvor ehe sein königlicher Vater den sieggekrönten Kronprinzen nach den Tagen von Königgrätz und Wörth vor aller Welt so nannte.

Die von einer kleinen deutschen Hochschule nach Berlin gekommen, zumal wir Marburger, merkten bald, daß wir in einer

1) Er gehörte keinem Korps auf der Hochschule an wie später der Sohn und Enkel; wie er einmal in gewohnter Weise scherzhaft in der Studenten-Sprechweise sich äußerte, war er „Kamel" geblieben.

Digitized by Google

Großstadt Studenten geworden, akademische Bürger an der Hochschule des mächtigsten unter den 35 deutschen Sonderstaaten. Daran gemahnte uns schon gleich das großartige Universitätsgebäude an der bedeutsamsten und auch schönsten Stelle unter den Linden, gegenüber dem schlichten Wohnhaus des noch wenig beliebten Prinzen von Preußen, von dem wohl niemand im Reiche ahnte, daß er nach drei Jahrfünften der von Gott berufene erste deutsche Kaiser aus dem evangelischen Hohenzollernhause sein werde, und an dem freien Platze gelegen, den das Denkmal Friedrich des Großen zieret. Grade hundert Jahre zuvor (1754) hatte der große König den Bau des Palastes für seinen berühmten, ihm liebsten Bruder, den Prinzen Heinrich, angeordnet. 1803 war der Prinz gestorben, fünf Jahre später seine ohne Kinder hinterbliebene Witwe; der herrenlos gewordene Palast war in den Besitz der Krone gelangt. Noch ehe die Hochschule ins Leben getreten, hatte sie eine Heimstätte gefunden; die geistigen Väter und Baumeister der großartigen Gründung hatten es erwirkt, daß der leerstehende Prinzenpalast der Hochschule zum Geschenk überwiesen wurde; eine wahrhaft königliche Gabe zu einer Zeit gegeben, da der König den größten Teil seines Gebietes eingebüßt. Den eigentlichen Zugang zu dem stattlichen Gebäude von den Linden aus durch den von den beiden weit vorstehenden Seitenflügeln gebildeten Vorhof oder vielmehr damals bereits Vorgarten, der durch ein eisernes Gitterwerk von der Straße getrennt ist, fanden wir fest verschlossen; er ist es noch mehr wie dreißig Jahre geblieben. Das Gerücht ging, man habe in den erregten Märztagen 1848, als der aufgehetzte Pöbel das Haus des verhaßten „Kartätschenprinzen" dem Erdboden gleich machen wollte, auch für den Prinz-Heinrich-Palast der Hochschule gefürchtet und deshalb die mächtige eiserne Gitterpforte, von zwei steinernen Schilderhäusern eingefaßt, geschlossen. Im linken Seitenflügel war von der Straße aus eine Türe gebrochen, die uns durch einen Flurgang in die große Vorhalle des Mittelbaues den Weg wies. Da man fürsorglich auch die Hauspforte aus der Vorhalle in das Gärtchen nach den Linden hin geschlossen, wurde vor Beginn der Vorlesungen und während des akademischen Viertels von Pro-

Digitized by Google

fessoren und Studenten mit Vorliebe das hinter dem Hause nach der Dorotheenstraße zu befindliche, im Sommer prächtigen Schatten spendende „Kastanienwäldchen" aufgesucht, neben dem noch keine geräuschvolle Straßenbahn hinzog und das auch noch nicht von dem geschmacklosen Notbau einer studentischen Lesehalle eingeengt und verunziert war.

Die Zahl der Studenten überragte die von Marburg um das Sechsfache (1854 : 1484); unter ihnen fast so viele Studenten der Theologie als die Gesamtzahl der Studierenden auf der kurhessischen Hochschule betrug (216 : 247). Kamen dort an der Lahn auf je vier Musensöhne bereits eine Lehrkraft, so hier — günstiger, gesunder — erst auf je neun eine. Und auch in Berlin mögen nicht wenige gewesen sein, die kaum als eine Kraft zu bezeichnen waren und zu dem unbeweglichen Besitz einer Hochschule zählen, den ihr abspenstig zu machen niemanden gelüstet. Trotz der viel größeren Zahl von Professoren und Studenten verschwanden dieselben doch fast völlig in dem rastlosen Treiben und dem geräuschvollen öffentlichen Leben der Großstadt. Auch vor einem halben Jahrhundert schon — das merkten wir Neulinge bald — flutete die übermächtige Tagesströmung im Handel und Wandel hier am Sitze der Regierung und neben all den obersten Behörden für Krieg und Friede achtlos an der einen Hochschule vorüber. Sie verschwand und ging unter in der Menge; frühe war ihr beigebracht, und sie hatte gelernt, sich nur als eins von den vielen Rädchen in dem großartigen Gesamtbetriebe des staatlichen und auch städtischen Lebens der Großstadt zu erkennen. Weder die Professoren, noch weniger die Studenten spielten irgend eine hervorragende oder tonangebende Rolle in der Gesellschaft und Bevölkerung; dafür war Berlin mit seiner wenn auch noch nicht halben Million Einwohner nun doch zu groß. Die Studenten hatten vielfach bereits auch in ihrer äußeren Erscheinung abgelegt, woran man sie als Musensöhne hätte erkennen können; selbst bei dem Gang ins Kolleg zeigten sich nicht wenige mit der geschmacklosen „Angströhre" auf dem Kopf, wie sie die Philister trugen, kein freier Bursche auf kleinen deutschen Hochschulen. Auch an der Berliner Hochschule bestanden Verbindungen (Korps, Burschen-

Digitized by Google

schaften); sie traten aber kaum bemerkbar hervor, sollen auch nur ein kümmerliches Dasein geführt haben. Das ist, wie mich dünkt, nun anders geworden. Heutzutage kann man häufiger wie vor einem halben Jahrhundert in den Hauptstraßen oder von der Straße aus durch die riesengroßen Glasscheiben in den zahlreichen Bierpalästen beim verdummenden Frühschoppen truppweise Träger von bunten Bändern und Mützen sehen; viele unter ihnen — worüber schon der Altreichskanzler den jugendlichen Korpsbrüdern in Göttingen gegenüber sich einst aufhielt — mit den widerlich zerhauenen und verbundenen Gesichtern.

Und dennoch ging von der jugendlichen alma mater, die noch keine hundert Semester zählte, eine Kraft und Weihe aus, die lebenslang — ich kann wohl sagen — bei denen ihrer Musensöhne nachgewirkt, die sie in empfänglichen Jugendjahren verständnisvoll zu spüren bekamen. Wir damaligen Studenten waren vor den heutigen Kameraden bevorzugt. Wir fanden noch zwei Professoren in voller Tätigkeit vor, die bereits im ersten Jahre der Gründung an die Hochschule berufen waren und die, jeder in seinem Fache, in hervorragendem Grade zu ihrer Blüte beigetragen, den berühmten Altertumsforscher Böckh aus dem an wackersten deutschen Söhnen reichgesegneten Schwabenland, der damals schon siebenzigjährig noch in voller Geistesfrische seines Amtes waltete, das er bis zu seinem Tode (1867) während 56 Jahre in Berlin inne hatte. Neben ihm der fünf Jahre ältere, bedeutende Naturforscher Lichtenstein, der als Zoologe und Chirurg der holländischen Armee im Kaplande zu einer Zeit tätig war, da Vater mit der englischen Flotte in das ferne Land kam, den Holländern den wertvollen Besitz zu entreißen (S. 20)[1]). Wenn wir im Ka-

1) Mir ist, als ob der junge deutsche Gelehrte und der um drei Jahre jüngere englische Offizier, beide, wenn auch in verschiedener Art, begeisterte Reisende, sich noch in der Kapstadt begegnet, ehe Lichtenstein das den Holländern entrissene wertvolle Land verließ. Wenigstens ermunterte Mutter ihren Sohn, den Bekannten des Vaters vor einem halben Jahrhundert in Berlin aufzusuchen. Eine gewisse Scheu vor dem großen Gelehrten hielt mich nun doch auch von diesem Besuche ab wie von dem anderen bei Alexander von Humboldt, den Vater persönlich noch kennen gelernt, und zu welchem Besuche Mutter ihren Sohn aufgefordert. Das

Digitized by Google

stanienwäldchen den beiden weltberühmten Gelehrten ab und zu begegneten, blieben wir stehen und sahen ihnen nach als den letzten ehrwürdigen Zeugen der unvergeßlichen Zeit, die die Berliner Hochschule ins Leben gerufen. Ihre äußere Gestalt war wohl alt und welk geworden; aber auf ihren Zügen, in der ganzen Erscheinung lag uns Studenten noch immer der holde Verklärungsschein jener ewigen Jugend, die unsrem deutschen Volke nicht verloren gehen kann und darf und die an der Schwelle des Jahrhunderts zur Zeit des tiefsten Niedergangs des Reichs seine besten Söhne zum neuen Leben erweckt, fast als ersten und hoffnungweckenden Atemzug dieses neu erwachten Lebens die Berliner Hochschule ins Dasein gerufen.

Eine echt deutsche Tat im Heimgebiet der befreienden evangelischen Reformation die Gründung der Berliner Hochschule. Das hat ihr unvergessen zu bleiben; daran darf keiner ihrer Musensöhne gleichgültig, als ginge ihn die Sache nichts mehr an, vorübergehen! Die Schlacht von Jena hatte den Zusammenbruch des alten deutschen Reiches Allen mit überwältigender, schier lähmender Kraft unter die entsetzten Augen gestellt. Ein fremder Gewaltherrscher mit seinen sieggekrönten, siegestrunkenen Heeren mitten im Lande, emsig am Werke mit eisernem Fuße zu zertreten, was einem Volke Rechtsbestand verleiht. Des Landes Königs, eines Großen Kurfürsten, eines Friedrich des Großen Nachkomme und Erbe, machtlos und flüchtig an der äußersten ihm gebliebenen Grenzmarke im Osten seines zerstückelten Gebietes und mit seiner edlen, reinen Gemahlin der schonungslosen, fast höhnenden Willkür des Korsen preisgegeben. Das arme Volk, unser deutsches Volk mit seiner großen ihm gewiesenen Aufgabe im Ringe der Völker,

---

hervorragende Werk Lichtensteins über seine Reisen im südlichen Afrika 1804—1806 entsinne ich mich in der Bücherssammlung des Vaters gesehen zu haben. — Noch ein Dritter im Bunde der in Berlin noch angetroffenen Professoren aus dem Gründungsjahre der Hochschule wäre zu erwähnen, der hervorragende Mineraloge Weiß, der im Alter von 28 Jahren 1808 in seiner Vaterstadt Leipzig — er war eines dortigen Pastors Sohn — Professor geworden, aber schon nach zwei Jahren der Berufung nach Berlin folgte. Ich habe ihn nie zu Gesicht bekommen; er starb hochbetagt das Jahr nach meinem Weggang.

Digitized by Google

ohnmächtig, aus zahllosen, bis ans Herz reichenden Wunden blutend, schier verblutend am Boden liegend. Staat und Kirche hatten in langen Friedensjahren versäumt und vergessen, das Volk und zwar das Volk der Reformation in den ihm von dem Herrn der Heerscharen anvertrauten geistigen und sittlichen Kräften waffengeübt zu erhalten. Beide Mächte, Staat und Kirche, hatten in den erschlaffenden Tagen des sich seiner Gesundheit protzig rühmenden Menschenverstandes diese unwägbaren Kräfte der Volksseele müßig und brach liegen lassen; nun im Augenblick lebenbedrohender Gefahr versagten sie zur dringend benötigten, ausschlaggebenden Mitarbeit. Und in diesem verzweiflungsvollen Augenblick erweckte Gott Männer in unserem Vaterlande, die nicht verzweifelten und unverzagt und zielbewußt zu Schwert und Kelle griffen, noch unter den lauernden, verderbenbringenden Augen des Erbfeindes die niedergeworfenen Mauern wieder aufzurichten, ihr heißgeliebtes Volk, das aufgehört zu haben schien ein solches zu sein, zu einem Volke neu zu gestalten wehrhaft in den Waffen des Krieges und gleichzeitig wehrhaft und wacker in den geistigen Friedenswaffen eines christlichen Staates und der evangelischen Kirche der Reformation. Während die Scharnhorst und Gneisenau das Volk zu einem Volk in Waffen ausrüsteten, traten Männer auf wie Wilhelm von Humboldt, wie Schleiermacher, wie Fichte — doch wer kann alle die besten Söhne unseres Volkes in jener schweren Läuterungszeit nennen? — und reichten sich zu gemeinsamer Arbeit die glaubensstarke Hand, allem zuvor ihren Volksgenossen eine neue Schutz- und Trutzburg nach deutscher Art zu errichten und zwar kühn, wie es deutschen Männern geziemet, in der Hauptstadt Preußens, wo noch der arge Landesfeind das Regiment führte, eine Hochschule, in der die Jünglinge, des Vaterlandes hoffnungweckende Zukunft, zu einem in den Waffen des Geistes wehrhaft geschulten Volke, „das die Brüder liebet, Gott fürchtet, den König ehret," erzogen werden sollte. Eine wahrhaft königliche Antwort, so recht auch im Geiste des deutschen Reformators und des anderen von Gott berufenen Mitgesellen am Werk der Reformation, des praeceptor Germaniae, die der gedemütigte und doch nicht verzagende

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm III. an seinem Bergungsort im fernen Memel den beiden Abgeordneten aus Berlin (Schmalz und Froriep) erteilte, die ihn, kaum zehn Monate nach der Schlacht von Jena (14. 10. 1806), am zehnten August 1807 um Zustimmung zur Gründung einer Landeshochschule in Berlin baten: „Das ist recht; das ist brav. Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat." Drei Jahre später, am 10. Oktober 1810, nur zehn Wochen nach dem Heimgang der Königin Luise, die auch in der Zeit der tiefsten Erniedrigung gottesfürchtig nicht verzagte und auf eine Wendung im Geschick des deutschen Volkes bis ins Sterben hinein hoffte, fand die feierliche Eröffnung der Hochschule in dem großen Versammlungssaal der Universität in Gegenwart von sechzehn Professoren statt, unter ihnen in vorderster Reihe als einzigen Theologen Schleiermacher. Abwesend waren noch die beiden anderen bereits berufenen Theologen de Wette und Marheineke, ebenso auch Boeckh, der wie Marheineke durch Vorlesungen in Heidelberg für das Winterhalbjahr zurückgehalten war.

Was war doch dem jungen civis academicus Berolinensis an den langen Winterabenden in der traulichen Dachstube der Dorotheenstraße eine Lust, den Anfängen der Berliner Hochschule nachzugehen, soweit die damals erschlossenen, immerhin noch spärlichen Quellen zugänglich waren! Der Weg zu ihnen führte längs dem Teil der vaterländischen Geschichte, der bereits auf dem Gymnasium, zumal während des Jahres 1848, wiederholt und jedes Mal mit erneuter, belebender Freude betreten war, die große, hehre Zeit, in der unser Volk unter schwerer göttlicher Zucht und Führung aus tiefster Erniedrigung in Staat und Kirche zu dem Volk der Befreiungskriege emporwuchs und wie wiedergeboren in Staat und Kirche ein neues Leben anhub, das dann durch keine noch so gewaltsame und klägliche rückläufige Bewegung in jahrzehntelanger Entwickelung mehr aufgehalten werden konnte. Ich entsinne mich gar wohl, an jenen einsamen Abenden im fesselnden Verfolg des lockenden, lohnenden Weges noch einmal, jetzt aber mit reiferem Verständnis der hohen Bedeutung auch für die religiöse Erstarkung unseres Volkes Schleiermachers „Reden

Digitized by Google

über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" aus dem Jahre 1799 gelesen zu haben; neben dieser machtvollen Heroldsstimme des evangelischen Predigers gleichzeitig den eben so gewaltigen Weckruf des Weltweisen und ebenbürtigen Mitarbeiters bei Wiederaufrichtung des Volkes und Gründung der Hochschule, des älteren Fichte Reden an die deutsche Nation, die der furchtlose Professor aus Jena im Winter 1807 oben im Akademiegebäude in Berlin hielt, während unten auf der Straße französische Trommler lärmend vorüberzogen und französische Aufpasser im Saale lauerten, ob sie nicht aus den kühnen Worten des Redners ein Seil des Verderbens drehen könnten wie das Jahr zuvor dem Nürnberger Buchhändler Palm. Auch Steffens, des Breslauer Professors ebenso inhalt- wie bändereiches Werk „Was ich erlebte" wurde mit lebhafter Teilnahme an jenen Winterabenden gelesen; seine kundige Hand half, weiter und tiefer den ungemein fesselnden Vorgängen jener Zeit nachzuspüren. Ich war dann nicht mehr lange allein in der stillen, lauschigen Stube. Leise, unauffällig traten die lange schon entschlafenen Helden jener großen Zeit, die ihrem Volke nicht mehr sterben können, zu dem einsamen Musensohn ein, eine geheimnisvolle, geisterhafte Tafelrunde um die brodelnde Teemaschine auf dem Studiertische. Wie war das unvergeßlich anheimelnd und erhebend!

Auch jetzt wieder, während ich ihrer in diesen Erinnerungsblättern gedenke, treten sie im Geiste fast zudringlich vor mich hin und wollen sich nicht abweisen lassen. Und ich will und kann es auch nicht tun. Unter dem furchtbaren Ernst des schier zusammenbrechenden Nachbarstaates im Osten wie oft — ich scheue mich nicht, es einzugestehen — ist der Wunsch und auch das Gebet aufgestiegen, daß das Volk, in dessen Mitte ich jahrzehntelang gelebt, die namenlos schwere Heimsuchung als einen Ruf Gottes zu aufrichtiger Buße an Haupt und Gliedern erkennen wolle, daß doch in dem Riesenreiche Männer, lautere, selbstlose Vaterlandsfreunde, aufständen, die das aus zahllosen Wunden im Äußeren und Inneren, beides in Staat und Kirche, schier verblutende Volk in erbarmender Liebe pflegen, zu neuem, gesundem Leben heilen und verhüten möchten, daß nicht durch eine Revo-

Digitized by Google

lution sich vollziehe, was nur durch eine Reformation in Staat und Kirche zum Segen des Reiches ausgerichtet werden kann. Äußere Machtmittel, wenn sie auch zehnfach größer wären, als sie Rußland bis vor Jahresfrist besessen und zu besitzen vermeinte, vermögen ein solch gewaltiges Werk nicht auszurichten; sie erweisen sich je und je als stumpfe, schwerfällige Waffen in dem entscheidungsvollen Kampfe der Geister. Unser deutsches Volk und seine auserwählten Führer und Helden im Staatsleben wie im Leben der Kirche haben an der Schwelle des abgelaufenen Jahrhunderts in fast vorbildlicher Weise auf die unwägbaren Kräfte hingewiesen, die allein zur Gesundung eines schwer gefährdeten Volkskörpers dienen. Mehr noch: selber von diesen Kräften in der Tiefe ihres Gemütes ergriffen und geläutert, haben sie ihr Leben und all ihr Vermögen in selbstlosem Ringen daran gesetzt, diese von Gott geordneten, zur Wiederbelebung und Gesundung eines siech gewordenen Volkes unbedingt erforderlichen Kräfte ihrem Staat und ihrer evangelischen Kirche einzuflößen, von der auch wie von allen christlichen Kirchen das tiefe und schöne Wort gilt, das der niederländische Ministerpräsident und Pastor Kuyper von der seinen gesagt: reformata quia semper reformanda. Die Gründung der Berliner Hochschule weiset auf den eingeschlagenen richtigen Weg hin, in allen Stürmen des Völkerlebens den Männern am Steuer ein hochragender Leuchtturm.

Eine reiche Segensquelle, ein heilbringender Jungbrunnen war mit der neuen Hochschule unsrem deutschen Volke für seine ideal gerichteten Söhne aufgetan. Trotz der schweren Not, die auf dem ausgesogenen, ausgeplünderten Lande lastete, wurden keine Opfer gescheut, die tüchtigsten Lehrkräfte auf allen Gebieten des Wissens nach Berlin zu ziehen; der rege Eifer hat Jahrzehnte hindurch angehalten. Wer aufmerksam und sachkundig die Namen der Professore an der jungen Hochschule während ihrer ersten Jahrzehnte prüft, sagt sich bald, daß einzelne Wissensgebiete während dieser Zeit mit die größte Förderung von den Männern erhielten, die an der Hochschule in der Hauptstadt Preußens wirkten. Sie haben rasch die junge Pflanzung im märkischen Sande zur lange anhaltenden Blüte gebracht, die zur Zeit meiner

Digitized by Google

Aufnahme in die Bürgerrollen der Friedrich-Wilhelm Universität unter dem Rektorate des Geh. Medizinalrates Mitscherlich und während Professor Lehnerdt Dekan der theologischen Fakultät, noch nicht vorüber war. Neben den bereits erwähnten drei Professoren noch aus dem Gründungsjahre, welch eine Fülle hervorragender Gelehrten in allen Fächern, fand ich an der Berliner Hochschule vor, Männer europäischen, man darf wohl kühnlich sagen, auf ihrem Gebiete zum Teil weltweiten Rufes, wie Lancizolle, Stahl, Keller, Gneist, wie Schönlein, Joh. Müller, Ehrenberg, Langenbeck, wie Weiß, Friedr. Raumer, Karl Ritter, Leopold Ranke, Bopp, Trendelenburg, Haupt, Dove, Braun, Lepsius, die Brüder Grimm, Hotho, Curtius, du Bois-Reymond, Encke usw. Ab und zu wurde bei diesen Gelehrten „hospitiert"; manchmal freilich zur Enttäuschung. Der Vortrag der Gelehrten war nicht immer fesselnd und entsprach nicht der Bedeutung, die sie sich durch ihre teilweise bahnbrechenden Forschungen erworben. Selbst bei zwei Professoren der Heilkunde habe ich wiederholt Vorlesungen gastweise besucht, bei dem berühmten Physiologen Johannes Müller und bei dem älteren Langenbeck; auf ersteren von Trendelenburg aufmerksam gemacht und zur Ergänzung der bei dem Weltweisen in jenem Winter gehörten Vorlesung über Seelenkunde (Psychologie), dann weiterhin gefesselt durch den tiefen sittlichen Ernst der Persönlichkeit eines echt deutschen Forschers, der weihevoll sich in jedem einzelnen Vortrag bekundete. Bei Langenbeck wohnte ich ein paar seiner berühmten chirurgischen Vorlesungen mit praktischen Übungen bei; manch Einem wohl befremdlicher Weise, hauptsächlich aus dem Grunde, um frühe das Auge an den Anblick blutiger Einschnitte in den lebenden Körper zu gewöhnen, dem der evangelische Seelsorger in seinem Berufe sich nun doch nicht entziehen kann. Er ist dem auch in der Tat nicht entgangen. Ich gedenke jenes Falles, da ein trostloser Ehemann in der Verzweiflung, als ob sein junges, blühendes Weib infolge falscher Behandlung des Arztes ihm entrissen, nicht nur auf Öffnung und Untersuchung der bereits in der Totenkammer der Kirche aufgebahrten Leiche drang, sondern auch seinen Pastor, dem er in

Digitized by Google

seinem Schmerz allein noch zu trauen schien, aufs dringendste bat, bei der ärztlichen Untersuchung zugegen zu sein und ihm Mitteilung über das Ergebnis der Leichenöffnung zu machen.

Nun doch nicht um all dieser starken Anziehungspunkte willen hatte ich die Berliner Hochschule bezogen. Sie wurden freudig benutzt und durften nur dienen, den jungen Theologen auf der als kleiner Knabe schon ersehnten, unter Gottes sichtlicher Führung und Fügung entschieden und zielstrebig betretenen und im Fortgang der Studien mit steigender Lust inne gehaltenen Bahn des erwählten Lebensberufes zu fördern. Reiche, dauernd eindrückliche Förderung gewährte Berlins theologische Fakultät. An der Wiege der eben ins Leben getretenen Hochschule stand — wie erwähnt — Schleiermacher, das von dem Herrn der Kirche auserwählte Rüstzeug, um der aus warmer, in echt deutscher Art tiefgründigen Vaterlandsliebe unstreitig hervorgegangenen Stiftung das fromme, wahrhaft evangelische Gepräge zu verleihen, ohne welches nun doch nicht die unserem Lande und seiner Kirche der Reformation gesegnete Wendung der anhebenden großen Zeit zum Heil unseres Volkes sich hätte vollziehen können. Schleiermacher war gleich bedeutend und hervorragend als Theologe auf dem Lehrstuhl wie als Prediger des Evangeliums auf der Kanzel und stellte so in seiner Person und auch ihrer doppelseitigen, einträchtigen Wirksamkeit die schöne, für die Kirche der Reformation unumgängliche Verbindung her, durch die allein unsere evangelische Kirche tief im Volke wurzeln und im Leben der Gemeinde stark und zu ihrer Gesundung wirken kann. Bereits 1807 war Schleiermacher, nachdem der Sieger von Jena die Hochschule von Halle kalt gestellt, nach Berlin übergesiedelt, eigentlich dahin zurückgekehrt, wo er bereits vor einem Jahrzehnt (1796—1802) als reformierter Geistlicher an der Charité tätig gewesen und in der ihm da gebotenen Muße auch die Reden über die Religion ausgearbeitet hatte. Der Universitätsprediger und Professor von Halle, dem je und je das Leben mehr galt wie forschen und denken, wurde reformierter Prediger an der Dreifaltigkeitskirche (1808); gleichzeitig aber auch, ja unmittelbar

Digitized by Google

nach seiner Ankunft in der Hauptstadt und noch ehe die geplante Hochschule ins Leben getreten, hielt der Theologe zuerst und als erster im Sommer 1807 öffentliche Vorlesungen über Geschichte der alten Philosophie, während der folgenden sechs Halbjahre immer noch als einziger Vertreter der Theologie Vorlesungen über theologische Enzyklopädie, christliche Glaubenslehre, christliche Sittenlehre und Apostelgeschichte, neben dem Juristen Schmalz, dem Mediziner Froriep, dem Philosophen Fichte und dem Philologen Wolf; alle fünf begeisterte und begeisternde Berliner Hochschullehrer vor der Hochschule, wie man von Reformatoren vor der Reformation redet. Ein halbes Jahr vor dem Inslebentreten der Hochschule hatte Wilhelm von Humboldt Schleiermacher (neben Uhden und Süvern) mit der „Einrichtung der Universität" betraut. Mit allem Ernste vertrat in diesem Vorstand der Theologe den Plan eines akademischen Gottesdienstes. Von der Überzeugung durchdrungen, daß wahre Wissenschaft und Religion sich nicht ausschließen, wollte Schleiermacher die studierende Jugend dem rücksichtslosen Kampf zwischen Glauben und Wissen so weit möglich entziehen und war überzeugt, dies am ehesten zu erreichen, wenn die Mitglieder des wissenschaftlichen Verbandes eine öffentliche kirchliche Gemeinde bildeten. Den Nutzen einer solchen Gemeinde hatte Schleiermacher als Universitätsprediger in Halle kennen gelernt. An äußeren Umständen scheiterte damals in Berlin der aus so wohlüberlegten Beweggründen hervorgegangene Plan; weder der zunächst in Aussicht genommene französische Dom am Gendarmen-Markt, noch auch die Fr.-Werder-Kirche waren zur Mitbenutzung für den Universitätsgottesdienst zu erhalten. Erst nach 36 Jahren hat die Generalsynode den Plan mit besserem Erfolg wieder aufgenommen; Nitzsch wurde der erste Universitätsprediger in Berlin. Nicht als ein Neuling in solchem Kirchendienst. Schon als er im Gründungsjahr der Berliner Hochschule 1810 Privatdozent der Theologie in seiner Vaterstadt Wittenberg geworden, verband er damit eine Predigerstelle an der Schloßkirche; bei seiner Berufung 1822 als Professor nach Bonn wurde er zugleich als Universitätsprediger an der jungen Hochschule angestellt, die ebenfalls wie mehr als

Digitized by Google

ein halbes Jahrhundert später Straßburg zu einer Schutz- und Trutzburg echt deutscher Art wider Frankreich in dem Augenblick errichtet worden war, da das linke Rheinufer wieder an Deutschland gekommen.

Schleiermacher blieb selbstverständlich nun doch nicht lange der alleinige Vertreter der Theologie an der neugegründeten Hochschule in der Hauptstadt Preußens. Bereits 1811 — wir haben davon geredet — traten ihm, wenn auch bei weitem nicht, auch nicht in ihrem Einfluß auf unsere evangelische Kirche, als gleichwertige Mitarbeiter, Marheineke und de Wette helfend zur Seite. Das Jahr darauf wurde ebenfalls auf Schleiermachers eifriges Betreiben der erst 23 Jahre alte, vor sechs Jahren (1806) zum Christentum übergetretene Heidelberger außerordentliche Professor Neander zum Professor der Kirchengeschichte nach Berlin berufen, der, wie wenige andre Lehrer der Hochschule, einen tiefgreifenden, lebenslang währenden, reichgesegneten Einfluß auf eine stetig wachsende, mit inniger Verehrung an ihm und seiner frommen, mit warmem Herzen ergriffenen und überzeugungsvoll mitgeteilten Betrachtungsweise der Kirchengeschichte hängende Jüngerschar ausübte, durch sie auf die evangelische Kirche im Heimgebiet der Reformation und über die deutschen Grenzmarken hinaus, wo immer in der weiten Welt die Kirche der Reformation das Zelt ihres Wohnens aufgeschlagen. Nur ein Theologe sei hier noch erwähnt, der zwölf Jahre nach Neander in den Kreis der Berliner Professoren eintrat und durch den bald gewonnenen, machtvollen Einfluß seiner scharfumrissenen Persönlichkeit und der von ihr ebenso furchtlos wie schonungslos vertretenen Theologie — „eine eherne Mauer und eiserne Säule“ in Staat und Kirche wider seine und seiner Theologie Widersacher — auf die tonangebenden Männer in Staat und Kirche wesentlich dazu beigetragen hat, der theologischen Fakultät und auch der preußischen Kirche zeitweilig ein Sondergepräge zu verleihen, das nun doch nicht von allen im Lande — und zwar nicht von den Unberufensten — als ein heilsames anerkannt wurde: Hengstenberg.

Ihn allein fand ich noch von den fünf erwähnten hervorragenden theologischen Hochschullehrern am Leben und in voller,

Digitized by Google

auch in ihrem Einfluß noch ungebrochener Wirksamkeit. Zuerst war Schleiermacher aus dem Leben geschieden (1834), und doch noch auch in Berlin und auch dem zwanzig Jahre nach seinem Tode eingezogenen Studenten fortlebend und fortlehrend.

de Wette hatte bereits 1819 trotz mannhaften Eintretens seines Freundes Schleiermacher Berlin verlassen müssen, weil er die tiefgebeugte Mutter des unglückseligen Sand in einem Briefe zu trösten versucht, von dem eine Abschrift durch den Minister Altenstein an den König gelangt war. 1846 war Marheincke gestorben, wenig nur vermißt, so anders wie Schleiermacher, daß die von ihm vertretene Theologie ihm im Tode vorausgegangen war und ich kaum mehr eine leise Spur von ihr und ihres Vertreters langjähriger Wirksamkeit an der Hochschule vorfand. Schmerzlich vermißte ich dagegen während meiner Berliner Studienzeit Neander. Der fromme und getreue Knecht seines Herrn war 1850, erst 61 Jahre alt, zur Ruhe des Volkes Gottes heimgerufen worden. Wohl hatte ich seine Fächer schon bei Henke gehört, auch den größten Teil seiner kirchengeschichtlichen Werke gelesen, aber dennoch würde ich mich zu einer Vorlesung entschlossen haben, weil ich schon als Student dem Standpunkt beizupflichten gelernt, von dem aus Neander Leben und Werdegang der Kirche betrachtet und dargestellt hat und den er einmal mit den zutreffenden Worten kennzeichnet: „Das Christentum erkennen wir als eine nicht aus den verborgenen Tiefen der menschlichen Natur ausgeborene, sondern als eine aus dem Himmel, indem dieser sich der von ihm entfremdeten Menschheit geöffnet hat, stammende Kraft, eine Kraft, welche, in ihrem Wesen wie in ihrem Ursprunge erhaben über alles, was die menschliche Natur aus ihren eignen Mitteln zu schaffen vermag, neues Leben ihr verleihen und von ihrem inwendigen Grund aus sie umbilden sollte.“ Diesen auch heute noch im großen und ganzen festgehaltenen Standpunkt der fast geradezu entgegengesetzten Betrachtungsweise und Weltanschauung der modernen sog. geschichtlichen Schule gegenüber zu rechtfertigen, liegt den hier gebotenen Lebenserinnerungen ferne.

Die durch den Tod Marheinekes frei gewordene Pro-

Digitized by Google

fessur war, unmittelbar nach der Generalsynode (1846) und hauptsächlich durch seine auf derselben gewonnene fast führende Stellung veranlaßt, dem seit einem Vierteljahrhundert in reichem Segen an der Bonner Hochschule sowohl wie auch in der rheinischen Kirche wirkenden Professor Karl Immanuel Nitzsch übertragen worden, der damals auf der Mittagshöhe (geb. 1787) auch seiner großen wissenschaftlichen und praktischen Leistungskraft stand. Die Höhe war bei dem nun schon Siebenundsechzigjährigen noch nicht überschritten. Allzeit und bis zur Stunde habe ich die Führung Gottes dankbar gepriesen, die mir in empfänglicher, entscheidungsvoller Studentenzeit gerade diesen Theologen von Gottes Gnaden zum vorbildlichen Lehrer gegeben. Keine andere Persönlichkeit ist mir während eines langen Lebens begegnet, von der eine solche Weihe und unwiderstehliche Nötigung zur Heiligung ausgegangen wie von Nitzsch. Ich habe Studenten gesehen, die ihm auswichen, um nicht in den ihnen unheimlichen Bann dieser Nötigung zu geraten und dadurch voraussichtlich mit einem gewohnten, ungeheiligten Wandel brechen zu müssen. Anderen erschien der würdevolle, ernste Mann, der in gleichem Grade auf Lehrstuhl und Kanzel wie in der ganzen Lebensführung tief erbaulich auf seine Umgebung wirkte, als die verkörperte Sittenlehre. Die ihn in der Studentenwelt also bezeichneten, haben ihn doch nur einseitig wie aus der Ferne kennen gelernt. Wie Nitzsch als der ersten einer seit den Tagen der Reformation in Wort und Schrift Dogmatik und Ethik nicht auseinander riß und gesondert vortrug, sondern als unlösbar mit einander verbunden die beiden gemeinsam als „System der christlichen Lehre" mitteilte, so erkannten, die seinem Wesen nahe kamen, gar bald, daß in dieser „Lichtgestalt der neueren deutsch-evangelischen Kirchengeschichte", wie einer seiner bedeutendsten Schüler Nitzsch treffend bezeichnet[1]), Glaube und Wandel einen innigen Treubund geschlossen, die un-

1) Beyschlag in dem bereits 1872 erschienenen prächtigen Lebensbild, das nicht so bekannt und beherzigt zu sein scheint, als es in hohem Grade auch heute noch verdient und an wertvollem Gehalt die andere Federzeichnung von Beyschlag „Aus dem Leben eines Frühvollendeten" überragt.

Digitized by Google

trennbar mit einander verbundene Vorder- und Rückseite ein und derselben kostbaren Goldmünze bildeten. Nitzsch glaubte, was er lebte, sein Wandel war die schöne, lichte Offenbarung dessen, was sein von Christus ergriffenes Gemüt glaubte. Daher die geheimnisvolle, nachhaltige Wirkung, die von dieser Lichtgestalt leuchtend, wärmend mit unwiderstehlicher Kraft auf die ausging, die ihr nicht auswichen und sie an sich geschehen ließen.

Darf eine lebenslang andauernde dankbare Liebe und Verehrung einen Zug des erfahrenen gottseligen Mannes auf das eigne Gemütsleben in diesen Erinnerungsblättern kundtun, ohne befürchten zu müssen, mißverstanden und dadurch in ihrer offenherzigen Preisgabe verletzt zu werden? Es sei! Eine der schwierigsten Stelle unsres Glaubens ist das dunkle, dem Menschengeist rätselhafte und dadurch, wie so Vielen doch! unheimliche Wort von der unwiderstehlichen Gnade Gottes. Auserwählte Gotteskinder unter den Theologen, die ihre Lebenskraft an die Lösung des Rätsels gewandt, haben sie doch nicht bringen können. Wir beugen uns auch an diesem Punkte unter das Wort des Propheten: so viel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege und meine Gedanken höher denn eure Gedanken; wir bekennen mit dem Apostel: wie gar unerforschlich sind Gottes Wege! In Geduld warten wir der verheißenen Zeit, da wir nicht mehr im Spiegel nur dunkle Umrisse sehen, sondern von Angesicht zu Angesicht und sind selig in Hoffnung, in dem auf Erden nun doch nicht gelösten und lösbaren Rätsel ein sicheres Angeld auf das verheißene Vollkommene zu haben, da wir Gott erkennen werden, gleichwie wir erkannt sind. Augustin sagt einmal von dieser unwiderstehlichen Gnade Gottes: Deus trahit, sed trahit volentem: Gott ziehet, aber er ziehet den Willigen. In freier Gnade leitet Gott die Seele wie an Seilen der Liebe zu sich. Das stärkste, seligste Seil dieser heiligen Gottesliebe ist unser Herr Christus, von dem ewigen Vater an die Welt dahin gegeben, auf daß alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben. Der Herr, bei uns alle Tage bis an der Welt Ende, tritt uns auf unserem Lebenswege nahe; wem von uns nicht? In seiner starken und heiligen Hand als eines Hirten, der Verlorenes suchet zur

Digitized by Google

Seligkeit, Seile der Liebe Gottes zu uns; wir spüren leise und immer mächtiger, unwiderstehlicher den „bestrickenden", geheimnisvollen Zug, mit dem er uns zu seinem Vater ziehen will. Dem einen, dem andren wird unheimlich und bange bei dem Herannahen der heiligen Gestalt, von der eine dunkle Ahnung ihm eingibt, daß sie Gewalt über ihn gewinnen will und wird. Darum weichen sie dem suchenden guten Hirten aus, so lange es noch nicht um sie geschehen; sie gehen, wie der Lieblingsjünger des Herrn gesagt, hinter sich. Warum doch? Ja, wer kann das Geheimnis ergründen? Die es aber nicht lassen können und sich der überwältigenden, von dem Sohne wie der Lichtstrahl von der Sonne ausgehenden Gotteskraft aussetzen, um die ist es gar bald geschehen. Sie erfahren die unwiderstehliche Gnade Gottes zur Seligkeit und rühmen und preisen dann lebenslang laut, daß es alle Welt hören mag: aus Gnaden selig geworden, ohn' all mein Verdienst.

Der das Licht der Welt ist, sagt zu seinen erwähleten Jüngern: ihr seid das Licht der Welt. Die Seliggepriesenen wissen, daß die leuchtende, erwärmende Lichtkraft in ihnen nicht aus eigenem Vermögen entspringt, daß es „Licht vom Lichte" ist und der Herr, unser Arzt, ihnen das dunkel gewordene Auge wieder aufgetan, das der Schöpfer einst seinem Ebenbilde „sonnenhaft" geschaffen, um mit reinem Herzen Gott in seiner heiligen Liebe zu schauen. Die also Gesegneten sollen ein Segen sein, und sind es auch. Kaum bei einem andern Christen habe ich in empfänglicher Jugendzeit in gleichem Grade diese geheimnisvoll auf ihre Umgebung mit einer Art unwiderstehlicher Nötigung wirkende Gotteskraft zur Heiligung erfahren wie bei Nitzsch. Und zwar nicht als ihre Kraft, daß wir Menschen zu rühmen hätten und mit ihnen Heroenkult treiben wollten. Gewiß nicht? Nitzsch selbst erschien ahnungslos der Wirkung, die er auf die ihm von Herzen nahe Kommenden ausübte. Selber ein Dürstender glaubte er an Jesum und da geschah es wie von selbst und von Gott geordnet, wie die Schrift sagt, daß Ströme lebendigen Wassers von seiner Gestalt geflossen. Die von diesen Strömen lebendigen Wassers in heilsbegieriger Jugend getrunken, gedenken lebens-

Digitized by Google

lang in dankbarer Verehrung des Lehrers, der uns nicht nur das Wort Gottes vom Lehrstuhl und der Kanzel herab gesaget, sondern auch mit seinem stillen, unsträflichen Wandel als eines mit Christo in Gott verborgenen Lebens bekräftiget und besiegelt hat. Nitzsch hat keine Theologenschule wie etwa in späteren Jahren Ritschl gegründet. Fesselnd wäre, aus seiner Theologie die Gründe anzugeben, warum er es nicht konnte, warum er es nicht einmal wollte. Die Erörterung würde an dieser Stelle zu weit führen. Aber der hochverehrte Lehrer hat eine zahlreiche Jüngerschar hinter sich zurückgelassen, die er auch in seiner Theologie zu dem Sohne Gottes geführet und bei ihm festgehalten und die er so tüchtig und bereit gemacht, in dem köstlichen Amt eines evangelischen Predigers treue Diener Christi und jeder nach der ihm verliehenen Gabe Haushalter über die Geheimnisse Gottes zu sein. Die Schar ist nicht gering gewesen. Wir haben oft, wo immer wir im Leben und heißen Berufe zusammen trafen, des Lehrers und des von ihm gebotenen Labetrunkes lebendigen Wassers in herzlicher Liebe gedacht. Wohl lichtet sich die Schar derer, die zu den Füßen des auserwählten Rüstzeuges gesessen, von Jahr zu Jahr mehr und der Tag kann nicht mehr ferne sein, wo auch der Letzte aus ihrer Mitte von dieser Erde abgerufen sein wird. Und so mag der letzten einer bekennen: was liegt daran? Hat doch auch über unsres Nitzsch Theologie, über seinem Leben und Wandel das Wort des Täufers gestanden: Christus muß wachsen, ich aber muß abnehmen.

Doch zurück zu den Vorlesungen und Studien in Berlin während der beiden Halbjahre!

Von theologischen Vorlesungen besuchte ich nur die von Nitzsch. Erwähnt ist schon der gescheiterte Versuch bei Twesten „symbolische Theologie“ zu hören. Die von Hengstenberg angesagten alttestamentlichen Vorlesungen „lagen“ mir nicht. Zu Haus auf meiner „Bude“ war ich mitten drinne in den schon in Marburg begonnenen Erklärungen Ewalds der poetischen Bücher des alten Testamentes sowie seiner umfangreichen geistvoll-fesselnden Geschichte des Volkes Israel, deren Lesen viel Zeit beanspruchte, da sie an gar manchen Stellen zur Dreinsprache

Digitized by Google

reizte, deren Begründung es zu suchen galt. Dazu kam, daß so mancher Zug an Hengstenbergs Persönlichkeit wie auch an seiner scharf verfochtenen Theologie, so weit beides in seiner tonangebenden „Evangelischen Kirchenzeitung" zutage trat, mich eher abstieß wie anzog. Ich hatte keine Rücksicht auf einen Professor zu nehmen, dessen Prüfung ich über kurz oder lang nicht auszuhalten hatte und der am gefürchteten grünen Tisch gar wohl wußte, ob der Prüfling in den Geleisen seiner Theologie gewandelt und seine Vorlesungen sich eingeprägt oder nicht. Hengstenberg war eine zum Teil gewaltsame Herrschernatur. Schon seit ein paar Jahrzehnten hatte er in der preußischen Landeskirche das Amt eines Zionswächters an sich genommen, in den Augen eines Studenten allzeit ein nicht gern gesehener, mit Argwohn betrachteter Posten. Hengstenberg hat dieses Amtes mit einer Unverdrossenheit und Furchtlosigkeit gewaltet, wie sie nur einem Glauben eignet, für solchen Posten von Gott zum Wohle der Kirche berufen zu sein. In dieser Meinung wurde er durch die willig gebotene Unterstützung staatlicher und kirchlicher Behörden unterstützt, die in den schwierigen, gärenden Zeitläuften auf beiden Gebieten unberaten und ängstlich nach einer Hand ausschauten, die wagemutig und zielstrebig zur Übernahme bereit schien, das „Schifflein Christi", die Landeskirche, ungefährdet durch Wellen und Wogen zu steuern. In manchen Fällen blieb die erwartete Unterstützung aus. Dann waren Kampf und Arbeit heiß; aber auch da versagte dem kühnen Führer der Mut nicht und er hat erfahren dürfen, daß dem Kühnen das Glück hold ist — wenn auch nicht dauernd. Die in der Gefolgschaft des kampfesmutigen Streiters waren und ihn näher kannten, rühmten des Führers persönliche Liebenswürdigkeit im Verkehr mit den Hausgenossen und dem großen Kreise der Bekannten, sein Wohlwollen, seine Umgänglichkeit, sein höfliches, wohlgesittetes Wesen. Solchem häufig vernommenen Urteil stimmte auch die nicht geringe, ihm treugesinnte Schar unter den Studenten der Theologie bei. Dem Namen nach kannte er alle Musensöhne der Theologie an der Hochschule; sein Wächterauge war frühe auf sie gerichtet, ob sie auch in seinen Wegen wandelten. Vielfach hörte ich von Kame-

Digitized by Google

raden, daß er sich, wenn um Rat und Hilfe angegangen, väterlich um sie sorgte: seine reiche Bücherſammlung ſtand ihnen ausgiebig zur Verfügung; hatten ſie ſeine Vorleſungen fleißig und nicht widerſprechend beſucht, die Prüfungen zu ſeiner Zufriedenheit beſtanden, dann konnten ſie faſt ſicher darauf rechnen, durch ſeine Vermittelung am eheſten den benötigten Poſten eines Hauslehrers, ſpäter günſtigen Falles eine Patronatsſtelle bei Edelleuten und Rittergutsbeſitzern in der Mark, in Pommern und Schleſien zu erhalten, die ſich in beiden Fällen zumeiſt an den bedeutſamen Zionswächter der Landeskirche im Oſten wandten. Aber dies alles verſchlug nicht bei dem freien, unabhängigen Frankfurter und lockte nicht in die Gefolgſchaft, ſchreckte eher davon ab. Drum war ich in hohem Grade überraſcht, nach meinem Weggange aus Berlin von einem befreundeten Marburger Profeſſor zu hören, daß ſich Hengſtenberg bei ihm erkundigt, warum ich keine ſeiner Vorleſungen gehört. Ich glaubte ihm nicht einmal dem Namen nach bekannt zu ſein.

Bei meiner Unluſt der Teilnahme an Vorleſungen lockte mich keine der von den übrigen Profeſſoren der Theologie (insgeſamt in Berlin je fünf ordentliche und außerordentliche und vier Privatdozenten) gehaltenen, wiewohl ich mit einzelnen derſelben, wie mit dem Archäologen Piper, mit dem ſpäteren Generalſuperintendent, vor Jahresfriſt erſt hochbetagt heimgegangnen Erdmann und mit dem leider der Kirche und Schule ſo früh entriſſenen, begabten Schneider im ſpäteren Leben bekannt, zum Teil befreundet wurde. Von Nitzſch dagegen hörte ich mit ſteigender Teilnahme, je mehr mir ſeine zunächſt nicht leicht faßliche Darſtellung vertraut wurde, was er während jenes Jahres vortrug: im Winter dogmatiſche Theologie und den erſten Teil der praktiſchen; im Sommer Homiletik und in einer nur einſtündigen Vorleſung „die chriſtliche Religionswiſſenſchaft.“ Außerdem trat ich in ſeine homiletiſche Sozietät ein, wenn ich mich auch nicht durch Übernahme einer Probepredigt beteiligte. Während der Studienzeit und ſo lange ich noch zu ringen hatte, das theologiſche Wiſſen mit dem aus dem Worte Gottes erlangten Glaubensſchatz in Einklang zu bringen, wollte ich nicht und wagte nicht,

Digitized by Google

Prediger des Wortes Gottes zu sein, auch nicht versuchsweise. Für eine solche als nützlich empfohlene Übung hielt und halte ich zu hoch von der evangelischen Predigt als einem laut und freudig vor Gott und der Gemeinde abzulegendem Bekenntnis der Heilswahrheit des Wortes Gottes. Außerdem erschien mir unerträglich und würde Herz und Mund verstummen gemacht haben, eine Predigt nur wie zur Probe gleich einem Schulaufsatz auszuarbeiten und aufzusagen, nicht vor einer feiernden Gemeinde und ihr zur Erbauung, vielmehr in einer leeren Kirche vor ein paar Kameraden, die zuhören, um den mehr oder minder stümperhaften Versuch einer oft recht herben Beurteilung zu unterziehen.

Schon die Erscheinung und das Auftreten von Nitzsch war fesselnd, fast möchte ich sagen: erbaulich, gleichermaßen auf der Kanzel wie dem Lehrstuhl. Über der ganzen Gestalt, in allen Zügen lag feierlicher, priesterlicher Ernst, von dem die Näherstehenden wußten, daß er auf dem Grund seiner Seele und im Verkehr mit den Menschen mit heiterer Milde und gewinnender Leutseligkeit gepaaret war[1]). Wenn er gemessenen Schrittes Kanzel oder Lehrstuhl bestieg, hatte ich — und nicht nur ich allein — den Eindruck: der

1) Unter ein bald nach der Generalsynode noch mitten unter den Anfechtungen, selbst Verunglimpfungen, die seine Stellung da erlitten, gefertigten Steindruckbild hat Nitzsch das bedeutsame, nicht auf den ersten Blick verständliche Pauluswort gesetzt: dieweil wir denn wissen, daß der Herr zu fürchten ist, fahren wir schön mit den Leuten, aber Gott sind wir offenbar.

Digitized by Google

Mann da wandelt fromm vor Gott und tritt wie aus einem Heiligtum vor die Gemeinde und seine Schüler, ihr als Christi Diener und getreuer Haushalter von den Geheimnissen Gottes mitzuteilen, was ihm selber kund geworden. Die ehrfurchtsvoll in solcher geweihten Stunde zu ihm aufblickten — es ist mir unvergeßlich geblieben —, denen ward bei dem Anblick oft zu Mute, als ob auf den eigentümlich verklärten Zügen des Lehrers noch etwas von dem Morgenglanze haften geblieben, mit dem Gottes Angesicht über seinem Knechte in Gnade und Friede geleuchtet. Dabei keine leiseste Spur von etwas Gemachtem, als ob er wie ein Schauspieler solchen Eindruck bei der Gemeinde hervorrufen wollte. Entfernt nicht! Vielmehr so völlig ähnlich dem, was die heilige Urkunde von Moses zu berichten hat, so oft er vom Sinai herabstieg zum Volke, daß er nichts von dem Glanz seines Angesichts wußte, wenn Gott mit ihm geredet auf dem Berge (2. Mose 34, 29).

So stand er vor uns mit den wirr um das Haupt sich legenden, schon bleichenden Haaren, mit den wie von der Außenwelt abgewandten, in eine andre, schönere Welt versenkten, großen Augen, mit dem zunächst festgeschlossenen Munde, dem kein Wort entschlüpfen wird, das er nicht vor Gott als wahr rechtfertigen kann. Predigt wie Vortrag — das merkten gar wohl die andächtig und aufmerksam dem gedankenschweren, inhaltreichen Worte lauschenden Hörer — war je und je wie ein tiefgründiges, in der Stille des Gemütes sich vollziehendes Nachdenken der Gedanken Gottes, ein wunderbar, gewaltig wirkendes Selbstgespräch vor Gott oder, wenn man will, eine geheimnisvolle Zwiesprache mit Gott, nun laut geredet, um die Zuhörer daran teilnehmen zu lassen. In reicher Fülle strömten ihm die aus dem Evangelium geschöpften, von seiner Theologie gefaßten Gedanken wie aus dunkler Tiefe zu. Ihm war die Gabe verliehen, sie im knappen, treffenden Wort kund zu tun; aber der mündlichen und auch schriftlichen Rede haftete nicht selten noch etwas von der dunklen Tiefe an — darf wohl auch hier an das Wort Salomos erinnert werden: der Herr hat geredet, er wolle im Dunkel wohnen? —, aus der der Prediger und Professor seine Gedanken zu-

Digitized by Google

tage gefördert. Gespannt aufmerkende und auch kundige Zuhörer merkten, wie der Redner in der Gedankenfolge eine Brücke übersprungen, die ihm vertraut war und für welche er die gleiche Vertrautheit bei ihnen voraussetzte. Die sie aber nicht besaßen, sahen sich auf der einen Seite zurückgelassen und konnten den Zugang zu der andern Seite nicht finden, dem gedankenreichen Redner nicht mehr auf dem Fuße folgen. Nicht alle wandten sich dann verdrossen von dem Prediger und Professor ab. So weit sie folgen konnten, hatte es ihnen der Tiefgehalt der Worte angetan; davon gefesselt ließen sie nicht ab, auch den Übergang herauszufinden und trugen dann aus der Kirche wie dem Hörsaal reichen, bleibenden Gewinn heim. Ich habe dies auch von vielen hochgesinnten Frauen bestätigen hören, die niemals in der Dorotheenstädtischen-, später in der Nikolaikirche fehlten, wenn der Universitätsprediger und dann Propst von Berlin das Wort Gottes verkündigte.

Um reichen Ernteertrag zunächst aus den Vorlesungen über dogmatische Theologie in die „Scheune einzubringen", wurden umfassende Vorbereitungen getroffen. Nitzsch las dieses Kolleg des Nachmittags von fünf bis sechs Uhr. So waren mir die Vormittagsstunden bis auf die Unterbrechung der Vorlesung bei Trendelenburg frei. In der Frühe, so lange noch die Morgenstunden das Gold geistiger Frische im Munde hatten, saß in jenen Wintermonaten der Student in seiner traulichen Mansarde beim Schein der Öllampe über der Arbeit. Er war von daheim gewohnt, diese gewinnbringende Zeit in der Frühe nicht zu verschlafen; wenn der Stubennachbar und Nachtwächter kalt und hungrig nach Hause kam, hatte seine Frau für Wärme im Zimmer und Frühmahl gesorgt und der Student nebenan bekam dann auch zeitig Feuerung (für einen Silbergroschen die bekannten ganz dünn geschnittenen zwölf Scheitchen Holz, im Studentendeutsch nur als ebenso viele Zündhölzchen gelästert) und heißen Kaffee. Zunächst wurde dem häuslichen Studium des Professors damals bereits in sechster Auflage vorliegendes „System der christlichen Lehre" zu Grunde gelegt, von dem die Vorlesung wie ein wesentlicher Ausschnitt betrachtet werden konnte. Das Buch führte vor-

Digitized by Google

trefflich in den theologischen Gedankenkreis des Professors ein und erleichterte damit das Verständnis der Vorlesungen. Freilich es forderte auch die gespannteste Aufmerksamkeit, eine strenge, ungestörte Geistesarbeit, auch um die oft nur allzu kurzen, knappen Andeutungen — wesentlich anderer Art wie bei Hases Kirchengeschichte — in ihrer Fülle und Tiefe zu erfassen, davon gefesselt und angeregt, den reichlich gebotenen Quellenhinweisen weiter nachzuspüren. Neben diesem „System" studierte ich Schleiermachers" zweibändiges Werk „Der christliche Glaube" und dann noch des großen Theologen aus den Tagen der Reformation, Calvins, „Institutio". Wer die drei Meisterwerke kennt, wird beistimmen, daß sie dem Studenten ein vollgerüttelt Maß von Arbeit während des Winters, aber auch lebenslangen Ertrag boten. Je größer und schwerer die Arbeit, um so köstlicher dann auch ihre unverdrossene Leistung. Denn es handelt sich bei ihr nicht nur um Kenntnisnahme und Verständnis des vorliegenden Gegenstandes wie bei den Werken eines Weltweisen, sondern wie bei aller Arbeit der sancta theologia, die verstandene Lehre nun auch vor dem Gemüte als dem Heimsitz unseres Glaubens zu rechtfertigen, sei es zu ihrer Aneignung oder Verwerfung im ganzen oder auch in einzelnen Teilen. Über dieser Rechtfertigung hebt ein Kampf an, dem aus dem Wege zu gehen doch nur die wenigsten Studenten unserer evangelischen Kirche feige genug sind. Er soll durchgekämpft werden. Nur wer selber in dem Streit aufgeregter Zweifel ehrlich und redlich gestanden, weiß, wie sehr da um die heiligsten Güter bis aufs Herzblut gerungen wird und wie oft und dringend aus der geängsteten Seele der Ruf in mitternächtlicher Stunde ergeht: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! Welch ein Segen dann, wenn der Herr es dem Aufrichtigen hat gelingen lassen, unversehrt seinen Glauben als einen Sieg davon zu tragen, nun durch den Kampf geläutert und gestählt zu seiner Verantwortung gegenüber denen, die Rechenschaft über unseren Glauben fordern.

Unverkennbar zeigte sich auch dem Studenten schon, in wie hohem Grade Nitzsch die Größe Schleiermachers zu werten wußte und bis ans Ende ihm Dankbarkeit für die entscheidende

Digitized by Google

Anregung wahrte, die er als Jüngling, zumal von dem Verfasser der Reden über die Religion erhalten. Als Schleiermacher gottselig 1834 heimging, schrieb Nitzsch seinem Schwiegervater Schmieder das schöne Wort: „seit zwanzig Jahren habe ich, wenigstens in der Wissenschaft, immer mit ihm und von ihm gelebt.“ Aber auch die Trennungspunkte traten mir zutage, in denen die Lehrwege des jüngeren Theologen von denen des Meisters sich scheiden und in welchen Sonderwegen mir Nitzsch als der von dem Herrn berufene erschien, die durch Schleiermacher zu neuem Leben erweckte Theologie weiter zu führen. Warum ich an diesen Scheidepunkten gern und überzeugt Nitzsch folgte, dies zu begründen, ist hier nicht Ort. Nur ein Punkt sei erwähnt: die tiefere und wahrere Erfassung der Offenbarung bei Nitzsch und daher die gerechtere und zutreffendere Würdigung der heiligen Urkunde dieser Offenbarung im alten wie neuen Bunde. Folgerichtig ergab sich daraus für Nitzsch eine völligere, umfassendere Ergreifung und auch — wenn der Ausdruck gestattet ist — Rechtfertigung der „Artikel göttlicher Majestät“, wie der deutsche Reformator sagt, die unsere evangelische Kirche der Reformation dem Worte Gottes als der alleinigen Richtschnur unseres Glaubens entnommen und freudigen Geistes bekennt. Der tiefsinnige, geistesfreie, nur im Evangelium gebundene Nitzsch hat sich zu diesen Haupt- und Grundartikeln unseres Glaubens bekannt, nicht in den Formen und Ausführungen, wie unsere Kirche sie im 16. und 17. Jahrhundert in ihren Bekenntnisbüchern und ihrer Theologie ausgestaltet und für ihre Zeit festgelegt, sondern wie er sie selbst mit seinem tiefen, allumfassenden Wissen von der Kirche und ihrer Theologie in achtzehn Jahrhunderten und in der vollen Waffenrüstung, die das 19. Jahrhundert seinen tüchtigsten Streitern anlegt, aus dem Worte Gottes geschöpft. Schleiermacher hat wohl den einen und anderen dieser Artikel noch zurücktreten heißen, weil er im Banne seiner Weltweisheit dafür keinen Raum fand. Nachdem der von Gott berufene Pfadfinder den Zugang zu der Brunnstube der Religion und damit des christlichen Glaubens geöffnet, sind dann ebenso auserwählte Rüstzeuge, wie Nitzsch in erster Linie und seine glaubensstarken Mitstreiter in jener schönen

Digitized by Google

Zeit der Wiedererweckung unseres evangelischen Glaubens, weiter vorgedrungen und haben die Fülle des Evangeliums auf den Leuchter der evangelischen Kirche des neunzehnten Jahrhunderts im Heimatlande der Reformation und zu einer Erleuchtung im weltweiten Gebiet der evangelischen Kirche gesteckt. Der Leuchter selbst ist Menschenwerk und wandelt seine Form und Gestalt mit den wandelnden Menschen. Nitzsch selbst würde als vermessen die Meinung abgewiesen haben, als ob seine Formgebung unantastbar bleibenden Wert habe. Ich würde wider die Wahrheit reden, wollte ich sie in allen Teilen für bindend erklären, auch nicht für mich. Der heilige Geist ist uns verheißen und bleibend bei uns wie der, der ihn sendet, als der alleinige Führer und damit Tröster, die Gemeine als die Braut des Herrn in alle Wahrheit zu geleiten. Aber das Große und Bleibende auch an der Lehre von Nitzsch ist, seinen Schülern eindrücklich gezeigt zu haben, daß die in der heiligen Urkunde von der ersten bis zur letzten Seite kund getanene, von dem Frühmorgen der Schöpfung bis zu der verheißenen Wiederkunft des Herrn, der die Braut glaubend, liebend, hoffend mit dem Ruf entgegen schaut: Amen, ja komm Herr Jesu, durch Jahrtausende sich hinziehende Offenbarung des ewigen Ratschlusses und heiligen Willen Gottes von der Welt Erlösung, daß diese Offenbarung göttlicher Majestät je und je sich vor dem Geiste derer rechtfertigen kann, die ihr glauben.

Uns Studenten der Theologie damals zu den Füßen von Nitzsch war es helle Siegesfreude, immer klarer, immer vernehmlicher zu erfahren, in welcher Weise die berufenen und auserwählten Zeugen die göttliche Weisheit des Evangeliums, den Gläubigen eine Kraft Gottes zur Seligkeit, zu rechtfertigen wußten, wie sie Artikel unseres Glaubens, von der Weisheit und dem gesunden Menschenverstand des siech und totkrank gewordenen Rationalismus aus dem Wege geräumt, nun wieder in der vollen Wahrheit und Klarheit des Evangeliums aufwiesen und — bei kaum einem mehr wie bei Nitzsch — in ihrem Wesen und Wandel in der Nachfolge Christi erkennen ließen, daß die von ihnen verkündete Wahrheit von Gott sei. Auch als angehende Theologen gewannen wir unter Führung solch eines Lehrers ein freudiges Herz zu

Digitized by Google

den Geheimnissen unseres Glaubens bis hin zu dem allerheiligsten Grund- und Eckstein unseres christlichen Glaubens, der Lehre von dem dreieinigen Gott. Ungemein fesselnd im Fortgang dieser eingehenden Studien über die christliche Glaubenslehre und mir besonders lieb, der ich auch durch die Institutio Calvins mich von der schriftmäßigen Wahrheit der Abendmahlslehre des großen Theologen hatte überzeugen lassen, war mir die Ausführung von Nitzsch, dem Sohne Wittenbergs, die sich so nahe mit der des Genfers berührt, daß das Abendmahl allerdings ein symbolischer Akt sei, ein symbolisch-didaktischer, aber auch ein mystisch-symbolischer, insofern der Geist und der Glaube in dem Sinnbild das Pfand der Nähe und Gemeinschaft des Heilandes ergreift und damit diese selber hat und genießt. Nitzsch wies darauf hin, daß diese Auffassung mit der von Luther im großen Katechismus gegebenen übereinstimme. Mir wurde sie eine weitere Bestätigung, daß die beiden über der Abendmahlslehre uneins gewordenen und zum tiefen Verhängnis des Fortgangs der Reformation im Hader auseinander gegangenen Kirchen im tiefsten Grunde dennoch Brüder aus dem gemeinsamen Hause der Reformation seien, verpflichtet, nicht schiedlich-friedlich nebeneinander herzulaufen, sondern einträchtig bei einander zu wohnen, um die ganze Segensfülle der Reformation und die ihr gewordene hohe Aufgabe zum Heil der einen, heiligen, allgemeinen christlichen Kirche auszurichten. Diese Überzeugung, das durch sie geweckte Pflichtbewußtsein hat Männer wie Schleiermacher und Nitzsch, wie Müller und Tholuck, Neander und auch Henke in mancherlei Abstufung zur Union gewiesen, daß sie deren entschiedenste, begeisterte und begeisternde Wortführer wurden. Sie haben auch mich völlig von der Wahrheit und Notwendigkeit derselben für unsere deutsche evangelische Kirche überzeugt. Dabei verschlägt ja wenig, daß ich in stärkerem Grade als mein einstiger Lehrer die Wahrung der unterschiedlichen Aufgaben der beiden Brüderkirchen betone, auf daß die Union der Fülle der Gaben und auch Aufgaben der Reformation teilhaftig bleibe.

Im Winterhalbjahr mußte ich um der angestrengten systematisch-theologischen Studien willen die durch die andere Vor-

Digitized by Google

leſung bei Nitzſch angeregte Arbeit der praktiſchen Theologie zurückſtellen. Sie wurde in den Sommermonaten mit allem Eifer aufgenommen. Nicht nach der immerhin ſtümperhaften Nachſchrift der Vorleſung, die nur den erſten Teil der praktiſchen Theologie behandelte, ſondern an der Hand des anderen literariſchen Lebens- und Meiſterwerkes von Nitzſch, ſeiner „Praktiſchen Theologie". Noch lagen erſt zwei Bände im Drucke vor und zwar nur in erſter Auflage; der dritte bedeutſame Band, die eigentümliche Seelenpflege mit Rückſicht auf die Innere Miſſion und die Evangeliſche Kirchenordnung enthaltend, erreichte mich erſt in Petersburg, zu einer Zeit, da ich bereits ſeit zehn Jahren praktiſche Theologie in der Gemeinde zu treiben hatte. Am Ende ſeiner fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit in Bonn und in mancherlei Stellungen in der reichgeſegneten Kirche der Rheinlande war der erſte Band erſchienen, wie eine reife Frucht auch und zugleich Dankſagung für die reichen und wertvollen Gaben, die der Sohn Wittenbergs hier inmitten der presbyterial und ſynodal geordneten rheiniſchen Kirche mit ihrer dadurch bedingten ſo viel größeren Freiheit und Selbſtändigkeit der Gemeinden im Vergleich zu der ſtaatlichen Gebundenheit der Kirche drüben in ſeiner alten Heimat, in der Heimat auch des deutſchen Reformators, erhalten. Hier am „freien deutſchen" Rhein lebendige Gemeinden, die ſich ihrer Rechte, aber auch ihrer ernſten Pflicht bewußt und darum bereit waren, beides gegenüber jeder ſtaatlichen Einmiſchung oder gar verſuchten Vergewaltigung mit aller Entſchiedenheit zu verteidigen; im Oſten des Vaterlandes aber Landeskirchen und Landeskirchlein, die konſiſtorial-ſtaatlich verwaltet den Gemeinden ihre Arbeit am Bau der Kirche, damit auch ein weſentliches Teil ihrer Lebenskraft abgenommen. Nitzſch wußte, wie beides ſchon in den Tagen der Reformation gekommen und lernte in lebensvoller Nähe den unterſchiedlichen Wert und Gewinn der beiden Kirchen abſchätzen. Ihm blieb nicht verborgen, daß die dem Evangelium entſprechendere Geſtaltung der rheinländiſchen Kirche Frucht der dem jüngeren Bruder der Reformation anvertrauten Gabe auf dem der Ausgeſtaltung noch bedürftigen Gebiete der Kirchen- und Gemeindeverfaſſung der auf Gottes Wort reformierten, eini-

Digitized by Google

gen Kirche der Reformation sei. Das machte ihn nun auch in der „praktischen Theologie“ zu dem entschiedenen und beredten Anwalt der Union, als welchen ihn in der „systematischen Theologie“ seine christliche Lehre erwiesen. Bei der Übersiedelung von Bonn nach Berlin — in seinen Augen eine göttliche Führung wie einst der Gang von Wittenberg nach Bonn — war sein ernstes und frommes Streben darauf gerichtet, der Gesamtkirche und ihren Gemeinden in Preußen zu dem zu verhelfen, was die Rheinlande in ihrer Gemeinde- und Kirchenverfassung zu reichem Segen besaßen. Seine Arbeit ist nicht vergeblich gewesen. Wir ernten heute, was Nitzsch einst auf den harten, schwer empfänglichen Boden des Kirchenregiments ausgesäet.

Über dem Studium der praktischen Theologie in den unvergeßlichen Berliner Sommermonaten gewann der Student den Einblick in eine neue, schöne Seite des „köstlichen“ Amtes eines evangelischen Predigers. Viele halten seine „Praktische Theologie“ für das Meisterwerk von Nitzsch; alle, die den Tiefgehalt des Buches zu verstehen suchen, merken, wie der gelehrte Forscher und nun auch grundlegende Systematiker der praktischen Theologie dies Buch, wenn ich so sagen darf, mit seinem Herzblute geschrieben. Ihm stand dennoch die Predigt, das köstliche Amt, das die Versöhnung predigt, höher, seinem Gemüte näher und inniger vertraut als der Lehrstuhl. Nitzsch legt tiefen Grund für seine praktische Theologie. Um die urbildliche Idee des kirchlichen Lebens zu gewinnen, versenkt er sich in das Evangelium. Was er da gefunden, verfolgt er in der geschichtlichen Entwickelung des kirchlichen Lebens bis hin zu ihrer protestantisch-evangelischen Ausgestaltung in der Reformation, um auf solcher gesicherten Grundlage die einzelnen Fächer und Zweige der praktischen Theologie zu lehren, uns Dienern am Worte ans Herz und ins Gewissen zu legen. In der Ausführung der einzelnen „Disziplinen“, welch ein umfassendes Wissen, daß nun auch auf diesem Gebiet alle Arbeit und aller Erwerb wie ein aufgeschlagenes Buch vor seinem Forscherauge liegt, daß auch das Kleine, Minderwertige nicht übersehen und in das große Ganze so eingefaßt wird, daß es in solcher Fassung groß und bedeutsam erscheint. Doch

Digitized by Google

wir müssen der rühmenden Feder Halt gebieten, so viel sich auch noch in der dankbaren Erinnerung von empfangenen Eindrücken aufdrängt, deren wohltuende Wirkung dem späteren Amtsleben zugute gekommen. Nur ein Wort noch.

In den Osterwochen, die ich einsam und zurückgezogen in Berlin verbrachte, fragte mich Nitzsch, auf einem Spaziergang von seiner Wohnung in der Linkstraße (Nr. 13) am nicht lange vorher angelegten Hafenplatz vorbei, längs dem noch nicht eingefaßten Graben, nach den theologischen Werken, mit denen ich mich in dieser Ferienzeit beschäftige. Unter anderen erwähnte ich auch den Paulus des Tübinger Baur. Die Mitteiluug schien ihn zu befremden; er riet entschieden ab, die kurze und doch so kostbare, für das ganze Leben entscheidungsvolle Studienzeit mit dem Lesen eines solchen Werkes zu schmälern und zu beeinträchtigen. Mit meiner Erklärung, daß mich die darauf verwandte Zeit doch nicht gereue, denn ich habe mir mit dem Durcharbeiten das Buch des Tübinger Professors und damit zugleich die zahlreichen derer, die ihm auf dem Fuße folgten, von der Seele „weggelesen," gab sich der hochverehrte Professor gern zufrieden, zumal, nachdem ich in angeregter Wechselrede dieses „Weglesen" näher zu begründen suchte. Die Folge hat mir gezeigt, daß ich in der Tat durch das bedeutsame und fesselnde Werk aus dem lockenden Bann der Tübinger Schule und die ihr gleichen losgekommen, noch ehe sie Gewalt über mich gewonnen. Ich war erstaunt, aber auch erschreckt und abgestoßen von dem Bemühen eines so bedeutenden und auch geistvollen Gelehrten, eine Gestalt wie die des Paulus in der Fülle ihrer Erscheinung als eines auserwählten Rüstzeugs des Herrn, wie sie uns aus der Apostelgeschichte und den Briefen leuchtend entgegentritt, nicht uneingenommen auf sich einwirken zu lassen, bis sie ungetrübt von der Seele festgehalten ist, wie die Außenwelt auf dem sorgfältig gereinigten Glas des Lichtbildners, sondern daß statt dessen der berühmte Forscher den großen Heidenapostel auf dem Prokrustesbett einer modernen Weltweisheit und einer durch sie beeinflußten Geschichtsauffassung so lange reckt und streckt und zerrt, bis der demütige Knecht Christi zum gefügigen Knecht einer nun doch dem Wechsel und Wandel unter-

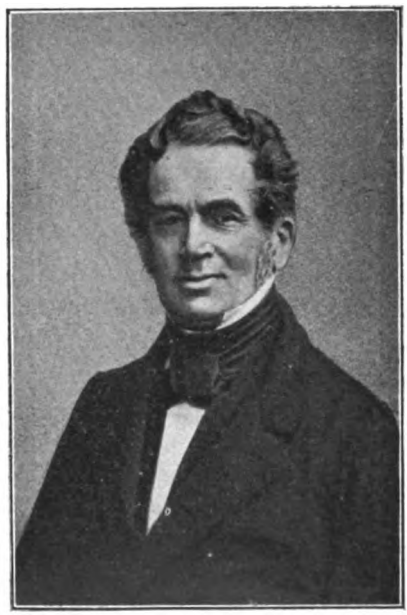
Digitized by Google

worfenen Weltweisheit und ihrer Zwingherrschaft auch über die Geschichte umgewandelt ist. Hier trat mir zum ersten Mal schlagend und auch warnend unter die Augen, was sich seitdem so oft und so tief schmerzlich bis in die jüngste Gegenwart wiederholt hat, das endgültig nun doch immer vergebliche und törichte Bemühen, nicht in lange währendem andachtsvollem Schweigen das heilige Evangelium wie ein vollendetes Kunstwerk zu sich reden zu lassen und seine Worte, von denen Paulus dem Timotheus sagt, daß sie nütze seien zur Lehre, zur Überweisung, zur Zurechtweisung und zur Zucht in der Gerechtigkeit, nachdenkend im Herzen zu bewegen, sondern hastig sich über die frohe Botschaft herzumachen, stürmisch ihr ins Wort zu fallen, noch ehe sie ausgeredet und ausgewirket, um mit fremder Lehre und Weltweisheit sie zu meistern. Gerade bei Nitzsch und in seinem System der christlichen Lehre hatte ich gelernt und gesehen, wie die Offenbarung Gottes, sein Wort und auch in der höchsten Aussprache und Verkörperung, in dem Herrn unseren Heiland, wenn auch nicht unangefochten — der ihr von Gott gewiesene Weg durch eine weise und klug dünkende, sündige Menschheit ist und bleibt auch für sie ein großer Leidensweg — so doch je und je siegreich bis zur Vollbringung und Ausrichtung ihrer Botschaft ihren Gang fortsetzt und jederzeit noch die Dreinsprache allendlich zum Schweigen gebracht hat. Doch genug der Erinnerung an Nitzsch und was er dem dankbaren Schüler fürs Leben mitgegeben.

Außer dem Theologen hörte ich während des Studienjahres in Berlin den Philosophen Trendelenburg. Erwähnt ist bereits, daß ich Zugang auch in das Haus und den schönen Familienkreis des Professors gefunden (S. 40). Als die Eltern 1836 von Frankfurt nach Offenbach übersiedelten, hatte Trendelenburg, dessen seit 1833 ihm an der Berliner Hochschule zugewiesene außerordentliche Professur um seiner bald bekundeten bedeutenden Lehrgabe willen in eine ordentliche mit einem damals zur Gründung einer Familie auskömmlichen Gehalt von 800 Talern umgewandelt worden war, seine Braut, Ferdinande Becker, heim an den eignen häuslichen Herd geholt. Acht Jahre zuvor

Digitized by Google

(1828) war der sechsundzwanzigjährige bewährte Hauslehrer und vielversprechende Gelehrte aus Eutin als Hilfslehrer in die aufblühende Becker'sche Erziehungsanstalt in Offenbach eingetreten. Er hatte rasch auch auf gemeinsamen Studienwegen an dem angesehenen Sprachforscher einen väterlichen Freund und dann auch an dessen jüngster Tochter eine liebe Braut gefunden. Mutter mochte die geistig begabte, treugesinnte, dabei häuslich anspruchlos erzogene deutsche Jungfrau von Herzen gern. Seitdem sie ihrem Manne nach Berlin gefolgt, hatten die beiden sich nicht mehr gesehen; aber es war bei ihnen in den abgelaufenen achtzehn Jahren kein Vergessen eingetreten. Als ich die edle, bis in ihr hohes Alter liebenswürdige Witwe nach meiner Übersiedelung nach Berlin in ihrer stillen, freundlichen Gartenwohnung besuchte, erzählte sie mir noch von ihrem Verkehr mit Mutter sechzig Jahre zuvor. Trendelenburg und seine Familie stand Nitzsch befreundet nahe. In seiner Jugend hatte der nun angesehene Philosoph und Akademiker eine Weile geschwankt, ob er die Philologie oder Theologie zu seinem Lebensberuf erwählen solle; seine fromme Mutter, eines Landpredigers in der Nähe von Lübeck Tochter, hätte den geliebten Sohn gern auf der Kanzel gesehen. Wenn sich der begabte, gründlichst in den alten Klassikern unterwiesene Jüngling auch durch das eingehende Studium auf der Hochschule von Plato, mehr noch von Aristoteles für die Philosophie entschied — es erwies sich als eine seiner Begabung und ihr entsprechend Bestimmung gemäße Entscheidung —



Digitized by Google

blieb er doch in erster Linie philologischen, dann auch theologischen Studien zeitlebens hold. Aus seiner akademischen Disputation ist mir ein bezeichnender Satz bekannt geworden, daß weder die rationalistische, noch auch die supranaturalistische Theologie zum völligen Verständnis des Christentums führe, sondern nur die Religionsphilosophie. Wir sind Trendelenburg und seiner Familie bereits in den Universitätsgottesdiensten unter der Kanzel von Nitzsch begegnet, nachdem er bis zum Tode von Schleiermacher dessen regelmäßiger Zuhörer in der Dreifaltigkeitskirche gewesen. In allen ernsten Unterhaltungen mit ihm trat mir schon als Student seine tiefe, fromme und aufrichtige Ehrfurcht vor dem Christentum wohltuend entgegen.

Trendelenburg trug in jenem Winterhalbjahr Psychologie vor, eine seiner bedeutendsten und auch besuchtesten Vorlesungen, zuerst 1840 begonnen und neunmal im kürzeren Sommer gelesen, dann aber, seit 1852, als ihm der Zweig unter eingehender Pflege wuchs und stärker ward, auf die längeren Wintermonate verlegt und nach meiner Zeit noch sechzehnmal vorgetragen. Der Weltweise war der Meinung, daß die Philosophie als Grenzwächterin der übrigen Wissenschaften hauptsächlich durch die Psychologie wirken müsse, da sie die Scheide zwischen dem mathematisch-naturwissenschaftlichen und dem historisch-ethischen Gebiet bilde und die Logik in ihr die subjektive Begründung der allgemeinen Prinzipien suche. Trotzdem der Professor in seinem Vortrag nichts Bestechendes hatte, seine klare Gedankenentwicklung leicht einen Stich ins Trockene bekam, fesselte die Vorlesung, die mir ganz neue Aussichtspunkte bot, ungemein. Sie regte mich an, bei der stark hervorgehobenen Grenzmarke nach dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiet hin mich etwas mit Physiologie zu beschäftigen; ich besuchte gastweise physiologische Vorlesungen bei Johannes Müller und benutzte bei Behandlung der Sinnesorgane in der Vorlesung an den einschlägigen Stellen gern das gerade im Druck beendigte große „Handwörterbuch der Physiologie" des berühmten Naturforschers Rudolf Wagner, des Vaters von dem gleichnamigen noch berühmteren Berliner Nationalökonomen. Im Sommer nahm ich an Trendelenburgs schon um sieben

Digitized by Google

Uhr des Morgens einmal wöchentlich gehaltenen philosophischen Übungen teil. Sie standen dem Professor hoch im Werte, um den Studenten nicht nur zu einem Hörer zu machen, sondern ihn zu wissenschaftlicher Leistung anzuregen, um dadurch am sichersten das Gehörte zu festem Eigenbesitz zu erwerben. Irre ich nicht, so hat Trendelenburg mit den in seinem Fache eingeführten Übungen vor nun bald siebenzig Jahren den Anstoß zu ähnlichen Besprechungen an der Hochschule in den verschiedenen Wissensgebieten gegeben. Ihm, dem genauen Kenner und Forscher des Aristoteles, lag für diese Übungen niemand näher und erschien ihm keiner gewinnbringender als der klassische Stagirite; von all dessen auf uns gekommenen Schriften legte er den Übungen keine lieber zugrunde als die Nikomachische Ethik, wie man sagt, seit 1842 nicht weniger wie zwanzigmal. Auch im Sommer 1855. Zufällig hat sich unter meinen Papieren aus der Studentenzeit die schriftliche Arbeit erhalten, die mir in diesen Übungen in Anlehnung an den behandelten Gegenstand zufiel: „Der Begriff der Lust bei Plato und Aristoteles und des letzteren Kritik über die platonische Auffassung", wie ich sehe, am 18. Juli 1855 besprochen. Ihre Ausarbeitung hat dem Studenten der Theologie viele Zeit beansprucht, auch Mühe gekostet, um bereit zu sein, den daran sich reihenden Fragen und etwaigen Dreinsprachen des Professors und der philologischen und philosophischen Teilnehmer schlagfertig Red' und Antwort stehen zu können. Zeit und Mühe hielt und halte ich nicht für verloren. Die eingehende Behandlung dieser ethischen Frage des heidnischen Weltweisen, der wie kein anderer ein paar Jahrhunderte hindurch seine Herrschaft fast einspruchslos auch über die Theologie ausgeübt, förderte mich wesentlich im Verständnis der Glaubens- und Sittenlehre zumal in den Zeiten vor der Reformation und durch ihren nachweisbaren Einfluß auf dieselbe.

Von den Teilnehmern an diesen philosophischen Übungen bin ich zweien in Berlin näher gekommen, dem einen von ihnen bis zu seinem Tode 1888 bekannt und befreundet geblieben; beide hochbegabte, treue Schüler von Trendelenburg, der ihnen Anregung und zunächst auch Wegweisung in der Philosophie gegeben,

Digitized by Google

beide in dem erwählten und ergriffenen Fach später selbständige, auf unterschiedlichen Wegen von Trendelenburg festen Schrittes wandelnde Forscher, durch Wort und Schrift weiten Fachkreisen und über sie hinaus in wohlverdientem Ansehen: Teichmüller und Dilthey. Teichmüller, den fein- und vielseitig gebildeten, hochgesteckten idealen Zielen nachjagenden, sittenstrengen Jüngling aus wohlhabendem Hause in Braunschweig lernte ich in den fesselnden, geselligen Familienabenden bei Trendelenburg kennen; wir traten uns da näher, aus der Bekanntschaft wurde bald Freundschaft. Ein Jahr älter wie ich, stand Teichmüller unmittelbar vor seiner Bewerbung um die Würde eines Doktors der Philosophie, völlig in den Fußstapfen Trendelenburgs wandelnd und darum ein genauester Kenner des Aristoteles, dessen Schriften in der Ursprache er mit einer Leichtigkeit wie die Muttersprache las und von dem er die schöne, klare, männliche Redeweise lernte, die seine zahlreichen deutschen Schriften vorteilhaft auszeichnet. Nicht nur sprechen hatte er bei seinem geliebten Aristoteles gelernt, auch in strenger Zucht denken. Bis zum Jahre 1873 behandeln seine Schriften Untersuchungen über Aristoteles, zumal über seine Poetik und Philosophie der Kunst. Teichmüller zeigte ein feines, sonnenhaftes Auge für die Kunst; sie bot uns ergiebigen und anregenden Stoff der Unterhaltung, wenn auch da unsre unterschiedliche Richtung merkbar sich geltend machte, der eine davon sich hochbefriedigt genügen lassend, die Meisterwerke der Kunst auf den verschiedenen Gebieten auf das Gemüt einwirken, sich von ihnen erziehen, zu ihrer Höhe emporziehen zu lassen, der andere bemüht, den Gesetzen des erkannten und genossenen Schönen nachzuspüren, darüber aber, wie mir scheinen wollte, nun doch etwas von dem reinen, unmittelbaren Genuß des geschauten Kunstwerkes einzubüßen. Ich gedenke noch einer Bootfahrt einst zwischen den malerischen Inseln in der landschaftlich schönen Umgebung Petersburgs während einer „weißen", linden Sommernacht. Im Westen verglühte langsam der Feuerball der untergegangenen Sonne und hauchte sein zauberhaftes Farbenspiel auf die regungslose Meeresfläche, während im Osten schon am stahlblauen Himmel in leisen, zarten Farbentönen die Sonne des heraufkommenden Tages sich

Digitized by Google

anmeldete und im nahen, duftenden Busch der Jelagin-Insel die Nachtigall ihren Sang ertönen ließ. Ein hinreißend schöner Augenblick! Ich forderte den Kameraden auf, mit einzustimmen in das Entzücken. Statt dessen verlangte er von mir Begründung des Entzückens über das unvergleichlich schöne Landschaftsbild, warum wohl solche Farbenübergänge, solche wunderbare Pracht der Natur der Seele den Eindruck des Schönen mache. Ach, ich hätte den Magister und Philister in diesem Augenblick am liebsten über den Bootsrand ins Wasser geworfen! Solche Fragen und Grübeleien waren mir ja an dem Kameraden nicht fremd; schon während unsres Studienjahres war er mit ihnen in den „philosophischen Teeabenden" gekommen, die wir auf seinen Wunsch einmal wöchentlich in seiner behaglich vornehmen „Bude" (Mittelstraße 34) hielten, unsrer zusammen nur drei oder vier.

Bei meiner Übersiedelung nach Petersburg war ich nicht wenig überrascht und auch erfreut, den Berliner Studiengenossen hoch im Norden vorzufinden. Der Vater war gestorben, das Vermögen bei seinem Tode, allen völlig unerwartet, aufgezehrt; der im Wohlstand verwöhnte Sohn, der sich bis dahin für einen Lehrstuhl auf der Hochschule vorbereitet, sah sich genötigt, eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Mit der heiteren Ruhe eines Weltweisen, ohne ein Wort der Klage auch den vertrauten Freunden gegenüber hatte er sich in den Wechsel der Verhältnisse gefunden. So war er mit dem preußischen Gesandten Werther nach Petersburg gekommen und hatte, als dieser 1858 die nordische Hauptstadt wieder verließ, eine Lehrerstelle an einem der dortigen drei deutschen Gymnasien angenommen. Rasch war er ein gefeierter Lehrer, zumal in den höheren Mädchenklassen, denen er Literaturgeschichte vortrug; er fühlte sich bald heimisch auch in den zahlreichen gelehrten und gebildeten deutschen Kreisen, die sich dem geistvollen, liebenswürdigen und gesellschaftlich gewandten Gelehrten, der ein neues, belebendes Element in die Unterhaltung zu bringen meisterlich verstand, leicht und weit öffneten. Nicht lange und er hatte unter seinen gelehrigen, anhänglichen Schülerinnen eine liebe, sinnige Braut gewonnen, aus einem reichen Hause in Estland, die ihm die von Kind auf gewohnte, kurz unterbrochene behagliche

Digitized by Google

Lebensweise am eignen häuslichen Herde wieder verschaffte. Sie bot ihm auch die Möglichkeit, den alten Lebensplan wieder aufzunehmen. 1860 ließ er sich in Göttingen als Privatdozent der Philosophie nieder; sieben Jahre später wurde er außerordentlicher Professor daselbst, das Jahr darauf als ordentlicher nach Basel berufen, welche Stellung er 1871 mit einem Lehrstuhl in Dorpat bis an sein Lebensende vertauschte. Rußland und seine in voller schöner Blüte stehende Hochschule, im fernen, fremden Lande eine echt deutsche Pflanzung, hatten es nun auch ihm angetan, zumal er nach dem Tode seiner ersten Frau, und nach vierjährigem einsamem, ihm nicht heilsamem Witwenstand deren Schwester 1866 geheiratet. Räumlich waren wir uns nun wieder näher gekommen; aber dennoch merkten wir, daß unsere Lebenswege und auch Lebensanschauungen weiter auseinander gegangen als einst in Berlin. Auch Schrullen hatten Gewalt über den alten Kameraden gewonnen. Um nur eine harmlose zu nennen: er hatte sich von der Fleischnahrung völlig losgesagt und sein ganzes Hauswesen genötigt, sich nur von Pflanzenkost zu nähren, bis zu einem Grade, wie das Gerücht umlief, daß er am liebsten die Körnerfrucht in rohem Zustand zu sich nahm.

Sein Weg führte ihn häufig nach der Hauptstadt. Er versäumte dann nie, den alten Kameraden zu besuchen, und haben wir gern der in immer weitere Ferne zurückweichenden schönen Tage in strebsamer Jugendzeit gedacht. Die reichen Früchte seiner ungemein fleißigen Feder hat er dem einstigen Teilnehmer an seinen philosophischen Teeabenden auch dann noch zugesandt, als er erkannte, daß demselben in seinem angestrengten Berufe die Zeit und auch allmählich die Lust abging, ihm auf seinen mehrbändigen Untersuchungen zur Geschichte der Begriffe nachzugehen. Er war verdrossen, daß ich ihm nie an seiner, mir nun doch abgelegenen Wirkungsstätte im Kreise seiner Familie einen Gegenbesuch machte und drohte, fortan an meiner Haustüre vorüberzugehen. So eigen doch und auch wehmütig! Ich hatte mich aufgerafft, vor meinem Verlassen Rußlands nun doch einmal Dorpat und den einstigen Studiengenossen zu besuchen. Der erste Gang im Städtchen nach nächtlicher Fahrt galt dem stillen Gartenhaus des Freun-

Digitized by Google

des. Ich gelange unbemerkt und unaufgehalten ins offenstehende, leere Wohnzimmer des Erdgeschosses; in der Küche weiset mich das estnische Dienstmädchen hinauf unter das Dach. Ich trete ein in die geräumige, aber geradezu dürftig eingerichtete Mansarde, in die die gefeierte „Kunst im täglichen Leben" nie ihren Fuß gesetzt zu haben schien. Es ist das Studierzimmer des Philosophen. In lautlosem, tränenlosem Schmerz umstand die Familie die Lagerstätte an der Längsseite der Wand. Da lag mein Freund, den ich nicht einmal krank wußte, in den letzten Zügen, seit einer Stunde bewußtlos, das weit geöffnete Auge stier auf den Eintretenden gerichtet, den er nicht mehr erkannte, während die langen, bleichen Finger an der Bettdecke zupften. Wirre, aber freundliche Träume schienen durch die Seele zu ziehen, die sich leise, langsam von ihrer irdischen Hülle loslöste. Es hielt mich nicht lange in der düstern Sterbekammer, unter den Familienangehörigen, die durch kein leisestes Wort den geheimnißvollen Vorgang des Scheidens aus dem Leben und für das Leben des geliebten Gatten und Vaters unterbrechen wollten. Ein tiefergreifendes, ja erschütterndes Bild! Eine Stunde nach meinem Weggang hat der Freund, der einst mit beredten Worten von der Unsterblichkeit der Seele geschrieben, träumend seine Seele dem Schöpfer der Geister zurückgegeben.

Dilthey war noch Student der Theologie, als ich ihn zuerst in den geselligen Abenden bei Nitzsch und Trendelenburg kennen lernte, ihm dann auch durch den gemeinsamen Freund Teichmüller und in den philosophischen Übungen näher kam. Die Absicht Theologie zu studieren hatte er wohl wie ein wertgehaltenes Familienerbe aus dem Elternhaus übernommen; der Vater stand an der Spitze der nassauischen Landeskirche, irre ich nicht, mit dem jetzt dortzulande abgängig gewordenen Titel eines Bischofs. Als ich ihn in Berlin kennen lernte, war schon der innere Wandel zum Entschluß gereift, statt der Theologie die seinem Wesen und seinem Denken entsprechendere Philosophie zu seinem Lebensberuf zu erwählen und sich für einen Lehrstuhl auf der Hochschule vorzubereiten. Ich bin kaum einem zweiten so vielseitig gebildeten, geistvollen, genial begabten Jüngling begegnet

Digitized by Google

wie Dilthey, der in jungen Jahren schon, damals gerade zwanzigjährig und bereits am Ende seiner Studienzeit, mit selbständigem Urteil auf so vielen Gebieten heimisch sich bewegte. Lust und reicher Gewinn war jedes Mal, seinen Ausführungen zu lauschen, sei es, daß er heute auf einem Spaziergang durch den Tiergarten von den Romantikern sprach, mit denen er sich gerade eingehend beschäftigte, sei es, daß er andren Tages in den gemeinsam besuchten Liebig'schen Sinfoniekonzerten die Meisterschöpfung eines Beethoven oder Mozart oder Haydn in einer so vollendeten, verständnißvollen Weise erklärte, als ob er an der Hand der Partitur das Werk in seinem Entstehen belauscht, und so den tiefen Gedanken des Meisters der Töne uns zum Verständnis und damit vollen Genuß brachte. Die ihm näher kamen, bewunderten schon damals die staunenswerte Fähigkeit und Kunst, sich in den Geist einer großen Zeit, einer großen Persönlichkeit und ihres Schaffens anschmiegend zu versenken, ihr Leben gewissermaßen in der eignen stimmungsfähigen Seele noch einmal aufleben und wie in einem reinen zarten Echo nachtönen zu lassen. Die hohe Kunst tritt uns in ihrer Vollreife in so fesselnder Weise in seinem Leben Schleiermachers entgegen, wenn er dem Leser etwa von den Reden über die Religion nicht einen Auszug wie zu einem bequemen Ruhekissen gibt, sondern ihn nötigt, unter seiner genialen Führung bis zu dem entlegenen Keimpunkt der Schrift im Geiste Schleiermachers vorzudringen, schrittweise dann mit ihm das Wachstum der Gedanken zu verfolgen, bis er zuletzt mit innerer logischer Folgerichtigkeit das vollendete Werk, noch einmal unter den staunenden Augen gleichsam entstanden, zeigt.

Und dennoch wollte mir bei aller Bewunderung nicht warm werden über der Unterhaltung mit dem hoch veranlagten Studiengefährten. Dilthey ist von Haus aus ein Denker mit einer geistigen, rastlosen Regsamkeit, wie sie die königliche Schülerin des Leibniz besessen, daß er das warum des warum ergründen will und, wenn es den Dienst weigert, fahren läßt, was sich seinem Denkvermögen nicht fügt. Er ist Grübler geworden, über der sauern Arbeit Zweifler, unter dessen forschenden Händen so oft

Digitized by Google

in Nebel und Nichts zergeht, was er eben noch als Wahrheitsbefund gezeigt. Wie manches Mal stand ich als Student schmerzlich enttäuscht vor ihm, wenn er ein fesselnd der Seele gezeigtes Bild mit großer dialektischer Kunst im nächsten Augenblick als Luftspiegelung nachwies, für die er dem Dürstenden nun doch keinen Ersatz zu bieten hatte. Diltheys letztes großes Werk, seine Einleitung in die Geisteswissenschaft, nun auch seit zwanzig Jahren ein Torso wie leider seit 35 Jahren sein Leben Schleiermachers, bietet deß einen schlagenden Beleg, einen niederdrückenden, lähmenden denen, die nur aus der Hand der Weltweisheit nehmen wollen, was Gott allein dem Glauben oder nach dem lobpreisenden Wort des Herrn „den Unmündigen" offenbaret. Das Werk schließt mit seinem ersten Bande als Summa und Ergebnis: „Der Skeptizismus, welcher die Metaphysik als ihren Schatten begleitete, hat den Nachweis erbracht, daß wir in unseren Eindrücken gleichsam eingeschlossen sind, sonach die Ursachen derselben nicht erkennen und über die reale Beschaffenheit der Außenwelt nichts aussagen können. Alle Sinnesempfindungen sind relative und gestatten keinen Schluß auf das, was sie hervorbringt. Selbst der Begriff der Ursache ist eine von uns in die Dinge getragene Relation, für deren Anwendung auf die Außenwelt ein Rechtsgrund nicht vorliegt. Dazu hat die Geschichte der Metaphysik gezeigt, daß unter einer Beziehung zwischen dem Denken und den Objekten nichts klares gedacht werden kann. . . . Eine Vorstellung kann einem Ding, sofern dieses als von ihr unabhängige Realität aufgefaßt wird, nie gleich sein. Sie ist nicht das in die Seele geschobene Ding und kann nicht mit seinem Gegenstand zur Deckung gebracht werden. . . . Rechtsnachfolger des Skeptizismus ist der Erkenntnistheoretiker. Hier sind wir an der Grenze angelangt, an welcher das nächste Buch anheben wird: vor dem erkenntnistheoretischen Standpunkt der Menschheit."

Und an dieser lebenerstarrenden Grenze läßt Dilthey die Wißbegierigen, die langend, bangend bis zu ihr dem Führer gefolgt, nun schon seit zwei Jahrzehnten unberaten stehen! Sie hätten wohl ein begründeteres Recht als jene Juden (Joh. 10, 24),

Digitized by Google

dem, der sie in die Einöde getrieben, zuzurufen: wie lange hältst du unsere Seele auf?

Größer noch, ausgedehnter war selbstverständlich der Umgang mit Studiengenossen der Theologie. Die in den ersten Wochen des Berliner Aufenthaltes fast völlig zurückgezogene, auf mich selbst und die in steigendem Grade fesselnden Vorlesungen und ihre sie begleitenden eingehenden Studien beschränkte Lebensweise wich bald einem regeren Verkehr mit Kameraden. Es ist auch gut so: im Austausch der Gedanken, in lebensvoller Zwiesprache mit gleichgesinnten, nach dem gleichen hochgesteckten Ziele strebenden Kameraden werden wir Jünglinge des erlangten geistigen Besitzes gewiß, im wechselseitigen, anregenden Geben und Nehmen reicher, frohgemuter. Seltsamer Weise war es Dilthey, der schon im November mich in den das Jahr zuvor gegründeten akademisch-theologischen Verein einführte, damals keine Studentenverbindung, vielmehr eine lose Vereinigung von Studenten der Theologie, die an einem Abend der Woche — oder war es nur alle vierzehn Tage des Freitags? — bei einem Glase Bier, in jenem Winter in einem Sonderzimmer der Wirtschaft von Tietzen an der Spittelbrücke 2, zusammenkamen, um theologische Fragen, wie sie die Vorlesungen in reicher Fülle anregten, gemeinsam zu erörtern. Von wem der Gedanke ausgegangen, weiß ich nicht; nur daß Nitzsch sowohl wie Hengstenberg ihn gut geheißen und gefördert, die beiden Professoren auch und ihre Theologie dem jungen Verein sein anfängliches schönes Gepräge gegeben, ja selbst ab und zu, wenn auch selten, den Vereinsabenden als hoch willkommen geheißene und gefeierte Gäste beiwohnten. Einer der Gründer, Findeisen, war damals auch sehr geschickter Leiter der Versammlung. Ein Mitglied hielt über eine vorher bestimmte und von ihm übernommene theologische Frage einen Vortrag, an den sich dann an der Hand von ihm ausgegebener Leitsätze eine oft recht belebte Besprechung anschloß. Der Verein hat bis heute den Wechsel und Wandel auch in der tonangebenden, theologischen Richtung an der Hochschule überdauert. Als er vor ein paar Jahren (1903) seine goldene Jubelfeier beging, gehörte ich zu den

Digitized by Google

drei ältesten der anwesenden alten Herren; wenige Monate zuvor war der erste Vorsitzende, Freund Findeisen, der mir schon sein Kommen zugesagt, an der Stätte jahrzehntelanger, reich gesegneter Wirksamkeit in Petersburg heimgerufen worden. Verwunderlich wird es niemandem sein, daß der wechselnde Schattenriß der zeitweilig an der Hochschule ausschlaggebenden theologischen Richtung auch auf den Verein und seine Besprechungen beeinflußend fällt; dann darf es auch nicht wundernehmen, wenn sich die alten Genossen ihm entfremden, die der vorübergehend herrschenden Richtung um der von ihnen erkannten — oder soll ich lieber sagen: ihnen geoffenbarten? — Wahrheit willen nicht von Herzen zustimmen können. Ich habe die Entfremdung und was sie veranlaßt auch um der jugendlichen, angehenden Berufsgenossen des köstlichen Amtes willen oft schmerzlich empfunden. In jenem Winter konnte man sicher sein, die tüchtigsten, ernst gesinnten Zuhörer von Nitzsch und Hengstenberg an diesen Besprechungen teil nehmen zu sehen, die das schöne, evangelische Gepräge der von diesen beiden Männern vertretenen Theologie zeigten, auch in fesselnder Weise mit den unterschiedlichen Zeichen und Merkmalen, die die zwei in sich abgeschlossenen, fest begründeten, so selbstständigen Theologen dem gemeinsamen evangelischen Gepräge beifügten und das ihre Schüler auch in den Unterschieden in treuer Anhänglichkeit bewahrten, auch bei ihren Besprechungen zur Geltung und Rechtfertigung brachten.

Aus den allmählich im Laufe des Winters sowohl in diesen Versammlungen als auch durch die Vorlesungen gewonnenen Bekannten traten zwei hervor, mit denen anhebender regerer Verkehr bald zu einer Freundschaft führte, die die kurze Studienzeit überdauerte und ungeschwächt und ungetrübt lebenslang währte, die guten Kameraden Findeisen und Hohenthal. Am Sylvesterabend 1854 hatte Hohenthal, ein echter, wackerer Sohn der Mark, in seiner frommen, glaubensinnigen Gesinnung kernhaft und auf die Dauer, Findeisen und mich, die wir Weihnachten und Jahreswechsel nicht daheim, sondern einsam in Berlin verbrachten, auf seine „Bude" (in der Karlstraße 6) zu einem Glase Punsch geladen. Was wohl damals ungewöhnlich auch unter

Digitized by Google

Studenten der Theologie war, wenn sie zum gemütlichen „Plausch" zusammenkamen, das taten wir drei am ernststimmenden Sylvesterabend. Als die Mitternacht heranrückte, stimmte der Wirt einen Choral an, den wir mitsangen, Findeisen mit der bis an sein spätes Lebensende so silberklaren, volltönenden, trefflicheren Stimme. Darauf las Hohenthal eine Predigt vor, entsinne ich mich jetzt noch nach einem halben Jahrhundert recht, von Schleiermacher und schloß mit einem innigen, herzlichen Gebet. Solch eine unerwartete Weihestunde in der Sylvesternacht, fern von denen, die wir lieb haben und dennoch ihnen in Gedanken und im Gebete nahe, ist für ein Studentenherz, zumal das eines Theologen, ein starker Kitt zur Freundschaft. Hohenthal, bei aller männlichen Entschiedenheit eines in seinem Glauben festgewordenen Herzens dennoch weichen, fast weiblich zarten Gemütes, ebenso liebebedürftig wie liebevoll und im Geben und Nehmen von Liebe reich, fühlte sich schon als Student recht gesund und wohl nur im innigen Verkehr mit gleichgesinnten Freunden, später dann neben ihnen im beglückenden und beglückten Zusammensein mit Weib und Kindern, in der wohltuenden Umfriedigung seines von ganzem Herzen ergriffenen Pastorenberufes. Auch auf ihn hatte die Lichtgestalt von Nitzsch tiefen, in seiner ganzen, langen Amtsführung spürbaren Eindruck gemacht; ich glaube ebenso treu und dankbar hing er an Hengstenberg, dessen Stellung zur Landeskirche und zum Amte er teilte und der ihm, dem wohlbekannten, gelehrigen und anhänglichen Schüler, die Wege zunächst ins Hauslehrerleben und dann ins frühe erlangte Pfarramt ebnete. Überrascht war ich an dem fernen Vorposten unsrer evangelischen Kirche eines Tages zu hören, daß der sanfte, friedfertige Hohenthal Militärgeistlicher geworden und unter seinen Pfarrkindern in des Königs Rock sich wohl fühlte wie diese unter solch einem wackeren, ihnen väterlich zugetanenen Pastor; freudig überrascht, als ich vernahm, daß er mit seinen „blauen Jungen" über den Rhein nach Frankreich gezogen und ungefährdet von da mit dem eisernen Kreuz auf der Brust heimgekehrt. In meiner Sammelmappe ist ein Lichtbild aus jenen Tagen, aus Frankreich nach Petersburg gesandt: der hoch aufgeschossene, kräftig gebaute Sohn der Mark im

Digitized by Google

einreihigen, kleidsamen Waffenrock eines Pastors, im Knopfloch das eiserne Kreuz und statt eines Begleitbriefes auf dem Bilde nur das Wort: und Gnade war mir nahe!

Die Fahrt nach Frankreich hinein und zu den Siegesfeldern unserer deutschen Armee war wohl die weiteste und längste Losreißung von der heimischen Scholle, die Freund Hohenthal jemals ausgeführt, in seinen Augen vollauf für ein langes Leben und sein Reisebedürfnis ausreichend. An keinem Punkte trat der Unterschied in der Lebensweise und auch Lebenslust zwischen den beiden Freunden stärker hervor. Wenige Menschen sind mir mit einer so ausgesprochenen und lebenslang fast leidenschaftlich betätigten Neigung zur Seßhaftigkeit an der heimischen Scholle und im engen, anheimelnden Umkreis der geliebten Pfarre begegnet; die Schnecke weiß sich nicht fester mit ihrem Häuschen verwachsen. Kaum zu leistende Überwindung kostet den Freund, auch nur für einen Tag das wohlige, schützende Dach über dem eigenen häuslichen Herde und den hochragenden Turm seiner Kirche aus dem Auge zu verlieren. Sie und was sie bergen, Familie und Gemeinde, sind seine vollbefriedigende Welt, befinde sie sich nun dem Militäroberpfarrer des VII. Armeekorps in Münster, oder nach Jahren dem Konsistorialrat im begehrten Gebiet der „Goldenen Aue" auf der stillen Landpfarre mit ihrem schattenreichen, großen Garten in Gatersleben oder wiederum nach Jahren an der Schwelle des Greisenalters als Emeritus in Halle, wo der Blick vom lauschigen Wohnzimmer der Mietwohnung auf die schöne, neugebaute Kirche unmittelbar vor dem Hause fällt. Nun es muß auch solche Käuze geben; sie sind das ergänzende Gegenbild zu den andren, die dem ἀνὴρ πολύτροπος des Homer gleichen, dem „viel umher getriebenen Manne", und denen das Wandern hinaus in die blaue Ferne, fremde Länder und Leute kennen zu lernen, Lebenslust und kaum zu missendes Lebensbedürfnis ist, daß sie auch in alten Tagen noch mit jugendlich frisch gebliebenem Herzen dem Sänger beipflichten: Wem Gott will große Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.

Der andere treue Kamerad im lebenslang bestandenen Dreibunde war Findeisen, der prächtige wackere Geselle aus dem

Digitized by Google

Altenburger Ländchen, schön schon als Jüngling, schön in den Mannesjahren bis ins Greisenalter, ja selbst bis auf die Totenbahre. Zwei Jahre älter wie ich, hatte er auf der heimischen Hochschule in Jena, auch als munterer Korpsbruder, der, wie die Narbe über der Stirn bezeugte, die Klinge zu führen verstand, bereits drei Halbjahre Rechtskunde studiert, soweit das Korps einem Fuchsen Zeit dazu gönnt. Von beiden unbefriedigt und einem mächtigen Zuge seines frommen Herzens folgend, war er von Jena nach Berlin gekommen, Theologie zu studieren. Hier und zumal zu den Füßen von Nitzsch fand er in reichem Maße, was seine Seele begehrte. Wie Hohenthal war er schon auf der Hochschule kein allzugroßer Freund der Bücher; auch ihm waren die reichlich und mit Teilnahme besuchten Vorlesungen bei Nitzsch und auch bei Hengstenberg der gewiesene und gern betretene Weg ins geliebte Pfarramt. Ich glaube keinen von beiden hat auch nur einen Augenblick auf der Hochschule die Lust angewandelt, einmal den Lehrstuhl der Theologie zu besteigen; beiden war das Herz darauf gerichtet, in der heimischen Kirche als treu erfundene, tief gläubige Diener am Worte des köstlichen Amtes zu walten. Gott hat Beiden gegeben, das hochgesteckte Ziel zu erreichen; zu tiefer innerer Befriedigung haben sie lebenslang mit dem ihnen verliehenen Pfund als Diener Christi treu und fromm gewuchert, die guten, lieben Kameraden! Noch war kein Jahr seit jener Sylvesternacht verstrichen, als unsere äußeren Lebenswege sich trennten. Zunächst freilich kamen sie eine kurze Weile wieder nahe zusammen, als Findeisen mit der Familie Arnim-Kröchlendorf, in deren Haus er Erzieher geworden, 1857 nach Frankfurt zog; die Herrin des Hauses, Bismarcks „treue, kleine soeur und dearest sister Maldevine“, sehnte sich danach, ein paar Sommerwochen in der Nähe des geliebten Bruders zu verbringen. Rasch gingen unsere Wege wieder aus einander; der eine ward nach Petersburg geführt, der andere nach Paris, wo Findeisen an einer der dortigen armen kleinen, deutschen Gemeinden zusammen mit Bodelschwingh in großem Segen arbeitete. Dann war es 1864, daß wir uns beim Kirchentag in Altenburg unerwartet wiedertrafen. Beyschlag hatte eben den ihm so verhängnisvoll

Digitized by Google

gewordenen, wahrscheinlich von Professor Dorner erbetenen Vortrag gehalten: welchen Gewinn hat die evangelische Kirche aus den neuesten Verhandlungen über das Leben Jesu (Renan, Schenkel u. s. w.) zu ziehen? Einen Augenblick stand die ganze Versammlung unter dem Banne des mit zündender Beredsamkeit frei und fließend gehaltenen geistvollen Vortrags, über den mir ein paar Jahre später Beyschlag selbst äußerte, daß er unpraktisch und unvorsichtig von ihm ausgerichtet gewesen wäre. Noch hatte sich niemand zum Worte gemeldet. Da sehe ich mit einem Male frank und frei mit dem schönen Ernste, der ihn wie immer auf der Kanzel so nun auch einmal am Rednerpult zierte, den alten Studiengenossen herantreten und stehenden Fußes mit der ganzen Wärme der Überzeugung, in seiner wohllautenden, kräftigen Stimme dem Professor erwidern und geschickt so manche Blöße, die derselbe sich gegeben, in liebenswürdiger, nicht verletzender Weise aufdecken und widerlegen. Ich konnte nicht mit all seinen Ausstellungen übereinstimmen; ich mußte mir an mancher Stelle sagen und habe es in den folgenden Tagen dem Freunde gesagt, daß er Beyschlag mißverstanden und selber in einzelnen seiner Folgerungen zu weit gegangen. Trotzdem habe ich mich damals von Herzen über den Freimut und die Schlagfertigkeit auch in großer Versammlung gefreut, der — wie einst Calvin so schön und treffend gesagt — sich nicht von einem „Hündchen beschämen lassen wollte" und anfuhr, wer ihm seinen Herrn und Heiland antastete.

Von der mehrmonatigen Reise nach Petersburg heimgekehrt, wurde ich von befreundeten Kirchenältesten der größten und angesehensten lutherischen Gemeinde ersucht, ihnen an Stelle des zurückgetretenen und nach Berlin übergesiedelten Pastor Fromman, Verfasser des seiner Zeit Aufsehen machenden „Johanneischen Lehrbegriffes" (gerade hundert Jahre zuvor hatte der bekannte Büsching die gleiche Stelle aufgegeben, um ebenfalls in Berlin einen neuen Wirkungskreis zu gewinnen) tüchtige Pastoren des Auslandes zu nennen und sie zu einer Wahlpredigt zu veranlassen. Ich wies zunächst auf den damaligen deutschen Botschaftsprediger in Rom, Freiherrn von der Goltz, den ich kurz zuvor

Digitized by Google

in seiner jungen Häuslichkeit und auch in der Arbeit an einer Auslandsgemeinde kennen gelernt. Mit Wendung der Post traf die Absage ein. Hätte ihn der Brief nur 24 Stunden früher erreicht, würde er, wie er mir schrieb, gern gekommen sein; aber am Tag vorher hatte er eine Berufung an die Baseler Hochschule angenommen. So schlug ich nun Findeisen vor und hatte bald die Freude, den treugesinnten Freund um mich zu haben. Noch fast ein Vierteljahrhundert sind wir im köstlichen Amt und auch in den „Artikeln göttlicher Majestät" in gleichem Schritt und Tritt neben einander hergegangen. Wohl traten an gar manchem Punkte unterschiedliche Lehren zu Tage; Findeisen war ein überzeugter Sohn seiner heimischen lutherischen Kirche, der er unerschütterlich selbst bis in die Konkordienformel hinein anhing. Aber nie durften diese nun doch vom Mittelpunkte unserer reformatorischen Heilslehre abliegenden Unterschiede das tiefgegründete brüderliche Verhältnis auch nur leise trüben. Des Gemeinsamen in unserem evangelischen Glauben war so unendlich viel mehr als des Trennenden und auch über dem Trennenden lag uns beiden der holde Schattenriß der Lichtgestalt unseres Nitzsch, an dem wir pietätvoll hingen. Findeisen wurde seiner Gemeinde zum reichen Segen; mit rührend treuer Liebe hing sie an ihrem Prediger und Seelsorger. Seine Wirksamkeit reichte über die Grenze der Gemeinde weit hinaus. Er hat in Rußland den ersten evangelischen Jünglingsverein gegründet und jahrzehntelang geleitet; von Petersburg aus hat sich dann die Jünglingssache weiter in die evangelische Kirche Rußlands verbreitet und hoffentlich dauernden Bestand in ihr gefunden. Ihn, den frommen und getreuen Knecht, hat der Herr aus dem auf der Hochschule vor einem halben Jahrhundert geschlossenen Dreibund zuerst heimgerufen, in der Passionszeit 1903. Als er wenige Monate zuvor, schon schwer leidend, zum letzten mal auf der Durchreise mit seiner Lebensgefährtin bei dem Freunde nächtigte, fand ich nach seiner Abreise in das Fremdenbuch der Herbergstube mit zitternder Hand das Wort eingeschrieben: „Luk. 24, 29. Wie höchsten Dankes wert, daß wir einen auferstandenen, zur Rechten Gottes erhöhten, allgegenwärtigen Herrn haben, der

Digitized by Google

verheißen hat, bei uns zu sein bis an der Welt Ende, in dessen Hände wir uns befehlen können, auch wenn des Todes Dunkel uns umgibt und das letzte Stündlein naht." Der Eintrag ist zufällig auf die Seite des Fremdenbuches gekommen, die als Überschrift in Farbendruck das Wort enthält: Ein treuer Freund ist Goldes wert.

Berlin hatte dem jungen Musensohn mehr zu bieten als seine berühmte Hochschule, die sich ihm gar bald als eine ebenso liebenswerte alma mater erwies wie die unlängst nun doch mit etwas beschwertem Herzen verlassene im anmutigen Marburg. Mehr auch noch als die Professoren, zu deren Familien ihm in entgegenkommendster Weise der Zugang geöffnet war[1]); mehr auch noch als den schönen Freundeskreis von Studien- und Gesinnungsgenossen. Wie war doch nun schon vor einem halben Jahrhundert und ist heute noch in gesteigertem Grade Berlin

---

1) In der Anmerkung sei wenigstens erwähnt, daß außer den Familien von Nitzsch und Trendelenburg ich herzliche Aufnahme und häufigen fesselnden Verkehr in dem liebenswürdigen, geselligen Haus des berühmten Botanikers Alexander Braun fand, mit dessen erster Frau, einer Karlsruherin, Mutter befreundet gewesen, eines echt deutschen Professors, schlicht und bescheiden im Verkehr, dabei hochbegabt und unermüdlich von Kindesbeinen an in seinem Lieblingsfach ebenso als Forscher wie als Lehrer, durch und durch eine edle, tief sittliche Persönlichkeit. Er wohnte damals in der Friedrichstraße nebenan der nun auch bald verschwindenden militärärztlichen Anstalt, in dem lang gestreckten Hause, das seit Jahren schon dem Stadtbahnhof hat weichen müssen. Auch bei den Gebrüdern Grimm war ich zu meiner großen Freude eingeführt und durfte noch den verheirateten unter ihnen, Wilhelm, im Kreise der Seinigen kennen lernen. Wie ich Briefen an Mutter aus jener Zeit entnehme, fiel dem Studenten der Unterschied wie der Studien so auch im geselligen Verkehr zwischen dem Vater und seinem einzigen Sohne Hermann, und zwar in letzterer Beziehung recht zu Ungunsten des Sohnes, alsbald auf. Die Stadt Berlin hat gegenwärtig eine marmorne Denktafel an dem Haus in der Linkstraße (Nr. 7) angebracht, in welchem die getreuen Brüder und berühmtesten deutschen Altertumsforscher zwar nicht wohnten, das aber an der Stätte errichtet ist, wo sie jahrelang bis zu ihrem Tode gehauset; Wilhelm bis 1859, Jakob bis 1863.

Digitized by Google

reich an Kunstgenüssen edelster Art! Und dabei all der kostbare Reichtum auch dem Musensohn mit bescheidenen Mitteln zugänglich! Man wußte hierzulande frühe die hohe Bedeutung der Kunst zur Erziehung des Volkes zu werten und hatte nicht Lust — wie es anderwärts vielfach geschah und auch noch geschieht — den Wert dadurch zu schmälern, daß man den Eifer für das adelnde Bildungsmittel mit einer Steuer belegt, ihn damit gewissermaßen zu dämpfen sucht. Das prächtige Zeughaus der Kunst im klassisch-schönen Bau des alten Museums, anzusehen als ob eines Zauberers Hand ein formvollendetes Steingebilde aus dem Heimatlande der Kunst in den Lustgarten und seinen märkischen Sand versetzt, mit dem unmittelbaren Zugang in das neue Museum, in dem damals noch Kaulbach seine berühmten Fresken an die Wand des Treppenhauses malte — ich habe den Meister manches Mal auf dem hochragenden Gerüste an der Arbeit gesehen — stand aller Welt wie auch heute noch unentgeltlich offen. Wohl wenige Studenten haben die gebotene günstige Gelegenheit so gründlich ausgenützt wie ich. War auch vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht die Zeit reichlich mit Arbeit besetzt, so mußte dennoch täglich eine Stunde für den Besuch der beiden Museen erübrigt werden. Und wurde es auch. Denn auch hier gilt, daß der Willige sich einen Weg zu bahnen weiß. Wenn um die Mittagsstunde über den ernsten theologischen Studien in der stillen Kammer Ermüdung sich geltend machen wollte, wurden rasch die Bücher zugeschlagen und in das nahegelegene Museum geeilt. Wechsel der Arbeit war schon in der Schule als vorzügliche Erholung erprobt. Nun eine Stunde eingehenden Studiums der Malerschulen in der wiederholt erwähnten Weise, dem Vortrag der Meisterwerke selbst ohne Zwischenrede zunächst zu lauschen, sie tief ihre Wirkung auf das Gemüt ausüben zu lassen, um dann diese Wirkung verständnisinnig auch im Zusammenhang der einzelnen Schulen begreifen zu lernen. War das zur Genüge geschehen, dann vor Tisch durch den Lustgarten und die Linden nach dem Tiergarten, am schönen Denkmal Friedrich Wilhelm III. vorüber durch die Bellevue- und Leipzigerstraße nach dem Speisehaus am Denkmal des Großen Kurfürsten, um da dem Worte beizustimmen, daß

Digitized by Google

Hunger der beste Koch sei; es waren dann schon meist 8—9 Stunden seit dem Frühstück vergangen.

Über dem eingehenden Betrachten der einzelnen Kunstwerke schärfte sich das Auge und Verständnis für die eigentümliche Malweise und Schönheit des Künstlers und auch für die unterschiedlichen Schulen in einem Grade, daß mir allmählich auch bei einem mir bis dahin unbekannt gebliebenen Maler möglich ward, die Zeit und Schule seiner Wirksamkeit mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen, eine angenehme Fertigkeit, die nun freilich in jahrzehntelanger, anders gerichteter Berufsarbeit geschwächt, wenn auch noch nicht völlig eingebüßt ist. Ein Teil der hohen Bedeutung der Berliner Sammlung liegt, wie bereits erwähnt (S. 353), in der mit Erfolg erstrebten Berücksichtigung der verschiedenen Schulen und Zeiten der Malerei. Mag das alte Museum auch damals noch ärmer gewesen sein an Perlen und Meisterwerken einzelner Schulen, so übertrifft die Sammlung doch die meisten anderen durch den planmäßig und zielstrebig durchgeführten, in bezeichnenden und ausdrucksvollen Darstellungen gebotenen Überblick über das große Gebiet der Malerei in ihrem hier zur Anschauung gebrachten, so fesselnden Werdegang. Das führte den Geschichtsfreund und jungen Theologen in dankenswerter Weise weiter. Er lernte unter den erkannten und gewürdigten Schätzen des alten und neuen Museums die hohe Bedeutung der Kunst im Ringe der Kulturentwicklung eines Volkes, der Kulturvölker werten, sie in ihren Meisterwerken als zu den unwägbaren Kräften zählend erkennen, die ein Volk zu seiner Größe erziehen, ihm eine bleibende Stellung im Ringe der Menschheit anweisen, dauernder, segensreicher noch als der Ruhm, den Staatsmänner oder Krieger ihrem Volke verschaffen können. Die Lorbeerblätter am Siegeskranz wahrer Kunst, wie von dem Immergrün ewiger Jugend umgeben, welken nicht; ihre nachhaltige, tiefgehende Wirkung auf der Menschheit beste Söhne und Töchter hört nicht auf, wenn auch das Volk, in dessen Mitte sie einst mit schöpferischer Kraft gewaltet, längst von der hohen Stellung herabgesunken, zu der die anderen weltlichen Mächte dasselbe emporgehoben. So lebet und wirket das längst entschwundene Volk der Griechen unter uns fort; so

Digitized by Google

üben Spanien und Italien und gar manches andere kunstbegabte Land ihren stillen, mächtigen Einfluß auf die Erziehung der Menschheit weiter aus, wenn auch ihr Einfluß auf die Weltgeschichte lange schon aufgehört hat. Mehr noch; es darf nicht verschwiegen werden, denn es gehört zu den wertvollsten Erinnerungen an das Studienjahr in Berlin. Unter den Meisterwerken im Museum ging mir Licht und Verständnis auf, zu welchem auserwählten Rüstzeug nun auch die Kunst berufen ist, von dem Schönsten unter den Menschenkindern in ihrer Muttersprache der Schönheit zu reden und in welch hohem Grade die erwähltesten Jünger der Kunst dem Rufe gefolgt und ihre besten Schöpfungen wie ein Dankopfer zu einem Lobpreis des Herrn dargebracht, der seinen Geist zu neuer Begeisterung und Beseelung auch über die Kunst ausgegossen.

Nicht nur die königlichen Sammlungen der Malerei und Bildhauerkunst, der Kupferstiche und Gemmen lockten den Musensohn in ihre freien, schönen Hallen. Auch die Musik in ihren besten Tonwerken, anderwärts ein auch reichen Leuten nur selten gebotener Kunstgenuß, wurde uns Studenten damals zugänglich gemacht. Kurz zuvor, ehe ich nach Berlin gekommen, hatte der dadurch volkstümlich gewordene Musikleiter Liebig den glücklichen Gedanken zur Ausführung gebracht, mit seiner gutgeschulten Kapelle Sinfonie-Konzerte unserer großen deutschen Tonmeister für einen Preis zu veranstalten, der jedem Freunde ernster, klassisch-schöner Musik den Besuch ermöglichte. Für anderthalb Mark konnte man sechs Eintrittskarten zu Aufführungen lösen — nun, ich greife aus den aufbewahrten vielen Verzeichnissen der vernommenen Musikaufführungen (im Wintergarten der Gebr. Hennig) das des 21. März 1855 heraus: Ouvertüre zur Athalia von Mendelssohn; Andante von Haydn; Ouvertüre zum Freischütz von C. M. von Weber; Ouvertüre zur Iphigenie von Gluck; Sinfonie D-dur Nr. 8 von Mozart; Sinfonie eroica von Beethoven. Und welch eine verständnisvolle, vorzüglich geschulte Truppe unter meisterhafter Leitung! Der niedrige Preis zog nicht die verständnislose, lärmige Menge in den Saal; die vertilgte ihr Bier und Käsebrot viel lieber an den zahlreichen Orten, wo ihr zu dem leiblichen Genuß

Digitized by Google

noch der Ohrenschmauß leichter Tanzmusik und von der Rekrutenzeit her bekannter Märsche geboten wurde. Bei Liebig war man sicher, einen großen, kunstverständigen Kreis von Musensöhnen, von Musikkennern anzutreffen, die in lautloser Stille wie zu einer Art Erbauung den Meisterwerken unserer Tonkünstler lauschten. Drei Mal wöchentlich fanden die klassischen Aufführungen statt; zwei Mal suchte ich sicherlich daran teilzunehmen. So habe ich im Laufe des Jahres die Sinfonien von Beethoven, Mozart, Haydn, wiederholt gehört, daß sie mir, der ich selber nicht spielen konnte, dennoch vertraut wurden bis in die unterschiedliche Sonderart der großen Meister, freilich auch vertraut und wert in einem Grade wurden, daß mir bis zur Stunde für die moderne Musik Verständnis und Genuß abgeht. Die wunderbaren Tonschöpfungen waren mir nicht fremd. Sie waren Mutters Lieblingssonaten auf dem Klavier, die sie in lauschigen Dämmerstunden sich und ihren Kindern zur Freude spielte; sie waren auch zumeist der Gegenstand eines jahrelang im Winter zu Hause gepflegten „musikalischen Abends" von Kunstfreunden, eines von ihrem alten Klavierlehrer Düring ihr zugeführten Quartetts, dem einzigen, Mutter unentbehrlich gewordenen musikalischen Genuß, seitdem sie Witwe geworden. Aber es ist doch ein anderes, solch ein Meisterwerk nur im Klavierauszug zu hören oder in der Tonfülle eines vollbesetzten und vortrefflich eingeübten Orchesters.

Dem herrlichen Kunstgenuß reihte sich in Berlin noch ein weiterer, ebenfalls in vorzüglicher Ausführung gebotener an, der einmal wöchentlich angesetzte Besuch des Schauspielhauses oder der Oper. Wohl waren unter den Kameraden der Theologie einige wenige, die diesem Zweige der Kunst als ihnen nicht wohl anstehend aus dem Wege gingen, das Theater grundsätzlich mieden. Ich konnte mich ihnen nicht zugesellen, begriff auch nicht, warum nun gerade der Musensohn vor der Schauspielkunst halt machen solle, wenn ihm die bewundernde Teilnahme an den anderen Künsten nicht verwehrt wurde. Auch bei ihr stand ich auf der hohen, freien Warte des Apostels „alles ist euer", je und je wie auf allen Lebens- und Arbeitsgebieten im Bewußtsein und auch in der Verantwortung: „ihr aber seid Christi." Ich füge hinzu, daß

Digitized by Google

in dem späteren Amt eines Dieners Christi an einer großen Gemeinde mit weit- aber auch engherzigen, im Gewissen beschwerten Gliedern ich ebenfalls zur Seite des freien, großen Apostels blieb und um ängstlichen, schwachen Gemütern kein Ärgernis noch Anstoß zu bereiten, willig auf den Besuch des Theaters verzichtete; um so leichter, da der angestrengte Beruf nicht die Muße zu einem solchen Vergnügen gewährte. Während des Studienjahres habe ich im Schauspielhaus alles gehöret, was von Shakespeare, Goethe und Schiller zur Aufführung gelangte, in der Oper Mozart und ganz besonders den mir bis dahin unbekannt gebliebenen Gluck; bei der vorzüglichen Besetzung der verschiedenen Rollen, durch die mir die Dichtwerke zu tieferem Verständnis gelangten, in den empfänglichen Jugendjahren oft zu heller Begeisterung fortgerissen. Was waren das aber auch für vollendete, unvergeßlich schöne Kunstleistungen, etwa Döring in der Rolle des Shylock, Hendrichs als Marquis Posa, Dessoir als Othello oder Hamlet und neben ihnen eine Viereck als Goneril im König Lear, eine Fuhr als Maria Stuart oder Gretchen neben einem Dessoir als Faust, und dann wieder wenn in Orpheus und Eurydice Johanna Wagner, gleich groß und ausgezeichnet in der Oper wie im Schauspiel, den Orpheus sang neben Frau Köster als Eurydice, oder in dem anderen Gluck'schen Stück die beiden Meisterinnen des Gesanges Johanna Wagner als Klytemnestra und die Köster als Iphigenie.

Genug der lockenden Gestalten, die, nun wieder wachgerufen, lebensvoll warm der Seele nahen und an den hohen, weihevollen Genuß auf den mancherlei Kunstgebieten erinnern, den sie mit freigebiger Hand dem Musensohn in empfänglicher Jugendzeit geboten. Und nun doch! Eins drängt sich noch mit unwiderstehlichem Nötigen in dem Gedenken an das unvergeßlich schöne, gehaltvolle und lebenslang nachwirkende Studienjahr in Berlin auf und ich kann nicht schweigend daran vorüber gehen. Wollte ich es auch, um nicht von Häßlichem nach all dem Schönen, Guten zu reden, ich darf es aus Liebe zu meinen jugendlichen Kommilitonen nicht tun in den bitterernsten, gefahrdrohenden Tagen, in denen immer dreister, zügelloser am Marke unseres

Digitized by Google

Volkes ein Gift zehrt, durch dessen verheerende Wirkung, wenn die berufenen Wächter in Staat und Kirche, in Haus und Gemeinde nicht wachen und ihm wehren, auch das stärkste Volk zugrunde gehen muß.

In einem modernen Roman schildert der Verfasser sein Studienjahr auf der Berliner Hochschule vor zwölf oder vierzehn Jahren; in grellen, gesättigten Farben auch, damals dem Namen nach noch Student der Theologie und als solcher in der Bürgerrolle der Hochschule eingetragen, sein unzüchtiges Zusammenleben mit einer feilen Dirne. Er schrickt nicht vor der weiteren Schmach zurück, in so schamloser Offenheit sein schandbares Treiben darzustellen, als ob es unter den Berliner Studenten allgemeinen, festgewurzelten Herkommens und Brauches sei und sich ungescheut im hellen Tageslicht der Öffentlichkeit ausleben dürfe, als ob die freche Unsitte der Pariser jungen Männerwelt selbst im „lateinischen Viertel", von der man in Büchern liest, siegreich unter Sang und Klang auch in des deutschen Reiches Hauptstadt vorgedrungen und sich eingebürgert, um rächende Genugtuung und verderbenbringende Wiedervergeltung an den unterlegenen Söhnen zu nehmen, deren Väter vor einem Menschenalter auf den Schlachtfeldern um Metz und Sedan geblutet und an den Toren vor Paris mit dem Einsatz ihres Lebens die heißersehnte Kaiserkrone eines geeinten deutschen Volkes erstritten. Ist auch für solch einen ihr angetanenen Schimpf meines Wissens aus der Berliner Studentenwelt keine zornige Widerrede geschehen, so glaube ich doch und versehe mich des Guten zu meinen heutigen jungen Kommilitonen an der Hochschule der Reichshauptstadt, daß in dem bösen Buche der Held nur das eigne, wüste, zuchtlose Leben der Öffentlichkeit preisgibt, nicht von einem allgemein in unserer Studentenwelt herrschenden unzüchtigem Brauche redet. Tadellos in sittlicher Beziehung ist sicherlich Leben und Treiben der Musensöhne in der Reichshauptstadt gegenwärtig nicht. Die freien Burschen sehen sich auf Schritt und Tritt einer Versuchung des Lasters ausgesetzt, das von Tag zu Tag schamloser, unverhüllter, lüsterner durch die Feder, mit dem Zeichenstift, im Lichtbild und dazu unter den Augen einer scheinbar müßig drein schauenden,

Digitized by Google

wie von unsichtbaren Mächten gehaltenen Obrigkeit auf die Straße tritt und in abgefeimtester, empörendster, jedem sittlichen Gefühl Hohn sprechender Weise seinen Schmutz schon in die Seele unserer Knaben und Mädchen zu ihrer lebenslangen Vergiftung lagert. Wie so oft doch preßt das schandbare Treiben der Volksverderber dem Volksfreund, der ein warmes Herz für unsere deutsche Jugend hat und weiß, daß ihr die höchste Achtung und Rücksicht zu gewähren ist (maxima debetur puero reverentia) den lauten Ruf aus: um Gottes willen, lasset uns unserer armen, tausendfältiger Versuchung zum Laster preisgegebenen Jugend uns erbarmen! Um Gottes willen, vergessen wir doch nicht, daß in unseren Söhnen und Töchtern die Zukunft unseres Volkes unaufhaltsam heraufkommt, auf daß sie nicht dermaleinst als unsere Ankläger dastehen, sie seien von uns schon in der Wurzel vergiftet worden und hätten nun die arge Frucht gezeitigt, die wir einst ausgesäet. Man verzeihe an dieser Stelle den aus gepreßtem Herzen sich losringenden Aufschrei eines Mannes, der seit einem Menschenalter mitten drinne steht im Kampfe wider das verderbenbringende Laster, dem mit seinem fluchwürdigen Wahngebilde eines notwendigen Übels gelungen, selbst von unserer Obrigkeit, die doch von Gott ist, eine Rächerin zur Strafe für den, der Böses tut (Röm. 13, 1—4), reglementierten und kontrollierten Schutz zu erhalten. Und nun zurück in meine Berliner Studentenzeit auch an diesem furchtbar ernsten, für das ganze Leben entscheidungsvollen Punkt.

Besinne ich mich jetzt auf so manches damals in aller Harmlosigkeit unverstandene Vorkommnis, auf so manches verfängliche, auch versuchliche Wort, dessen vorsichtig verhüllter Gehalt nun doch nicht begriffen wurde, so erkenne ich deutlich, wie auch damals schon in den Straßen und Häusern, in den Blättern und an öffentlichen Vergnügungsorten das Laster lockend umging und seine männlichen und weiblichen Helfershelfer auch auf die freien, fröhlichen Burschen losließ, sie in ihren ausgestellten Netzen einzufangen und zu Fronknechten der argen Sünde zu machen. Das schandbare Bubenstück ist ihnen auch damals an gar manchem aus dem Elternhaus noch unverdorben ausgezogenen Musensohn gelungen, dem in seiner Arglosigkeit die Verführungskunst der

Digitized by Google

Großstadt und die einschmeichelnde Rede der bereits im Netze verstrickten Kameraden übermächtig geworden. Gewiß; aber nun doch nicht bei allen. Um meiner jungen Kommilitonen des heutigen Tages willen, denen diese Erinnerungsblätter eines altgewordenen, jung und lebensfrisch gebliebenen Kameraden zu Gesicht kommen, kämpfe ich eine leicht verständliche Scheu nieder und versuche die persönlich erfahrenen Gründe mitzuteilen, warum nicht bei allen Studenten die hundertfältige Versuchung verfangen hat.

In der Vorderreihe der Schutz- und Trutzmächte in den Jahren aufquellender Jugendkraft stand — und steht in unauslöschlich dankbarer Erinnerung — der reiche Segen, den ein reines, frommes Elternhaus dem ins Leben und auf die Hochschule ausziehenden Sohne wie zu seinem festen, eisernen Besitz mitgibt. Günstiges Geschick hat mir, wie erwähnt (S. 141), den späten Einblick in den reichen Briefschatz gewährt, den die Eltern, wenn sie fern von einander waren, in vertraulichster Weise geführt, völlig ahnungslos, als ob jemals noch ein anderes Auge und wäre es selbst das eines herangereiften Kindes die Zeilen zu lesen bekäme. Ich kann versichern, daß in dem Briefwechsel der jungen Eheleute auch nicht ein leisestes unreines, unkeusches Wort verlautet. In einem späten, mir vorliegenden Tagebuchblatt rühmt und bezeugt die Witwe bei einem Rückblick auf ihr kurzes eheliches Glück, daß sie nie auch im engsten Verkehr ein Wort von dem geliebten, sittenstrengen Manne vernommen, das ein zartes, reines Frauenherz hätte verletzen können. Der lautere, sittenreine Geist blieb die frische, wohlige Luft, die wir Kinder zu einem gesunden Leben an Leib und Seele im trauten Heim atmeten. Alles Gemeine in Wort, Gesinnung und Wandel war von der Schwelle des Hauses verbannt, in dem Mutter unter ihren Kindern, dem kostbarsten, von Gott ihr zu einstiger Rechenschaft anvertrauten Besitz — sie war sich der Verantwortung wohl bewußt — wie eine Priesterin keuscher Sitte waltete, die keines Gesetzes und auch nicht der Furcht vor ihm bedarf, so treu, so wachsam, so ohne viel Gerede, in stillem, vorbildlichem Wandel, daß, wie ich nun aus der Ferne noch erkenne, nicht einmal ein Besuch, irgend ein Glied der Umgebung ein zweideutiges, loses Wort in ihrer

Digitized by Google

Nähe und vor ihren Kindern auszusprechen wagte. Als dem Primaner des Tacitus begeisterte Schilderung der germanischen Frau und der von ihr ausgehenden sittigenden Kraft weiblicher Hoheit und Würde bekannt wurde, erschien ihm die geliebte Mutter wie eine spätgeborene Tochter des gepriesenen Germanenvolkes, unserer Ahnen, die auch durch ihre edlen Frauen das in Unzucht verkommende Rom besiegten und am wohlgehüteten häuslichen Herde Söhne und Töchter groß zogen, von denen der ernste Sittenrichter seines Volkes, ähnlich wie auch Cäsar (B. G. VI, 21), den entnervten jungen Römern wie zum rühmenden Vorbilde zu melden weiß: sera juvenum venus eoque inexhausta pubertas; nec virgines festinantur; eadem juventa, similis proceritas, pares validique miscentur ac robora parentum liberi referunt (de Germania XX). Ich kann mich nicht erinnern, daß Mutter je wie zur Warnung vor ihren Kindern und zu ihnen von dem unsittlichen Treiben, das auf den Straßen und Märkten der Öffentlichkeit auch damals umgegangen sein mag, auch nur in leisen Andeutungen geredet; in dem reinen Luftkreis der sorgfältig gehüteten Umfriedigung des Daheims bekamen wir von dem bösen Treiben nichts zu sehen noch zu hören. Auch das Gymnasium — das rechne ich ihm hoch und dankbar an —, Lehrer wie Mitschüler, haben dem Arglosen gegenüber kein Wort geredet, was ihm die Augen seiner Unwissenheit an dieser gefährlichen Stelle aufgetan hätte.

In der Erziehung ihrer Kinder ging Mutter, wie sie mir in ihren letzten Lebensjahren mitteilte, dem gefährlichen Versuch scheu aus dem Wege, wenn auch zu wohlgemeinter Warnung und Abschreckung den Teufel in irgend einer Maske seiner hundertfältigen Verführungskünste an die Wand zu malen. Das dünkte ihr mit Recht gewagtes Spiel gerade an diesem ernsten, wichtigen Punkte, weil leicht in der noch unschuldigen Kindesseele Empfindungen, bald schon Träume und Gedanken wachgerufen werden, die noch zu schlummern haben, bis Leib und Seele genügend gekräftigt sind, sie ohne Schaden für Leib und Seele im Zaum zu halten. Mutter hat sich wohl gehütet, frühzeitig ihren Kindern Aufklärung über natürliche Vorgänge zu geben, über die Gott

Digitized by Google

selbst unverdorbenem, keuschem Sinne den Schleier des Geheimnisses gebreitet. Wie ich von den Schwestern und mir selbst weiß, hat sie diese Aufklärung überhaupt nicht gegeben. Wir hätten uns gescheut, sie darum anzugehen; wir begehrten sie nicht einmal. Als mir unter den häuslichen Studien in der Prima zum ersten Male Wolfram von Eschenbachs wunderbare Lichtgestalt nahe trat, Parzival, der tumpe clâre, der lieht gemâle[1]), glaubte ich in dem lieht gemâle jungen Helden etwas wie holden Heimatklang zu vernehmen, der auch auf der Hochschule wohltuend wie das Schutzwort einer Mutter nachtönte.

Statt solch übel angebrachter Aufklärung prägte Mutter zeitig in die dafür empfängliche Kindesseele die Forderung des göttlichen Gebotes „du sollst" und daß in seiner unerbittlichen Ausführung der Leib dem Geiste, der Gewalt über ihn von Gott bekommen, unbedingten Gehorsam zu leisten habe. Es ist schon erzählt, auf wie weithin sich erstreckenden Wegen, die doch keine Umwege waren, weil sie sicher zum hochgesteckten Ziele führten, Mutter den Körper ihres Sohnes auch durch frühe auferlegte und in Anspruchlosigkeit geübte Entbehrungen stählte und stark machte, der geforderten Pflicht nachzukommen, schonungslos und trotzig jedem Gelüste zu entsagen, das aufbegehrte und dem Geiste in Ausrichtung des göttlichen Gebotes den Dienst weigern wollte. Ob die Bewältigung entstehenden Widerstreites leicht oder schwer, das durfte nicht verfangen und für den schimpflichen Wahn — von allen Wahngebilden eins der unlogischsten und zu gleicher Zeit grausamsten und unbarmherzigsten — empfänglich machen, als ob Gott seinem Ebenbilde notwendige Übel ins Leben mitgegeben, durch welche die Forderung seines heiligen Gebotes den sinnlichen Lüsten unterliegen müßte. Unzucht und Ehebruch — nach dem

---

1) Wir lassen die bezeichnenden Ausdrücke in den alten deutschen Lauten, die wir heute nur in weiter Umschreibung wiedergeben können, und verweisen für tump auf Buch I Zeile 16 und 879; für clâre auf II, 101, für lieht auf I, 246, für gemâle auf I, 907 und die dazu von Bartsch in seiner Ausgabe (Leipzig 1871) des Parzival gegebenen Erklärungen, oder wem das Lesen in der Ursprache nicht geläufig, auf die schöne weit ausgeführte Dolmetschung des tumpe von Vilmar in seiner Literaturgeschichte.

Digitized by Google

schönen, tiefen Wahrspruch eines evangelischen Bekenntnisbuches aus den Heldentagen der Reformation einerlei ob die Ehe vor oder nach ihrer Schließung von den Übeltätern gebrochen wird — sind allezeit Sünde und Laster vor Gott und den Menschen und können deshalb nie und nimmer notwendig sein; ebenso wenig kann, was notwendig ist, als Sünde und Schuld, oder wie in der feigen Redeweise verblümt als Übel, bezeichnet werden. Je und je trat in versuchlichen Stunden auch auf der Hochschule das frühe eingeprägte und ungezweifelt festgehaltene Wort wie eine Warnung von Gott vor das Gewissen: du sollst herrschen über die Sünde, die vor der Tür ruht; je weiter der Student in der Erkenntnis des Wortes Gottes und seinem Erleben kam, um so freudiger und siegesgewisser in dem Glauben: ich vermag alles durch den, der in mir mächtig ist, Christus. Haus und Schule und Gemeinde, und nun auch die Hochschule unter Lehrstuhl und Kanzel von Männern wie Nitzsch — das bleibt diesen von Gott geordneten Schutz- und Trutzmächten unvergessen — geleiteten Kindheit und Jugend in die Nähe des Herrn, von dem unwiderstehlich Gotteskraft zur Heiligung ausgeht und der die Seinen auch in den versuchlichsten Anfechtungen wohl zu behüten weiß. Wenn wir alte, befreundete Studiengenossen uns wieder einmal im späteren Leben begegneten und der unvergeßlich-schönen, bei der alma mater Berolinensis verbrachten Tage gedachten, trat immer und immer wieder vor die dankbare Seele die holde Erinnerung und Erfahrung, daß nun doch der „freie Bursche" in den Jahren gesund aufquellender Jugendkraft selbst unter den stärksten Lockungen sündiger Lust nicht zu erliegen habe, daß er frisch und fröhlich zu den Seinen heimkehren könne als einer, gewiß unter vielen, an denen Gott das Gebet von Vater und Mutter erfüllet hat. Solch Erfahren und Erleben in der Jugend ist eine lebenslang so beseligende Wonne wie die andere, am Tage der Bundesschließung getrauter Treue — die beste Treue auf Erden — der jungfräulichen Braut leuchtenden Auges so entgegentreten zu können, wie jeder deutsche Mann hofft und erwartet, daß sein herzliebes Weib die Schwelle des eigenen Herdes betrete.

Digitized by Google

Das Ende des Studienjahres kam eiligen Fußes heran. Nun noch der dritte August, der alljährlich im großen Hörsaal der Hochschule in Gegenwart von Professoren und Studenten festlich begangene Geburtstag des königlichen Stifters der Universität (geb. 1770), an welcher Feier ich heute gerade vor einem halben Jahrhundert teilnahm, und dann schloß rasch ein Professor nach dem andern seine Vorlesung. Zum Teil notgedrungen; sie fanden keine Hörer mehr vor. Mit Macht zog es die Studenten nach Hause; nicht alle aus Sehnsucht nach den Ihrigen. Ihr Beutel war völlig leer und die Stubenvermieterin wollte nun gar noch von dem Armen die Miete für den beginnenden Monat eintreiben. Darum flugs mit Fersengeld gezahlt und an den warmen, reichlichen Speisetisch von „Muttern" daheim! Als ich alle Zahlungen auf Heller und Pfennig berichtigt, fand sich noch Geld in der Tasche vor. Ich verrate nicht, mit wie viel oder wenig ich vor elf Monaten ausgezogen und ohne einen weiteren Zuschuß hausgehalten; man würde zumal in unseren so viel anspruchsvolleren Tagen vielleicht noch nachträglich mit einem jungen Mann Mitleid haben, der sich aller Berechnung nach von Vettern und Basen und verwöhnten Muttersöhnchen bis zum Schaden seiner Gesundheit kasteiet haben müsse. Unnötiges Mitleid! Damals schon wie auch heute hat er nie das Aussehen gehabt, als ob er zu kärglich sich nähre und es ist wohl genügend erzählt, wie der Musensohn sich keine geistigen Genüsse versagt hat. Mit Überschuß an Geld heimkehren, das würde doch allzusehr gegen Studenten-Art verstoßen. Darum wieder den Wanderstab ergriffen und mit rechter Burschenlust hinaus in die weite Welt, bis der Überschuß aufgezehrt ist.

Dieses Mal zog es mich nicht in den sonnigen Süd der Heimat, vielmehr an die nahegelegene „Wasserkante", nach dem völkerverbindenden Meere, das ich bis dahin noch nicht erblickt. Mit der Bahn nach Stettin. Von da auf den gewaltig erscheinenden Seedampfer, ein ganz anderes Ding doch als die Böte auf dem Main und Rhein, und nun hinaus auf das Element, das keine Balken hat. Ein starker Wind war aufgegangen, das Schiff fing auf den erregten Wellen heftig an zu rollen, bekanntlich ein

Digitized by Google

bedenklich Ding für Landratten. Nicht lange währte es und der eine, der andere Reisende fühlte sich zu seinem bitteren Leidwesen gedrängt, den unholden Mächten in der Tiefe des Wassers ein so gern ihnen versagtes Speiseopfer zu bringen. Aus dem dawider ankämpfenden Würgen, aus den bejammernswert entstellten Zügen konnte ein unbeteiligter Beobachter leicht entnehmen, daß sie jenem mitleidlosen Sachsenhäuser beipflichteten, der einst einen solchen Opferknecht teilnehmend fragte: „gelle se (nicht wahr), enunner zu schmeckts doch besser als eruff zu?“ Ich hätte das Wort dem leidigen Tröster nicht aus eigener Erfahrung bestätigen können. Weder bei jener ersten Meerfahrt noch bei all den vielen folgenden über die ganze Erde hin, selbst nicht bei einem heftigsten Taifun zwischen Japan und China, wandelte mich auch nur leise etwas wie Seekrankheit an. Am späten Nachmittag landeten wir auf Rügen, an dem freundlichen Städtchen Putbus. Nach kurzem Aufenthalt noch am selben Abend frohgemut ins Land hinein zur Nachtruhe auf dem prächtig im Walde gelegenen Jagdschloß des Fürsten.

Anderen Tages weiter der Küste entlang — der Lockung, das erste Bad im Meere zu nehmen, konnte nicht widerstanden werden — und durch herrliche Buchenwälder nach dem in tiefer Waldeinsamkeit verborgen ruhenden Herthasee, an dessen Uferrand lockende Gestalten altdeutscher Mythologie geisterhaft vorüberzogen, von denen vor Jahren dem Gymnasiasten Grimms Schriften fesselnde Kunde gegeben. Von da hinauf nach Stubbenkammer, wo ich zeitig genug eintraf, um bei einbrechender Nacht dem traumhaft schönen Schauspiel zuzuschauen, wenn oben von der Höhe den wunderlich gestalteten, weißen Kalkwänden entlang Feuerbrände geworfen werden, die dann unten im Meer aufzischend verlöschen, in dessen regungslosen Fluten in jener unvergeßlichen Nacht die silberglänzende Mondesscheibe „badete.“ So wurde kreuz und quer die Insel durchwandert; zurück über Bergen und Schoritz, dem Geburtsort von Ernst Moritz Arndt, nach der Überfahrt gegenüber Stralsund. Da packte noch auf der offenen Fähre zu guterletzt den Wanderer ein Regenschauer wie vor Jahresfrist an der Rudelsburg, nur mit dem Unterschied, daß in

Digitized by Google

völlig durchnäßten Kleidern die Nacht hindurch die lange Wagenfahrt gemacht werden mußte, bis am Frühmorgen die Bahn erreicht war, die zunächst nach Schwerin, von da nach Hamburg brachte. Die große See- und Handelsstadt hatte es mir angetan oder vielmehr in erster Linie ihr benachbartes Rauhes Haus. Das Jahr zuvor hatte ich Wichern auf dem Kirchentag in Frankfurt gehört, wenige Monate später in Berlin. Nun hatte ich bei dem Besuche im Rauhen Hause das unerwartete Glück, den „Vater der Inneren Mission" in seinem Daheim, in dem von ihm angelegten „Weiler der Barmherzigkeit" anzutreffen und von ihm durch seine „Familienhäuser" geleitet zu werden. Er mochte wohl durch Nitzsch und Trendelenburg von mir gehört haben.[1] Welch ein herrlicher Abschluß nicht nur des gelungenen Ausfluges ans Meer, sondern auch des Berliner Studienjahres, wo Nitzsch uns in der Praktischen Theologie in warmen, tiefgründigen Worten auch von der Inneren Mission geredet!

Hier könnte ich endlich den lang ausgesponnenen Abschnitt schließen. Aber doch sei noch ein kleines Reiseabenteuer erwähnt, das mir nur einmal auf all meinen vielen weltweiten Wanderungen widerfahren und das, wenn auch noch so harmlos und unscheinbar, zu den Erlebnissen zählt, von denen einst Bismarck, als Prinz Alexander von Hessen seinen Rat einholte, ob er die ihm angebotene bulgarische Krone annehme, die Annahme befürwortend sagte: daß wenn er sie auch wieder einbüßen sollte, es ihm doch eine angenehme Erinnerung sein würde, auch so etwas wie eine Krone auf dem Haupt erlebt und dann auch überstanden zu haben. In der Lust des Wanderns damals immer weiter ins Land hinein hatte ich sorglos des langsamen Zusammenschrumpfens des Geldbeutels nicht Acht. Am dritten, vierten Tag in Hamburg bemerke ich die „low tide", wie man dort an der Elbe sagt, die eingetretene Ebbe. Ich tröstete mich eines noch vorhandenen und mitgenommenen Notgroschens in Gestalt von ein paar kleinen Wertpapieren, wie sie verschuldete mediatisierte deutsche Fürsten damals mit Genehmigung des Bundestages aus-

1) Vergl. den auf S. 350 erwähnten Aufsatz.

Digitized by Google

geben durften. Ich ging zu dem einen und anderen Geldwechsler der großen See- und Handelsstadt; keiner wollte sie einlösen. Sie hätten nur in Süddeutschland, in der Nähe der Fürsten Geltung. Zu Haus im Hotel Streit, wo ich abgestiegen, lasse ich mir als nun doch kluger Haushalter eilends die Rechnung geben. Nachdem sie bezahlt, blieb mir gerade nur noch so viel, um am anderen Tage mit einem Bummelzug in der Wagenklasse, die Fritz Fliedner mit Vorliebe wählte, weil zu seinem Bedauern Menschen nicht in Viehwagen befördert werden dürfen, bis nach Göttingen zu gelangen. In Hamburg hatte ich noch Mutter gedrahtet, mir postlagernd Geld nach Kassel zu schicken. Von Göttingen aus wollte ich dann, in der mondhellen Nacht die vierzig Kilometer auf Schusters Rappen zurücklegen. Kurz vor der Musenstadt erzählte ein Mitreisender, daß allabendlich vom Bahnhof ein Rumpelkasten von Omnibus für einen Taler die Person nach Kassel fahre. Aber wenn ich doch nur noch einen Taler mein eigen hätte nennen können! Am Morgen hatte ich, in Hamburg eine lange nicht getragene Weste angezogen und entdeckte da zur größten Überraschung wie eine Art Heckpfennig ein glänzendes Zweiguldenstück, eine Denkmünze zur Erinnerung an das Jahr 1848. In heller Freude stürze ich in Göttingen auf den Omnibus los, mir einen Platz in dem dichtbesetzten Wagen zu sichern. Ehe das wackelige Ungetüm sich in Bewegung setzt, fordert der Schaffner den Fahrpreis und weigert sich, weil im Talerland, mein Zweiguldenstück in Zahlung anzunehmen. Er läßt sich erst erweichen, als ich ihm den Mehrwert von etwa vier Groschen als Trinkgeld überließ und damit auch auf ein bescheidenstes Abendbrot unterwegs verzichtete. Früh am Morgen langen wir im düstern Einkehrhof in Kassel an, ich völlig „abgebrannt", über alle Maßen hüllig und auch von der kühlen Nachtfahrt über die zugige Höhe fröstelnd. Daß nur der Wirt nicht merkt, daß ich auf Borg bei ihm eingekehrt. Sobald die Post geöffnet, erkundige ich mich nach eingeschriebenen Geldbriefen. Keiner für mich, auch nicht am zweiten und dritten Tag. Und nun muß ich alle meine Mahlzeiten in dem gar einfachen Einkehrhof nehmen und jede neue Speise, jede folgende Nacht in dem Stübchen eine

Digitized by Google

weitere Fessel, die mich an das Haus und die Stadt bindet. Endlich am vierten Tage wird mir am Postschalter der heiß ersehnte Brief mit fünf Siegeln ausgehändigt. Mutter war verreist; die Drahtnachricht hatte sie nicht mehr in Marburg, wo ich sie zum Besuch wußte, erreicht! Nun war endlich der Vogel frei und konnte ausfliegen, wohin er wollte. Bismarck hat Recht: auch solch Ding einmal erlebt und überstanden zu haben, ist angenehme, heitere Erinnerung; auf seine Wiederholung freilich verzichtet man gern.

Digitized by Google

14. Auf der Hochschule in Heidelberg.

Nun schon das letzte Halbjahr der herrlichen Studentenzeit! Wer wohl dem Musensohn während des Winters 1855—56 alma mater sein werde? Häusliche Verhältnisse machten ratsam, sich nicht allzu weit von der Vaterstadt zu entfernen. Die gute „Großel", die ihre fast vierzehn Witwenjahre nach dem Heimgang des treuen Lebensgefährten bei ihrer jüngsten Tochter in Frankfurt verbracht, war mit ihren mehr wie siebenzig Jahren in der letzten Zeit stark gealtert und hinfällig geworden; der Hausarzt meinte, sie würde den Winter schwerlich überleben. In der Tat entschlief sie, umgeben von den Ihrigen und auch ihrem von der Hochschule herbeigeeilten ältesten Großsohn, Anfang Januar 1856. Dazu kam, daß um die Weihnachtszeit die Trauung der nun noch einzigen Schwester angesetzt war, bei der selbstverständlich der Bruder und getreue Kamerad ihrer Kindheit und Jugend nicht fehlen durfte. Emma hatte sich im anbrechenden Herbst mit dem preußischen Artillerie-Hauptmann Max Jungé aus Düsseldorf verlobt, der während eines kurzen Urlaubs bei seinem Bruder, einem in Frankfurt wohlbekannten Fabrikherrn draußen an der Gallus-Anlage, die Schwester kennen und rasch auch lieben gelernt. Bei meiner Heimkehr in die Vaterstadt fand ich den angehenden Schwager nicht mehr vor; er war nach Berlin zurück geeilt, wohin er von seinem fernen Standort in Königsberg für ein paar Jahre als Lehrer an der Artillerie-Kriegsschule abgeordnet war. Er drängte auf baldige Eheschließung. Zwanzig Jahre älter wie die Schwester, die in dieser Beziehung beherzt in die mütterlichen

Digitized by Google

Fußtapfen starken Altersunterschieds zwischen Mann und Frau getreten und ebenfalls wie sie den Schritt niemals zu bereuen gehabt, war der Offizier der einsamen Junggesellenzeit leidig geworden und sehnte sich, die geliebte Braut so bald als möglich an den eigenen Herd und zu einem lange entbehrten Familienleben heimzuholen. Nur die Feiertage der nahenden, fröhlichen Weihnachtszeit boten dem Hauptmann die Möglichkeit eines erneuten Urlaubs; bis Ostern zu warten, dünkte ihm nun doch zu lange.[1])

Einen Augenblick schwankte die Wahl der Hochschule zwischen Tübingen, wohin der biblisch-gläubige Beck lockte, der mit seiner ehrwürdigen, in dem Worte Gottes festgegründeten Persönlichkeit, eine fromme, lautere Schwabennatur, machtvollen, nachhaltigen Einfluß auf eine dauernd anhängliche Jüngerschar ausübte, und zwischen Erlangen, der bedeutenden Wirkungsstätte zumal von Hofmann, dessen Unterschied zu Hengstenbergs Schriftauffassung mir einleuchtete und mit dessen kurz zuvor erschienenem „Schriftbeweis“ ich mich gerade in den Ferien eifrig beschäftigte. Endgiltig fiel

1) Wie aus dem eisernen Kreuz auf der Brust des Mannes ersichtlich, bieten die hier beigefügten Lichtbilddrucke das Ehepaar nicht zur Zeit des kurzen Brautstandes, von dem mir kein so wohlgetroffenes Bild zur Verfügung war wie dies etwa zwanzig Jahre später abgenommene, das die beiden schon als Eltern von fünf wackern Kindern zeigt. Wenn doch der 1893 entschlafene Schwager, der mit Vaterfreude an seinen Kindern

Digitized by Google

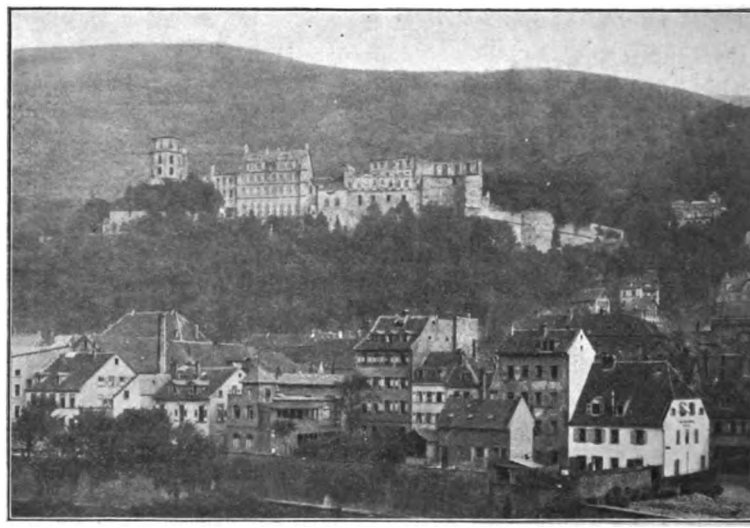
die Entscheidung für das nahe gelegene Heidelberg, wohin vor Jahresfrist der in der ganzen Theologenwelt hochangesehene Rothe nach fünfjähriger Abwesenheit zurückgekehrt war. Die nach 1849 stark und erfolgreich einsetzende rückläufige Bewegung in Staat und Kirche Preußens hatte diesem freigesinnten, frommen Professor die Wirksamkeit an der Bonner Hochschule seines preußischen Vaterlandes etwas verleidet; er war deshalb gern dem Rufe an die süddeutsche Hochschule gefolgt, an der er schon zwölf Jahre (1837—49) in schaffensfreudiger, ausgedehnter Tätigkeit als geistvoller Professor der Theologie, als tief-frommer und erbaulicher Universitätsprediger und als Leiter des neuerrichteten Predigerseminars gewirket. Heidelberg hatte es Rothe angetan. Wie so viele war auch er, der Preuße aus dem fernen nordischen Posen, dem unwiderstehlichen Zauber erlegen von „Alt-Heidelberg, du feine, du Stadt, an Ehren reich, am Neckar und am Rheine kein andere kommt dir gleich."

Heidelberg war dem Frankfurter kein unbekannter Ort; der erste und bis dahin einzige Besuch ist mir in besonders trauter Erinnerung geblieben. Zur Feier des siebzehnten Geburtstages von Cäcilie hatte Mutter

hing, heute seine herangewachsenen Söhne und Töchter und Enkel sehen könnte! Den Ältesten als Oberregierungsrat in Münster, den Jüngsten augenblicklich ebendaselbst als Hauptmann des Großen Generalstabes; von den drei dem Alter nach zwischen ihren Brüdern lebenden Töchtern zwei verheiratet an zwei Brüder und Hauptleute Cramer und eine, die älteste von ihnen, an den Landgerichtsrat van Beek.

Digitized by Google

mit ihren Kindern eine Partie nach der Stadt am Neckar unternommen. Bei der Ausfahrt mit der vor Jahresfrist erst fertig gestellten Eisenbahn machte der Himmel ein zweideutiges Gesicht, wie unschlüssig, ob der dichte Herbstnebel, der über Flur und Wald lagerte, aufsteigen und zu Regenwolken sich verdichten oder der Sonne gelingen werde, den naßkalten Gesellen niederzudrücken und siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen. Es gelang ihr, je weiter wir in der Bergstraße vorrückten. Als der Zug in



Weinheim kurze Zeit hielt, grüßte in vollem Sonnenschein und unter tiefblauem Himmel die Burg Windeck das liebliche, zur blühenden Jungfrau herangewachsene Geburtstagskind, dessen Wiege einst zu ihren Füßen gestanden. Der lachende Sonnenschein blieb uns hold den ganzen Tag über in der gefeierten und auch wieder geschmähten Stadt, daß sie wunderschön sei, „wenn's aufgehört zu regnen hat." Das Aufhören läßt für die Ungeduld der Reisenden oft nur allzulange auf sich warten, als ob es auch dem Regen schwer falle, von dem reizenden Erdenflecken wegzuziehen. Trotz des zehnten Oktobers war es an dem sonnigen Herbsttage so warm, daß Mutter sich ent-

Digitized by Google

schloß, das Mittagsmahl im Freien oben am Schlosse zu genießen.

In vollen Zügen haben wir da neben Speise und Trank die einzigartig schöne Landschaft genossen. Welchem Deutschen braucht man das Bild zu schildern? Wem würde der Versuch gelingen? Dicht vor uns das Schloß, auch in seinem mit dem Immergrün des berühmten Heidelberger Efeus umzogenen Trümmern märchenhaft schön. Zur Linken der hoch bis zum Königstuhl aufsteigende, mit unseren prächtigen Eichen und Buchen waldbestandene, malerisch in die Landschaft vorgelagerte Berg, einst willig gewesen, für solch einen kunstvollendeten Bau mit weit ausgedehnter Gartenanlage auch einen tiefen Einschnitt sich gefallen zu lassen und reichlich den benötigten geebneten Raum zu all den Herrlichkeiten herzugeben. Gegenüber auf der rechten Flußseite der andere Höhenzug, der Michelsberg, der Heiligenberg, der so nah an den Neckar heran sich drängt, wie wenn ihn gelüste, seinen Fuß, auf den tagsüber die heiße Sonne brennt, im frischen, kühlen Wasser des Flusses zu baden. Kaum daß zwischen ihm und dem Neckar Raum bleibt für die Landstraße. Die Gärten der Landhäuser, die nun doch an der engen Straße sich in die Hügelkette eingebaut, um einen vollen, ungehinderten Blick auf den Fluß und die Stadt und das darüber thronende Schloß zu gewinnen, steigen auf der Rückseite des Hauses unmittelbar und steil in die Höhe bis zu den Wingerten, die der von der Mittagssonne beschienene Berg auf seinem Rücken trägt. Von unserem Tische aus im Schloßgarten konnten wir die Burschen und Mädchen mitten in der Weinlese beschäftigt sehen, den reichen Ertrag der Reben den fröhlichen, trinkfesten Leuten unten im Städtchen einzuholen, die wohl kaum einem Spruche des weisen Salomo lieber zustimmen wie dem, daß der Wein des Menschen Herz erfreue. Zwerg Perkeo, der weinfrohe Wächter des „wundergroßen weitbeschreiten" Fasses im Johann Kasimir-Bau des Schlosses ist deß Zeuge. Zwischen den beiden Höhenzügen — als ob in ihnen Schwarzwald und Odenwald Vorposten herangeschoben und bei der hier geborgenen kostbaren Perle unserer deutschen Heimat treue, feste Bergeswacht halten wollten — unten am Neckar das alte, traute Städtchen,

Digitized by Google

gar wohlig und ruhevoll an den überragenden Schloßberg geschmiegt wie eine Tochter am treuen Mutterherzen. An der linken Flußseite hat der schirmende Berg genügenden Raum gelassen, daß das Städtchen sich aufbauen konnte und seine Bewohner nicht nötig hatten aus dem anheimelnden Schutz und Trutz der beiden Höhenzüge heraus in die weite, flache Rheinebene und gegen den alten Erbfeind des Landes zu hinauszutreten. Das ist seit jenem ersten Besuch in Heidelberg vor fast sechs Jahrzehnten anders, aber nicht traulicher geworden. Die sich mehrenden Söhne und Töchter von Alt-Heidelberg, mit ihnen ein wachsender Zustrom aus der Nähe und Ferne von Leuten, die in dem bevorzugten Erdenwinkel das Zelt ihres Wohnens aufgeschlagen, haben in den engen Gassen und in den alten, unmodischen Häusern nicht mehr Platz gefunden und ihre modernen Häuserzeilen weit hinaus gen Westen ins Flachland gerückt, immer weiter — so will mich bedünken — auch im Geiste weg von den geweiheten Stätten, die in vergangenen romantischen Tagen Heidelberg den nun doch unvergänglichen, unsere hastige, lärmige Gegenwart sicherlich lang überlebenden Reiz und Ruhm verliehen. Den modernen, geschäftigen Leuten, die in den neuen Häusern draußen vor den alten, niedergelegten Stadttoren hausen, scheint wenig an dem ihnen fremd und unverständlich gewordenen Preis Alt-Heidelbergs gelegen; pietätlos recken sie ihre gräßlich nüchternen Fabrikschlote in die Höhe, die in dem wunderschönen, so fein abgestimmten Landschaftsbild von Alt-Heidelberg mit seinem Schloß und seiner inhaltreichen, ergreifenden Geschichte wie ein roher Faustschlag ins Gesicht wirken.

Genau sieben Jahre nach jenem ersten sonnverklärten Besuche — das damalige, in blühender Gesundheit eines siebenzehnjährigen deutschen Mädchens strahlende Geburtstagskind, meine liebe Schwester Cäcilie, war schon vor zwei Jahren heimgegangen und ruhte auf dem stillen Dorffriedhof drüben in der Pfalz, deren malerischen Höhenzüge vom Schloßgarten aus im Abendsonnenschein klar hervortreten — kehrte ich als Musensohn bei der alma mater, dem liebgewonnenen Heidelberg, ein. Manch

Digitized by Google

einem der Kameraden war es verwunderlich, nun gerade den Winter zu einem Aufenthalt in der Stadt gewählt zu haben, von der ihr Lobredner und Sänger kündet:

„Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand."[1])

Ich habe es nicht bedauert. Selbst in ein paar Wintermonaten habe ich Scheffel im Rühmen Heidelbergs beipflichten gelernt:

„Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut;
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut."

Viel stiller, einsamer ist es freilich während der unwirtlichen Wochen draußen in den Bergen, im entlaubten Walde und doch: welch' ein reizvolles Landschaftsbild breitet sich vor dem aus, dem das Auge für solch hohe Schönheit aufgetan ist. Wenn das Wetter nur irgend es zuließ, wurde fast täglich von der Wohnung in der Kettengasse — ich hatte mich bei der Witwe Batt eingemietet (damals nach alter Bezeichnung C 251, heute, wenn ich nicht irre, Nr. 12) — auf wenig betretenen Waldwegen ein Gang über die Molkenkur nach dem Schloß gemacht. Ein gar einsamer Gang in jenen Winterwochen. Oft zwei, drei Tage hinter einander konnte ich die eigenen Fußspuren im Schnee sehen; kein anderer Mensch schien Lust gehabt zu haben, den steilen Aufstieg um die Jahreszeit zu machen. Begegnete ich kaum Jemandem auf diesen winterlichen Wanderungen, war ich doch nicht allein. Die umgebende Natur, allem zuvor dieser Landschaft größtes, wertvollstes Kleinod, das Schloß, huben zu reden an, je mehr

1) Welch' merklichen Einfluß die Jahreszeit auf den Studentenbesuch der Heidelberger Hochschule ausübte, konnte ich auch dem entnehmen, daß in jenem Winterhalbjahr 89 Studenten aus dem Auslande weniger in Heidelberg studierten, als im vorangegangenen Sommer (534 : 623) und nur eine Zunahme von 25 Landessöhnen statt hatte. Viel stärker war in jenem Winter die Hochschule von Ausländern wie Inländern besucht (534 : 161).

Digitized by Google

das Ohr für ihre fesselnde Sprache verständnisvoll aufgetan ward.

Unwillkürlich nahm das liebliche Marburg zunächst teil an der lautlosen Zwiesprache. Der Blick ins Lahntal vom Schloßberge aus trug den Sieg davon über den hier gebotenen in die weite, schrankenlose Rheinebene. Dort geben auf beiden Seiten die Höhenzüge der in starken Windungen sich hinziehenden Lahn freundliches Geleite, wenn auch aus gemessener Entfernung, bis die Landschaft im blauen Duft der Ferne verschwindet; sie legen sich wie ein schöner Rahmen um die wohlangebaute Ebene. Hier dagegen halten die Berge ihren Vormarsch plötzlich ein, als ob es sie nur nach Alt-Heidelberg der feinen gezogen und sie das Städtchen mitsamt seinem Schlosse umfriedigen und einschließen wollten, damit nur ja nicht der Neckar ihnen die „Braut" entführe hinunter ins reizlose Flachland, mit dem ihr Schützling so wenig zu schaffen haben sollte wie sie selbst. So liegt die weite Rheinebene im Nord- und Süden-Plan da, ein Bild ohne Rahmen. Weitern Vergleich um den Schönheitspreis der beiden Städte wies ich entschieden ab, froh und dankbar, daß unsere Heimat zwei solcher „Kerle" besitzt, wie Goethe einst den unnützen Wettstreit beigelegt wissen wollte, wem der reichere Dichterlorbeer zukomme, ihm oder Schiller. Fesselnde Märe aus dem Leben unsers Volkes hat das wohl erhaltene Schloß oben auf der Bergkuppe in Marburg und unten an der Lahn die Elisabethkirche zu melden; wir haben sie mitgeteilt. Ein anderes wertgehaltenes, inhaltreiches Blatt vaterländischer Geschichte liegt in Heidelberg offen vor unseren Augen, ein wunderschönes, in kunstvollendeter Weise ausgeführt und selbst in seinen ergreifenden Trümmern noch eine beredte Sprache führend, die nimmer und nimmer überhören darf, wer ein wackerer, hochgesinnter Deutscher sein will. Die ernst mahnende Sprache ist heute noch in besser gewordenen Tagen so eindringlich, daß ein Sturm sich wider die erhebt, die die „Predigt der Steine" dort im Schloßhof verstummen machen wollen dadurch, daß sie den von den Pfalzverwüstern, den schonungslosen Schergen Ludwigs XIV., zerstörten Ottheinrichbau — unsere schönste, kostbarste Perle aus der Zeit des Wiederauflebens nun auch der

Digitized by Google

Baukunst in den Tagen der Reformation und des ihr unmittelbar vorangegangenen Erblühens humaner Wissenschaften, wohl einer der herrlichsten Prachtbauten der Welt — wieder in seinem ursprünglichen Glanz erstehen lassen und so die uns angetanene Schmach vergessen machen wollen. Seit mehr wie zweihundert Jahren stehen die Trümmer des einstigen Prachtbaues da, eine Lichtgestalt im Trauergewand, der auch die ärgste, roheste Verwüstung die unaustilgbaren Spuren hoheitsvoller, heiterer Schönheit nicht entreißen konnte.

Ein Jahrhundert und mehr ging vorüber und man hatte der trauernden Witwe und ihrer Wunden und Blößen nur wenig acht; ihre Sprache verstand man nicht. Dann aber trat eine bedeutsame Wendung ein; am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, zur Zeit der Befreiungskriege vom lange getragenen französischen Joche. Man kann heute noch die Zeichen und Zeugen angeben, wie damals die Augen für den an den Trümmern des Heidelberges Schlosses haften gebliebenen Zauber aufgetan wurden und die Ohren sich zum Verstehen der ergreifenden, gewaltigen Sprache öffneten, mit der die gesprengten Mauern und verwitterten Steine eindringlich wie Klage und Anklage ins Gewissen des Volkes und seiner besten Söhne einredeten. Wenn ich spät am Abend noch oben auf dem Schloßberg weilte, die weite Landschaft unter der weißen Decke des Schnees wie schlafend und unten im Städtchen die Straßen menschenleer, dann wollte mich oft bedünken, als ob die „mondbeglänzten Zaubernächte" der Romantik von dieser Stätte ihren Anstoß und Ausgang genommen, damals als es ihre begabten Führer schier unaufhaltsam nach Alt-Heidelberg zum Wohnen oder kürzeren und längeren Weilen zog, die Boisserée, die Brentano und ihre Genossen. Im Anblick des wunderherrlichen Schlosses stieg vor ihrem entzückten Auge das Traumgebild von der entschwundenen Pracht und Herrlichkeit des Mittelalters empor, die in trüber Zeit zur Gesundung der Volksseele wieder aufleben lassen zu können, sie sich die jugendlich vermessene Kraft zutrauten. Ihnen, den Romantikern in Heidelberg, traten unten am Fuße des Schloßberges in den Hörsälen der Hochschule Gelehrte und Forscher zur Seite, die, von dem allbeherrschenden

Digitized by Google

Geist der Romantik nicht unberührt, in dem geweckten, verständnisinnigen Hinhorchen auf den eindringlichen Vortrag auch noch der Schloßtrümmer zwar nicht Lust hatten, mit den Dichtern in ihrer Nähe in das entschwundene Mittelalter als dem gepriesenen Bergungsort vor einer unholden Gegenwart zu flüchten, viel lieber aber den Faden ernster, wissenschaftlicher Arbeit an den Zeiten anknüpften, die solche Kunstwerke wie das Schloß geschaffen und ihre Hochschule einst zur Blüte gebracht, die große Zeit des Humanismus und der Reformation. Diese Zeit im Herzen des Volkes wieder aufleben zu lassen, dazu wollten sie an dem ihnen vertrauten Posten die deutsche Jugend erziehen, sie in Geisteswaffen wehrhaft und tüchtig machen, jedem Antasten dessen, was einem Volke kostbarster Besitz zu sein hat, zu wehren. Zumal zur Abwehr des begehrlichen Nachbars über dem Rhein, der unserem Volke sein Heidelberger Schloß verwüstet und aus dessen Trümmern fort und fort der Klageruf aufstieg, solche Untat nicht ungeahndet zu lassen. Niemals mehr in aller Folgezeit! Wer die Geschichte der Heidelberger Hochschule in der Blütezeit der Romantik kennt, der weiß auch zu innerer Genugtuung und Freude, daß ihre Professoren auf den verschiedenen Wissensgebieten in der ersten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts nicht säumig an solchem Werke geistigen Wiederauflebens unseres deutschen Volkes gewesen und ihre Arbeit sich in späten, entscheidungsvollen Tagen nicht als vergeblich erwiesen.

Was wäre wohl Heidelberg ohne seine Hochschule? Was wäre wohl die deutsche Reformation ohne ihren praeceptor Germaniae? Innerhalb der Grenzmarken unseres heutigen geeinten deutschen Reiches ist Heidelbergs Hochschule die älteste; ihre Stiftung fällt in das Jahre 1386. Damals am 18. Oktober wurde sie in der Kapelle zum heiligen Geist auf dem Marktplatz, noch nicht die heutige Kirche, von dem Cisterzienser Reginald, Doktor der Theologie von Paris, eröffnet. Anderen Tages schon begann der Mönch seine Vorlesung bezeichnenderweise mit Erklärung des Briefes Pauli an Titus; unser Augustiner-Mönch in Wittenberg, der ein Jahrhundert später das Licht der Welt erblickte, würde wohl mit dem Brief an die Römer oder Galater den An-

Digitized by Google

fang gemacht haben. Am Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses steht das prächtige, ausdrucksvolle Standbild des Stifters, Pfalzgraf Ruprecht I., unter den Reichsfürsten seiner Zeit der tatkräftigsten und achtungswürdigsten einer. Sechzig Jahre hat er in reichem Segen über das Land geherrscht und, selber ohne gelehrte Bildung, noch als Greis von dreiviertel Jahrhundert, diese Pflanzschule der Kultur für sein Volk ins Leben gerufen. In ihren früheſten, noch unmündigen Jahren war die Hochschule eine gar gehorsame Tochter der römischen Kirche, die ohne nach rechts und links zu blicken in den Fußtapfen der Sorbonne und in den engen Wegen der herrschenden Scholastik wandelte. Das ward anders, als aus dem „linden Süden" und über die Alpen Sprache und Geist der wiederaufgelebten alten Griechen und Römer auch nach dem Neckar gezogen kamen und auch durch die umgestaltete Heidelberger Theologenschule ein Frühlingswehen der Reformation drang, damals als Männer wie Ökolampad, Melanchthon, Brenz, Bucer hier studierten und 1518 Luther einen feierlichen Schulkampf über seine Lehre von der Sünde, der Gnade und der Rechtfertigung allein durch den Glauben hielt. Derselbe hochgesinnte, geisteskräftige Wittelsbacher, der im Ottheinrichbau oben auf dem Schloß seinem Lande, ganz Deutschland das herrlichste, formvollendetste Bauwerk der Renaissance gegeben, hat auch in einer Reformationsurkunde der Hochschule ein neues Gesetzbuch verliehen, an dessen Ausarbeitung in erster Linie der dem Kurfürsten innig befreundete Melanchthon beteiligt war. Für die Blüte seiner Universität, so versicherte Otto Heinrich laut und wiederholt, war er bereit, seinen letzten Heller hinzugeben; sie galt ihm als die hohe Warte der evangelischen Kirche.

Die Blüte trat bald ein. Nach kurzen drei Jahren der Regierung starb kinderlos Kurfürst Otto Heinrich; Nachfolger wurde sein Neffe, der erste Kurfürst der pfalz-simmernschen Linie, Friedrich III., dem die Nachwelt den Beinamen des Frommen gegeben, der feste, unbewegliche Glaubensheld, von dem auf dem Tage zu Augsburg der Markgraf von Baden vor Kaiser und Reich bezeugte: „was fechtet ihr diesen Fürsten an? Er ist frömmer als wir alle!" Auch durch das Gezänk der uneinigen

Digitized by Google

Brüder aus dem gemeinsamen Haus der Reformation, das widerwärtig in den Hörsälen und Kirchen Heidelbergs verlautete, war der fromme Kurfürst in das Forschen im Worte Gottes gekommen und hatte auf diesem Wege die lebenslang treu gehaltene Überzeugung gewonnen, daß in den Unterscheidungspunkten der beiden Reformationskirchen die reformierte Lehre die dem Worte Gottes gemäßere sei. Seines Glaubens gewiß, zögerte er nicht, wie es damals Brauch war, seine evangelische Überzeugung dem Lande einzuprägen, die Kanzeln und auch Lehrstühle mit den tüchtigsten Kräften der reformierten Kirche zu besetzen. Zwei Professoren der Heidelberger Hochschule übertrug er die Ausarbeitung eines Gemeinde-Bekenntnisbuches. Wie Ursinus der Schlesier und Olevian der Rheinländer die Aufgabe gelöst, ist bekannt; der Heidelberger Katechismus ist neben dem von Luther die bedeutendste und verbreitetste Bekenntnisschrift aus den Tagen der Reformation. Sein Glaube hat Friedrich III. Herz und Auge geweitet und geschärft, über die Grenze des eigenen Landes und seiner Kirche an Freud und Leid der Glaubensgenossen allüberall, wohin die Reformation ihren siegreichen Fuß gesetzt, teilzunehmen, tatkräftig für die bedrängten und verfolgten Evangelischen einzutreten. Der Fürst eines kleinen, wenig beachteten deutschen Ländchens gewann europäisches Ansehen; man darf ihn in dieser Beziehung als den bedeutsamen Vorläufer des Glaubensgenossen im Brandenburger Land bezeichnen, des Großen Kurfürsten, dessen Mutter Urgroßtochter Kurfürst Friedrich des Frommen gewesen. Die hervorragendsten Lehrer der reformierten Theologie aus aller Herren Länder wurden nach Heidelberg gezogen; sie folgten gern dem Rufe an die berühmte Hochschule. Von ihnen ging dann — selbstverständlich — die starke Anziehungskraft aus, daß auch die besten Söhne der reformierten Kirche des Auslandes in Heidelberg zusammen strömten, hier für Kanzel und Lehrstuhl sich ausbilden zu lassen.

Nicht lange währte diese Maienblüte der Hochschule und zumal ihrer theologischen Fakultät. Tilly hatte es eilig, Schloß und Universität des „Winterkönigs", des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, zu zerstören; drei Tage lang währte im September

Digitized by Google

1622 das von ihm in der Stadt angerichtete furchtbare Blutbad. Seine auch der Hochschule Verderben bringenden Spuren konnte erst am Ende des dreißigjährigen Krieges der Sohn des unglücklichen Winterkönigs, Karl Ludwig, zu entfernen versuchen; freilich nur, um im entsetzlichen Verhängnis der Stadt den noch ärgeren Verwüstungen eines Melac bald nach der dritten Jahrhundertfeier der Hochschule freien Raum zu schaffen. Dann kamen wohl wieder ruhigere Zeiten; bessere für die Hochschule aber doch erst, als die rechtsrheinische Pfalz zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts an Baden gelangte und der ebenso weise wie edle Markgraf Karl Friedrich der völlig darniederliegenden Hochschule 1803 einen zweiten „Stiftsbrief" ausstellte, bedeutsam genug, daß die zu neuem Leben erweckte alma mater fortan in dankbarem Gedenken an ihre beiden Stifter, den im 14. und den im 19. Jahrhundert, Ruperto-Carola genannt wurde. Diesem Stiftsbrief und seiner Ausführung während des abgelaufenen Jahrhunderts und voraussichtlich auch in der Folge ist wohl anzumerken, daß die Zeiten wesentlich andere geworden. Der Theologie und ihren Lehrern wird auch in Heidelberg nicht mehr der Platz im Ringe der Fakultäten eingeräumt, der ihr als „Königin der Wissenschaften"[1]) noch im 18. Jahrhundert zugestanden war. Die Hochschule gilt nicht mehr als die hohe Warte der Kirche, welche Aufgabe ihr Otto Heinrich gestellt und in deren treuen Ausrichtung sie ihre höchste Blüte nach wenigen Jahren erreicht hat. Schon verlauten Stimmen, ob man nicht der Theologie das Bürgerrecht an der Hochschule aufsagen solle, weil ihr die Merkmale einer Wissenschaft abgehen. Konnte es doch geschehen, daß bei der Halbjahrtausendfeier der Hochschule des Buches und seiner Bedeutung nicht gedacht wurde, das den Namen Heidelbergs und den Ruhm seiner Hochschule über die weite, weite Welt getragen, wie es auch nicht annähernd irgend einem anderen, von einem Heidelberger Professor während der fünf Jahrhunderte ausgegangenen wissenschaftlichen Werke beschieden gewesen, und das in

1) So selbst noch Brucker in seiner Pinacotheca scriptorum nostra aetate literis illustrium. Augustae Vindelicorum 1791.

Digitized by Google

dem Dritteljahrtausend seines Erscheinens nicht veraltet ist, sondern jugendfrisch, lebenskräftig wie bei seinem ersten Ausgang auch heute noch Millionen und Millionen evangelischer Christen im Bekenntnis des Glaubens unterweiset und ihre Herzen erbauet, das Höchste und Beste doch, was ein Geisteswerk den Menschen bieten kann. Unter all den vielen Festschriften und Gedenkblättern bei der fünfhundertjährigen Jubelfeier der Heidelberger Hochschule befand sich meines Wissens nur ein einziges, das des Heidelberger Katechismus insonderheit gedachte. Die vereinzelte Stimme kam nicht aus Heidelberg selbst und dem Kreis der Nachfolger der beiden Professoren, die das Büchlein verfaßt, sondern von einem auf fernem Vorposten unserer evangelischen Kirche[1]) stehenden „Diener am Worte", der dreißig Jahre zuvor die Heidelberger Hochschule besucht hatte. Das ist nicht zur Klage über die anders gewordene, auch durch unsere Hochschulen hindurchziehende Zeitströmung gesagt. Solch Klagen stehet einem Christen übel an. Wir haben uns nach der Weisung des Apostels in jede Zeit zu schicken. Gott ist es, der sie herauf führt und auch wieder wie eine Wolke wegziehen heißen kann.

Die anders gewordene Zeit war nun gerade vor einem halben Jahrhundert recht deutlich an dem unterschiedlichen Besuch in den einzelnen Fakultäten wahrzunehmen. Zur Zeit der Blüte der Universität vor dreihundert Jahren suchten weitaus in der Mehrzahl Studenten der Theologie die Hochschule am Neckar und ihre berühmten Lehrer auf, unter ihnen wieder in überragender Menge mehr „Ausländer" wie „Inländer", mehr Glaubensgenossen aus der Fremde wie aus der deutschen Heimat. Nun aber zu meiner Zeit waren (und sind auch heute noch) die Juristen den Theologen stark, um das Sechsfache (379 : 64) überlegen, auch im Verhältnis der „Ausländer" zu den „Inländern", der Nichtbadener zu den Söhnen des Großherzogtums. Unter den 64 Theologen waren nur 23 Nichtbadener, unter den Juristen aber ihrer nicht weniger wie 313, von Männern wie in erster Linie Vangerow, dann Mittermaier, Mohl,

1) Vergl. „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" Bd. XII, Heft 1 (Heilbronn 1886).

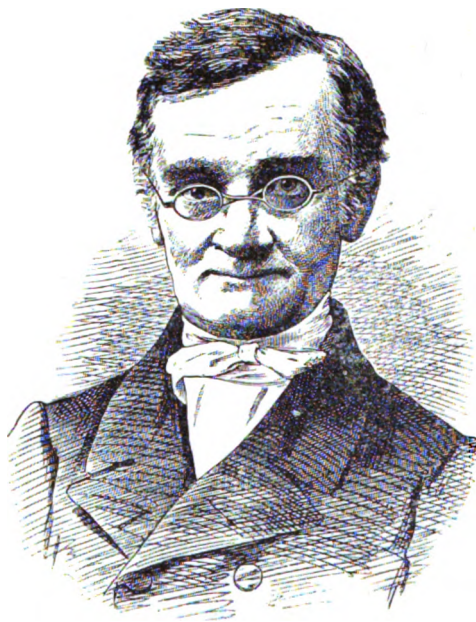
Digitized by Google

Zöpfl und andere nach Alt-Heidelberg, der feinen, selbst im Winter gezogen. Der Lehrer in der theologischen Fakultät waren für eine fast gleiche Zahl von Studenten (64 : 60) weniger wie in Marburg (5 : 7) und zwar vier ordentliche (Umbreit, Rothe, Hundeshagen, Schenkel), kein außerordentlicher und ein Privatdozent, der Stadtpfarrer Plitt. Unter den für das Winterhalbjahr angezeigten Vorlesungen paßte nur eine, und auch sie weniger um ihres Gegenstandes als um des Professors willen, der sie las: Rothes „synoptische Erklärung der drei ersten Evangelien mit Zugrundlegung von Tischendorfs Synopsis evangelica." Sie wäre wohl geeigneter für den Anfang der Studienzeit gewesen als nun am Schluß; aber was beginnen, wenn man nicht der Lust nachgeben und auf alle Vorlesungen verzichten wollte? Umbreit las in den schönsten Vormittagsstunden, die über den Büchern daheim verbracht wurden, über alttestamentliche Schriften, Hundeshagen über Kirchen- und Dogmengeschichte, mit denen ich bereits für die Hochschule abgeschlossen, und nach Schenkels Dogmatik gelüstete mich nach den eingehenden Studien in Berlin nicht, ebenso wenig nach des Stadtpfarrers Landeskunde von Palästina, während ich seinen geistvollen und auch gläubigen, stark besuchten Predigten in der Heiligengeistkirche gern lauschte. Dagegen benutzte ich die mir als „Ausländer" — hätte ich nur ein halbes Jahr früher meine Erscheinung auf dieser Erde gemacht, würde ich als „Inländer" das Licht der Welt in Weinheim erblickt haben — ausnahmsweise gewährte Teilnahme an Vorlesungen und Übungen im evangelisch-protestantischen Prediger-Seminar, dessen erster Leiter vor seiner Übersiedelung nach Bonn Rothe gewesen. Die „Inländer" waren zu einem einjährigen Besuche zwischen den beiden Prüfungen verpflichtet; dem „Ausländer" war die Teilnahme nicht als eine vollgültige und vollberechtigte zugestanden: ich durfte zuhören, mich aber an den Besprechungen nicht beteiligen. Nur den Besprechungen von Rothe über Kirchengeschichte und Ethik und den homiletischen Übungen und Kritiken von Schenkel wohnte ich bei, bis letztere einen jähen Abbruch fanden.

Ähnlich wie bei Nitzsch, wenn auch nicht in gleich hohem

Digitized by Google

Grade, fesselte auch an Rothe allem zuvor die von seiner lauteren, tieffrommen Persönlichkeit ausgehende Weihe. Wunderbar doch, wie in diesem Manne, an geschlossener Kraft, Tiefe und Ursprünglichkeit spekulativer Forschung wohl allen Theologen seiner Zeit überlegen, einträchtig neben einander ging, vielmehr innig mit einander verbunden war, was bei der Mehrzahl der Theologen, wir dürfen sagen Christen, zur Rechten oder Linken auseinander



geht, sich nicht einmal die Hand reicht, wenn es einen gemeinsamen Gegner zu schlagen gilt. Schon dem Studenten war das schöne, tiefempfundene Wort und Bekenntnis Rothes nicht fremd geblieben, daß wenn ihm in dem großen Hause der Theologie ein bescheidener Platz zugewiesen werden sollte, er sich keine bessere Stelle wünsche als das „Kämmerchen" der Theosophen, in der Nähe Oetingers. Da würde ihm wohl sein zu den Füßen des lieben Mannes, der ihn wohl nicht von sich weisen würde, da die eigentlichen σκάνδαλα seiner Lehrer auch seine eignen seien. Von dieser Heimstätte aus seines frommen Gemütes hat der geistvolle, hochbegabte Denker frank und frei, fest auf eignen Füßen und mit offenen Augen, wenn sie auch zum Teil durch die Gläser einer herrschenden Weltweisheit und ihrer Weltanschauung sahen, weitausgedehnte Wanderungen in die geistige Welt seiner Zeit und auch ihrer Theologie gemacht, völlig furchtlos, darüber nicht vom rechten Wege abzukommen, ebenso unbesorgt aber auch über dem Gerede und der warnenden

Digitized by Google

Stimme auch von Näherstehenden, als ob er nun doch schon auf falschen, verkehrten Wegen wandle. Sein tief-frommer Sinn zeigte ihm je und je, daß er das hochgesteckte Ziel, die Heimat und Ruhe seines glaubenssinnigen Herzens, nicht aus den gelehrten Augen verloren. Wie Daniel am Königshofe des Darius, so hatte Rothe im „Sommerhaus" seiner mit philosophischer Weltanschauung stark durchsetzten Theologie ein „offenes Fenster nach Jerusalem", nach der auch ihm hochgebauten Stadt da droben, die er nicht vergessen konnte und wollte, so wenig wie die frommen Israeliten dort an den Wassern zu Babel ihr Zion.

Gar manchem auch in den Übungen des Prediger-Seminars zur Aussprache gekommenen Satz der Ethik, mehr noch in betreff des Verhältnisses der Kirche zum Staat konnte ich nicht beipflichten. Die abweichende Meinung zu begründen, gehört nicht hierher, um so weniger, da über diese Sätze die Kirche und ihre Theologie zur Tagesordnung übergegangen und von ihnen im heutigen Kampf der Geister nicht mehr die Rede ist. Der liebenswürdige Professor hatte den „Ausländer" in zuvorkommender Weise aufgefordert, seine Bedenken, von denen er Kunde erhalten, offen und rückhaltlos ihm in seiner Wohnung auszusprechen. Ich habe es wiederholt getan. Unvergeßlich ist mir das Ende einer solchen freimütigen Zwiesprache geblieben. Rothe schloß die Unterhaltung mit dem Worte: „Herr Kandidat, ferne sei von mir, Ihnen meine unterschiedliche Meinung aufzudrängen. Ich merke, daß Gott Sie andere Wege des Erkennens geführet wie mich, kürzere und sicherere, als die er mich zu gehen geheißen. Das diene uns beiden zum Troste, daß die beiden unterschiedlichen Wege am gleichen, schönen Ziele angelangt sind." Ja, das Ziel stand Rothe viel, viel höher als alle Wege, die dahin führen; eigenwillig darauf zu beharren, nun gerade nur auf seinem Wege zum Ziele zu gelangen, lag dem Professor durchaus fern. Wie für die eigene Lebensführung so auch in der Wertung des Nächsten war Christ sein, als berufener und auserwählter Jünger des Herrn erfunden zu werden, das Eine, Notwendige und weit überlegen allem gelehrten Meinen und Wissen über ihn. Was Tersteegen von Gott erbeten, schien mir an dem verehrten

Digitized by Google

Lehrer erhört: „mache mich voll Einfalt, innig, abgeschieden, sanft und still in deinem Frieden; mach mich reinen Herzens, daß ich deine Klarheit schauen mag in Geist und Wahrheit.“ Im Verkehr mit seiner Umgebung, den großen wie den kleinen und geringen Leuten, war Rothe von rührender Zartheit und liebenswürdigster Rücksichtnahme. Ein bezeichnender Vorfall ging damals von Mund zu Mund. Eines Abends kehrt der Professor aus einer anregenden Gesellschaft etwas verspätet gegen zehn Uhr heim. Er hatte den Flurschlüssel vergessen und wußte, daß die in hohem Grade nervöse Frau, deren Last zu tragen nicht jedem Ehemann möglich gewesen wäre, durch das Läuten aus dem ersten Schlafe geweckt und damit um ihre Nachtruhe gebracht würde. So kehrt er vor seiner verschlossenen Wohnung (in der Hauptstraße) um, geht leise die Treppe hinunter auf die Straße nach dem „Prinzen Karl“ und läßt sich ein Zimmer geben. Er ist gewohnt, vor dem Schlafengehen noch ein Stündchen zu lesen. Das Buch fesselt ihn in einem Grade, daß Mitternacht vorüber, ehe er es zuschlägt. Beim Auskleiden findet er keinen Stiefelzieher vor und ohne einen solchen ist er nicht imstande, sich seiner hohen Stiefeln zu entledigen. Im Hause regt sich niemand mehr; in zarter Schonung mit den ruhebedürftigen Kellnern und dem Hausknecht bringt mein lieber Professor nicht über sich, in so später Nachtstunde einen dienstbaren Geist zu wecken. Die Straßen waren schmutzig gewesen; in der wunderschönen Stadt hatte es wieder einmal zu regnen nicht aufgehört; die Stiefel tragen die nur allzu deutlichen Spuren an sich. Mit ihnen an den Füßen sich wenigstens aufs Bett zu legen, dazu kann sich der rücksichtsvolle Mann nicht entschließen. Er denkt an das Jesuswort der Bergpredigt: alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen, und sagt sich, wie unangenehm ihm und seiner Frau ein Gast wäre, der mit schmutzigem Schuhzeug sich auf die reine Bettdecke legen würde. So bleibt der auch nicht mehr junge Gelehrte (geb. 1799) den Rest der kalten Winternacht angekleidet und in seinen Mantel gehüllt im Sessel sitzen und eilt erst nach Hause, sobald er weiß, daß das Dienstmädchen ihm die Flurtür öffnen werde.

Digitized by Google

Schmerzlich berührte mich nach einem Jahrzehnt in Petersburg die Kunde, daß der hochverehrte Professor, in seinem einsiedlerischen Leben und auch Forschen wie ein spätgeborener, weltfremder Benediktiner[1]), in seinen alten Tagen aus der stillen, friedlichen Klause der Studierstube heraus auf den lärmigen Markt des öffentlichen kirchlichen Lebens und mitten hinein in den heißentbrannten Parteikampf als geistesgewaltiger Kämpe für den Protestantenverein eingetreten sei. Zumeist durch seinen bedeutsamen Vortrag auf dem ersten Protestantentag in Eisenach (1865) hatte er dem stürmisch vordringenden jungen Verein Prägung und auch Daseinsrecht verliehen. Überrascht hat mich das auffällige Tun nun doch nicht. Rothe hatte frühe den irrigen Gedanken von einem Aufgehen der Kirche im Staat gehegt. Von seiner einsamen Studierstube aus sah er das moderne Kultur- und Geistesleben mehr und mehr und in unaufhaltsamem Fortschreiten von der Kirche sich loslösen und diese Kirche ohnmächtig, die sich ihr entfremdenden Glieder bei sich festzuhalten. In dem unverkennbaren Vorgang glaubte der Gelehrte den Anfang der Verwirklichung seiner Anschauung von dem Aufgehen der Kirche im Staate sehen zu können. Er hielt die Kirche und ihr Regiment jener Tage für den schuldigen Teil, sich aber für verpflichtet, durch den Protestantenverein die Kirche vor ihrem Rückzug auf das ihr beschiedene Altenteil zu veranlassen und anzufeuern, in rückhaltloser Hingabe an das moderne, der Kirche entfremdete und ihr verloren gegangene Kulturleben einen heiligenden Einfluß auf dasselbe auszuüben. Rothe hat sich in diesem Vertrauen auf die Kraft des Protestantenvereins ebenso bitter getäuscht wie in der der Kirche vorausgesagten und auch zugemuteten Auflösung; er selbst war durch seinen baldigen Heimgang (1867) dem enthoben, dieser Täuschung bewußt zu werden und Zeuge zu sein, wie ein jung heraufkommendes, modernes Geschlecht unter zielbewußter Führung eines hochbegabten Theologen über den Protestantenverein hinweg-

1) In der „Ethik" befürwortet er einmal die Gründung von Akademien, in denen Gelehrte, die auf Ehe und Gründung einer Familie zu verzichten bereit waren, aller Erdensorgen los und ledig und von der Welt klösterlich abgeschlossen, nur ihren geistigen Forschungen leben.

Digitized by Google

schritt und sich anschickte, ihn „hinauszutragen". Männer wie Schenkel und Bluntschli, wie Zittel und Schwarz und wie die lauten und lärmigen Stimmführer des Vereins damals hießen, waren wahrlich nicht die geistigen Mächte, die von Rothe dem Protestantenverein zugewiesene Aufgabe — nach dem Wesen und dem göttlichen Recht unserer evangelischen Kirche überhaupt eine unlösbare Aufgabe — auszurichten. In treuem Gedenken an den Lehrer, der mir auch „das Wort Gottes gesaget" (Hebr. 13, 7), steigt mir je und je die schmerzliche Frage auf: wie bist du tiefsinniger und tief im Worte Gottes gegründeter, selbständiger Theologe mit all deinen kindlich frommen, christlichen Anschauungen in diese Gesellschaft geraten und hast, unfähig die Geister zu unterscheiden, so lange in ihrer Mitte aushalten können?

Ganz anderer Art wie Rothe war der Heidelberger Theologe, der über ihn Gewalt gewonnen und wohl von Menschen am meisten dazu beigetragen, ihn an dem Protestantenverein und seinem Treiben festzuhalten, Schenkel. War Rothes Herzenswunsch, unter den Theosophen und in der Nähe von Oetinger ein Ruheplätzchen angewiesen zu erhalten, so hat am Grabe Schenkels (1885) ein befreundeter Professor das zutreffende Wort über ihn gesagt: er ist ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein. Im Gegensatz zu seinem Heidelberger Kollegen aus Posen war der Schweizer aus dem Kanton Zürich durch und durch eine Kämpfernatur, der recht wohl nur ist, draußen im öffentlichen Leben mit den Waffen des Geistes in Wort und Schrift für die von ihm jeweilig vertretene Sache einzutreten. Hätte ihn nicht frühe sein Lebensweg in die Theologie geführt, er würde mit seiner schlagfertigen, volkstümlichen, feurig vordringenden Rede ein hervorragender Journalist oder Parlamentarier geworden sein; er ist im Laufe seines stürmischen Lebens beides auf der Kanzel, im Hörsaal, mehr noch am Rednertisch in großen Volksversammlungen und in dem weitgeöffneten Sprechsaal seiner Kirchenzeitung gewesen. Der mit reichen Gaben für den erwählten Lebensberuf ausgestattete Pfarrer und Theologe hatte scharfe Witterung für alles, was in Kirche und Staat „in der Luft lag"; er besaß den Wagemut, beherzt sich anhebender neuer Zeitströmung anzuver-

Digitized by Google

trauen und in Worte, meinetwegen auch leichtgemünzte Schlagworte, zu prägen, was den Zeitgeist auszusprechen drängte. Weil Schenkel unter den ersten war, dem, was in der Luft lag, schlagfertigen Ausdruck, umrissene Gestalt zu geben, war es seiner herrischen Natur leicht, Führer im anhebenden Kampf und Strauß zu werden. Die unentschlossene Menge braucht und fordert solche Führer und leistet ihnen auch dann noch Gefolgschaft, wenn die eingeräumte Macht zur Zwingherrschaft auszuarten droht, wozu Schenkel als kampfesfroher Parteiführer seiner ganzen Veranlagung und herrschsüchtigen Natur nach nur allzu sehr neigte. Seine Rede in Wort und Schrift war nie — den Eindruck habe ich gewonnen — wider seine Überzeugung; aber diese Überzeugung wechselte und war abhängig von den verschiedenen Zeitströmungen, in die sein kampfesfrohes Führerleben fiel.

Mein Aufenthalt in Heidelberg fiel in eine Zeit, in der sich bei dem „witterungskundigen" Professor ein Wandel und Umschlag in seiner Überzeugung und damit auch Stellung zu den brennenden Tagesfragen in Kirche und Staat langsam anbahnte, die von jedem, der eine führende Rolle in den anhebenden Parteikämpfen einnehmen wollte, klare, offene Antwort heischten. Ich fand schon nicht mehr den Schenkel vor, der, kaum nach Heidelberg berufen (1851), wider den radikalen Bremer Prediger Dulon aufgetreten war und das Jahr darauf wesentlich dazu beigetragen, daß dem Privatdozenten der Philosophie Kuno Fischer das Recht zu Vorlesungen wegen Unglaubens entzogen ward. Sein Auftreten hat ihm damals den beißenden Witz des „Kladderadatsch" eingetragen, den Schenkel lange nicht verwunden und der ihm damals noch auf Schritt und Tritt folgte wie dem Peter Schlemihl sein Schatten: „o alma mater, wie war ich von deiner Schönheit hingerissen; doch ach, seitdem ich deinen Schenkel gesehen, ist aller Reiz entschwunden" (ich schreibe aus dem Gedächtnis; der Wortlaut ist mir nicht zur Hand). Der andere Schenkel und Parteiführer war noch nicht hervorgetreten, der auf der Höhe seiner führenden Stellung selbst im Widerspruch mit dem freisinnigen Kirchenrat, der sich einen Augenblick darauf besann, daß staatlicher und kirchlicher Freisinn je und je sich seiner Duldsamkeit rühme,

Digitized by Google

die dringende Bitte der Gemeinde, eine erledigte Pfarrstelle mit einem gläubigen Pastor zu besetzen, verweigerte und damit die Bildung einer Sondergemeinde veranlaßte, die sich ein Notkirchlein baute und mit großen Opfern ihr Kirchen- und Gemeinwesen bis zur Stunde aufrecht erhalten. Im Prediger-Seminar, dessen Leiter Schenkel geworden, bekamen die armen Badener Kandidaten, die ein Jahr dem Seminar angehören mußten, schon zu meiner Zeit das herrische, unduldsame, schonungslose Regiment des Professors bitter zu kosten. Kaum aus der Zwangsanstalt entlassen, gingen die jungen Prediger, auch im Verdruß über so manche erlittene Unbill des Seminarleiters, in das andere Lager über, für das sie der Studienaufenthalt in Erlangen oder Tübingen zum Teil gewonnen. Nachdem Schenkel 1864 sein „Charakterbild Jesu" veröffentlicht, das alle kirchlichen Kreise in Deutschland verblüffte und empörte und drei Jahre hindurch auch die badische Kirche in Aufregung versetzte[1]), wurde das Joch von den Kandidaten abgenommen; der Besuch des Seminars ward fortan in das Belieben der Kandidaten gesetzt. In jenem Winter herrschte Schenkel noch unumschränkt in einer so unwürdigen und rohen, rücksichtslosen Weise über seine dreizehn Seminaristen, die mich, den „Ausländer", empört von seinen Besprechungen wegtrieb.

Eines Tages — im Januar 1856 — kommt der gestrenge Direktor aufgeregt in den Hörsaal; es war leicht zu merken, daß ein Sturm losbrechen werde. Schenkel hatte die Handschrift

---

1) Wie haben sich doch seitdem die Zeiten geändert, sind für unsere evangelische Kirche schlimmer geworden! Gegenüber dem vermessenen Auftreten der Fischer, Mauritz, Jatho in unseren Tagen ist das „Charakterbild" von Schenkel harmlos zu nennen; aber selbst der Kirchenbehörde, wenn sie auch das Herz sich zum Tadel nimmt, fehlt der Mut auch nur ihre angedrohte Folgerung zu ziehen und — zum tiefen Ärgernis der treugesinnten evangelischen Gemeindeglieder — denen die Kanzel zu verbieten, die offen mit den Grundwahrheiten des Evangeliums gebrochen und statt Gottes Wort ihr klägliches Meinen über dasselbe am Tage des Herrn, den sie nicht mehr als ihren Herrn und einigen Erlöser anerkennen, der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde anzubieten wagen. — Ein zweites Mal nun schon, daß die tief-schmerzlichen Vorgänge der Gegenwart sich unabweisbar in die Niederschrift der Lebenserinnerungen eindrängen!

Digitized by Google

einer bereits in der Peterskirche in unserer Gegenwart gehaltenen Predigt allerdings des schwächsten unter den Seminaristen, der aber mit dem verliehenen kleinen Pfund getreulich wucherte, zu beurteilen. In zorniger Aufregung hält der Professor dem schüchternen, verdutzten Seminaristen vor, wie er sich unterfangen könne, mit solchem unbedeutenden Zeug ihm die kostbare Zeit zu rauben. Zum Beleg liest er eine Stelle aus der Handschrift vor. Der arme Kandidat bittet den erregten Professor, das ganze Satzgefüge mitzuteilen, da der Nachsatz die vermißte Erklärung biete. In Wut geraten über solche Dreinsprache, wirft der Direktor die Handschrift auf den Boden und herrscht, kaum seiner Sprache und Sinne mächtig, den erschreckten Kandidaten an: „Was, nicht genug, daß Sie mir solches Zeug zur Beurteilung bringen, unterfangen Sie sich auch noch, mir drein zu reden? Hüten Sie sich und vergessen Sie nicht, daß Sie demnächst vor mir in Karlsruhe die Staatsprüfung abzulegen haben und von mir abhängt, ob und wann Sie in ein Pfarramt kommen." Solch eine Sprache, wie sie einem kleinen Schulbuben gegenüber dem Lehrer nicht zusteht, war mir nun doch zu arg. Ich fahre von meinem Sitze auf und verlasse langsam, lautlos den Hörsaal. Nach Beendigung der Besprechung dankten mir auf der Straße die Seminaristen für mein Tun; die Wirkung auf den Direktor sei eine überraschende gewesen. Zunächst habe sich Schenkel entfärbt, dann, zur Besinnung über sein frevles Tun gekommen, sei er vom Lehrstuhl herabgestiegen, habe die Handschrift von der Erde aufgehoben, sie dem armen, hilflosen Kandidaten gebracht und sei für den Rest der Stunde so liebenswürdig gewesen wie selten oder nie. Fast noch mehr wie dieser Vorgang empört und auch verletzt hat mich die letzte Begegnung mit Schenkel zwei Jahre später. Natürlich hatte ich keiner weiteren Besprechung von ihm im Seminar mehr beigewohnt, auch vermieden, mit ihm irgendwo zusammenzutreffen. Später erfuhr ich, daß der Professor sich bei Frankfurter Bekannten über mein Tun beklagt und sie zu veranlassen gesucht, es mich bei der Prüfung entgelten zu lassen. Meinetwegen! Kurz vor meiner Übersiedelung nach Rußland 1858 war ich noch einmal zum Abschied nach Heidelberg ge-

Digitized by Google

kommen, wohin die Nachricht von der Berufung mit dem nun doch nicht ganz zutreffenden Zusatz „als Konsistorialrat“ durch die Zeitungen bereits gelangt war. Auf dem Weg zu Frau von Feuerbach begegnet mir in der Hauptstraße Schenkel. Ich will rasch in die anstoßende Friedrichstraße der Begegnung ausweichen und zu der im Eckhaus wohnenden befreundeten Familie Fremerey einkehren, da sehe ich ihn seine Schritte beschleunigen und muß nun seine Beglückwünschung mit warmem Händedruck über mich ergehen lassen. „Keinem von all meinen Schülern, Herr Konsistorialrat, habe ich den ehrenvollen Posten mehr gewünscht, keinen dafür geeigneter gehalten.“ Nach allem was vorgefallen, machte mich der nicht für möglich gehaltene plötzliche Umschlag in seiner Gesinnung und Äußerung über mich sprachlos; dann konnte ich nur erwidern: „Herr Kirchenrat, ich habe nicht geglaubt, daß Sie mich in die Zahl ihrer Schüler rechnen!“

Auf keiner der drei Hochschulen habe ich, zumal in der ersten Hälfte des Aufenthaltes, so zurückgezogen gelebt wie in Heidelberg. Von älteren Studiengenossen fand ich niemanden hier vor; im letzten Halbjahr fällt es schwer mit jüngeren Studenten Bekanntschaft anzuknüpfen, die voraussichtlich nach wenigen Monaten ihr Ende finden würde. So gingen, wie ich Briefen nach Haus entnehme, Tage vorüber, ohne mit jemanden in Verkehr zu treten. Nicht ungern. Ich hatte bei der Witwe Batt ein prächtiges Studierzimmer mit anstoßender Schlafkammer gemietet und verbrachte da den größten Teil des Tages bis in die sinkende Nacht unter meinen treuen Kameraden, den Büchern. Erwählte Geister hatte ich in diesem Winter zur fesselnden Aussprache um mich gesammelt. Zunächst aus dem Gebiete der sancta theologia Augustin, dessen berühmtes Meisterwerk de civitate Dei mich ungemein fesselte und mir reiche Belehrung bot. Neben ihm Rothes theologische Ethik; auch mit der Feder in der Hand, um so manche Dreinsprache mir selbst zu begründen. Die Geschichte der Philosophie hatte mich gereizt, mich mit Plato eingehender zu beschäftigen, dessen Lehre mich besonders und mehr wie die des Aristoteles angezogen; ich habe jenen Winter den größten

Digitized by Google

Teil seiner Schriften gelesen, mit um so reicherem Genuß, da wir im Gymnasium in der griechischen Sprache genügend gefördert waren, um den klassischen Weltweisen ohne viele sprachlichen Schwierigkeiten zu verstehen. Wie zur Erholung von diesen Studien versenkte ich mich in Dantes Göttliche Komödie in der Dolmetschung und Erläuterung von Philalethes, dem späteren König Johann von Sachsen, ferner außer den mir bis dahin unbekannt gebliebenen Stücken von Shakespeare in Miltons „Verlorenes Paradies" und in seine in Deutschland weniger bekannten, aber höchst beachtenswerten politischen Schriften, auf die mich Vorländer schon in Marburg aufmerksam gemacht. Daneben las ich die sämtlichen Schriften Lord Byrons; alle diese Werke in Vaters Muttersprache, die dem Sohne durch viel Lesen völlig geläufig geworden war.

Das prächtige Einsiedlerleben mit seinem versuchlichen Reize, sich ganz ihm hinzugeben und damit dem Leben in der Welt und ihren ernsten Forderungen zu entfremden, fand nun doch im Laufe des Winters heilsame Unterbrechung. Ein paar Familien wie die des im Ruhestand lebenden Pfarrers Grohe und des aus Holland nach Heidelberg übergesiedelten einstigen Kaufherrn Fremery zogen mich in die reiche und froh belebte Geselligkeit ihres Hauses; von höherem Werte noch und geistig anregender war mir der zugänglich gewordene Verkehr mit ein paar Menschen, deren Gedenken innig mit dem verknüpft ist, was mir den Aufenthalt in Heidelberg lieb und wert gemacht. Mit mir in der großen Wohnung der Witwe Batt war ein junger Mann eingemietet, der ebenfalls völlig von dem Studenten-Leben und Treiben zurückgezogen nur seinen literarischen Studien oblag. Wir waren uns oft auf dem gemeinsamen Flur begegnet, aber fremd an einander vorübergegangen. Und doch fesselte in hohem Grade der hoch und schlank gewachsene Jüngling mit seinen geistvollen, bereits scharf ausgeprägten Zügen, den lebhaften, dunklen Augen, dem dichten, pechschwarzen Haar, das auf die Schultern herabfiel, ja schon bei dem erst zweiundzwanzigjährigen jungen Mann als kräftiger Schnurrbart sich zeigte, der fortwährendes Zustutzen an der Oberlippe erforderte. Er erinnerte mich in seiner

Digitized by Google

Erscheinung, später auch in seinem Wesen, lebhaft an Creizenach. Endlich um die Weihnachtszeit brach das Eis der Zurückhaltung. Ein flüchtiges Wort auf der Treppe bildete den von beiden Seiten gewünschten Anknüpfungspunkt; in der Abendstunde trafen wir uns, bald schon verabredet, auf Spaziergängen meist drüben über dem Neckar, zwischen der alten Brücke und Neuenheim lustwandelnd. Denn es war eine Lust, mit dem begeisterten Goetheverehrer und Goetheforscher dort zu wandeln, zumal wenn heller Mondenschein in zauberhafter Schöne über dem Berg, dem Schloß und der Stadt lag, die Seele des Jünglings „lösete" und seinen Mund beredt machte zum Vortrag Goethescher Lieder, zumeist und am liebsten das wunderbar-stimmungsvolle „Füllest wieder Busch und Tal", von dem der Begleiter fest überzeugt war, daß „sein" Goethe das Lied gerade auf diesem Wege längs dem lieben Fluß und im Blick auf das „still im Nebelglanz" ruhende Schloß gedichtet habe.

Es war Michael Bernays, eines streng orthodoxen Rabbiners in Hamburg Sohn und des berühmten klassischen Philologen Jakob Bruder, der bis an sein Ende der Religion der Väter treu geblieben. Nicht so der um zehn Jahre jüngere Michael. Er war äußerst wortkarg, dem neugewonnenen Bekannten Einblicke in das Leben seiner Familie und das eigne Seelenleben zu gewähren. Eine gewisse Scheu hielt ihn vielleicht grade dem Studenten der Theologie gegenüber davon ab. Trotzdem ging er religiösen, christlichen Gesprächen mit ihm nicht aus dem Wege; im Gegenteil schien er ihnen mit Teilnahme und Lust zu folgen, so daß mir gewiß war, er werde den entscheidungsvollen Schritt auch im Widerspruch mit der Familie tun und der evangelischen Kirche sich anschließen, der Kirche seines Goethe und all der großen Geister der deutschen Literatur, mit denen er in ständigem geistigem Verkehr lebte und webte. In der Tat, wenige Monate nach unserer Begegnung in Heidelberg, im August 1856 empfing er von dem evangelischen Prediger in Mainz die Taufe. Bernays hatte das glänzendste Gedächtnis für Dichtwerke, das mir je begegnet ist; er übertraf darin meinen Marburger Freund Justi. Oft habe ich ihn scherzend gefragt, ob er denn den ganzen Goethe

Digitized by Google

auswendig wisse. Nicht nur ihn allein. Er erzählte mir, daß er vor drei Jahren in der Prima des Johanneums in Hamburg bei einer griechischen Aufführung der Antigone den Kreon dargestellt, und erklärte sich bei einem Spaziergang bereit, die ganze Rolle in der Ursprache zu wiederholen. Und wie wußte er die Dichter zum Gehör zu bringen! Ich habe Tieck, den anerkannten Meister im Vorlesen nie gehört; er starb das Jahr vor meinem Übergang auf die Berliner Hochschule. Die zu einem Vergleich beider Männer imstande waren, meinten, daß der achtzigjährige Tieck bei seinem Tode den Prophetenmantel dem neunzehnjährigen Hamburger Gymnasiasten hinterlassen habe. In dem übertraf der Jünger den Meister, daß Bernays nicht vorlas, sondern frei vortrug, mit derselben unfehlbaren Sicherheit alle Selbstgespräche des Faust etwa oder ganze Auszüge aus Tasso und Iphigenie wie die kleinen, einzigartig tiefen und schönen Lieder, und zwar in so kunstvollendeter, meisterhafter Weise, als ob die Seele des Dichtwerkes Fleisch und Blut angenommen und lebenswarm vor den Hörer hintrete. Nie wieder im späteren Leben ist mir ein ähnlicher Genuß einzigartiger, vollendet schöner Vortragskunst geworden; auch von keinem gepriesensten Schauspieler. Wenn Bernays dann, für eine Weile der Außenwelt entrückt und völlig in das Dichtwort versenkt, am Schluße des Liedes gleichsam zu sich selbst zurückgekehrt in der Wirklichkeit auftauchte, dann konnte er wohl ausrufen: „Sag', Dalton, war das nicht unübertrefflich schön?" Ein Fremder würde vielleicht das Wort als abstoßendes, jüdisches Selbstlob bezeichnet haben; ich wußte, daß der Lobpreis nur dem Dichter galt, aus dessen Seele heraus er geredet und der ihm selbst durch die ihm verliehene hohe Gabe unmittelbar in seiner Tiefe und Schönheit nahegetreten. Im späteren Leben habe ich Bernays nicht mehr wieder gesehen; die uns gewiesenen Lebenswege gingen zu weit auseinander und auch Besuche in die Heimat führten zu keiner Begegnung. Nur aus der Ferne konnte ich den Wanderungen des modernen „Barden" im Geiste nachgehen, wenn er hochgefeiert und stark begehrt durch die deutschen Lande zog, ihren Söhnen und Töchtern mit seiner unübertroffnen Vortragskunst das Verständnis und damit die Liebe zu

Digitized by Google

unsren großen Dichtern zu stärken. Er wechselte oft den Wohnort; heute in Bonn, nach ein paar Jahren in München, wohin ihn König Ludwig II. an die Hochschule gezogen und wieder nach Jahren in Karlsruhe, nachdem er durch seine Vortragskunst der Kaiserin Augusta und dem großherzoglichen Paare in Baden-Baden nahe getreten. Das war die letzte Haltestelle auf seiner Lebenswanderung; da ist mein alter Heidelberger Bekannte 1897 gestorben.

Durch Bernays lernte ich die Witwe des Kunstforschers Anselm von Feuerbach kennen. In Berlin hatte ich die bedeutende Sonderschrift Feuerbachs über den Apollo von Belvedere gelesen, die mich reizte, mehr von dem Forscher zu erfahren. So war mir unter den vor ein paar Jahren herausgegebenen nachgelassenen Schriften auch die kurze Lebensbeschreibung zu Gesicht gekommen, die die Witwe noch im frischen, schmerzerfüllten Gedenken an den wenige Monate zuvor entschlafenen Gelehrten mit dem zutreffenden Sinnspruch an der Spitze „Des Menschen Schicksal ist sein Gemüt" niedergeschrieben. „Die tragische Leidensgeschichte eines vornehmen Gelehrten, der mit ungewöhnlichen Anlagen und einer leidenschaftlichen Seele ausgerüstet, in die Enge deutschen Kleinlebens gebannt, halb unter dem Druck dieser Außenwelt und schwerer Erlebnisse, halb aus angeborenem Hang zu selbstquälerischen Grübeleien sich allmählich innerlich vergrämte, um so ein glanzvoll begonnenes Leben in tatenloser Hypochondrie zu beschließen." Ich erzählte Bernays, daß mich kaum je eine Schrift von Frauenhand in gleichem Grade sowohl inhaltlich als auch durch ihre künstlerisch-vollendete Form gefesselt wie die wenigen Blätter. Durch ihn erfuhr ich, daß die Witwe mit ihrer Tochter von Freiburg, wo der Mann als Professor der Altertumskunde an der Hochschule gestorben (1851), nach Heidelberg übergesiedelt, daß er sie kenne und mich gern bei ihr einführen wolle. Ein schwerer, sorgenvoller Winter war gerade für die Witwe angebrochen. Vor 22 Jahren (1833) hatte Henriette Heydenreich, die mit außerordentlichen und vielseitigen Gaben ausgestattete, ungewöhnlich gebildete Tochter eines fränkischen Pastors, ihre Hand dem Professor am Speyerer Gymnasium

Digitized by Google

Anselm von Feuerbach gereicht, dem ältesten Sohn des hervorragenden Rechtslehrers. Er hatte vor drei Jahren seine jugendliche Gemahlin[1]) verloren, nachdem sie zu einer erstgeborenen Tochter dem Lebensgefährten einen Knaben geschenkt, den berühmt gewordenen Maler Anselm von Feuerbach. Kinder sind der zweiten Ehe nicht entsprossen; dafür ist die neue Mutter dem ihr an den beiden Kindern gewordenen Vermächtnis in einer Weise gerecht geworden, daß man den in Mißachtung gelangten Namen einer Stiefmutter ihr gegenüber auch nicht nennen möchte. Bruder und Schwester haben sie nicht anders als Mutter gekannt und eine hingebende, aufopferungsvolle Liebe von ihr erfahren, wie sie nur eine Mutter mit nie versagender Kraft eigenen Kindern bieten kann. Solch treuer Mutterliebe verleiht Gott nicht selten ein seherhaftes Auge; Frau von Feuerbach besaß die Gabe in hohem Grade. Als in den Sturm- und Drangjahren des für die Malerei genial veranlagten Sohnes alle Welt an seinen Gaben und ihrer Verwertung zu zweifeln begann und seine Werke nirgends Beifall und Lohn fanden — sie galten als unmodern, dem wandelnden Zeitgeschmack nicht genehm; der eigensinnige, selbstbewußte Künstler wollte so gar nicht auf breitgetretener Landstraße dem herrschenden Geschmack um schnöden Gewinnes willen Frondienste leisten, nur auf seinen abseits gelegenen Sonderwegen in der Nähe der großen Venetianer und Römer, unbeirrt und unverwirrt von allem zünftigen Dreinreden, den hochgesteckten Idealen seiner Kunst nachjagen —, da zweifelte allein die Mutter nicht; sie sah in dem überall verkannten Sohn den hochbegabten Jünger einer Kunst, die doch noch zum Siege durchdringen werde. Als der Sohn in Rom selber über allen

1) Es sei hier die schöne Stelle wiedergegeben, wie die zweite Frau ihre Vorgängerin schildert: Amalie Keerl, ein Mädchen von so seltener Anmut, daß für die Schönheit und Lieblichkeit ihres ganzen äußeren und inneren Wesens das oft gebrauchte und viel mißbrauchte Wort „engelrein“ als die einzig passende Bezeichnung gelten konnte. Sie war so zart und sinnig, so ätherisch-poetisch, daß die damals in der Zeit liegende schwärmerisch-sentimentale Richtung nur als Folie ihrer eigenen idealischen Natur erschien. Hätte Jean Paul sie gekannt, als er seinen Titan schrieb, niemand würde gezweifelt haben, daß Liane Amaliens Bildnis sei.

Digitized by Google

getäuschten Hoffnungen zu zagen begann, richtete die beherzte Mutter seinen sinkenden Mut mit den wackeren Worten auf: „Es scheint, du mußt die höchste Höhe erklimmen, ehe dir die Sonne scheint; aber du wirst sie erklimmen und sie wird dir scheinen.“ Der Mutter Seherauge hat sich nicht getäuscht; aber der Weg zu den sonnbeschienenen Höhen war weit und steil. Damit der Sohn in der Ferne nun doch nicht unter der lähmenden Last täglicher Not zusammenbreche und unterliege, hat die völlig selbstlose Witwe ihr ganzes Leben in den aufopferungsvollen Dienst seiner Kunst gestellt; dafür hat sie gespart und gedarbt und gearbeitet. Gerade in jenem Winter waren recht sorgenvolle Briefe aus Rom in Heidelberg eingetroffen. Während eines mehrmonatigen Aufenthaltes in Venedig hatte Feuerbach für Karlsruhe ein Abbild der berühmten Assunta gefertigt. Kleinliche Nörgeleien von dort hatten den Künstler aufgeregt; er schüttete der Mutter sein gequältes, verletztes, so stolzes Herz aus über „unverdiente Demütigungen im Fürstendienste“. Dann trafen im November 1855 Briefe ein, daß der Sohn einen ganzen Monat krank in der fremden Stadt darnieder gelegen.

Von all den schwer auf dem Mutterherzen lastenden Sorgen und Opfern habe ich damals nichts erfahren. Still, ungebeugt, ergebungsvoll trug die adelige Frau ihr Leid. Über der ganzen Erscheinung lag ruhevoll die Weihe einer geistig hochstehenden, in den Prüfungen und Heimsuchungen des Lebens gereiften, außergewöhnlichen Frau, von der, selber allem Kleinlichen, Niedrigen oder gar Gemeinen dieser Erde entrückt, eine geheimnisvolle Kraft ausging, der sich kaum jemand entziehen konnte oder auch nur wollte, wer in den Bannkreis ihrer adelnden Nähe kam. Bekannt ist das wunderbar schöne Bild ihres Sohnes aus der Zeit, da er die von der Mutter lange voraus erschaute „höchste Höhe“ erklommen, die Iphigenie in Tauris, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“. Das stimmungsvolle, tief ergreifende Gemälde erschien mir gleich beim ersten Anblick als das getreueste Spiegelbild der herrlichen Frau, der Mutter des Künstlers; wäre ihr Goethe im Leben begegnet, er hätte kein treffenderes Vorbild für seine Heldin finden können. Frau von Feuerbach

Digitized by Google

wohnte in jenem Winter in der Hauptstraße, in einem der stattlichen älteren Häuser, die heute noch nicht völlig aus Alt-Heidelberg verschwunden sind. Sie hatte da eine kleine Wohnung nach der Gartenseite zu inne, der Straße und ihrem Lärm entrückt; wer in die lauschigen Räume Einlaß erhielt, merkte bald und anheimelnd, daß, die da hausen, mehr noch als nur dem Straßenlärm entrückt lebten. Der Wohnraum war reichlich mit Möbeln ausgestattet, wie wenn man auf bescheideneres Gelaß angewiesen, sich von altem, liebgewonnenem Hausrat einer größeren Wohnung nicht trennen will. Und doch erschien der Raum nicht überladen; das Ganze und jeder einzelne Teil trug stimmungsvolles Gepräge einer hier waltenden „schönen Seele", die, von der Welt abgeschlossen, unter pietätvoll bewahrten Möbeln und Kunstsachen, den stillen, holden Zeugen eines entschwundenen Heimwesens, in treu bewahrtem Gedenken eine zu Ende gegangene Zeit fortsetzen will. „Da an dem Pult, nun mein Arbeitstisch, hat mein Mann seinen „Apollo" bis tief in die Nacht hinein verfaßt und die wenigen Briefe geschrieben, deren jeder einzelne ein kleines Kunstwerk sein mußte, auf goldgerandetem Papier. Denn über dem Forschen in der Kunst der Griechen ist mein Mann selber zum Künstler geworden, oder zutreffender vielleicht, seine reich veranlagte Künstlerseele hat grade diesen Zweig der Altertumskunde zu seiner lebenslangen Lieblingsbeschäftigung erwählt. Hier an dem Familientisch machte Anselm als Knabe seine ersten Zeichnenversuche, noch unbeholfen, aber doch schon unverkennbar, daß sein „Dämon" ihn auf dieses Gebiet unentrinnbar verwe:se." An der Wand hingen ein paar Zeichnungen des Sohnes, daheim in Freiburg während der Düsseldorfer Ferien aufs Papier geworfen, die wohlgetroffenen Bilder von Vater und Schwester. Dort in der Nische stand die Büste des Apollo, die der Professor ständig vor Augen haben mußte, wenn er über seiner Lebensarbeit sann, zu der er auch wie zu ruhevoller Erholung aufblicken wollte, wenn der Lehrer am Gymnasium mißmutig über der Durchsicht stümperhafter Schulhefte seine kostbare Zeit und Kraft verzehren mußte. Eine breite Glastüre führte aus dem geräumigen Gelaß auf einen Balkon, den hochragende Bäume des Gartens beschatteten und

Digitized by Google

zu dem Efeu und wilder Wein sich emporrankten. Auf dem Balkon und an den Fenstern standen dichtbelaubte, immergrüne Blattpflanzen; sie dämpften das Licht der Sonnenseite und trugen so bei, dem Wohnraum etwas abgeschlossen Lauschiges zu geben.

An bevorzugter Stelle des Zimmers stand wohl als wertvollstes und wertgehaltenstes Möbel der Flügel, der Witwe liebste Trösteinsamkeit. Wie Frau von Feuerbach schon als hochgebildetes Pfarrtöchterlein des Lateinischen und Griechischen so kundig gewesen, um die alten Klassiker in der Ursprache zu lesen, so war sie auch frühe schon der Töne Meisterin geworden. Als größter Meister galt ihr Beethoven; seine Schöpfungen schlugen wahlverwandte Saiten in ihrer Seele an. Die Witwe hatte die Gewohnheit, wenn die Tagesarbeit getan, in der früh einbrechenden Dämmerung die dem Gedächtnis genau und sicher eingeprägten Sonaten ihres Meisters der Töne zu spielen. Sie hatte dem Studenten, dessen Vorliebe für ihren Beethoven sie bald erfahren, die hohe Gunst gewährt, schweigender Zuhörer zu sein. Ich durfte dann, ohne anzuklopfen, leise, ganz leise in das Zimmer schleichen, auf dem Sofa Platz nehmen, dem die Künstlerin den Rücken zuwandte und hatte nur darauf zu achten, ehe sie die letzten Töne anschlug, eben so leise das Zimmer zu verlassen, um nur ja durch kein Wort das Nachtönen der hehren Weisen in der Seele der Künstlerin — und nun auch des Zuhörers — zu stören. Selbst Clara Schumann, die ich kurz zuvor in Berlin wiederholt als gefeiertste Dolmetscherin des großen Meisters gehört, schien mir nicht so tief, so verständnisinnig und seelenvoll Beethoven wiederzugeben, wie es hier geschah; auch die volle Musik der so vortrefflich eingeschulten Liebigschen Kapelle offenbarte mir das Geheimnis, die Seele der wunderbaren Tonschöpfungen nicht in gleichem Maße wie die Wiedergabe hier auf dem einen Instrument. Hatte die Künstlerin die Sonate beendet, war damit das Spiel nicht aus. Als ob der große Meister Gewalt gewonnen habe über die geistverwandte Seele der Spielerin, so ließ sie die Tonschöpfung in freiem Spiele nachklingen, so rein, so völlig im Geiste Beethovens, daß einem Laien die Grenzmarke anzugeben nicht leicht gewesen wäre, wo der Meister der

Digitized by Google

Töne endet und das Spiel der Jüngerin beginnt. Das erschien mir je und je und erscheint mir heute noch als das Schönste und Gewaltigste der Beethovenschen Kunst, daß sie — ich spreche von dem persönlichen Eindruck — die Seele „löset" zu lichtverklärtem Leben, daß sie Empfindungen, Gedanken weckt, die traumumfangen tief im Gemüte geschlummert. Und welch' reine, hohe Gefühle löfete der Töne Meister in der wahlverwandten Seele der Künstlerin! Wie war ihr gegeben, den von Beethoven wachgerufenen Gedanken seelenvollen, innigen Ausdruck in Tönen zu geben! Den Studenten der Theologie erinnerte dies wundervolle Nachklingen und Nachtönen an die Meinung, wie wenn unentschieden sei, ob der Herr selbst dem Gebete den Lobpreis am Schluße beigefügt, denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit oder ob es nur das Nachtönen der Bitten sei in der Seele der betenden Jünger, ihr feierliches, volltönendes Amensagen zu dem, was der Meister sie zu beten gelehret. Ja, es waren unvergeßliche Dämmerstunden in dem weihevollen Heim der Frau von Feuerbach und in der Tonwelt des großen Beethovens! Sie haben holden Verklärungsschein auf die in Heidelberg verlebte Studienzeit gelegt.

Bei der Übersiedelung nach Rußland, zwei Jahre später, drängte es mich, von der edlen Frau Abschied zu nehmen. Sie sprach mir von der letzten großen Arbeit ihres Anselm „Dante im Geleite von fünf edlen Frauen." Der Künstler hatte große Hoffnung gerade auf diese vorzügliche Leistung gesetzt. Noch hatte sie keinen Käufer gefunden; im Frühjahr 1859 sollte sie im Pariser Salon zur Ausstellung gelangen. Augenblicklich befand sich das Bild in Berlin. Die Mutter bat mich, auf der Durchreise in den nächsten Tagen ein paar Stunden ihm zu widmen und ihr von dem Eindruck zu berichten. Ich tat es gern. Es war das erste größere Bild, was ich von dem Sohne sah, für den die treue Mutter jahrelang gespart, gedarbt, gearbeitet. Ein vorzügliches Werk, schon ganz in der großen Weise des Künstlers ausgeführt, der in Venedig und Florenz und Rom sich die hohen Vorbilder der alten Meister ausgesucht, an denen seine geniale Begabung zu ihrer vollen Entfaltung gelangte. Die Gestalt Dantes tritt auf dem Bilde zu-

Digitized by Google

rück gegenüber seinen Begleiterinnen; sie alle fünf von der hohen Schönheit mit den strengen, reinen und doch weichen Zügen wie sie den Töchtern auch des Volkes dort im Lande voll Sonnenschein eignet und wie sie der Pinsel eines Tizian, eines Raffael für alle Zeit verherrlicht hat. Ich habe den begeisterten Eindruck des Gemäldes rasch aufs Papier geworfen, den Bericht aber nicht der Mutter, sondern, was ihr noch lieber, einer Zeitung in Frankfurt eingesandt, wohin das Bild von Berlin auf dem Wege nach Paris für ein paar Wochen zur Ausstellung gelangen sollte. Zufällig erschien der Bericht am Geburtstag meiner heimgegangenen Schwester Cäcilie, da ich schon eine Woche in Petersburg war, die erste, kleine literarische Arbeit, der dann so viele weitere sich anreihten.

Später habe ich Frau von Feuerbach nicht mehr gesehen. Sie erlebte noch den Ruhm ihres Sohnes und daß sie sich nicht getäuscht, er werde die ihm gewiesene höchste Höhe erklimmen und in ihren warmen Sonnenschein gelangen. Sie überlebte selbst ihren Anselm, der 1880 schon starb. Hochbetagt, aber eine geistig rüstig gebliebene achtzigjährige Greisin, ging sie 1892 in Ansbach heim, der Stadt ihrer Kindheit und Jugend, wohin sie sich nach dem Tode des Sohnes zurückgezogen.

Digitized by Google

15. Die Kandidatenzeit.

Wie so ganz anders doch und auch unhold der Übergang aus der freien, frohen Burschenzeit in das nun unausweichbar heraufkommende, übel beleumundete „Philisterium“ im Vergleich zu dem wenige Jahre zuvor aus dem Gymnasium zur lange ersehnten Hochschule! In dem letzten Schreiben von Heidelberg nach Haus heißt es: mir sei beim Verlassen der Hochschule zu Mute wie vor dem Antritt einer langen, öden Wüstenwanderung, weg wenn auch nicht von Fleischtöpfen Ägyptens, so doch, was viel besser gemundet, von den auf den drei Hochschulen reich besetzten Tafeln der geliebten sancta theologia mit all den köstlichen Beilagen von allgemeiner Wissenschaft und Kunst, die sie ihren geladenen Gästen und erwählten Jüngern in viel ausgiebigerer Weise aufzutischen pflegt als irgend ein anderer akademischer Beruf seinen Lehrlingen. Wohl stand auch über diesem Auszug die zuversichtliche Weisung auf ein gelobtes Land, das der Herr, mein Gott, schon dem Knaben und Jüngling aus der Ferne als die ersehnte Heimstätte des Lebensberufes gezeigt und auf das hin der gute Hirte die Wege oft in wunderbarer Weise vorbereitet und geebnet. Aber niemand konnte mir sagen, wie lange der Zug durch die Wüste der Kandidatenzeit dauern werde. Eins nur war mir gewiß: sicherlich keine vierzig Jahre. Darüber würde die Sehnsucht nach dem Lande der Verheißung und auch die Lebenskraft und Lebensfreudigkeit für das köstliche Amt weggestorben sein wie das Geschlecht einst, das der Herr aus Ägypten geführet. Freilich auf eine lange Wanderung hatte gefaßt zu sein, wer vor

Digitized by Google

einem halben Jahrhundert in der Vaterstadt die Kandidatenlaufbahn betrat. Fast so viele Kandidaten als die Stadt Pfarrstellen besaß und ihre Inhaber meist einer vortrefflichen Gesundheit sich erfreuend. Bei des einen goldner Jubelfeier war ich als Vertreter der Kandidaten zugegen; ein anderer der damaligen Geistlichen erreichte fast das neunzigste Lebensjahr und sein Kollege an der gleichen Kirche das achtzigste. Unter den vorgefundenen Kandidaten war einer, der bereits die fünfundzwanzigjährige Jubelfeier seiner Wartezeit hinter sich hatte und nun, weil das zur Lebensänderung schwerfällige Alter vorzieht in den langgewohnten Sielen dahin zu gehen, im Stundengeben und Lehrerberuf hängen geblieben. Ein anderer Kollege, zäherer Natur, dauerte unverzagt und unverdrossen seine schier endlos lange Kandidatenzeit aus: er gab pünktlich seine Lehrstunden, nun bereits den Kindern der einstigen Schüler und Schülerinnen; er hielt auch ab und zu, um nicht ganz aus der Übung zu kommen, eine Predigt bei schlecht besuchten Nachmittagsgottesdiensten. So trieb er es Jahr um Jahr. Die Gesichtszüge wurden schlaffer, furchenreicher, die stark gelichteten Haare grauer, die hoch aufgeschossene Gestalt hagerer und auch bereits gebückt. Endlich als das hundertste Lebenshalbjahr bereits um ein Dutzend Semester überschritten war, fiel dem Ausdauernden noch eine Pfarre zu, gleichsam als redlich verdienter Ruheposten für langen und treuen Kandidaten- und Schuldienst. Solchen Vorbildern nachzuleben, gelüstete wahrlich nicht!

In Frankfurt war Herkommen geworden, ein Jahr nach Verlassen der Hochschule sich zur ersten Prüfung zu melden, die im Laufe des folgenden Halbjahres stattfand. Dann mußten mindestens weitere zwei Jahre bis zur zweiten Prüfung verstreichen. Bei der voraussichtlich jahrelangen Kandidatenzeit hatte man es in der Vaterstadt nicht eilig, weder die prüfenden Pfarrer noch auch die zu prüfenden Kandidaten. Das lag dem nicht im Sinne, der nach den ausgetretenen Kandidatengeleisen der Vaterstadt keine Lust verspürte. Nach mancherlei Überredung gelang, bereits am 19. November 1856 zur Prüfung vor dem Predigerministerium und am 25. Februar 1858 zu der vor dem Kon-

Digitized by Google

sistorium zugelassen zu werden. Beide Prüfungen, die sich inhaltlich nicht wesentlich unterschieden, wurden von Stadt-Geistlichen abgenommen, die erstere von Mitgliedern des Ministeriums, die letztere vor dem Konsistorium. Man sagt, daß die von Professoren abgenommene Prüfung angenehmer für den Kandidaten sei, einmal weil die meist veröffentlichten Lehrbücher der Professoren eine bequeme Handhabe der Vorbereitung in dem betreffenden Fach böten, dann aber auch weil der Professor sein Gebiet so beherrsche, um leicht und unvorbereitet auf andere Punkte wohlwollend überzugehen, wenn er bemerke, daß der Kandidat vielleicht gerade an der zuerst gestellten Frage sich schwach erweise. Dagegen habe der mitten im praktischen Leben stehende, wissenschaftlicher Forschung bereits entfremdete Geistliche sich selbst auf die zu stellenden Fragen vorzubereiten und wage nicht, aus ihrem engen Umkreis herauszutreten, um nicht vielleicht sich selbst vor einem besser beschlagenen Kandidaten Blößen zu geben. Es mag wohl zutreffend sein; wenigstens konnte ich die Verlegenheit eines über meine beschleunigte Zulassung zur Prüfung ärgerlichen Konsistorialrats bemerken, der nicht wußte, daß das ihm zugewiesene Fach mein Lieblingsgebiet war, auf dem ich mich auch unvorbereitet frei bewegen konnte. Nach ein paar leichteren Plänkeleien kam er mit der Hauptfrage, wie die drei Geistlichen in der Umgebung Karls V. nach seinem Rückzug ins Kloster geheißen, die einer starken Zuneigung zur Reformation verdächtigt wurden? Ich wandte mich an den Vorsitzenden, ob eine derartige Frage an einen Kandidaten zu stellen berechtigt sei? Wenn dies, sei ich zur Beantwortung bereit. Der von einer solch unerwarteten Anfrage überraschte Jurist bat sich nähere Erklärung aus. Ich teilte ihm mit, daß noch kein gangbares Lehrbuch der Kirchengeschichte von der Sache Kunde gebe, die ein deutscher Gelehrte erst vor wenigen Monaten auf einer Studienreise in Spanien in den Archiven von Salamancas aufgespürt und von der die erste Nachricht vor kurzem die damals verbreitetste (Darmstädter) Kirchenzeitung gebracht. Zufällig hätte ich sie gelesen und zufällig wären mir die Namen im Gedächtnis haften geblieben. Die Frage wurde als ungehörig bezeichnet; der Kandidat bekam noch ein

Digitized by Google

Lob, daß er es verschmäht, durch ihre Beantwortung mit seinem Wissen zu prunken. Da die für die Kirchengeschichte angesetzte Zeit noch nicht vorüber, brachte der Vorsitzende den Konsistorialrat, der sich nur auf spanische Reformationsgeschichte vorbereitet zu haben schien, in die arge Verlegenheit noch ein paar Minuten weiter aus einem anderen Gebiete zu prüfen. Der Ärmste, der seinen Vorrat an vorbereiteten Fragen verbraucht hatte! Aus dem mir vorliegenden Protokoll-Auszug ersehe ich, daß die Konsistorial-Prüfung als examen rigorosum bezeichnet wurde und „zur vollen Zufriedenheit" ausgefallen sei. Zu meiner freudigen Überraschung; denn ich hatte mich so wenig wie auf die erste vor fünfzehn Monaten darauf vorbereitet.

Was auf der Hochschule absichtlich zurückgestellt war (S. 389), wurde nun eifrig nachgeholt: das Predigen. Gleich nach der Heimkehr von der Hochschule hielt ich die erste Predigt in Oberrad, halbwegs zwischen Frankfurt und Offenbach, bei dem alten Pfarrer Maercker, der in seiner langwährenden Kandidatenzeit Mutters Schreiblehrer in der Weißfrauenschule vor 36 Jahren gewesen. Die kleine, alte Dorfkirche war an dem Maiensonntag dichtbesetzt, die Luft in ihr schwül. Ein altes Mütterchen schien es darauf abgesehen zu haben, dem Kandidaten die Schwüle bis zur Hitze des Fegefeuers steigern und prüfen zu wollen, ob der Neuling bei seiner ersten Predigt fest im Sattel sitze. Wiederholt erhob es sich von seinem Platze, sah den Prediger mit freundlichem Lächeln an, verbeugte sich dann tief und setzte sich wieder langsam nieder, um nach ein paar Minuten die auffällige Kniebeugung von neuem zu machen. Das war noch mehr, als was Taubenheim dem Pfarrer Kirchner drüben in der Weißfrauenkirche angetan (S. 247). Zum Glück riß dem Kandidaten nicht der Faden der fest eingeprägten Predigt; er blieb im Sattel und niemand merkte, durch welche „Hitze der Anfechtung" er zu gehen hatte. Die Kirchgänger waren an das Gebahren des Mütterchens gewöhnt. Zu Hause bedauerte der Pfarrer, nicht vorher darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß die etwas geistesschwache, herzensgute Person sich verpflichtet fühle, für jede ihr zusagende Stelle in solcher Weise dem Prediger stehenden Fußes zu danken. Nun das Eis gebrochen, folgte

Digitized by Google

der ersten Predigt rasch auf dem Fuße eine lange, lange Reihe von Predigten nun schon seit fünfzig Jahren mit ungeschwächter Freude und ungeminderter Willigkeit zu diesem herrlichsten Teile des köstlichen Amtes. Wer es nicht selbst erfahren, dem ist in seiner ganzen Fülle der wunderbare Tiefgehalt des Bekenntnisses der Säulenapostel Paulus, Petrus und Johannes schwer begreiflich zu machen: ich glaube, darum so rede ich; wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben. In unserm Glauben, der das Evangelium, die gottseligen Geheimnisse unserer Erlösung aus Gnade durch Jesum Christum, zu sehen und zu hören bekommt, ruht eine Gotteskraft, die mit unwiderstehlichem Nötigen zum Reden und Zeugen drängt. Wohl den Dienern am Worte, ihr Los ist aufs Liebliche gefallen, denen der Mund zur Verkündigung des Wortes Gottes, unseres Glaubens Quelle, geöffnet ist. Die nächsten Predigten wurden in der Vaterstadt gehalten. Anfänglich wird der Kandidat nur zu Nachmittagsgottesdiensten herangezogen, damals in Frankfurt zu einer Zeit (von 2—3 Uhr), in der der Bürger kaum vom Mittagstisch aufgestanden und an dem geordneten Ruhetag ein Verdauungsschläfchen daheim dem Kirchgange vorzieht oder sich rüstet mit Kind und Kegel über Feld und in den nahegelegenen Stadtwald zu wandern. Die meist unheimlich leeren Kirchen waren dann ein starker Dämpfer auf die begeisterte Freude am Predigen. Sprach's sich in weiteren Kreisen herum, daß der Dämpfer bei einem Kandidaten nicht verschlug, mehrte sich infolge davon der Kreis der Zuhörer, der dem jungen Kandidaten auch in die verschiedenen Kirchen zum Gottesdienst nachzog, drang das Gerücht davon bis zu den Ohren des Pfarrers, dann konnte es geschehen, daß er nicht nur häufiger um Vertretung beim Nachmittagsgottesdienst, sondern bald auch bei der Hauptpredigt am Vormittag angegangen wurde. Schon gleich nach der ersten Prüfung vertraute man mir Vormittagsgottesdienste in verschiedenen Stadtkirchen selbst an Festtagen an; dem aufbewahrten kirchlichen Anzeiger entnehme ich, daß ich am Himmelfahrtsfest 1857 am Morgen in der alten, nun abgebrochenen Peterskirche predigte, während Pfarrer Kirchner den Nachmittagsgottesdienst hielt.

Digitized by Google

In der Zwischenzeit zwischen der ersten und zweiten Prüfung war der Kandidat, wenn er nicht eine Erzieherstelle im „Auslande" vorzog, auf Stundengeben in der Stadt angewiesen. Meine Freunde in Berlin, zumal Findeisen, Hohenthal und Teichmüller, suchten mich für Preußen zu gewinnen; wiederholt boten sie mir in ihren Augen verlockende und auch einträgliche Posten als Hauslehrer in angesehenen, hochgebildeten adeligen Familien der Mark, in Pommern und Schlesien an. Eine solche Stellung in fremdem Hause, auch unter den günstigsten Verhältnissen dennoch in abhängiger Lage, hatte nichts Verführerisches für mich, lag auch abseits den fest ins Auge gefaßten Lebenswegen. Die vielen Knaben- und Mädchenanstalten in Frankfurt, dazu eine große Zahl von fremden Familien, die in der durch ihre Lage bevorzugten Stadt monate- und jahrelang wohneten, boten reiche Gelegenheit zum Unterrichten. Bald nur allzureiche, wenn bekannt wurde, daß der Kandidat mit Lust lehre und die Söhne und Töchter dem sie fesselnden Unterricht mit freudiger und erfolgreicher Teilnahme folgen. Rechte Kinderfreunde werden den Vergleich verstehen und nicht verargen, daß Kinder und auch Schulkinder den Hündelein gleichen. Sie wittern alsbald, ob der Lehrer Verständnis und herzliche Liebe zur Jugend hat; wo sie es mit ihren scharfen Kinderaugen herausmerken, da sind sie mit treuem, anhänglichem Herzen dem Lehrer zugetan, was rechte, echte Kinder sind, auch dem, was er sie lehret. Sie werden zu Hause seine Lobredner und zwar so laute-, vernehmliche, daß der Kinderfreund und Lehrer rasch „in Mode" kommt. Es konnte geschehen und trat bald ein, daß zumal Anstaltsleiterinnen wenn auch nur um eine wöchentliche Unterrichtsstunde baten, um den Kandidaten unter ihren Lehrkräften aufführen zu können, daß die Zeit und Kraft schier bis zum Übermaß in Beschlag genommen war, im Winter 1857—58 z. B. 57 Lehrstunden die Woche. Dazu an dem Ruhetag der Lehrer in sich mehrender Zahl Predigten, und auf die liebgewonnenen Studien hatte ich nicht Lust zu verzichten. Sie galten als unbedingt erforderliche Erholung und Kräftesammlung. Den starken Anforderungen konnte nur durch sorgsamste Zeiteinteilung entsprochen werden und daß von

Digitized by Google

frühauf Leib und Seele zu starker und freudiger Arbeitsleistung angehalten waren. Freilich auf die Länge würde auch eine eiserne Gesundheit solche Anspannung nicht ertragen haben; für ein paar Jahre durfte man es ihr zumuten. Dazu kam, daß die Hälfte der Stunden während eines Jahres in einer Familie gegeben wurden, in dem Hause des Dr. Victor Andreae.

Ein merkwürdiger Mann und Gelehrter dieser späte Nachkomme des berühmten Valentin Andreae, der von der in Genf vorgefundenen ernsten und evangelischen Sittenzucht begeistert, in seiner schwäbischen Heimat während des dreißigjährigen Krieges als Pastor in Calw und später in Stuttgart mit furchtloser Entschiedenheit in Wort und Schrift wider die durch den langjährigen Krieg eingerissene Verwilderung des Volkes auftrat und dabei weder den Hof noch die Schulen noch die Geistlichen schonte und die am Boden liegende Kirchenzucht wieder aufzurichten eifrig bemüht war. Als begabter Sohn einer weitverzweigten, angesehenen und wohlhabenden Frankfurter Familie hatte Dr. Andreae auf der Hochschule Rechtskunde studiert, die Prüfungen bestanden und sich den Grad eines Dr. jur. erworben. Nach ein paar Jahren wurde ihm der Beruf eines Rechtsanwaltes in der Vaterstadt leidig. Er sattelte um, bezog mit Weib und Kind nochmals die Hochschule, nun zum Studium der Heilkunde. Auch hier bestand er nach mehreren Jahren die vorgeschriebenen Prüfungen, erwarb sich die Würde eines Dr. med. und ward bald in der Vaterstadt angesehener und gefeierter homöopathischer Arzt, anfänglich und für längere Zeit der erste und einzige in Frankfurt. In ständiger, geistiger Unrast fand auf die Dauer der fromme Nachkomme des heute noch nach einem Vierteljahrtausend in seiner schwäbischen Heimat nicht vergessenen Valentin Andreae auch in dieser stark beanspruchten praktischen Arbeit keine volle Herzensbefriedigung, wie sehr er auch, wie er mich oft versicherte zur dankbaren Freude und Tröstung der Leidenden, beflißen war, mit seelsorgerlichem Zuspruch den Kranken aufzurichten, dem Sterbenden das alleinige Heil in Christo nahezubringen. So studierte er nebenbei in kargen Mußestunden, nicht wie Faust leider, vielmehr mit heißem Begehr, Theologie und brachte es darin so weit, daß der Doktor

Digitized by Google

der Rechts- und auch Heilkunde sich wohlverdient den Lizentiaten der Theologie erwarb und die Würde durch literarische Arbeiten in alt- und neutestamentlicher Schriftauslegung zu rechtfertigen bemüht war. Die Ausübung des ärztlichen Berufes war ihm nach Jahren beschwerlich und lästig geworden. Sie bot ihm zu wenig Muße für seine häuslichen Studien; auf ihre Einkünfte konnte der wohlhabende Kaufmannssohn verzichten und seine Praxis an ein paar jüngere Homöopathen abtreten; der eine von ihnen sein Schwiegersohn. Nun hatte er, der bereits Sechziger, reichlich freie Zeit gewonnen, Lieblingsbeschäftigungen nachzugehen, mit dem Lerneifer und der Ausdauer eines fleißigen Gymnasiasten oder Studenten und als ein zurückgezogen lebender Stubengelehrter, der lebenslang in seinen geistigen Arbeiten dem Satze gehuldigt: variatio delectat. Zunächst wandte sich die Freude am Wechsel dem fernsten Osten zu. Was wohl niemand vermutet, warf sich der alte Mann, bereits mehrfacher Großvater, mit jugendlichem Eifer auf die Erlernung wohl der schwierigsten Sprache, der chinesischen, und brachte es darin so weit, daß er nach ein paar Jahren ein auch heute noch von Sprachkundigen wertgehaltenes chinesisches Nachschlagebuch herausgab. Sobald dies geschehen, kehrte der unermüdliche, arbeitsfreudige Greis zu seiner geliebten Theologie zurück. Erst der Tod durfte dem Rastlosen die Feder aus der Hand nehmen. Auf seinem Schreibtische fanden die Hinterbliebenen zum Drucke fertig die Auslegung eines paulinischen Sendschreibens für gebildete Gemeindeglieder; die hochetagte Schwester[1]) in Neapel hat das Werk des heimgegangenen Bruders veröffentlicht.

Auch in der Schulung und Erziehung seiner Kinder (zwei

---

1) Seit langen Jahren Witwe des weitbekannten Bankiers Meuricoffre. Wohl kein Besucher Neapels wird versäumen, wenn sich ihm irgend günstige Gelegenheit bietet, den hoch über der Stadt, in einem weiten, sorgfältig gepflegten Park gelegenen Landsitz aufzusuchen, von dem aus man nach meinem Dafürhalten den herrlichsten, einen schier feenhaft-schönen Rund- und Fernblick auf die Stadt, die weitausgedehnte, lichtverklärte Bucht, den malerischen Vesuv und die einzigartige Umgebung gewinnt, anerkannt eine kostbare Perle unter all' den gepriesensten Landschaftsbildern in unserm Europa.

Digitized by Google

Söhne und vier Töchter) schlug der Doktor der Rechts- und Heilkunde sowie Lizentiat der Theologie und treu für das Wohl seiner Kinder besorgte Familienvater Sonderwege ein. Er glaubte Anlaß zu haben, seinen ältesten zwölfjährigen Sohn Alexander aus der Schule nehmen zu sollen, um ihn mancher Versuchung zu entziehen und bei Unterweisung zu Hause durch einen ihm vertrauenswert erscheinenden Kandidaten der Theologie, dem der Vater völlig freie Hand ließ, einen erziehlichen Einfluß auf den Knaben zu gewinnen. Hätte ich damals die ganze Tragweite verstanden, worauf der erzieherische Einfluß hauptsächlich in dem besonderen Falle ein Augenmerk zu richten habe, würde ich wohl von der Übernahme der schwierigen Aufgabe zurückgeschreckt sein. Es gelang, das Vertrauen und bald auch die Liebe des Knaben zu gewinnen; der anfänglich verschlossene, in sich gekehrte Junge, den es galt geistig und auch leiblich zu stählen, ward offen und treu anhänglich zu dem, dessen aufrichtige Liebe neben allem zielstrebigem Ernste er bald merkte. Wir wurden zwei treu zu einander haltende Kameraden. Der einstige Zögling ist heute und seit langen Jahren schon angesehenster, geachtetster deutscher Kaufmann und Fabrikherr in Mailand, was mir besonders lieb, ein bewährter, ernst evangelisch gesinnter Kirchenältester und Schulrat der dortigen evangelischen Gemeinde, ein würdiger, frommer Sprosse des alten Valentin Andreae. Noch vor wenigen Monaten haben wir in seinem gastfreien Hause in Mailand der vergangenen, gemeinsam verlebten Stunden gedacht, in der geräumigen Schulstube der Wohnung in der Gallusstraße, wo an einzelnen Unterrichtsgegenständen auch die drei ältesten Schwestern teilnahmen, und auf gemeinsamen Spaziergängen und weiteren Ausflügen, die bis nach Bingen ausgedehnt wurden, um den etwas schlaff gewordenen Körper ausdauernd und stark zur Herberge einer gesunden Seele zu machen. Unter den Privatstunden jener stark beanspruchten Zeit ist mir eine sonderlich in Erinnerung geblieben. Ich war der französischen und zumal englischen Sprache völlig mächtig geworden und erteilte in Folge davon einer Reihe von Engländern und Amerikanerinnen deutschen Sprachunterricht und Literaturgeschichte. Unter andren auch einem der

Digitized by Google

zwölf irvingitischen Apostel, der alle seine Mitapostel überlebte, mehr wie ein halbes Jahrhundert dieses angeblich von dem heiligen Geist, in Wirklichkeit aber — als ob Großbritannien und seine Christen das für die willkürlich als nahe bevorstehend angenommene Wiederkunft des Herrn von Gott auserwählte gelobte Land sei — von der in England zusammengetretenen sog. apostolische Gemeinde des neunzehnten Jahrhunderts ihm übertragne Apostolat inne hatte und als hochbetagter Greis seinen Gemeindegenossen als der Jünger und Apostel erschien, der bis zur baldigen Wiederkunft des Herrn zu bleiben auserwählt sei: Woodhouse. Er hielt sich in jenem Winter in Deutschland, in Frankfurt auf, in erster Linie als Apostel und oberster Aufseher über die wenigen irvingitischen Gemeinden hier in der Zerstreuung. Ein Irvingianer deutete mir an, als ob er mich als Lehrer in der Hoffnung erwählet, den jungen Kandidaten für seine vermeintlich apostolische Gemeinde zu gewinnen. Ich habe manche Teestunde in seiner angenehmen Gesellschaft verbracht; er hat nie über seine Sonderlehre und Sondergemeinde ein Wort oder nun gar ein Wort der Werbung gesprochen. In seiner ungemein anregenden Unterhaltung zeigte er sich nur als einen frommen, feingebildeten gentleman, der für einen Engländer in ungewöhnlichem Grade Teilnahme und Verständnis für geistiges Leben und Treiben der Leute auch außerhalb England besaß.

Ganz dem geselligen und freundschaftlichen Verkehr unter Kameraden mich in der vielbeschäftigten Kandidatenzeit zu entfremden, hatte ich keine Lust. Fesselnd und auch für meinen eigentlichen Beruf gewinnbringend war ein alle vierzehn Tage stattfindendes Bibelkränzchen. Es waren ihrer nur acht, die daran teilnahmen, die Geistlichen Bonnet, Deichler, Palmer-Davies, die Professoren Gutermann und Vömel, die Ärzte Andreae und sein jüngerer Kollege der Homöopath Delosea, und der eben von der Hochschule gekommene Kandidat. Wir nahmen den gleichen Standpunkt zu dem geoffenbarten Worte Gottes ein, das wir in unseren Zusammenkünften nicht meistern, von dem wir uns unterweisen und erbauen lassen wollten. Selbstverständlich lasen wir die Schrift in der griechischen Ursprache. Reihum hatten die

Digitized by Google

einzelnen — und auch die Ärzte waren davon nicht ausgeschlossen — die Auslegung des jeweiligen Schriftstückes zu übernehmen, woran sich dann die gegenseitige Aussprache reihte. Vömel, der emeritierte Rektor, bot aus seinem reichen philologischen Sprachschatz wertvolle Beiträge zum Wortverständnis. Seine nun ihm gewordene Muße verwandte er vorzugsweise zu einer peinlich genauen, wortgetreuen Übersetzung des neuen Testamentes, von der er auch bereits eine Probe veröffentlicht hatte, die aber nur dazu beitragen konnte, den unvergleichlichen Wert der Dolmetschung der heiligen Schrift Luthers in sein geliebtes Deutsch in glänzendstem Lichte zu zeigen. Gutermann, der noch im Gymnasium tätig war, legte seinen Bemerkungen, wenn nur immer möglich, die Reden Jesu von Stier zugrunde, mit dessen Ausführungen er am meisten übereinstimmte.[1]) Deichler brachte aus dem Schatz seiner seelsorgerlichen Erfahrungen reiche Gaben zum tieferen, erbaulichen Verständnis des Schriftwortes. Auch seine äußere Gestalt erinnerte an die des deutschen Reformators, dem im Geiste ähnlich zu sein ihm herzliches Anliegen war. Durch innig-gläubige Predigten, durch seinen auf die Konfirmanden ausgeübten günstigen Einfluß, durch den herzlichen, teilnahmvollen Verkehr namentlich mit Leidenden hatte Deichler zumal in frommen Patrizierkreisen der Stadt großen Eingang gefunden; er galt in weiten Kreisen als der Seelsorger, an den sich vertrauensvoll zu wenden habe, wessen Herz durch Glaubenskämpfe, durch schmerzliche Heimsuchungen beschweret sei; vielen ward er Tröster und Führer zurück zu dem Herrn. Palmer-Davies war Agent der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft für

1) Das trotz seiner Weitschweifigkeit vorzügliche, tiefgründige Werk des Schwagers von Nitzsch mit seiner tiefen Ehrfurcht vor dem geoffenbarten Worte Gottes und dem, von dem es zeuget, dem fleischgewordenen Sohne Gottes, war damals auch in Frankfurter gläubigen Kreisen stark im Brauche. Es lag viel benutzt ständig auf dem Tische des Oberst v. Reutern; sein Sohn Basil mußte dem des Lateinischen und Griechischen unkundigen Vater die betreffenden Stellen an den Rand seiner Ausgabe in deutscher Übersetzung eintragen, damit dem Vater nur ja nichts vom vollen Verständnis des Buches abgehe.

Digitized by Google

Süddeutschland. Von Haus aus englischer Geistlicher war er durch eifrige theologische Studien und nun auch seit ein paar Jahren durch seine Wirksamkeit in Deutschland fast zu einem deutschen Theologen entschieden gläubiger Richtung geworden, der uns im Kränzchen durch seine Kenntnis kirchlichen Lebens der beiden größten evangelischen Länder ungemein wertvoll war; wir nannten ihn gern unseren lieben Brückenschläger zwischen den beiden Schwesterkirchen. Um seiner hervorragenden Tüchtigkeit willen ward er nach ein paar Jahren nach Berlin versetzt und ihm die ausgedehnte und arbeitsschwere Aufsicht über die Bibelverbreitung in ganz Deutschland anvertraut. Hier in der Hauptstadt hat der treffliche Mann und Freund, unterstützt von seiner gleichgesinnten Gattin, einer geborenen Freiin von Dungern und Konfirmandin von Bonnet, eine reichgesegnete Tätigkeit auf dem Gebiet der Innern Mission ausgeübt, eine liebgewonnene Arbeit, die seit Jahren nun schon bis zur Stunde die Witwe mit unermüdlicher Treue fortsetzt.[1])

---

1) Eine Anekdote aus seinem Leben, die er mir 1871 bei meiner Heimkehr aus Spanien und Frankreich erzählte, verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Bei einem Festmahl in Berlin bald nach den Versailler Tagen und der Berufung des Königs zum Kaiser an der Spitze des geeinten deutschen Reiches war Palmer-Davies neben den berühmten Geschichtsforscher Sybel zu sitzen gekommen. Die Unterhaltung drehte sich um den Krieg. Palmer-Davies rühmte die Frömmigkeit der deutschen Soldaten als der Blüte des Volkes. Seine Gesellschaft habe während des Krieges mehr wie eine Million deutscher Bibeln und Teile der Heiligen Schrift in Frankreich abgesetzt. Mit etwas überlegenem Lächeln bemerkte der Geschichtsforscher, daß die hohe Ziffer in seinen Augen nur geringen Wert habe; die englische Gesellschaft sei reich und ihr verschlage wenig, ein auch zwei und drei Millionen unter den Leuten zu verschenken. Als aber der Bibelagent bemerkte und versicherte, daß von der staunenswert großen Zahl nur ein Zehntel an Schwerverwundete und Kranke verschenkt worden sei, neun Zehntel dagegen zum vollen Preis die Soldaten aus ihrem kargen Sold gekauft hätten, wurde der Forscher ernst und äußerte, daß er keinen Grund zum Zweifel habe und nun doch sich genötigt sehe, die Frömmigkeit auch des heutigen deutschen Volkes höher einzuschätzen, als er es nach dem landläufigen Gerede der Tagesblätter und der lauten Stimmführer des Volkes meinte annehmen zu sollen.

Digitized by Google

Die theologisch bedeutendste Kraft des Kränzchens, in gewisser Beziehung auch seine belebende Seele war Bonnet, der hochbegabte und gefeierte Prediger der französisch-reformierten Gemeinde. Die angesehene Auslandsgemeinde in Frankfurt, die zu einer völlig einheimischen geworden, ist seit länger wie einem Jahrhundert durch eine ununterbrochene Reihe hervorragend ausgezeichneter Geistlicher in hohem Grade begünstigt; sie hat zu großem Segen und reichlich der Stadt den Dank erstattet, hier in den Tagen der Reformation, als sie um ihres angetasteten und vergewaltigten Glaubens willen die Heimat, Haus und Hof und Freundschaft verlassen, einen Bergungsort gefunden zu haben. Beyschlag hat in seinen Erinnerungen darauf hingewiesen, wie die Erneuerung des Glaubenslebens in der Vaterstadt während des ersten Drittels des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich auf drei Geistliche zurückzuführen sei, auf den lutherischen Pfarrer Stein, auf Zimmer von der deutschen und Pilet von der französisch-reformierten Gemeinde. Ich habe nur noch Zimmer gehört. In den Geleisen von Pilet wandelte als Nachfolger und Geisteserbe Bonnet. Sein Einfluß von der Kanzel und auch durch die Seelsorge reichte weit über die Grenze der kleinen Gemeinde. In meinen Gymnasialjahren gehörte es, zumal in Patrizierfamilien, zum „guten Ton" dem Gottesdienst in der französischen Kirche beizuwohnen, nicht nur um der günstigen Gelegenheit willen einer kleinen Übung in der gesellschaftlichen Umgangssprache der diplomatischen Welt am Sitze des Bundestages,

Digitized by Google

mehr noch um der Predigt des gefeierten Geistlichen und Seelsorgers[1]) willen, der innig-gläubig auf dem festen Boden des Wortes Gottes fußend mit großer Beredsamkeit, geistvoll im Inhalt, schön in der Form, die Schrift zu tiefer Erbauung der Gemeinde auslegte. Auch zu unserer Belehrung und Erbauung im Bibelkränzchen. Bonnet war durch seinen langen Aufenthalt in Deutschland zu einem deutschen Theologen geworden, ohne damit die Sondergaben, die Gott der evangelischen Kirche Frankreichs und ihren tüchtigsten Söhnen verliehen, preiszugeben und einzubüßen. So war er wie sein Freund Palmer-Davies auch ein geschickter Brückenschläger zwischen den evangelischen Bewohnern der beiden Grenzländer, der hinüber und herüber zu gemeinsamer Nutznießung die Sondergaben der zwei evangelischen Nachbarkirchen vermittelte. Das Gerlachsche ausgezeichnete Bibelwerk hat er den Söhnen und Töchtern seiner Heimat gedolmetscht, in so selbständiger, freier Weise, daß die Übersetzung als eine eigene Arbeit gilt, der reife, wertvolle Ertrag einer lebenslangen, tiefgründenden Schriftforschung, von deren Früchten wir reichlich in unserem Kränzchen zu kosten bekamen. Nach meiner Übersiedelung ins Ausland habe ich den hochverehrten Freund nur selten noch gesprochen; wir haben auch nur wenige Briefe mit einander gewechselt. In diesem Frühjahr ward mir eine freudige Überraschung, die mir die teure Gestalt wieder lebhaft in die Erinnerung zurückrief. Bei Wanderungen auf alten Hugenottenpfaden im Süden Frankreichs und in der Provence war ich nach Nimes gekommen und suchte den Pastor Babut auf, den ich bei der Evangelischen Allianzversammlung in Florenz 1891 kennen gelernt. Statt ihn traf ich seine Frau zu Hause an. Nach längerer Unterhaltung stellte sich heraus, daß sie eine Tochter Bonnets sei, die ich seit ihren Mädchenjahren vor einem halben Jahrhundert nicht mehr gesehen und von der ich nicht wußte, daß sie den angesehenen französischen Geistlichen geheiratet.

Außer dem Bibelkränzchen nahm ich Teil an einem literarisch-

1) In der neuen Christoterpe für 1906 habe ich aus dem reichen Seelsorgerleben Bonnets eine kleine Anekdote in dem Aufsatz mitgeteilt Die Weihe christlicher Leidensstätten.

Digitized by Google

wissenschaftlichen. Alle vierzehn Tage trafen in der Hinterstube einer kleinen Wirtschaft vier junge Leute zusammen, die nach beendigter Studienzeit sich vorübergehend meist als Hauslehrer in Frankfurt aufhielten und denen es Bedürfnis und Erholung war, von ihren literarischen und künstlerischen Studien sich zu unterhalten. Nur einer von dem vierblätterigen Kleeblatt ist heute noch am Leben, Hornung, der bald darauf Pastor an der deutschen Gemeinde in Nimwegen geworden, dann jahrzehntelang Pastor in Dortmund gewesen und nun leidend sich nach Godesberg zurückgezogen. Zuerst schied aus dem angeregten Kreise durch den Tod der Literaturforscher Apel, der, durch eine frühe Heirat nach England verschlagen, dort seinen vielversprechenden deutschen Forschungen entfremdete. Der Dritte im Bunde war Lotheisen, wie Apel ein talentvoller Literarhistoriker, der sich bald in der Gelehrtenwelt einen Namen als hervorragender Forscher der französischen Literatur machte und eine Berufung an die Wiener Hochschule als Professor der römischen Sprachen erhielt, in welcher Stellung er vor einigen Jahren gestorben. Sein Vetter Crößmann war, irre ich nicht, Gründer des Kränzchens, jedenfalls das zusammenhaltende und belebende Element desselben und mir der liebste des Kreises, in den er mich auch eingeführt. Als Sohn des Seminardirektors in Friedberg hatte er auf der heimischen Gießener Hochschule Philologie studiert und war damals schon seit zehn Jahren Erzieher in dem Hause von Freiherrn Moritz von Bethmann geworden, einem Sohne des berühmten, hochangesehenen Bürgers und Wohltäters Frankfurts in den Tagen des Fürst-Primas Dalberg und Napoleons. Durch seine bedeutenden Gaben als Erzieher, die er an den beiden Söhnen und drei Töchtern glänzend bewährte, ebenso durch seine, weltmännische Formen und gesellschaftliches Geschick hatte er sich eine Stellung in dem Hause erworben, wie sie selten einem Erzieher zuteil wird; er war wie ein Familienglied gehalten und wurde als ebenbürtiger Gast auch zu diplomatischen Gesellschaften des reichen Hauses gezogen. Keinem der vier Kameraden bin ich näher gekommen als dem hochstrebenden, ernst und fromm gesinnten, liebenswürdigen Crößmann, ihm auch in treuer Freundschaft bis an sein

Digitized by Google

Ende nahe geblieben, als die Genossen räumlich nach allen vier Himmelsgegenden auseinander gingen. In Reval war 1860 die Direktorstelle an dem berühmten, Jahrhunderte alten Ritter- und Domgymnasium frei geworden. Die estländische Ritterschaft — deutsche adelige Männer bester Art vom Scheitel bis zur Sohle — der das Gymnasium zu eigen ist und für dessen Unterhalt sie mit freigebiger Hand aufkommt, wandte sich wegen Neubesetzung an den deutschen Pastor aus dem Auslande in Petersburg. Mit gutem Gewissen und aus voller Überzeugung konnte ich als geeignetste Persönlichkeit für den weit vorgeschobenen Vorposten deutscher evangelischer Erziehung im hohen Norden Crößmann aufs wärmste empfehlen. 1861 hatte ich den Freund in der Nähe. Die Ritterschaft hat die Wahl nicht zu bereuen gehabt und auch Crößmann nicht ihre Annahme; er würde in Deutschland schwerlich einen so unabhängigen Direktorposten erhalten haben. Sobald der ritterschaftliche Schulrat seine Tüchtigkeit als Erzieher und Leiter erkannt, gab er ihm freie Hand. Es gelang ihm die Lehrerschaft durch glückliche Werbung in der deutschen Heimat mit frischen Kräften zu verjüngen und mit ihrer Mitarbeit die ganze Anstalt auf eine Höhe zu heben, daß sie unseren besten deutschen Schulen nicht nachstand. Crößmann hat dort auf der fernen Wacht noch mit heller Begeisterung die Siegestage von 1864, 66 und 70 miterlebt, zum Teil in nächster Nähe; denn er verbrachte fast regelmäßig die monatelangen Sommerferien in der heißgeliebten deutschen Heimat. Dann aber packte den starken, kerngesunden Mann ein unheilbares Gehirnleiden; schier gebrochenen Herzens, schwach und hinsiechend im Geiste geworden, mußte er seinen Posten verlassen; 1875 hat Gott den müden Pilger heimgerufen. Dem großen Freundeskreis schien der Tod zu frühe an den kaum Fünfzigjährigen herangetreten zu sein. Und doch war der rasche, zeitige Heimgang eine freundliche, gnädige Heimsuchung. So hat ihn Gott dem enthoben, die schwere Vergewaltigung seiner wie eine Braut liebgewonnenen Schule mit gebundenen Händen ansehen und Zeuge sein zu müssen, wie die wackere Ritterschaft es vorzog, ihre Lieblingspflanzung seit der Väter Zeiten eher eingehen zu lassen, als daß eine andere Sprache Unterrichtssprache

Digitized by Google

sein solle wie die, in welcher ihre Söhne daheim mit Vater und Mutter reden und zu dem Vater im Himmel beten, die teuere Muttersprache ihrer evangelischen Häuser und Kirchen und ihres ganzen Schulwesens.

Nach Ablegung der Konsistorialprüfung trat in den Vordergrund der Überlegung: was nun? Fest stand der Entschluß, nicht in Frankfurt und auf den einem dortigen Kandidaten gewiesenen Bahnen zu bleiben. Bei meinem letzten Spaziergang mit Nitzsch, kurz vor der Abreise von Berlin, fragte mich der innig-verehrte Lehrer, welche Lebenspläne ich nach Verlassen der Hochschule gefaßt. Ununwunden teilte ich ihm den seit früher Jugend gehegten Herzenswunsch mit, Missionar zu werden; sollten sich dem unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, dann würde ich suchen, so bald wie möglich das Amt zu erlangen, das der Apostel ein köstliches nenne, am liebsten in der rheinländischen Kirche. Der Professor schien überrascht und auch etwas enttäuscht zu sein. Soweit er meine Studienwege kannte und teilnehmend verfolgt hatte, war er der Überzeugung, daß sie zielstrebig auf einen Lehrstuhl an der Hochschule gerichtet seien, und nun statt dessen das Begehren nach einem Pastorat und nun gar nach der entsagungsreichen Laufbahn eines evangelischen Sendboten in fernen heidnischen Ländern. Ich gab ihm die bestimmenden Gründe an, konnte unter ihnen auch anführen, wie grade er als der ersten einer der äußeren Mission ebenso wie der inneren eine bedeutsame Stellung in der praktischen Theologie angewiesen. So gab er sich zufrieden; auch damit, daß, wenn das Amt eines evangelischen Predigers in der Heimat erstrebt würde, die rheinische Kirche, in der er selbst in so reichem Segen gebend und nehmend gewirkt, zunächst ins Auge gefaßt sei. Die Hindernisse, Missionar zu werden, türmten sich in einem Grade auf, daß ich ernstlich erwog, ob Gott den Weg weise oder ob ich selbstgewählte betreten wolle. In jenen Jahren war in unsrer deutschen evangelischen Kirche ungewohntes Ding, daß ein Kandidat der Theologie um Aufnahme in einer Missionsanstalt und ihrer Schule bat. Man würde in Verlegenheit geraten sein, was mit ihm unter ihren

Digitized by Google

Zöglingen beginnen. Dann die weitere ernste Erwägung: hatte ich ein Recht, durfte ich es als Gottes Wille ansehen, die nach Verheiratung der Schwester allein dastehende, geliebte Mutter, die ihr ganzes Leben ihren Kindern gewidmet, im Stiche zu lassen, mich von ihr voraussichtlich für dieses Leben zu trennen? Da mußte nun doch — so war ich überzeugt — der Herr durch deutlichere Zeichen seinen Willen bekunden, daß er solch schweres Opfer von Mutter und auch dem Sohne fordere. In Geduld hatte ich zunächst zuzusehen, ob Gott nicht in der Heimat mir die Stätte anweise, ihm in der Gemeinde zu dienen. Schon Monate vor der zweiten Prüfung waren aus dem Rheinlande unerwartet und ungesucht Aufforderungen zum Eintritt in den dortigen Kirchendienst ergangen; so viel ich mich entsinne, hatte Beyschlag in Trier auf den ihm nicht unbekannten Frankfurter Kandidaten hingewiesen. In einer mir noch vorliegenden Briefabschrift an den Konsistorialsekretär Göbel in Koblenz erwidere ich seine Anfrage, daß ich vor Ablegung der Konsistorialprüfung Frankfurt noch nicht verlassen wolle.

Da wurde unmittelbar nach Ablegung der zweiten Prüfung die kaum zurückgedrängte erste Liebe zur Mission wieder mächtig angefacht. Sollte dies das erbetene Gotteszeichen sein? Sargents, des Rektors von Lavington, Memoirs of the Rev. Henry Martyn gelangte in meine Hand. Die Lebensbeschreibung, zum großen Teil auf dem Tagebuch und einem reichen Briefwechsel Martyns fußend, fesselte mich im höchsten Grade, wie der junge, reichbegabte Engländer auf der Hochschule von Cambridge zwanzigjährig in der Mathematik den ersten Preis errang, „Senior Wrangler" wurde, dessen gefeierter Name alsbald durch die Zeitungen rühmend in aller Leute Mund war, wie er Rechtsgelehrter werden wollte, um große Einnahmen zu erzielen, dann aber plötzlich auf seiner ehrgeizigen Laufbahn inne hielt. Der Herr war über ihn gekommen und hatte mit dem Worte „wer sein Leben liebet, wird es verlieren; wer mir dienen will, der folge mir nach, und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein" einen Stachel in seine fromme Seele gedrückt, wider den er nicht löcken konnte, bald auch nicht mehr wollte. Martyn ließ die glän-

Digitized by Google

zende, ihm, dem Senior Wrangler, in Aussicht stehende Laufbahn fahren, trat zum Staunen und Bedauern seiner Freunde in den Dienst der kirchlichen Missionsgesellschaft und verließ 1805 sein Vaterhaus und die Seinen, seine Freundschaft, die edle, hochgesinnte Jüngerin des Herrn und Jugendfreundin, die er lieb gehabt wie eine Braut, Lydia Grenfell, und segelte auf neunmonatiger Fahrt nach dem ihm gewiesenen Bestimmungsort, nach Kalkutta. Der Sendbote hat seine Heimat nicht wieder gesehen, auch niemanden von allen, die er da zurückgelassen. Ich habe jetzt ein zweites Mal seine veröffentlichten Tagebuchblätter und Briefe mit erneuter Teilnahme gelesen: ganz köstliche Bekenntnisse eines Jüngers, der alles dran gibt, um seinem Meister zu dienen. Sein Reisebericht war mir persönlich von Wert. Das Schiff erreichte die Robben-Insel und näherte sich der Kapstadt an dem Tage (4. Januar 1806), an welchem Sir Baird seine 5000 Mann landete und 4 Tage später die Holländer an den blauen Bergen schlug. Der Missionar besuchte andren Tages das Schlachtfeld und gibt eine genaue Beschreibung des Kampfes, bei dem Vater seine Feuertaufe erhalten. Ob er wohl den Landsmann und jungen Offizier gesehen? Was Martyn als Missionar in Indien und dann weiter in Persien in den wenigen Jahren ausgerichtet, steht mit goldnen Buchstaben in die Geschichtsbücher unsrer evangelischen Mission eingetragen. Auf der Heimreise nach England, in dem einsamen armenischen Städtchen Tokat rief den frommen und getreuen Knecht der Herr heim in die ewigen Friedenshütten; am 6. Oktober 1812 hat Henry Martyn seinen kurzen (geb. 1781), reich gesegneten Lebenslauf vollendet. — Während ich noch völlig in den Inhalt des Buches versenkt bin, erhalte ich die Mitteilung, daß die Missionsgesellschaft der schottischen Freikirche[1]) ein Preisausschreiben erlassen für eine Apolo-

1) In der ganzen neueren Kirchengeschichte hat mich kein Ereignis so sehr an die Zeit der ersten Liebe am Frühmorgen der christlichen Kirche erinnert als die Bildung der schottischen Freikirche unter Führung eines Glaubenshelden wie Chalmers in den dreißiger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts; so recht ein begeisterndes, trostreiches Zeichen und Zeugnis der Kirche der Reformation, daß auch heute noch der Herr „bei uns ist wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben."

Digitized by Google

getik des Christentums zum besonderen Gebrauch ihrer Sendboten in Indien. Die Aufgabe fesselte mich vom ersten Augenblick in so hohem Grade, daß ich mich an ihre Lösung machen wollte wie zu einer Art Vorschule und Vorbereitung eines Missionsdienstes in Indien, dem Lande meiner Sehnsucht. Apologetische Studien hatten mich schon in Berlin lebhaft beschäftigt; meine erste, 1861 veröffentlichte und Nitzsch gewidmete Schrift sind apologetische Vorträge, die ich im Winter 1859—60 in Petersburg gehalten. Daß die Aufgabe mit ihrer Bezugnahme auf den heutigen Hinduismus, Buddhismus, Mohammedanismus nur in Indien selbst und von einem Manne gelöst werden könne, der mit Land und Leuten vertraut, zugleich sprachenkundig ihre Religionsbücher und Literatur lesen könne, war mir alsbald klar. Sollte dies mich abschrecken oder ein Gotteszeichen sein, mir als Sendbote in Indien die nötigen Kenntnisse zur Lösung der Aufgabe zu erwerben?

Während ich noch in Gedanken und Gebet unschlüssig, aber doch schon Willens war, mich nach Edinburg wegen der Bedingungen zur Aufnahme in die Mission zu wenden, griff in wunderbarer Weise der Herr ein und zeigte und ebnete die Wege, die ich unweigerlich zu betreten hatte.

Eines Tages im Juni 1858 — ich war seit dem Frühjahr als Religions- und Geschichtslehrer in der neugegründeten städtischen höheren Bürgerschule unerwartet und ungesucht angestellt — kommt Kollege Basse, ein Jugendfreund Ritschls, in der Zwischenstunde zu mir mit der Anfrage, ob ich nicht Lust hätte, mich um eine freigewordene Pfarrstelle in Petersburg zu bewerben. Lachend wies ich ihn ab; solch törichtes und vergebliches Verlangen, das auch nicht zu meinen Lebensplänen passe, läge mir nicht im Sinn. Nach acht Tagen kam er wieder mit der Anfrage. Als er die gleiche abschlägige Antwort erhielt, forderte er mich auf, die Gründe der Weigerung seiner Auftraggeberin zu sagen, da sie seine Mitteilung anzweifle, daß ein junger Kandidat eine so lockende Aussicht kurzer Hand abweise. Ich besuchte die mir völlig unbekannte Frau, die ehrwürdige, betagte Witwe eines angesehenen Schöffen. Sie teilte mir mit, daß sie wiederholt meinen Predigten beige-

Digitized by Google

wohnt und als nun ein Verwandter von ihr, der niederländische Konsul in Petersburg, sie angegangen, für den durch Tod erledigten Posten eines Pastors in Petersburg eine geeignete Persönlichkeit zu bezeichnen, habe sie in erster Linie an mich gedacht. Sie habe eine Absage für so unmöglich gehalten, daß sie tags zuvor ihrem Verwandten meine Bereitwilligkeit zu einer Probepredigt mitgeteilt, vorausgesetzt, daß das Reisegeld erstattet würde. Ich blieb bei meiner Absage. „Ob ich sie, die alte Frau, denn zur Lügnerin in dem machen wollte, was sie aus Liebe zu mir getan? Ich solle doch ihren, wie sie jetzt sehe, übereilten Schritt ruhig geschehen lassen; sie selbst bezweifle, daß eine kleine ausländische Gemeinde imstande sei, ein hohes Reisegeld zu bewilligen. Sie gebe mir noch einen Tag Bedenkzeit; würde ich bei der Absage beharren, dann würde sie ihrem Verwandten drahten, den Brief als ungeschrieben anzusehen und dem Kirchenrat keine Mitteilung von dem Inhalt zu machen. Ich besprach mich mit einigen Männern, auch mit Moritz von Bethmann; sie waren alle der Meinung, der verwunderlichen Sache, an der ich so gut wie unbeteiligt, ihren Lauf zu lassen, um so mehr, da auch sie an der Bewilligung der Reiseentschädigung zweifelten. In Frankfurt würde kein Kirchenrat darauf eingehen. So ließ ich denn die angebotene Bedenkzeit ohne weitere Antwort verstreichen, war aber so völlig von der Vergeblichkeit des hinter meinem Rücken von der gutmeinenden, wohlwollenden Witwe geschehenen Schrittes überzeugt, daß ich beim Anbruch der dreiwöchigen Ferien, die ich mit Mutter in der Pfalz verbringen wollte, nicht einmal dem Hausbesitzer der verschlossenen Wohnung den Ort angab, wo mich Briefe erreichen könnten.

Am Tage meiner Abreise erhalte ich die dringende Bitte eines Pastors, nach 14 Tagen für ihn zu predigen. Ich wollte dem Freunde die Bitte nicht abschlagen und entschloß mich rasch, die ersten zwei Ferienwochen in der Pfalz, die letzte in Marburg zu verbringen und in Frankfurt nur Halt zu machen, um anderen Tages zu predigen. Spät am Sonnabend traf ich in der leeren Wohnung ein. Mitten in der Nacht bringt der Briefbote eine Depesche — damals und für einen Kandidaten ein gar unge-

Digitized by Google

wohntes und zunächst Schrecken einflößendes Ding — aus Petersburg, daß die Bedingung angenommen und ich abreisen solle, wenn ich bis zum 5. August in Riga sein könne; Briefe brächten nähere Mitteilung. Nach dem Gottesdienst erfuhr ich auf der Post, daß der angemeldete Brief nächsten Donnerstag (29. Juli) eintreffen könne. Der Postdirektor hatte die Güte, den in der Nacht anlangenden Brief mir alsbald auszuhändigen; damit war die Möglichkeit geboten, anderen Tages abzureisen und günstigen Falles rechtzeitig nach einer Woche in Riga einzutreffen. Der Pastor in Riga, August Iken, war der ältere Bruder des verstorbenen Petersburger Pastors. Die durch den Tod schwer heimgesuchte Gemeinde hatte aus liebevoller Verehrung für ihren entschlafenen Seelsorger den innigen Wunsch, den Bruder als Nachfolger zu erhalten. Der aber konnte sich nicht entschließen, das schwere Erbe seines ausgezeichneten Bruders anzutreten, erklärte sich dagegen bereit, seine am 5. August beginnenden Ferien zu einer Reise in die deutsche Heimat zu benutzen, um sich nach einer tüchtigen Kraft umzusehen. In erster Linie hatte er den Auftrag, den Frankfurter Kandidaten aufzusuchen. Sonnabend früh traf ich in Königsberg ein, bis wohin die Eisenbahn damals fertig gestellt. Nach einem kurzen Besuch bei meiner Schwester, deren Mann seit kurzem wieder von Berlin zu seiner Truppe übergesiedelt, fuhr ich früh am anderen Morgen mit der Post weiter nach Tilsit. Unterwegs teilte mir ein Reisegefährte mit, daß in Rußland die Post keine Beiwagen gebe und man oft 8—10 Tage in Tauroggen zu warten habe, um nach Riga weiter befördert zu werden; er habe bereits vor einer Woche einen Platz für den 4. August sich gesichert. Eine wahre Hiobspost und keine Möglichkeit, sie drahtlich nach Riga gelangen zu lassen. Spät am Abend treffen wir in Tilsit ein; ich bestelle mir alsbald Extrapost, verspreche dem Kutscher hohes Trinkgeld und erreiche Tauroggen so zeitig, daß ich den Postmeister noch im Bette fand. Kein Platz; nicht vor den nächsten acht Tagen. Ich erklärte, daß ich unbedingt abreisen müsse und ihn für jeden Aufschub in Petersburg verantwortlich machen würde. Er schien Angst zu bekommen; schlaftrunken bangte ihm, dem wahrscheinlich nicht ganz

Digitized by Google

nüchternen, vor einem Reisenden, der so herrisch und drohend auftrat. Er wies mich an den Postschaffner; wenn der mir seinen Platz für Geld und gute Worte abtreten wolle, sei es ihm recht. Für viel Geld und weniger gute Worte war er willig. So konnte ich nach einer Stunde abfahren und traf rechtzeitig am Abend des 5. August in Riga ein.

Pastor Iken holte mich mit freundlichem Lächeln an der Post ab. Früh am anderen Morgen fuhren wir mit dem Dampfboot stromabwärts die Düna an die Meeresküste, wo am schöngelegenen Strand der Pastor mit seiner Familie Sommeraufenthalt genommen. Köstliche drei Tage verlebte ich draußen in der herzig-lieben, echt deutschen Familie aus Vegesack bei Bremen. Selbstverständlich, daß die Stelle in Petersburg, die hohe Bedeutung des heimgegangenen Bruders und was er in wenigen sieben Jahren seiner Wirksamkeit der Gemeinde geworden, den Hauptgegenstand unserer Unterhaltung bildete. Nach drei Tagen zeigte ich dem prächtigen Manne meine Abreise an; aber nicht nach Petersburg, sondern mit dem fälligen Dampfer nach Stettin. Aus all der Unterhaltung sei ich zu der Überzeugung gelangt, daß wenn er, der viel ältere Mann, sich zur Übernahme des wichtigen und schwierigen Postens nicht für tauglich halte, ich, der noch so gar grüne Kandidat, erst recht es nicht sei. Ich wolle lieber von einer Vergnügungsreise nach Riga heimkehren, als mit der Meldung, in Petersburg bei der Bewerbung um eine Pfarrstelle — wie die Reise wider Wille sicherlich im Gerede der Leute angesehen werde — durchgefallen zu sein. „Das solle ich mir nur aus dem Kopf schlagen. Er habe bereits auf dem morgen nach Petersburg abgehenden Dampfer einen Platz für mich belegt, auch dem Kirchenrat gemeldet, daß ich der gegebene Mann sei. Ich hätte nun in Gottes Namen die entscheidungsvolle Reise anzutreten. Er habe wohl bei der Ankunft über den wagemutigen Jüngling lächeln müssen, der einen Gang tue, für den er selbst sich zu schwach fühle; nun aber freue er sich von Herzen und auch für die Petersburger Gemeinde, daß sein teurer, früh vollendeter Bruder einen Nachfolger finden werde." So mußte ich mich ein zweites Mal widerstrebend fügen und den Dingen ihren

Digitized by Google

Lauf lassen. „Wie Gott sieht meine Sachen an, will ich ihm halten stille.“ Auf dem Dampfer machte ich die Bekanntschaft eines älteren Fräuleins aus Petersburg; sie ist hochbetagt erst vor wenigen Jahren gestorben; ich nannte sie scherzend bis zuletzt in Erinnerung an die Fahrt meine älteste Petersburger Freundin. Gleich am ersten Tag brachte sie die Unterhaltung auf den heimgegangenen Pastor Konrad Iken und welch' unersetzlichen Verlust die Gemeinde, zu der sie nicht gehörte, durch seinen frühzeitigen Tod erlitten. „Ich will doch den sehen, der es wagt, eines solchen Pastors Nachfolger werden zu wollen.“ Daß der Reisegefährte der Waghalsige wider Willen sei, durfte nicht verraten werden; denn ich wollte den Redestrom nicht stauen und mehr noch von Iken und seiner Gemeinde erfahren; darum als Antwort nur die Gegenfrage, ob sie denn der Gemeinde raten wolle, verwaist zu bleiben, da sie ihren Iken nun doch nicht aus dem Grabe erwecken könne? Sie hat mir noch viel berichtet, die offenherzige, redselige Verehrerin des entschlafenen Pastors, völlig ahnungslos bis zuletzt, wer der junge Mann wohl sei, der so wißbegierig nach all den Vorgängen in der ihm doch fremden Gemeinde sich erkundige.

Der Kirchenrat holte den Kandidaten an der Landungsstelle des Dampfers ab und brachte ihn in das Pastorat, das für seinen Aufenthalt wohnlich hergerichtet, selbst mit einer deutsch-redenden Wirtschafterin versehen war. Auf einen mehrwöchigen Aufenthalt in der fremden Stadt mußte man sich eingerichtet haben; denn es war die löbliche Sitte, daß ein Wahlkandidat an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen predige, damit die Gemeinde ihn genauer kennen lerne. Ich hatte bei der eiligen Abreise die Niederschriften der drei letzten Predigten eingepackt; auch aus dem Grunde, um nicht vielleicht durch eine außerordentliche, für den besonderen Zweck sorgfältig ausgearbeitete Leistung die Gemeinde zu täuschen. Was unter viel zerstreuender Arbeit in Frankfurt geleistet wurde, hoffte ich mit Gottes Hilfe in immer gereifterem Maße auch fernerhin der etwaigen Gemeinde bieten zu können. Als ich am Donnerstag (12. August) anlangte, war die erforderliche Erlaubnis des Ministers noch nicht eingetroffen, daß der „Ausländer“ am nächsten Sonntag die Kanzel

Digitized by Google

besteigen dürfe. Erst Sonnabend Abend brachte sie der niederländische Konsul aus der Stadt mit auf das Landhaus, wo ich zu Tische geladen war. Andren Tages nach dem Gottesdienst erklärte der liebenswürdige Kirchenrat, daß, wenn ich nach Hause eilte, meiner Abreise nichts im Wege stünde; sie wollten auf die herkömmlichen zwei weiteren Predigten verzichten, da nach der eben gehörten sie einig geworden, der Gemeinde die Wahl des Kandidaten zum Nachfolger von Iken vorzuschlagen. Ich aber wollte nicht, daß um meinetwillen der gute Brauch unterbrochen werde; auch war es mir wichtig, aus eignem Augenschein etwas näher die Gemeinde kennen zu lernen, und ob ich die Freudigkeit gewinnen könne, eine etwaige Wahl als Wille des Herrn zu erkennen. Anstrengende drei Wochen, in die ich eintrat. Wohl neun Zehntel der Gemeinde wohnten während der kurzen Sommerwochen draußen in der reizvollen Umgebung in ihren Landhäusern. Täglich — mit alleiniger Ausnahme meines 25. Geburtstages, den ich in völliger Stille in der Stadt verleben wollte — war ich zu Tisch bei der einen oder andren Familie weit draußen auf ihrem Landsitz, von wo ich erst am andren Morgen mit dem liebenswürdigen Wirte zurückkehrte. Im Pastorat folgte dann Besuch auf Besuch bis zum Nachmittag, worauf dann wieder die Fahrt zu einer andren Familie hinaus aufs Land, selbst bis zu einer Entfernung von 25 km, angetreten wurde. Das war ungewohnte Anstrengung, den ganzen lieben, langen Tag ständiger Unterhaltung, deren Kosten selbstverständlich der Kandidat aus der Fremde zu zahlen hatte, mit einer großen Anzahl von bis dahin völlig unbekannten Leuten preisgegeben zu sein, deren scharfer Beurteilung und zwar im Vergleich mit dem Manne, dessen schweren Verlust die ganze Gemeinde schmerzlich empfand, man sich ausgesetzt wußte. Und doch waren mir die stark beanspruchten Tage von hohem Werte. In wohltuendster Weise erfuhr ich, wie sehr den ausschlaggebenden Familien die Gemeinde, deren Familien, Schule, Armen und ihre geistliche Pflege am Herzen lag, und welch' ernstes Anliegen den Einzelnen war, noch vor endgiltiger Wahl den Pastor kennen und werten zu lernen. So ganz anders, wie man es daheim gewohnt war; so recht aus dem

Digitized by Google

Leben einer erfahrenen Auslandsgemeinde heraus, die noch andre Ansprüche an ihren Pastor zu stellen und von ihm zu erwarten hat als in dem altgeordneten, festgefügten Leben der Heimatkirche.

Grade drei Wochen nach meiner Ankunft, am 2. September, drei Tage vor dem zur Wahl angesetzten Sonntag, verließ ich Petersburg, nicht auf dem längeren und mühsameren Landweg, sondern zur See mit einer vor kurzem neu eingerichteten Dampferverbindung nach Rostock. Am Montag früh näherten wir uns der deutschen Küste; langsam und vorsichtig fuhr der Dampfer von Warnemünde aus in dem für seine Größe engen Bett der Warnow flußaufwärts gen Rostock, wo wir um die Mittagsstunde anlangten. Der Kai war dichtbesetzt von Neugierigen, denen das Eintreffen eines Dampfers aus Petersburg noch ungewohntes Ding war. Ich stand auf dem Radkasten, etwas wehmütig: hinter mir hatte ich im fremden Lande so viele Liebe auch bei der Abfahrt erfahren und hier nun an der teuern heimischen Küste unter all' den Neugierigen niemand, der einen Willkommgruß zu bieten habe. Da eilt der Dampferagent zur Landungsbrücke, ein großes Schreiben in der Hand, und ruft meinen Namen. Der Kapitän neben mir, der vermutet, daß die russische Regierung auf den jugendlichen Reisenden fahnde, flüstert mir zu, unbesorgt zu sein; über den Dampfer und seine Insassen habe auf deutschem Boden der Zar keine Macht. Auch die Menge am Kai reckte den Hals nach dem vermeintlichen Flüchtling aus Sibirien. Als ich mich dem Manne mit dem Schreiben zu erkennen gebe, verwandelt sich die strenge Amtsmiene zu freundlichem Lächeln; er zieht den Hut und ruft zu dem Jüngling auf dem Radkasten: „Ich gratuliere, Herr Konsistorialrat, Sie wurden gestern einstimmig zum Pastor der deutsch-reformierten Gemeinde in Petersburg erwählt." Nun erst recht ein Recken der Hälse der Rostocker Philister am Kai. So was hatten sie noch nicht an ihrem Dampfer erlebt, und der „grüne Bursche" da mit den jugendlich roten Wangen und den langen blonden Haaren sah doch gar nicht einem ehrwürdig-alten, gestrengen Mecklenburger Konsistorialrat ähnlich. Nun galt es eine Art „Spießrutenlaufen" über die Landungsbrücke nach einer Droschke, freilich andrer Art

Digitized by Google

wie sie die Reisenden auf der Lästerbrücke in Helgoland auszuhalten haben. Kein spöttisches Lächeln über noch entstellte Züge nach überstandener Seekrankheit, aber gar manches freundliche Echo des eben laut ausposaunten Glückwunsches. So hatte ich den lieben Petersburgern nun auch die schmerzlich vermißten Grüße an der heimischen Küste zu danken.

Anderen Tages schon traf ich bei Mutter in Frankfurt ein. Ich konnte sie nicht mit der stattgehabten Wahl überraschen; ein liebenswürdiger Kirchenältester hatte auch ihr die Nachricht gedrahtet. Nach ein paar Tagen trafen Briefe aus Petersburg mit der dringenden Bitte ein, möglichst rasch die nun bereits seit fünf Monaten erledigte Stelle anzutreten. Die Zeltpflöcke aus dem heimischen Boden abzubrechen, fiel dem nicht schwer, der seit Jahren den Wunsch gehegt, in fremdem Lande Missionar zu werden, und dem Gott den Wunsch in der Weise gewandelt, daß er wohl in der Fremde, aber nun doch in einer heimischen deutschen Gemeinde Prediger sein sollte. Mehr Zeit beanspruchte einmal, Mutter zur Erfüllung der dringenden Bitte zu überreden, mit dem Sohne nach Petersburg zu übersiedeln. Sie wurzelte so fest im deutschen Boden, meinte, alte Bäume vertrügen keine Verpflanzung mehr, sie wolle bis ans Ende ihrer Tage am eigenen häuslichen Herde sich wärmen. Endlich gab sie nach. Allein in Frankfurt zurückzubleiben, erschien ihr doch kaum ausführbar. So lange die treue, gute Mutter lebe, sollte sie die Herrin des Hauses sein, war nun mein fester Entschluß, und damit auch in der Fremde das wohlige Gefühl des Daheimseins in eigenem Hauswesen nicht entbehren, auch das andere wohlige Gefühl, daß sie selbst in ihren alten Tagen an dem ledigen Sohne einen ihr von Gott gewiesenen Beruf erfülle. Eine weitere Zeit beanspruchte die beschleunigte Erlangung der kirchlichen Weihe zum Predigtdienste. In Petersburg wäre niemand gewesen, sie mir zu erteilen, da ich nicht unter dem Konsistorium und dem Generalsuperintendenten stand, sondern Mitglied des Konsistoriums und unabhängig von einer geistlichen Behörde war. Bereits am 19. September, den 17. Sonntag nach Trinitatis, erhielt ich die Predigerweihe (Ordination). Am Morgen des für mich wichtigen Tages brachte mir

Digitized by Google

die Post ein Gedicht — den schönen Schriftzügen nach offenkundig von einer mir bis zur Stunde unbekannt gebliebenen gebildeten Frauenhand —, das sich durch Form und Inhalt so bedeutsam aus der großen Zahl der bei verschiedenen Gelegenheiten empfangenen Gedichten heraushebt, daß ich es diesen Erinnerungsblättern einverleiben möchte; es hat mich in gar mancher Stunde erquickt, getröstet, mahnend aufgemuntert.

Ev. Joh. 20, 21. 23; 21, 15—18.

Nun ruft dich Gott, du sollst die Herde weiden,
So nimm denn fröhlich deinen Hirtenstab;
Tritt in dein Amt und tu dein Werk mit Freuden,
Das dir dein lieber Heiland übergab.
Heut wird man dich zum Dienst der Kirche weihen,
Heut gießt Gott große Gnade auf dich aus.
So geh denn hin im Namen des Getreuen,
So eile denn in deines Gottes Haus.

Gott wird dir da mit Licht und Kraft begegnen;
Knie mutvoll nieder an des Herrn Altar,
Laß dich im Namen des Dreieingen segnen,
Und bringe ihm dich ganz zum Opfer dar.
Der Herr legt unsichtbar auf dich die Hände
Und ruft dir zu: „Sei mein getreuer Knecht
Und predige mein Wort bis an dein Ende,
Verwalte meine Gnadengüter recht!"

Ja, predige den Reichen und den Armen
Das Wort vom Kreuz und ewigen Gnadenbund;
Das Wort von unsres Heilandes Erbarmen
Tu immerdar dem armen Sünder kund,
Und welche noch nicht arm sind und zerschlagen,
Die führe hin zu jenen Ölbergs Höhn,
Und hin zum Kreuz, wo Gott die Schuld getragen,
Da mögen sie ihr Sündenelend sehn.

Auf keinem andren Grunde darfst du bauen,
Als auf dem, der von Ewigkeit gelegt,
Auf Jesum Christ; und da laß dir nicht grauen,
Ob man dich auch mit Spott und Hohn bedeckt.
Und ob du auch von manchem wirst verachtet,
Es kümmere dich der Menschen Urteil nicht,
Ein treuer Knecht allein nur das betrachtet,
Was der, der ihn gesendet, zu ihm spricht.

In allem suche deines Gottes Ehre,
Und Gottes Wahrheit halte unverrückt.
Geh selbst voran zu tun nach deiner Lehre,
Und sei zu jedem guten Werk geschickt;
Sei liebreich, treu, sanftmütig und bescheiden,
Es bleib die Demut deine stete Zier,
Und trage mutvoll alle deine Leiden,
Gott stärkt dich, Gott, dein Heiland, ist mit dir!

So leide dich nun als ein guter Streiter,
Es gilt ja für das Evangelium;
Die Gnade Gottes fördre dich stets weiter:
Trag Christi Schmach, sie wird dir dort zum Ruhm.
Hier kann es ja dem Knecht nicht besser gehen,
Als es dem Herrn und Meister selbst erging;
Wer Christo dient, der muß es auch verstehen,
Den Kelch zu trinken, den er selbst empfing.

So möge Gott denn großes Heil dir geben,
Ihm Seelen zu gewinnen für und für;
O führe nun ein rechtes Priesterleben
Und von den Anvertrauten keins verlier,
Daß wenn der Herr, der uns zum Heil erkoren,
Dich ruft mit ihnen in das Vaterland,
Du sagen kannst: „Ich habe keins verloren,
Von denen, die du gabst in meine Hand."

So geh denn hin, empfange deine Weihe,
Dein Gott, der heil'ge Geist, geht mit dir jetzt,
Er segne dich, er stärke deine Treue,
Denn du wirst wahrlich über viel gesetzt.
Sei treu vom Anfang, treu bis an das Ende,
Und übergib dem Heiland heut dich ganz,
Nimmt er dich einst in seine Gnadenhände,
Dann wirst du leuchten in des Himmels Glanz.
Amen!

Der Aufbruch aus der trauten, alten Heimat war so beschleunigt, daß wir, Mutter und ich, bereits am 30. September, einem schönen, frischen Herbsttag, zur Meeresfahrt nach Petersburg von Rostock abfuhren. Wiederum im schmalen Flußbett gar bedachtsam bis Warnemünde. Es dämmerte bereits, als wir

Digitized by Google

in die offne See steuerten, nun mit Volldampf. Mutter, die zum erstenmal auf dem Meer und nicht seefest wie ihr Sohn war, mußte sich bald in ihren engen, dumpfigen Schlafraum zurückziehen. Ich stand allein am Heck des Schiffes, das Auge nach der flachen Küste gerichtet, die im Abendsonnenschein ruhevoll dalag. Mählig tauchte sie unter, die Dämmerung entzog sie dem Blick. „Ade, du mein Heimatland." Soll ich mich schämen zu gestehen, daß das Auge feucht ward? Dann aber mit festem Schritt nach dem Bug des Dampfers. Die See war unruhiger geworden, als ob die Äquinoktialstürme noch sich geltend machen wollten; das Schiff fing an zu rollen. Der Himmel völlig klar; sein Sternenheer trat licht hervor und spiegelte sich wellenatmend im bewegten Wasser. Nichts auf dem Schiffe regte sich, nur das gleichmäßige, eintönige Geräusch der Räder und von Zeit zu Zeit die Wachtablösung. So stand ich lange, lange und sah vorwärts, wohin das Schiff nun „mit Volldampf voraus" fuhr, aufwärts nach dem hellleuchtenden holden Siebengestirn und dem fest und unbeweglich die Straße weisenden Nordstern. Dahin der Weg und auch die Gedanken! In der feierlich stillen Nacht ward mir zu Mute, als ob ich die Stimme des Herren hörete, die über den Wassern gar herrlich gehet (Ps. 29, 3. 4), und seine Worte drangen tief in die bewegte Seele: Sage nicht, ich bin zu jung, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende. Fürchte dich auch nicht, denn ich bin bei dir (Jer. 1, 7. 8).

Digitized by Google

Namen=Verzeichnis.[1])

	Seite
Aeschines	258
Alexander II.	331
Alexander v. Hessen, Prinz	430
Amalie, Landgräfin	309
André, Familie	36. 39
Andreae, Heinrich	32
Andreae, Alexander	475
Andreae, Valentin	473
Andreae, Victor	473 flg.
Angelico da Fiesole	71
Apel, Literarhistoriker	481
Aristoteles	402 flg. 456
Arndt, Ernst Moritz	123. 203. 429
Arnim-Kröchlendorf, Fam.	413
Arnoldi, Bischof	320
Aubin, Bernhard	4
Auerbach, Jakob	282
Auerswald, Hans Adolf	224
Augustin	384. 456
Baader, Clemens	119
Babut, Pastor	480
Baird, David	20. 485
Bakunin, Michael	217
Bang, Leonhard	164. 185. 187
Bansa, Senator	43
Bärenklau, Familie	162
Bartholdy, Jakob	69 flg.
Bartholmes, Charles	33
Basedow, Bernhard	107
Basse, Wilhelm	486
Batt, Wittwe	439. 456
Baumann, August	126. 255
Baumann, Friedrich	93 flg.
Baumann, Fritzchen	101 flg.
Baur, Ferdinand	323. 334
Beck, Joh. Tobias	434
Becker, Karl	40
van Beek, Theodor	435
v. Beethoven, Ludw.,	124. 407. 419. 464 flg.
Bender, Heinrich	33
Bender, Karl Friedrich	33
Bente, Theodor	295
Bernard, Familie	36. 39
Bernays, Michael	458 flg.

1) Wir geben hier ein vollständiges Verzeichnis der in dem Buche erwähnten Personen; es ist schwer, eine Grenzlinie zu ziehen und die nur nebenbei genannten Personen von denen auszuscheiden, über die genaueres mitgeteilt wird. Den Familiennamen ist nicht eine oft wechselnde Berufsstellung beigefügt, sondern der bleibende Rufname; oft eine recht mühselige, zeitraubende Sache, die noch lästig erschwert wird durch die ärgerliche Unsitte, ein Kind bei der Taufe mit zwei, selbst drei und vier Vornamen zu belasten, durch die weitere Unsitte, nicht wie in England nur den Rufnamen auszuschreiben, die andren unnützen Vornamen nur mit dem Anfangsbuchstaben anzudeuten, sondern alle Vornamen auszuschreiben und dann dem Geschichtschreiber die Wahl und Qual zu überlassen, ob der erste oder zweite oder dritte der Rufname sei. In ein paar Fällen war es mir unmöglich, den Rufnamen ausfindig zu machen; zumal auf den letzten Bogen, die in der Sommerfrische, fern den Hülfsmitteln einer reichen Bücherssammlung, geschrieben wurden. Es blieb nichts andres in diesen Fällen übrig, als dem Familiennamen den Beruf beizufügen.

Digitized by Google

	Seite
Bernkopf, Kassenrendant	359
Bethmann, Moritz, Frhr. v.	481. 487
Beyer, Hartmann	232
Beyschlag, Willibald	269. 383. 413. 484
v. Bismarck, Johanna	317
v. Bismarck, Malwine	413
v. Bismarck, Otto	120. 413. 430
Blumenbach, Friedrich	15
Bluntschli, Kaspar	452
v. Bodelschwingh, Chr. Karl	413
Boeckh, August	372
Böhmer, Friedrich	115. 281
du Bois-Reymond, Emil	378
Boisserée, Sülpiz u. Melchior	115. 441
Bonnet, Louis	476. 479 flg.
Bonpland, Aimé	27
Bopp, Franz	378
v. Boyneburg, Otto	301
Brandes, Georg Friedrich	16
Braun, Alexander	356. 378. 416
Brentano, Bettina	36. 39
Brentano, Clemens	36. 39. 115. 457
Brenz, Joh.	443
Bucer, Martin	233. 443
Buddha	333
Bulwer, Edward	247
Buttmann, Karl	109
Buttmann, Philipp	271
Byron, Georg	457
Caird, Wilhelm	327
Caledon, Earl	21
Calvin, Joh.	234. 322. 392. 395. 414
Campe, Joachim Heinrich	107
Candidus, Pantaleon	92
Carlyle, Thomas	327
Cartwright, Rev. D.	13
Caesar, Julius	425
Cervantes, Miguel	341
Chalmers, Pastor	485
Chatham, Lord, s. Pitt.	
Cicero	260. 271
Clauren s. Heun.	
v. Cornelius, Peter	69 flg. 124
Correggio, Antonio	354
Cramer, Alfred	435
Cramer, Dietrich	435
Creizenach, Theodor	188. 291. 458
v. Cronstett, Justina	139
Croeßmann, Friedrich	481 flg.
Curtius, Ernst	51. 378
Custine, Adam Phil., Graf	100
Cuvier, Georg	121
Dahlmann, Christoph	221
Dalberg, Fürst Primas	4. 53. 244. 481
Dalton, Arthur	76
Dalton, Cäcilie	34. 127. 295 flg. 435. 438
Dalton, Emma	43. 127. 435
Dalton, Hermann	37 flg.
Dalton, John	7. 9 flg.
Dalton, Lawrence	7 flg. 141 flg.
Dante	329. 341. 457
Deichler, Christian	239. 477
Delosea, Homöopath	476
Demosthenes	266
Dessoir, Ludwig	421
Diesterweg, Adolf	193
Dietsch, Kreisamtmann	215
Diez, Christian Friedrich	262
Dilthey, Wilhelm	406 flg.
Dominikus	181
Döring, Theodor	421
Dorner, August	414
Dorothea von Holstein-Glücksburg	356
Dove, Heinrich Wilhelm	378
Dulon, Prediger	453

Digitized by Google

Seite

Dungern, Freifräulein von 478
Düring, Georg Heinrich 113. 420

Eckhardt, Anna 344
Eckhardt, Lehrer 102
Ehrenberg, Gottfried . . 378
Elisabeth, die heilige . 302 flg.
v. Ellroth, Friedr. Wilhelm 5
Enders, Ludwig 276
Engelhardt Professor . . 186
Enke, Joh. Franz 378
Erdmann, David 388
Ernst, August 190
v. Eschenbach, Wolfram 280. 426
Ewald, Heinrich 386

Fenner, Schulleiter . . . 186
v. Feuerbach, Anselm I . . 461
v. Feuerbach, Anselm II . 460
v. Feuerbach, Anselm III 461 flg.
v. Feuerbach, Henriette 456. 461 flg.
Fichte, Gottl. 206. 332. 374 flg. 380
Findeisen, Armin 409. 412 flg. 472
Fischer, Kuno 453
Fliedner, Fritz 431
Fliedner, Theodor 106. 366
Follen, Karl 262
Foltz, Fritz 105
Foltz, Gretchen . . . 101. 433
Foltz, Jettchen 105
Foltz, Johann 100
Foltz, Karl 105
Foltz, Ludwig 104
Foltz, Philipp . . . 105. 124
Forster, Reinhold 16
Fox, Karl Wilhelm . . . 8
Franklin, Benjamin . . . 9
Frantz, Theodor 295
Franziskus v. Assisi 178. 302
Fremerey, Familie . . 456 flg.
Fresenius, Joh. Phil. 235. 239
Fresenius, Remigius . . . 239

Seite

Friedrich Barbarossa . . 292
Friedrich d. Große 17. 367. 373
Friedrich II., Kaiser . . . 58
Friedrich, Kronprinz . . . 369
Friedrich III., Kurfürst . 90. 443
Friedrich V., Kurfürst . . 444
Friedrich von Oesterreich 194
Friedrich Wilh. III. 365. 375. 417
Friedrich Wilh. IV. 362. 366 flg.
Friedr. Wilh., Kurf. 373. 417. 444
Fries, Betty 317
Fries, Jakob Friedrich . . 315
Froriep, Justus Friedr. 375. 380
Fuhr, Fräulein 421
Fürstenberg, Familie . . . 179

v. Gagern, Heinrich . 220. 228
Gall, Franz Josef 171
Gatterer, Jakob 15
Geisow, Ludwig . . 133. 138
Georg, Landgraf v. Hessen-Darmstadt 309
Georg II. von England . . 7. 16
Georg III. von England . 14
v. Gienant, Freiherr . . . 79
Gildemeister, Joh. . . . 320
Glauburg, Familie . . . 179
Glinka, Michael 359
Gluck, Willibald 419
v. Gneisenau, Neidhart . 374
v. Gneist, Rudolf 378
Göbel, Konsistorialsekretär . 484
Godet, Friedrich 323
v. Goethe, Wolfgang 6. 36. 39. 40 51. 109. 116. 139. 203. 235. 237. 280. 421. 440. 458.
v. d. Goltz, Hermann . . . 414
Gottfried von Straßburg 280
Graham, Oberstleutnant . . 21
Grenfell, Lydia 485
Grimm, Wilh. u. Jak. 64. 67. 378
Grohe, Familie 457

Digitized by Google

	Seite
Grunelius, Familie	162
Guaita, Georg Friedrich 43.	162
Guiollet, Maire	53
Günderode, Familie	162
v. Günderode, Maximilian	107
Guſtav Adolf, König	99
Gutermann, Friedr. 185 flg. 194.	477
Guths-Muths, Chr. Friedr.	193
Hahn, Chriſtian	193
Haman, Familie	162
Hamann, Georg	282
v. Haſe, Karl 246.	318
Haſſel, Georg 161 flg.	
Haſſenkamp, Friedr. Wilh.	326
Haſſenpflug, G. L. F.	326
Haueiſen, Philipp	281
Haupt, Moritz	378
Haydn, Joſef 407.	419
Heber, Philipp	38
Hecker, Friedrich	212
Hegel, Wilhelm 38.	332
Heine, Heinrich	261
Hengſtenberg, Ernſt Wilh. 269. 381. 386 flg.	409
Henke, Ernſt. 313 flg. 327.	395
Henke, Wilhelm	344
Hendſchel, Albert	190
Heppe, Heinrich	326
Herder, Gottfr. 109. 118. 282.	320
Heß, Profeſſor	185
Heubner, Otto 215 flg.	224
Heun, Karl	89
Hey, Joh. Wilhelm	129
Heyden, Eduard	34
Heydenreich, Henriette	460
Heyne, Chriſtian Gottlieb	15
Heyne, Thereſe	16
Hendrichs, Hermann	421
v. Hofmann, Joh. Konrad	434
v. Hohenberg, Graf	80
Hohenthal, Wilhelm 410 flg.	472
Holbein, Hans der Jüngere	354
Holtzmann, Friedrich 3.	106
Holzhauſen, Familie	162
Homer 271. 277.	412
Horaz 219.	260
Hornung, Paſtor	481
Hotho, Guſtav	378
Hufnagel, Wilh. Friedrich	107
v. Humboldt, Alexander 27.	372
v. Humboldt, Wilh. 206. 262.	374
Humbracht, Familie	162
Hundeshagen, Karl Bernh.	447
Jean Paul	102
Jeremias	333
Iken, Auguſt 488 flg.	
Iken, Konrad	490
Johann II., Herzog	92
Johann v. Öſterreich, Erzherzog	221
Jordan, Sylveſter	211
Jordan, Wilhelm 288 flg.	
Jung-Stilling, Heinr. 160.	266
Jung-Stilling, Magdalene	267
Jungé, Fritz	435
Jungé, Hermann	435
Jungé, Max	433
Juſti, Karl 319. 336 flg.	458
Kaiſer, Gottlieb Chriſtian	86
Kamehameha II.	28
Kant, Immanuel 112.	332
Karl der Große	58
Karl Friedrich, Markgraf	445
Karl Ludwig, Kurfürſt	445
Karl V. 292.	469
Karl Theodor, Kurfürſt	84
v. Kaulbach, Wilhelm	417
Keerl, Amalie	461
Keller, Ludwig	378
v. d. Kemp, Theodoſius 23.	135
Kertell, Karl	105

Digitized by Google

	Seite
Kimmeter, Schulleiter . .	161
Kirchner, Ant. 107 flg. 163. 244 flg.	
Kirchner, Konrad . 243 flg.	470
Kleeblatt, Schwimmlehrer 167. 169.	191
Klein, Apotheker	33
v. Klettenberg, Susanne .	237
Klopstock, Friedrich Gottlieb	282
Knox, John	234
Kögel, Rudolf	257
Köhnlein, Ludwig . 134.	162
Konrad III.	293
Konrad von Marburg . .	302
Körner, Theodor . . 123.	213
Koester, Frau	421
Kotschy, Karl . . . 217 flg.	225
Krafft, Ludwig . . . 120.	186
Krebs, Jos. Philipp . . .	274
Kriegk, Georg Ludwig, 49. 57. 189. 210. 277.	290
Krummacher, Friedr. Adolf	123
Krummacher, Friedr. Wilh.	367
Kugler, Franz	353
Kuyper, Abraham	377
La Roche, Sophie . . 36.	39
v. Lancizolle, Karl Wilh. 107.	234
Langenbeck, Bernhard Rud.	378
Laski, Johann . . . 107.	234
Lavater, Johann Kaspar .	109
Lehn, Frau, Erzieherin . .	162
Lehnerdt, Gen.-Sup. . . .	378
Leibniz, Gottfried Wilhelm	407
Lepsius, Karl Richard . .	378
Lessing, Gotthold Ephraim	282
Lichnowsky, Felix . . .	224
Lichtenstein, Martin . . .	372
Liebig, Christoph	419
Livius	271
Löhe, Wilhelm	121
Lotheisen, Ferdinand . . .	481
Ludwig I.	86
Ludwig, II.	460
Ludwig XIV.	41. 90
Ludwig von Bayern . .	194
Ludwig der Fromme . .	57
Ludwig, Landgraf . . .	302
Luise, Königin	375
Lumley, Botschaftsrat . .	167
Luther, Martin, 179. 232. 239. 280. 301. 395.	477
Mahner, Ernst . . 192.	305
Mangold, Karl Julius . .	326
Marheineke, Friedrich Konr. 375. 381.	382
Märcker, Johannes . . .	470
Marlborough, John Churchil, Herzog	7
Martens, Georg Friedrich .	15
Martyn, Heinrich	484
Max Josef, Herzog u. König	86
Mazeppa, Iwan	145
Melanchthon, Philipp . .	443
Mendelssohn, Felix . .	419
Merle, Gen.-Sup.	328
Metzler, Familie	37
Meuricofre, Bankier . .	474
v. Meyer, Guido	121
Meyer, Heinrich Aug. Wilh.	322
v. Meyer, Hermann . . 27.	38
v. Meyer, Joh. Frdr. 117 flg.	152
Michaelis, Karoline . . .	16
Michel-Angelo	71
Milton, John	457
Mitscherlich, Eilhardt . .	378
Mittermaier, Karl Jos. Ant.	446
v. Mohl, Robert	446
Molière, Jean Baptiste .	341
Molitor, Franz	119
Montgomery, Edmund .	285
Morgenstern, Joh. Friedr.	244
Mozart, Wolfgang . 407.	419
Müller, Joh. . . . 378.	401
Müller, Julius. . 324 flg.	395
Mumm, Familie	37

Digitized by Google

Seite

Nägelsbach, Karl Friedr. 186
Napoleon I. 3. 18. 25. 79. 85. 288
Napoleon III. 288
Neander, Aug. 246. 319. 381. 395
Neff, Arzt 119
Nesen, Wilhelm 179
Nitzsch, Immanuel 246. 356. 380. 383 flg. 409. 427. 430. 448. 483

Oetinger, Frdr. Christian 448
Ökolompad, Johann . . 443
Olevian, Caspar 444
Otto Heinrich, Kurfürst 443 flg.
d'Orville, Familie . . . 36
Overbeck, Friedrich . . 69 flg.

Palm, Johann Philipp . . 376
Palmer-Davies, Georg 477 flg.
Passavant, Joh. Dav., 115. 353
Passavant, Joh. Karl, 115. 119. 153. 198
Passavant, Ludwig . 108. 115
Passavant, Nikolaus . . 109
Passavant, Rudolf . . . 109
Paulus, Eberh. Gottl. . . 92
Perikles 263
Perkeo 437
Perugino 69
Pestalozzi, Heinrich 107. 109
Peter der Große . . . 146
Philipp der Großmütige 301
Pilet, Samuel 479
Piper, Ferdinand 388
Pitt, Wilh., Graf Chatham 8
Platen, August, Graf . . 261
Plato 277. 402. 456
Plitt, Theodor 447
Pobedonoszeff, Konstantin 331
Purmann, Jakob 117

Raffael . . 69. 353 354. 466
Randschit Sing 24
Ranke, Ernst . . 274. 321 flg.

Seite

v. Ranke, Leopold . 321. 378
Rauch, Christian 262
Raumer, Friedrich . . . 378
Raumer, Rudolf 280
Ravenstein, August . . 193 flg.
Reginald, Zisterzienser . . 442
Renan, Ernst . . . 323. 414
v. Reutern, Basil . 180. 477
v. Reutern, Gerhard 180. 239. 477
Richter, August Gottl. . . 15
Rinz, Stadtgärtner . . 53 flg.
Ritschl, Albert . . . 232. 486
Ritter, Karl 378
Röder, Professor 189
Rödiger, Georg Ludwig 269 flg.
Ronge, Joh. 172
Rothe, Richard . 435. 447 flg.
Rothschild, Karl Mayer 162. 188
Rousseau, Jean Jacques . 107
Ruoff, Wilhelm 164
Ruprecht I., Pfalzgraf . . 443

Salomo 437
Sand, Karl Ludwig . . . 382
v. Savigny, Friedr. Karl . 115
v. Schadow, Friedr. Wilh. 69
v. Scharnhorst, Gerhard . 374
v. Scheffel, Viktor . . . 439
Scheffer, Wilhelm . . . 326
Schelble, Nepomuk . . . 113
v. Schelling, Josef 16. 119. 153. 185. 332
Schenk zu Schweinsberg, E. 311
Schenkel, Daniel 323. 447. 452 flg.
v. Schenkendorf, Max . 123
Scherbius, Joh. 5
Scheve, Gustav 17
Schiller, Friedrich 117. 123. 131. 280. 421. 440
Schinderhannes . . . 79
Schinkel, Karl Friedrich . 362
Schlee, Ernst . . . 276. 286

Digitized by Google

	Seite
Schlegel, August Wilhelm	16
Schleiermacher, Dan. Ernst 120. 206. 244. 358. 374 flg. 378. 392 flg. 407.	
Schleiermacher, Nathanael	314
Schloſſer, Friedrich Chriſt.	189
Schlüter, Andreas 356. 360 flg.	
Schmalz, Heinrich Th. 375.	380
Schmidt, Familie	163
Schmidt, Lenchen . 131.	162
Schmieder, Heinr. Eduard	393
Schneider, Lizentiat . .	388
Schoenemann, Lili . .	36
Scholl, Ludwig	184
Schönlein, Joh. Lukas .	378
Schopenhauer, Arthur .	333
Schrader, Ludolf	231
v. Schubert, Heinrich . .	186
Schumann, Clara . . .	464
Schwartz, Heinrich Chriſtian	266
Schwarz, Karl Heinr. Wilh.	452
Schwegler, Albert . . .	332
Schweizer, Alexander . .	358
Schwenk, Konrad 258 flg. 277 flg.	331
v. Schwind, Moritz . . .	67
Scott, Walter	247
Seufferheld, Familie . .	162
Shakeſpeare, W., 246. 341.	421
Skobelew, Demetrius . .	337
Skobelew, Michael, Sohn	337
Sophokles . 258. 263 flg.	277
Spekter, Otto	129
Spener, Philipp Jakob 178. 229. 235. 244.	247
Speyer, Wilhelm	39
Spieß, Chriſtoph	239
Staël, Germaine, Baronin	315
Stahl, Julius	378
Stallburg, Familie 162.	179
Stark, Joh. Friedrich . .	235
Steffens, Heinrich . . .	376
Stein, Alexander . . 244.	479
v. Stein, Karl, Freiherr .	206
Steitz, Georg Eduard 232.	243
Steuben, Friedrich Wilh. .	37
Stier, Rudolf	477
Stoltze, Friedrich)	191
Strauß, David	323
Stüler, Friedrich Auguſt .	179
Süvern, Joh. Wilhelm . .	380
Suworoff, Alexander . .	337
v. Sybel, Heinrich 320. 344.	478
Tacitus	425
Taubenheim, Guſt. Reinh. 247.	470
Teichmüller, Guſtav 403 flg.	472
Telluſon, Johann . 147 flg.	
Terſteegen, Gerhard . .	449
Thierſch, Heinrich 326 flg.	334
Tholuck, A., 246. 321. 324.	395
Thomas, Bürgermeiſter 114 flg.	
Thorwaldſen, Bertel . .	262
Thudichum, Georg . . .	262
Thukydides	266
Tieck, Ludwig	459
Tietzen, Bierwirt	409
Tilly, Tſerclaes, Graf . .	444
Tizian, Vicellio . . 354.	466
Todt, Karl	217
v. Treitſchke, Heinrich 172.	189
Trendelenburg, Fr. Ad., 40. 274. 356. 400 flg.	430
Tweſten, Aug. Detlev 312.	386
Tzſchirner	217
Uhden, Joh. Wilhelm . .	38
Umbreit, Fr. Wilh. Karl .	447
Urſinus, Zacharias . . .	444
Vangerow, Karl Adolf .	446
Veit, Philipp	69
Velasquez, Diego . . .	342
Veroneſe, Paolo	354
Viehmännin, Frau . . .	63

Digitized by Google

	Seite
Wilmar, Auguſt . 278 flg.	327
Virgil . . . . . 219.	261
Vömel, Th. 172. 231. 263 flg. 293.	477
Vorländer, Franz . 332.	457
Wagner, Johanna . . .	421
Wagner, Rudolf	401
Waitz, Theodor	332
Walter v. d. Vogelweide	280
Waſhington	9
v. Weber, Karl Maria . .	419
Wecker, Ludwig	276
Weismann, Auguſt . . .	276
Weismann, Konr. Auguſt	278
Weiß, Chr. Samuel . 373.	378
Welcker, Friedr. Gottlieb .	262
Wellhauſen, Julius . .	323
Wellington, A, Herzog	25. 76
Wernigk, Reinhard . . .	92
Werther, Geſandter . . .	404
Weſtphal, Joachim . . .	234
de Wette, Lebrecht 322. 324. 375. 381.	382
Wichern, Joh. Hinrich 353.	430
Wilhelm VI., Landgraf . .	309
v. Willemer, Marianne 36. 116.	204
Winkelmann, Joh. Joach.	262
Winter, Margaretha . . .	31
Wolf, Friedrich Auguſt . .	380
Wolf, Hausarzt	152
Woodhouſe, Apoſtel . . .	476
Xenophon	271
Yſenburg-Büdingen, Joh. Philipp, Graf . . .	38
Zeller, Chriſtian Heinrich .	330
Zeller, Eduard . 332 flg.	342
v. Zezſchwitz, Gerhard . .	239
Zimmer, Joh. Georg . .	479
Zittel, Karl	452
Zitz, Franz	222
Zoega, Georg	262
Zoepfl, Heinrich	447
Zumpt, Gottlob	271
v. Zwack, Geh. Rat . . .	121

Digitized by Google

Verzeichnis der Lichtbilddrucke.

Dalton, Cäcilie . . . . . 1838: S. 127; — 1852: S. 295
„ Emma . . . . . 1838: „ 127; — 1878: „ 435
„ Friederike . . . . . 1833: „ 30
„ Hermann . . . . . 1838: „ 127; — 1849: „ 254
1853: „ 307; — 1858: „ 495
„ Lawrence . . . . . 1833: „ 30

Pfarrer Bonnet . . . . S. 479
Professor Henke . . . . „ 313
General Jungé . . . . „ 434
Karl Justi . . . . . „ 336
Pfarrer Kirchner . . . . „ 249
Professor Kriegk . . . . „ 189
Professor Nitzsch . . . . „ 389
Professor Rothe . . . . „ 448
Professor Trendelenburg . „ 400

Frankfurt: Der Römer . S. 58
„ Unser Haus . „ 215
Heidelberg . . . . . „ 436
Marburg . . . . . „ 300
Marburger Studentenbild „ 348
Waldfischbach . . . . . „ 81
Handzeichnung von Hendschel . . . . . „ 191

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 018 872 119

APR 14 '60 H
APR 13 '61
JUN 10 1974 ILL
4378476
CANCELLED
WIDENER
SEP 11 1995
CANCELLED

Digitized by Google

Digitized by Google